This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1294
Afr 9488.90
VE RI TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe.

Erster Band.

Von der Capstadt

ins

Land der Maschukulumbe.

Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883—1887

von

Dr. Emil Holub.

Mit 205 Original-Holzschnitten und 2 Karten.

Erster Band.

Wien, 1890.
Alfred Hölder,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Rothenthurmstraße 15.

Harvard College Library
Von Moltke Collection
Gift of Y. C. Coolidge
July 15, 1904

Alle Rechte, insbesondere das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Seiner

Apostolischen Majestät

dem Kaiser und Könige

Franz Josef I.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Seite

Die Katastrophe am Zambesi 1875 und die Ausrüstung der zweiten Expedition 1

I. Vom Nordwestbahnhof nach Capstadt. Im Bereiche des Tafelberges.

Abschied am Nordwestbahnhof. — Dresden, Hamburg und der U. S. S. C. Dampfer »Pretoria«. — Verladung. — Die erste Instructionsstunde. — Das Leben am Schiffe, Ankunft in Capstadt. — Die erste Heimsuchung. — Hon. Brown und das Parlament. — Handelsniedergang im Caplande. — Capitän Murisson. — Telegraphische Hilfe und Lord Derby's Telegramm. — Der Chef der Firma Poppe, Rossow & Co. — Ausstellung im Saale der Handels- und Gewerbekammer. — Ankunft der Fregatte Sr. Majestät »Donau«. — Neues Ministerium und Col. Schermbrucker. — Zugeständnisse für die Eisenbahnfahrt. — Neue Schwierigkeiten. — Politisches aus dem Caplande 11

II. Colesberg. Reise durch den Oranje-Freistaat.

Die in Cradock und Colesberg erkauften Zugthiere und gemietheten dunklen Diener. — Die Besteigung der Colesberg-Höhe. — Vermessungen auf der Höhe. — Geologische Structur. — Diorithöhen. — Colesberg Anfang 1884, die nördlichste Eisenbahnstation. — Fauna und Flora der Höhen und Ebenen. — Die südafrikanischen Küsten- und Binnenlandzonen. — Ein Schneegestöber auf dem Colesberge, Folgen der Winter-

Seite

stürme auf die Viehzucht des Nord-Caplandes. — Abreise von Colesberg. — Der Aufenthalt in New-Port und die gewonnenen Sammlungen. — Verderblicher Einfluß des Branntweingenusses unter den Schwarzen. — Der Oranje-Freistaat, seine Regierung, Gerichtsbarkeit und die allgemeinen Verhältnisse. — Südafrikanische Kohlengebiete. — Behandlung und Heilung der Lungenseuche. — Das Gewinnen der Buschmanngravirungen am Scht-Macaar. — Tom und Harry Meintjes', die neuen Reisebegleiter. — Die Diamantengruben von Jagersfontein. — Meiner Frau erfolgreiche Jagd. — Wildschonung im Oranje-Freistaate. — Achttägiger Aufenthalt am Modderriver. — Kopjesfarm. — Boshof. — Bella's Abschied. — Aufenthalt auf Kameelfontein. — Die Verhältnisse der holländischen Farmer im Oranje-Freistaate. — Die Holzfrachter im Baalthale . . . 38

III. Durch die westliche Transvaal. — Aufenthalt am Matebe und am oberen Notuany.

Die Betschuana-Expedition und ihr Erfolg. — Goldfelder der Transvaal. — Delagoabahn. — Bodenbeschaffenheit der Oranje-Freistaaten und des Transvaalufers von Pniel bis Bloemhof. — Holzhändler und die Ausrodung der Nutzhölzer im Baalgebiete. — Christiana. — Die Diamantengruben am Baalflusse. — Die höchste Hochplateaufläche Südafrikas. — Unangenehme Nachbarn. — Der glückliche Fund einer Kunststätte der Buschmänner. — Die Zukunft der Buschmänner. — Sumpf im Hartsriverthale. — Ausbeute am Hartsriver. — Springbockantilopen. — Die Molapoquellen. — Südafrikanische Raubvögel. — Unser Lager in Linokana. — Der Ausflug ins Notuanythal. — Pavianjagd und Jagen des Stachelschweins. — Meiner Frau gefährlicher Ritt durch Nacht und Sturm. — Beiträge zur Geschichte der Baharutse. — Gründung von Manuawe. — Wissenschaftliche Ausbeute in Linokana und der Umgebung. — Anpflanzung exotischer Bäume in Linokana. — Unser Asyl in Linokana. — Neue Heimsuchungen. — Abreise von Linokona. — Mühseligkeiten der Reise durch das Buisport. — Unfall in den Dwarsbergen. — Diebische Bakhatla 93

IV. Im Marico-Limpopothale.

Von der Marico- bis zur Notuanymündung. — Erichson, der Elfenbeinhändler. — Matabele rauben eine seiner Heerden. — Das Limpopothal. — Schmiedewerkstätte im Felde. — Hoch- und Federwild im Thale. — Charakteristik der Limpopoufer. — Das afrikanische Hochplateau das größte Hinderniß der Civilisation. — Krokodile auf Wanderungen. — Drei Kuduantilopen. — Fekete's Wildschweinjagden. — Das Präpariren der Felle größerer Säugethiere. — Abenteuer mit einer Wasserantilopentruppe und Kudus. — Verwundungen durch Fische. — Erster Versuch

Seite

mit meinem Ponton an einem afrikanischen Gewässer. — Das Gebiet der Bakhatla. — Das englische Protectorat über die Betschuana. — Der englische und der österreichisch-ungarische Krämer 139

V. An der Notuany-Mündung.

Der Limpopo innig ersehnt. — Angenehme und unangenehme Erinnerungen. — Unser gegenwärtiges Lager. — Besuch des Bamangwato-Prinzen Khamane. — Khamane und Khama. — Vertrag mit Khamane. — Abgaben unter den Betschuana. — Der Besuch bei Khamane am Matlobatse-Flusse. — Krankheitsfälle und Vorurtheile unter Khama's Unterthanen. — Ritt durch's Matlabatse-Thal. — Vogelleben im Matlabatse-Thale. — Löwenspuren. — Vorsicht der Leute Khamane's. — Ein abgeschlossenes Tauschgeschäft. — Basuto-Pferdehändler auf der Reise nach dem Matabelelande. — Verunglückte Honigsucher. — Gaukler-Episoden. — Resultat des Aufenthaltes am Limpopo 167

VI. Reise durch das südliche Ost-Bamangwatoland. — König Khama.

Der letzte Ausspann im Limpopothale. — Reise durch eine »Durststrecke«. — Scenerie und reicher Pflanzenwuchs im Sirorume-Thale. — Thierleben am Kabamuci. — Salzsee. — Gunova, der ersehnte Quellenweiher. — Wassermangel in Schoschong. — Ankunft in Schoschong. — Bei Francis und Clark gastlich aufgenommen. — Eine Begegnung mit englischen Truppen, welche aus dem Amatabelelande nach dem Süden zurückkehren. — Besuch des königlichen Gehöftes. — Geschenke an Khama und die Königin Ma-Bessie. — Des Königs Gegengeschenk und der wiedergefundene Sattel. — Die europäische Ansiedlung zu Schoschong. — König Khama als Civilisator. — Abreise von Schoschong. — Aufenthalt an den Monakulungwe-Cisternen. — Khama's Lebewohl. — Origineller Gebrauch des Schlageisens beim Fange kleinerer Raubthiere von Seite der Bamangwato. — Verlust unseres Aasgeiers. — Das Serue-Becken. — Das Klippdachsschloß. — Eine Pavianjagd im Felsgeklüfte der Ostwand des Serue-Beckens. — Die südafrikanischen Paviane. — Beschwerlicher Abstieg von dem Serue-Hochplateau zum Misathale. — Aufenthalt an der Misa-Spruit. — Abreise und Eintritt in das winterliche Durstland des centralen Ost-Bamangwatololandes 220

VII. Die Durststrecken des centralen Ost-Bamangwatolandes.

Das wasserarme Durstland, im Hochsommer ein gefährlicher Sumpf. — Mapanibäume und Knopidorn-Mimosen, ihr Nutzen und ihre Verbreitung. — Drohendes Unheil bei der Ankunft an den Dinokanaquellen. — Der Abhang zum Salzseebassin. — Die Ma-Karri-Karri-Salzsee-Gruppe. —

Seite

Unfall bei einer der nächtlichen Fahrten. — Eine Scene am Ufer der Ma-Karri-Karri. — Hydrographische Befunde am Ost-Ufer der Ma-Karri-Karri. — Die Salzlachen im Soabette und das Wild an seinen Ufern. — Sehr beschwerlicher Zug im Natathale. — Die Raubzüge der Amatabele gegen die Eingebornen am Zuga und N'Gami-See. — Die furchtbaren Schicksale der ausgezogenen Räuber. — P. Boomes' Erfahrungen unter den Matabele im Felde. — Das verlassene Lager der Bamangwatojäger. — Das Palmengehölz und das Gewinnen der Frucht der Fächerpalme. — Verirrt. — Albino-Thiere auf der Hornsvleylichtung. — Schlummerstätten der Elephanten. — Ankunft an den nördlichsten Klamaklenjanaquellen. — Eine verdächtige Pflanze. — Unser Lager daselbst 272

VIII. Das sandige Lachenplateau. — Die Katastrophe im Klamaklenjanawalde.

Arbeiten im Lager an der Klamaklenjanaquelle. — Gemsbock-Antilopen. — Die gefürchtete Giftpflanze »Machau«. — Tod zweier Zugthiere. — Grasstehlen im Oranje-Freistaate und seine Folgen. — Weitere zahlreiche Todesfälle unter den Zugthieren. — Symptome der Krankheit. — Typhus in Folge der Verwesung der Thierleichen. — Heilungsmethode durch Adstringentia. — Das Fleisch der vergifteten Rinder genießbar. — Weitere Reisemethode nach Norden 311

IX. Erster Aufenthalt im Matetse-Thale.

Die Jesuiten-Mission am centralen Zambesi. — Panda-ma-Tenkas Niedergang. — Die Stämme des Marutse-Reiches. — Die Ursachen der Mißerfolge der Zambesi-Mission der Gesellschaft Jesu. — Die Gemeinschaft am Friedhofe im Matetse-Thale. — Der Jagdausflug nach Deikha. — Die Ereignisse im Marutse-Reiche seit 1876. — Das Marutse-Reich von 1875 und jenes von 1885. — Sepopo's Grausamkeiten, seine Absetzung, Flucht und Verwundung. — Sepopo vollkommen verlassen; sein Tod am Südufer des Zambesi 345

X. Die Victoria-Fälle. — Zweiter Aufenthalt in Panda-ma-Tenka.

Ausflug zum Victoria-Falle im Albertslande. — Hinreise. — Erster Eindruck dieses Wunders von Afrika. — Physikalische und geologische Erklärung. — Vorgenommene Messungen und Beobachtungen. — Sammlungen und Jagden. — Verproviantirung und Tauschgeschäfte mit den Matoka. — Ihr Charakter. — Hohe Besucher. — Erkrankung im Lager. — Studien über die Ursache der Malaria im Laterit und Sandbulten. — Die Krankheiten werden zwingende Ursache zur Abreise nach dreiwöchent-

Seite

lichem Aufenthalte an den Fällen. — Unfall mit dem Wagen. — Eine Löwenepisode. — Erbitterter Kampf zwischen »Wolf«, unserem besten Jagdhunde, und einer Rappen-Antilope. — Beschwerliche Heimreise in Folge zunehmender Erkrankung. — Ankunft in Panda-ma-Tenka. — Ablohnung der Träger. — Ein abergläubischer Betrüger 385

XI. Zweiter Aufenthalt am Matetse-Flüßchen. — Die Malaria am Zambesi.

Das Malariafieber am centralen Zambesi und seine Brutstätten. — Klimatische Eigenthümlichkeiten und oro-hydrographische Verhältnisse das Fieber fördernd und hemmend. — Symptome, Complicationen und Folgen der Krankheit. — Acclimatisation und Heilung. — Vater Booms. — Termiten und Borkenkäfer in den menschlichen Wohnungen. — Mr. Westbech als Schiedsrichter. — Mr. Blockley's und Afrika's, des Elephantenjägers, Besuch. — Afrika's Verstümmelung durch einen Löwen. — Afrika als Gladiator im Matetsethale und als Gatte in der Hütte. — Löwen, Leoparden und Hyänen als nächtliche Besucher. — Panda-ma-Tenka. — Vergiftung mehrerer Hyänen. — Jakob, der Matoka-Diener. — Mr. Thomas' Boten. — Luanika erkämpft sich seinen Thron. — Aus dem friedliebenden Monarchen wird ein blutdürstiger Nero. — Erprobung der Treue seiner Unterthanen. — Makalakahändler und Träger. — Luschuari, der Fährmann. — Die wissenschaftliche Ausbeute des zweiten Aufenthaltes am Matetse 430

XII. Aufenthalt im Leschumothale und am untern Tschobe.

Auf dem Wege zum Leschumothale. — Rev. Coillard und seine Pläne. — Unsere neue Häuslichkeit. — Masarwa als Mischlingsrace. — Charakter der Masarwa. — Die Erkrankung meiner Frau. — Ausflug nach dem Tschobethale. — Makumba's Freundlichkeit und Blockley's Fürsorge. — Ankunft zahlreicher Kornverkäufer in unserem Lager. — Grausamkeit der Hyänen und der Zambesi-Eingebornen. — Ausflüge im Tschobethale. — Pflanzenscenerie im Tschobethale. — Spiral, Bukacz und Haluschka lebensgefährlich krank. — Rückkehr nach Leschumo. — Spiral's letzte Stunden. — Spiral's Bestattung. — Nachrichten aus der Barotse. — Marancian's Verurtheilung und Mr. Thomas' Ausweisung. — Eine nächtliche Löwenepisode. — Die Verurtheilung Luschuane's und die Schaar seiner Henker. — Gebietsverletzung durch die Marutse. — Luschuane's furchtbarer Tod. — Die Scheu, einen »Regenmacher« zu tödten. — Ein gerettetes Blatt aus dem Tagebuche unseres Aufenthaltes im Leschumothale 472

XIII. Dritter Aufenthalt in Panda-ma-Tenka.

Luanika's Botschaft. — Rückkehr nach Panda-ma-Tenka. — Neue Erkrankungen. — Die zweite Expedition nach dem Klamaklenjana-Lager.

Seite

— Harry Meintjes' Contractbruch. — Die Tom Meintjes übergebenen Aufträge. — Der Verkauf des Pontons und der große Nutzen, den dieses Boot der Expedition geleistet. — Schwere Erkrankung Haluschka's. — Greuelthaten der Matabele und Marancian's Verdächtigung. — Unsere Ausrüstung an Tauschgegenständen für die Reise nach Norden. — Die gangbarsten Münzen am Zambesi. — Knaben als Gegentauschartikel. — Westbech's Rückkehr aus der Barotse. — Lytia und sein Gefolge. — Aus dem Regen in die Traufe. — Besuch der Wanke'schen Ziegenhändler. — Eine schwere plötzliche Heimsuchung. — Karl Bukacz' Tod. — Karl Bukacz' Verdienst um die Oesterreichisch-ungarische Afrika-Expedition. — Haluschka's Instructionen. — Heimgesendete Sammlungen. — Ursachen der Unmöglichkeit, unter den Betschuana Träger für eine Nord-Zambesireise zu dingen. — Die Deserteure unter den Zambesidienern. — Jimmy, der Matoka. — Schlechte Nachrichten aus den Matokaprovinzen. — Abreise Anton Haluschka's, Harry Meintjes' und der Schwarzen nach dem Süden 517

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
1. Nach Südafrika	1
2. Am Ufer der Hout-Bucht bei Capstadt	9
3. Genettafang in der Hyänenschlucht im Lorenzthale	16
4. Klippspringerjagd auf den Lorenzhöhen	17
5. In den Saltriversümpfen bei Capstadt	20
6. Südafrikanischer Lastwagen am Marktplatz in Grahamstown	25
7. Hafenbauten in Capstadt	32
8. Angenehmes Arbeitslocal im Lager zu Colesberg	40
9. Eine Rast auf dem Marsche über das Hochplateau des Südens	41
10. Steinbock-Antilopen in der südafrikanischen Steppe	49
11. Ein an der Lungenseuche erkranktes Zugthier	60
12. Viehhürde und Boerengehöft im Oranje-Freistaate	64
13. Matabele-Krieger mit Kranichfederschmuck	65
14. Ueberwinternde Schwalbenschwärme auf der Malapo-Ebene	69
15. Nächtlicher Unfall auf Alwyns Kop	72
16. Ueberlistete Geierjäger	73
17. Der arme Spott und sein Grab	77
18. Jagd auf Erdziesel	79
19. Ein unangenehmer Sturz	80
20. Hammerkopfnest am Modderriver	81
21. Am Blatternhospital	84
22. Jagd auf Wassergeflügel nächst Scyt-Macaar bei Groonvley	88
23. Weiße Sclaven	91
24. Bella und Isak	92
25. Eine schwarze Hyäne von Kiebik im Baalthale erlegt	97
26. Leguanjagd am Baalflusse	101
27. Gewinnung von Steingravirungen der Buschmänner	105
28. Stachelschweinjagd im obern Notuanythale	113
29. Nächtlicher Ritt	121
30. Eine Ordinationsstunde auf der Missionsstation in Linokana	129
31. Unsere Küche in Linokana	137
32. Kudu- und Wildschweinjagd im Limpopothale	145
33. Eine Lagerscene im Limpopothale	153
34. Deuker-Antilopen	160
35. Holubfurth an der Notuany-Mündung	161
36. Bamangwato bringen einen Pallah-Widder und andere Jagdbeute	169
37. Unsere Masarwa-Jäger	176
38. Das Opfer des Leoparden	177
39. Im Triumphe	181
40. Einfahrt in die Notuany-Mündung	184
41. Bootjagden auf Paviane am Limpopo	185
42. Eine mißliche Stelle im Limpopo	192
43. Spiral's und Plati's Unfall im Limpopo	193
44. Wasserantilope von Hunden gestellt	200
45. Das Aufladen des ersten am Limpopo erlegten Kudustieres	201
46. Von wilden Bienen in die Flucht geschlagen	208
47. Muthige Khamafüchse	209
48. Die gesuchte Beute in Gefahr	217
49. König Khama	225
50. Sekhomo, Khama's Sohn	229
51. Nilgänse und ihr Nest	233
52. Bamangwatoknaben	241
53. Das Seruebecken	249
54. Partie aus dem Klippdachsschloß	256
55. Partie aus dem Klippdachsschloß	257
56. Altes Masarvaweib im Misathale	269
57. Kopfzierden der Matabele aus Strauß- und Trappenfedern	271
58. Flughühner zur Tränke einfallend	273
59. Fahrt durch den Ma-Karri-Karri-Salzsee	281
60. Zebraheerde von Bamangwatojägern verfolgt	289
61. Termitenpyramide im Palmengehölz	296
62. Lager der Bamangwatojäger am Natafluße	297
63. Termitenbau	301
64. Versuch, Palmenfrüchte zu gewinnen	304
65. Matabelekrieger auf dem Rückzuge	305
66. Matabele mit einem aus Federn des gehörnten Perlhuhns gefert. Kopfschmucke	310
67. Verlust unserer Zugthiere im Klamaklenjanawalde	313
68. Das Wegschleppen der verendeten Zugthiere	320
69. Hindernisse im Klamaklenjanawalde	329
70. Tanz der Masarwa und Madenassana	333

	Seite
71. Willi und Pit auf ihrem Rosse »Bettel«	335
72. Pit in Gefahr	336
73. Eine Leopardenhetze	341
74. Mynheer von Weyr's Gehöft zu Panda-ma-Tenka	352
75. Die verlassene Missionsstation der Jesuiten zu Panda-ma-Tenka	353
76. Kinder von Mischlingen in Panda-ma-Tenka	357
77. Wildreich'hum am Deikha-Flüßchen	361
78. Rappen-Antilope mit Kalb im Walde am Matetse-Flüßchen	377
79. Tragstange der Matoka mit einem Stück Salz und einem Behälter für Bohnen	384
80. Eine Pantherkatze im Kampf mit Wittstock	387
81. Abflußschlucht der Victoria-Fälle	393
82. Honigverkäufer an den Victoria-Fällen	401
83. An den Victoria-Fällen, Willi und seine Ziegen in Gefahr	409
84. Der Matokadiener Jimy bietet einen Makalakatopf zum Kaufe an	417
85. Der Matokadiener Tschumigo	421
86. Der zerbrochene eiserne Wagen	424
87. Makuluanipalmen im Zambesi-Thale	425
88. Haue, Waffen und Gefäße der Süd-Matoka	429
89. Kopf einer Rietbockgais	433
90. Ein Leopard raubt einen Hund	449
91. Das Auffinden einer vergifteten Hyäne	457
92. Ein Matoka mit lebenden Rüsselkäfern, als Vertilger des Ungeziefers, im Haare	465
93. Rev. Coillard's verlassene Missionstation im Leschumothale	473
94. Eine Masarwafrau	478
95. Pallah, die Masarwaschöne	480
96. Ein Masarwa-Doctor operirt ein sterbendes Kind	481
97. Vegetationsbild aus dem Tschobethale	488
98. Lager-Lazareth im Tschobethale	489
99. Stilles Gebet am Todtenbette Spiral's	497
100. Spiral's Grab am Abhange zum Leschumothale	504
101. Spiral's Begräbniß	505
102. Boy erlegt ein Kudukalb	513
103. Ruhende Gemsbockantilopen auf der Gaschuma-Lichtung	521
104. Marutse-Stoß- und Wurfspeere	528
105. Bogen, Pfeile und Köcher	529
106. Musikinstrumente der Stämme am centralen Zambesi	533
107. Abschied von Karl Bukacz	544
108. 109. 110. Nest der südafrikanischen Beutelmeise	553

Von der Capſtadt ins Land der Maſchukulumbe.

Erſter Band.

Die Katastrophe am Zambesi 1875 und die Ausrüstung zur zweiten Expedition.

Nach Südafrika.

Mutschila — Aumsinga! — Unvergeßlich seid ihr mir, ihr beiden Serotse-Worte geworden, für immerdar habt ihr euch in mein Herz gegraben! O trübe Erinnerung! — Nur mit Grauen kann ich des unseligsten Tages meiner ersten Reise gedenken.

Der gute Vater hatte dem Knaben das Körnlein »Naturliebe« in's Herz gepflanzt, Livingstones Tagebuch hatte es zum Keimen gebracht, Wohlthäter, auch Lehrer genannt, bewirkten ein ersprießlich' Gedeihen. So war es gekommen, daß ich sofort nach Absolvirung meiner Universitätsstudien das Moldauufer mit der südafrikanischen Steppe, das hundertthürmige Prag mit dem Zeltlager New-Rush vertauschte, — daß ich 1875 endlich am Ziele meines Strebens am Zambesi stand und meine Reise stromaufwärts begann.

Da gab es kein glücklicheres Erdenkind als mich! Das nahezu seit 20 Jahren ersehnte Dorado hatte sich mir aufgethan, und ich hielt meinen Einzug in eine terra incognita — wohl auf einem gebrechlichen Boote — stark im Willen nicht achtend der gebrechlichen Schale!

Feind wäre ich jedem geworden, der mich noch am 4. December 1875 auf die Nichtigkeit meiner Fahrzeuge aufmerksam gemacht hätte. All' meine Hoffnungen waren auf einem Erfolg der Zambesireise, waren somit auf die vier Marutsekähne, mit denen ich den unentschleierten Riesenstrom hinauffuhr, gesetzt. Wer je mit aller Kraft der Seele einem Ziele nachgejagt, wird begreifen, daß mir als Forscher, der ich mein Ziel schon mit den Händen zu greifen wähnte, kein Bedenken kam. Doch das Unglück schreitet schnell. Am 4. December galt es die von Schescheke aufwärts gelegenen Stromschnellen Mutschila — Aumsinga zu überwinden. Sie sollten die vom Kindesalter an gehegten Hoffnungen, das jahrelange Streben und die so mühevolle Arbeit in den Diamantenfeldern — vernichten.

Wie soll ich dieses Decembertages vergessen? Klar vor meinen Augen entrollt sich jene unselige Scene! In dem engen Flußarme und der schäumenden Stromschnelle sucht das mit einem Theile meiner wichtigsten Ausrüstungsobjecte sowie auch meinen Medicamenten beladene Boot vorwärts zu kommen. Vier kräftige dunkle Gestalten, nackt bis auf jene im Winde flatternden rothen Kattunschürzchen, führten die Ruder. Die gefährliche Strecke war nur kurz, das Boot klein und enge, und doch erfordert es eine Riesenkraft, um es vorwärts zu stoßen! Sieh' wie die schwarzbraunen Gestalten schweißtriefend und keuchend des Elementes Herr zu werden suchen! Nickend und winkend muntern die tropischen Uferbäume der nahen Inseln sie auf, »nutzlos, nutzlos«, summen dagegen die dem Flußbette entsprossenen Papyrusstauden und schütteln von der Strömung bewegt — wie versagend — ihre befiederten, schönen Kronen. Doch was soll das bedeuten, die Ruderer sind aus dem Takt gefallen? Was sollen diese planlosen Stöße mit den Rudern? O Himmel, die Leute sind nicht mehr des Bootes Herren! Die Strömung hat es erfaßt, das Boot beginnt sich querüber zu wenden, die Ruder sind nichtige Stäbe geworden, vermögen nichts mehr; da, o Graus, das Boot liegt querüber! Nun noch ein

letzter Versuch, abermals stoßen sie die Ruder mit beinahe übermenschlicher Kraft hinab in die tosende Flut, ja ein letzter Versuch, das drohende, plötzliche Unglück abzuwehren, doch — alles, alles vergebens; machtlos gleitet das biegsame Ruder von dem glatten Felsboden ab, die nächste Welle schlägt ein, und meine Arzneimittel, mein Schießbedarf und gar viel des Unersetzlichen verschlingen die Wellen vor meinen Augen. Ich mußte all' dies ansehen ohne beispringen und helfen zu können; denn kraftlos lag ich im zweiten Boote vom Sumpffieber geschüttelt; und als ich, mich nothdürftig emporraffend, doch noch einiges zu retten versuchen wollte, da hielten mich die Bootsleute mit Gewalt zurück. Diesen wahnsinnigen Sprung in die Flut, ich hätte ihn wohl mit dem Leben gebüßt!

Als ich das Boot sinken sah, da war mir zu Muthe, als würde in diesem kleinen Kahne mein Ruhm, der ganze Erfolg der Expedition, kurz mein ganzes Erdenglück ins nasse Grab versenkt. Ich sank zurück in mein Boot, stumpf und unbekümmert um mein eigenes nächstes Schicksal. Das Boot, in dem ich lag, bezwang die wilden Stromschnellen, und bald legten mich die schwarzen Gesellen ans Land. Als ich wieder zu denken vermochte, erkannte ich wohl, daß nach dem Verluste des Schießbedarfes, der Medicamente und der meisten Tauschartikel an eine Weiterreise nicht mehr zu denken sei, allein in demselben Momente erfaßte mich auch schon der Gedanke: »Du kommst wieder, das fortzusetzen, was du begonnen«! Nicht blos meine Sehnsucht trieb mich wieder an, die Nordzambesigebiete aufzusuchen, sondern gerade die während meines Aufenthaltes am Zambesi 1875 bis 1876 gesammelten Erfahrungen hatten es mir mehr als irgend einem Europäer klar gemacht, was am Zambesi noch zu holen sei. Diese Erfahrungen bewogen mich in erster Linie, mit aller Kraft dahin zu streben, meine am centralen Zambesi begonnenen Forschungen fortzusetzen. So war mir schon damals vollkommen klar geworden, daß das Marutse-Reich* eines der interessantesten Gebiete des afrikanischen Festlandes bilde! Es waren nicht allein die mannigfachen Stämme und ihre verschiedenen Gebräuche, es war namentlich die schon bei den Betschuanas ersehene Zweitheilung eines Stammes, welche auf den Ethnologen, es waren die an

* Damals noch Marutse-Mabunda-Reich.

Thierformen so überaus reiche Natur und die tropische, an für die materia medica neuen Species so reiche Flora, ferner das, durch seine orographischen Verhältnisse so berühmt gewordene Albertsland, die auf den Naturfreund wirkten, und endlich jener geheimnißvolle Zauber, jener eigentliche Magnet für südafrikanische Forschungsreisende, der Zauber der noch von keinem Europäer betretenen nördlichen Matokaländer und der Maschukulumbegebiete. So war es gekommen, daß ich den Aufenthalt in der trauten Heimat von 1879 bis 1883 in erster Linie dazu benützte, um mich wissenschaftlich und materiell für eine zweite, großangelegte, südafrikanische Expedition vorzubereiten. Die Sehnsucht, den Schleier von diesen geheimnißvollen, dem Muthigen freundlich zulächelnden Ländern lüften zu dürfen, war mein einziges Streben, meine Lebensaufgabe geworden.

Meine Absicht war, die Victoriafälle oder die Tschobemündung zum Ausgangspunkte der Nordzambesireise zu machen, dann mich nach Norden zu wenden, um den Bangweolo zu erreichen.

Nachdem die Ereignisse im Sudan meinen Entschluß, wo möglich den Continent von Süd nach Nord zu durchqueren, zu Falle gebracht hatten, so blieb die Erreichung des Bangweolo mein nächstes Ziel; doch dieses Ziel schloß eine Bedingung in sich: die Erforschung des Maschukulumbegebietes! Der achtmonatliche Aufenthalt am Zambesi überzeugte mich, daß jenes Land vom centralen Zambesi aus erreicht werden kann, wenn wir diesen Strom hinauffahren oder von der Kafwemündung aus uns rein nördlich bewegen würden, und so stellte ich das Problem der Durchquerung der Matoka- und Maschukulumbegebiete vom Süden her als Hauptaufgabe meiner Nordzambesitour auf. Würde mich jemand fragen, was mich für diese Aufgabe so eingenommen hatte, daß ich die Durchquerung des Continentes nach Zanzibar oder Loanda meiner Forschungstour zu opfern gewillt war, so müßte ich antworten: der Zauber, den ein vollkommen unbekanntes Land auf mich und wohl auf jeden wahren Forscher auszuüben vermag. Die Nordmatoka und die Maschukulumbe, die ich im Jahre 1875 als Abgesandte am Hofe Sepopos gesehen, in ihrer Heimat näher kennen zu lernen, sie im Lichte der Wissenschaft zu beobachten und wieder einen weißen Flecken aus der Karte Afrikas verschwinden zu

machen, das war die Aufgabe dieser meiner Unternehmung. Daß diese Aufgabe lohnend war, hoffe ich in vorliegender Arbeit zu beweisen.

Eine Reise vom Zambesi nach dem Bangweolo hin, ging durchaus in's Unbekannte, war somit gefährlich, aber sie mußte in jeder Richtung Neues bringen, während eine Reise vom mittleren Zambesi nach Mossamedes und Loanda gegenwärtig kein schweres Problem mehr ist, da sich in Lialui, der Hauptstadt der Marutse, englische Kaufleute vom Süden (von Schoschong) her, englisch-deutsche von Südwest, von der Wallfischbucht und endlich Portugiesen von der tropischen Westküste her, die Hände reichen. Eine Reise von der Tschobemündung nach Loanda mag zur einen Hälfte unbequem und zur andern ihrer Ausdehnung auch unangenehm genannt werden, da die Herrschaft der Marutse den centralen Zambesi bewacht und man billig vom König Luanika Kähne und Bootsleute empfängt, welche letztere, wenn auch nicht Muster von Redlichkeit, so doch aus Furcht vor den in den Zambesistädten und Dörfern wohnenden Marutsehäuptlingen im Zaume gehalten werden. Eine solche Reise aber hätte nichts Neues für die geographische Forschung geboten. Auch die ethnologische Forschung versprach nicht viel mehr, als was ich durch meine erste Reise schon über die Marutsestämme erfuhr und was auch Serpa Pinto berichtet.

Neben der Lösung des geographischen Nordzambesiproblems war es mir bei meiner Expedition darum zu thun, möglichst reichhaltige wissenschaftliche Sammlungen zu erwerben, um so namentlich heimische Anstalten bereichern zu können! Diese Sammlungen, sagen wir es gleich, sind das greifbare Material meiner wissenschaftlichen Forschungen geworden. Es stehen ihnen Fachtagebücher zur Seite, doch sind letztere durch die Plünderung des Lagers zu Galulonga, wobei von 32 Tagebüchern 18 Stück, davon 14 Fachtagebücher verloren gingen, in ihrer Vollständigkeit gar sehr geschmälert worden. Mit den Ergebnissen der ersten Reise hatte ich 113 Museen und Anstalten bedacht. Auch meine jetzigen Sammlungen, in wenigen Fächern den früheren numerisch gleich und im wissenschaftlichen Werthe entschieden höher stehend, sollen das Gemeingut ähnlicher Anstalten werden.

Als ein weiterer Zweck meiner Reise war der Versuch, unserer heimischen Industrie in Südafrika ein neues Absatzgebiet zu erschließen, in

Aussicht genommen. Dieser Zweck sollte durch eine Ausstellung in Capstadt, welche meine umfangreiche Ausrüstung sowie auch die zahlreichen, für südafrikanische Freunde bestimmten Geschenke umfassen sollte, sowie durch andere einschlägige Mittel erreicht werden. Das Studium der Handelsverhältnisse, der Import- und Exportfähigkeit Südafrikas, obwohl vielfach angefochten, war durch meine Reisedevise, die da hieß: »Den bestmöglichen Nutzen von jedem der auf dem fremden Boden verlebten Tage für meine Heimat zu gewinnen,« bedingt, und hat auch Früchte getragen.

Meine Begleitung umfaßte acht Personen: meine Gattin, welche mir einige Tage vor meiner Abreise angetraut worden. Sie hatte als Tochter des Gebäude-Inspectors des Weltausstellungspalastes in Wien, in welchem mir das Handelsministerium Räume für meine Werkstätten eingeräumt hatte, hinreichende Gelegenheit, in meine Arbeiten und Bestrebungen Einsicht zu nehmen. Aus Neugierde, erwuchs bei ihr Interesse und aus dem Interesse der Wunsch, selbst in fernen Landen reisen zu können. So folgte sie dem Manne ihrer Wahl, der ihrer wartenden Gefahren halb bewußt, halb unbewußt, in die noch unerschlossenen Wildnisse des schwarzen Erdtheiles. Sie sollte alle Schrecknisse einer solchen Afrikareise kennen lernen; nichts blieb ihr erspart. Doch sie wankte nie, nicht nur ihr zarter Körper widerstand, gegen alle Prophezeiungen, dem tückischen Klima; auch moralisch ließ sie sich durch die harten Schicksalsschläge nicht beugen, im Gegentheile, sie war es, die uns Männer oft wieder durch ein ernstes oder scherzendes Wort aufrichtete.

Meine Frau — möge sie hier meinen ersten Dank coram publico entgegennehmen — hat die auf sie gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt, ja selbe noch übertroffen!

Sie bildete sich zu dem besten Taxidermisten für die kleinsten Vogelbälge heran, machte die Messungen an den Säugethieren, bevor diese abgezogen wurden und beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Fange der kleinsten Lepidopterenarten, namentlich den mottenartigen; auf der Nordzambesitour fungirte sie mit besserem Erfolge als alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft, als Proviantkäuferin, d. h. sie nahm diesen Theil des Commissariates der Expedition vollkommen auf sich.

Sechs Diener standen mir zur Seite, gewählt aus der Zahl von über 700 sich Anbietenden, sie gehörten dem österr. Armeeverbande an, es waren die Wiener: Karl Bukacz und Oswald Söllner; der Niederösterreicher Ignaz Leeb aus Harmansdorf; der Czeche Josef Špiral aus Stiahlau; der Mährer Anton Haluschka aus Groß-Raigern und der Magyare Fekete János aus Csongrad. Von der aus der Geschichte der Entdeckungen gewonnenen Ueberzeugung ausgehend, daß ein militärischer Gehorsam für das Gelingen jeder großen Expedition eine conditio sine qua non sei, hatte ich mir eben nur Dienerbegleitung gewählt, und die vielen Anerbietungen von Begleitern aus den sogenannten gebildeten Ständen zurückgewiesen.

Meine Diener waren durchwegs vorzügliche Professionisten, welche naturgemäß viele auf der Reise zumeist benöthigte Handwerke vertraten! Dinge, die sie noch nicht verstanden, wie z. B. Büchsenmacherei, Bootsbau ꝛc., ließ ich sie noch vor der Abreise monatelang lernen und habe in dieser Hinsicht namentlich dem Pionnier-Zeugsdepôt zu Klosterneuburg und dem Artillerie-Zeugscommando des Arsenales in Wien viel zu danken. Mein Streben ging jedoch noch über diese Leistungen hinaus, es lag in meiner Absicht, diese Männer zu wissenschaftlichen Hilfsarbeitern heranzubilden; zu welchem Zwecke ich ihnen zum Theile vor der Reise, doch zumeist während der Fahrt von Wien nach Capstadt und während des Aufenthaltes in Capstadt und den Sommersetwestbergen theoretischen und praktischen Unterricht ertheilte. In jeder Hinsicht entsprachen meine Leute den auf sie gesetzten Erwartungen. Einer, Leeb, entwickelte ein, alle anderen überragendes eminentes Talent für einen Famulus. Natürlich vermied ich es, um ein collegiales Zusammenwirken zu erzielen, irgend Einem einen gewissen Vorzug einzuräumen, oder ihn äußerlich auszuzeichnen. Ein Rasttag im eigentlichen Sinne des Wortes war uns de facto unbekannt, und doch hörte ich nie ein Murren, obwohl wir oft bis spät in die Nacht zu thun hatten, um den laufenden Arbeiten Genüge zu leisten. Die Leute murrten nicht, denn sie wußten es, daß der Leiter der Expedition oft noch stundenlang, nachdem sie sich bereits zur Ruhe begaben, auch bis zum Tagesgrauen noch an der Arbeit sei!

Leeb, vom Hause aus Gärtner und Sanitätssoldat, mußte auch das ehrsame Schneiderhandwerk erlernen und arbeitete gleich gut mit der Segeltuchnadel wie mit der Nähmaschine. Ich machte ihn zu meinem Pharmaceuten und chirurgischen Gehilfen, er ersetzte mich in der Folge bei den meteorologischen Lesungen, half ausgiebig im Pflanzenpräpariren und war der zweitbeste Vogelabbalger geworden! Auf der Jagd war er einer der besten Schützen, und als Gespanntreiber leistete er gute Dienste.

Fekete János, gewesener Pionniersergeant in der Wagnerei des k. k. Pionnier-Zeugsdepôts in Klosterneuburg, arbeitete als Tischler und Wagner, übte Bootsdienste aus, auch trieb er einen der mit 16 Zugthieren bespannten Wagen von Linokana bis zu der südlichen Klamaklenjanaquelle. Zu Zwecken wissenschaftlicher Arbeiten fungirte er als Taxidermist für Vögel und Säugethiere, und hatte die beste Schußliste aufzuweisen.

Anton Haluschka arbeitete als Schmied, Büchsenmacher, auch als Riemer und Schuhmacher, und ich benützte ihn als Taxidermisten für große Säugethiere, im Anfange der Reise auch zum Fange von Schmetterlingen.

Karl Bukacz arbeitete als vorzüglicher Schmied und Kunstschlosser, Klempner und Büchsenmacher; er erwies sich als besonders brauchbar beim Gewinnen der Buschmanngravirungen, bei Präparirung von Vogelbälgen, auch war es seine Pflicht, die Chronometer zu versehen und zu tragen. Bei meteorologischen Lesungen wirkte er als Aushilfs- und Mitarbeiter, so namentlich bei den gleichzeitigen Höhenmessungen einer Höhe über der Thalsohle oder einer Ebene.

Josef Špiral, gewesener Pionnier, arbeitete als Tischler und Bootsmann, er fungirte ganz vorzüglich als Coleopterenfänger und Reptiliensammler; auch präparirte er zur vollsten Zufriedenheit Skeletköpfe von Säugethieren und Vögeln, wirkte auch bei meinen geologischen und anderen Arbeiten als Steinmetzgehilfe.

Oswald Söllner, ein Ersatzreservist, von Beruf ein Metzger, arbeitete als solcher und half als Taxidermist größerer Säugethiere; im Anfange der Reise hatte er beim Fange der Reptilien, namentlich der Schlangen, reiche Erfolge, sonst fungirte er in der Regel als Koch, auch als Wagentreiber.

Am Ufer der Hout-Bucht bei Capſtadt.

In unserer Begleitung befand sich auch das kleine Betschuanamädchen Bella, das ich versprochenerweise wieder mit mir nahm, um sie ihrer Heimat wieder zuzuführen.

Die Gesammtausrüstung war in 164 Kisten und Ballen verpackt. Diese Zahl schloß in sich: 30 mit Geschenken gefüllte Kisten, bestimmt für solche, welchen ich mich mit Rücksicht auf meine erste Reise zum Danke verpflichtet fühlte, sowie 10 Kisten mit Tischen und Kästen zu Zwecken der Capstädter Ausstellung und drei Kisten mit Fossilien und Büchern für die südafrikanischen Museen in Capstadt und Grahamstown und die philosophische Gesellschaft in Capstadt. Diese letzteren Lasten entfielen natürlich für die eigentliche Expeditionstour.

I.

Vom Nordwestbahnhof nach Capstadt. Im Bereiche des Tafelberges.

Abschied am Nordwestbahnhof. — Dresden, Hamburg und der U. S. S. C. Dampfer »Pretoria«. — Verladung. — Die erste Instructionsstunde. — Das Leben am Schiffe, Ankunft in Capstadt. — Die erste Heimsuchung. — Hon. Brown und das Parlament. — Handelsniedergang im Caplande. — Capitän Murisson. — Telegraphische Hilfe und Lord Derby's Telegramm. — Der Chef der Firma Poppe, Rossow & Co. — Ausstellung im Saale der Handels- und Gewerbekammer. — Ankunft der Fregatte Sr. Majestät »Donau«. — Neues Ministerium und Col. Schermbrucker. — Zugeständnisse für die Eisenbahnfahrt. — Neue Schwierigkeiten. — Politisches aus dem Caplande.

»Auf ein freudig' Wiedersehen!« So hallte es am 18. November 1883 Abends als letzter Abschiedsgruß hunderter von Freunden und Gönnern mächtig brausend durch die Halle des Nordwestbahnhofes in Wien; — ein letztes dankbares Winken von uns und vorwärts ging's in die dunkle Nacht hinaus! — Der nächste Morgen brachte noch in Tetschen die letzten Grüße aus der Heimat, dann betraten wir Deutschlands Gauen, sahen Dresden, Berlin in rascher Folge und fuhren bald darauf in den so ersehnten bedeutendsten Hafen auf dem europäischen Continente, in Hamburg ein. Wie es sich auch gebührte, trug äußerlich wohl Keiner von uns ein Heimweh zur Schau, wurde es vielleicht doch insgeheim bei »Jemandem« empfunden, so verfehlten die herzlichen Worte der in Deutschland wohlbekannten Guineareisenden, Hofräthin Meyer, nicht, wohlthuend und aufmunternd zu wirken. Wie oft hat sich meine Frau ihrer in herzlicher Dankbarkeit erinnert!? So aufmunternd auf meine Gattin jene Worte am Dresdener Bahnhofe gewirkt, nicht minder wohlthuend fühlte ich die herzliche Weise und freundschaftlichen Rathschläge, welche mir der

ausgezeichnete Forscher und einer der trefflichsten Männer unserer Zeit, der Director der Deutschen Seewarte, Herr Geheimrath Dr. Neumeyer, ertheilte. Ich habe sie auch treu und dankbar bis zum heutigen Tage bewahrt.

Wir schifften uns am 22. Nov. in Hamburg auf der »Pretoria« ein und langten am 22. December in Capstadt an. Die »Pretoria«, ein Schraubendampfer, gehört der Union Line zu Southampton an. Diese Gesellschaft, sowie die Donald Currie Linie besorgen den Postdienst zwischen England und Südafrika derart, daß jede dieser beiden Gesellschaften in je vierzehn Tagen einen Dampfer nach Südafrika absendet. Den Dienst zwischen Hamburg und Southampton vermitteln kleine Dampfer der ersteren Gesellschaft, welche Anschlüsse an die großen Steamer haben. Die Union-Line besitzt eine Flotte von 18 Dampfern mit der Tonnage von 48.784 (Pferdekraft 44.050). Die »Pretoria« ist der Größe nach der siebente Dampfer nach abwärts gerechnet mit einer Tonnage von 3199 und einer Pferdekraft von 3000; zur Zeit unserer Abreise wurde sie von dem erfahrenen Seemanne Capitän Bainbridge befehligt.

Obgleich mir der Agent der Union-Companie bei der Einladung meiner Ausrüstungsobjecte die größte Sorgfalt anzuwenden versprach, sahen wir uns doch gezwungen, diesen Vorgang zu überwachen, da viele der Kisten nicht gestürzt werden durften.

Eisiger, heftiger Sturmwind, vom Regen begleitet, schlug in die offenen Schupfen hinein und machte unsere zweitägige Arbeit so unfreundlich als nur möglich. Trotz all' unserer Wachsamkeit und Bitten, sowie der Trinkgelder, die ich nicht sparte, wurde im Innenraum des Schiffes vieles so übel behandelt, daß ich in Southampton wo meine Ausrüstung überladen werden mußte, schon so manchen Schaden ersehen konnte.

Die österreichische Nordwestbahn, welche meinem Streben stets besonders gewogen war, hatte mir auch diesmal in zuvorkommendster Weise die freie Fahrt und Fracht bis Tetschen zugestanden, die königl. sächsische Staatsbahn freie Personenfahrt vergönnt, die preußische Bahnverwaltung dagegen jedwede Ermäßigung abgeschlagen, während die Berlin—Hamburger Eisenbahn-Gesellschaft mir Alles frei auf ihren Schienen laufen ließ. Die

englische Union Line gewährte mir den halben Nachlaß der normalen Preise, so daß ich bei diesem Posten allein etwas über 2000 Gulden ersparte.

Fahrten auf der hohen See sind schon so oft geschildert worden, daß ich mich nur auf das Nennenswertheste beschränken zu müssen glaube.

Die Reise von England nach der Capstadt, welche heute, Dank der Fortschritte der Mechanik, in 18—20 Tagen zurückgelegt wird, gehört unter den großen Seereisen zu den wenig gefährlichen. Unangenehm bleibt immer die Passage des biscayischen Golfes; hat man aber den einmal hinter sich, so geht das Weitere ziemlich glatt von Statten. Wir landeten in Funchal auf Madeira, um Kohlen einzunehmen, bekamen Teneriffa so nahe in Sicht, daß wir uns an dem Anblicke des herrlichen Vulcans von Teneriffa weiden konnten. Bei stiller See passirten wir die Linie. Dieser Schritt in die Welt der südlichen Halbkugel, welche dem ganzen Alterthume und Mittelalter verschlossen war, bleibt jedem Gebildeten gewiß unvergeßlich. Jene alte, mit rohen Späßen gewürzte »Linientaufe«, wie sie auf Segelschiffen noch üblich, ist auf den großen Passagierdampfern abgeschafft. Man freut sich des Augenblickes durch eine festliche Stimmung und etwelcher Gläser Champagner, falls nicht eben das Gespenst der Seekrankheit durch die Kojen schreitet. Unsere Fahrt war ruhig, das Schiff nicht so überfüllt, wie dieses leider so oft bei Amerika- oder Ostindiendampfern der Fall ist. Die Gesellschaft harmonirte, ohne daß deshalb Verlobungen vorkamen, was bei langen Seereisen auch kein seltenes Ereigniß ist, und unser wetterfester, tüchtiger Capitän Bainbridge, der aus seinen reichen Erinnerungen so manche ernste und schnurrige Geschichte zum Besten gab, war aller Freund geworden.

Endlich am 21. December wurden wir des Tafelberges, Capstadts Wahrzeichen, ansichtig. Der Erdtheil Afrika präsentirt sich wohl an keinem seiner Gestade dem Fremden so majestätisch, als gerade in Capstadt. Die langgestreckte, in weiter Bucht amphitheatralisch hingelagerte Stadt, überragt von den senkrecht abfallenden Wänden des 1000 Meter hohen Tafelberges, die Gestalt dieses Berges selbst, vorne die stets hochgehende See, alles das macht auf den Fremden, der nun Wochen lang nichts als Himmel und Wasser gesehen, einen mächtigen Eindruck, dazu das Bewußtsein, daß man

an einem welthistorisch wichtigen Punkte stehe, an jenem Cabo Tormentoso, durch dessen Umschiffung der Welthandel in ganz neue und ungeahnte Bahnen gelenkt, das Scepter der Handelsherrschaft den Völkern des Mittelmeeres abgenommen und denen der atlantischen Gestadeländer übergeben wurde.

Die landschaftliche Physiognomie Capstadts ist sehr verschieden im Sommer und Winter. Vom Mai bis October bringt der Nordostpassat Regen, in Folge dessen die Landschaft in herrlichem Grün prangt. Der südliche Sommer, vom November bis Mai, ist für die Capküste die trockene Jahreszeit, während welcher der Lateritboden bis zum Zerspringen ausgebrannt wird. Ein monotones Bräunlichgelb, das sich auf der Ebene, sowie im Thale und an den Bergen dem Beschauer unangenehm aufdrängt ist die Grundfarbe der Landschaft.

Wir kamen im December in der Capstadt an, also zur Zeit der Sommerdürre.

Spät am Abend fuhren wir langsam in den Hafen ein. Ein Boot des Hafencapitäns hatte uns zuvor aufgesucht und nachdem das in allen englisch redenden Ländern so gewichtige: »all right« gemeldet worden, durften wir einlaufen.*

Die Capstadt war seit den Tagen Vasco de Gama's der natürliche geographische Ruhe- und Stützpunkt für alle Ostindien- und später auch für alle Australienfahrer. Dieser eminenten Weltlage wegen haben auch die Holländer gerade hier die Capstadt angelegt, welche bis zur Eröffnung des Suez-Canales 1869 zugleich einer der wichtigsten Hafenplätze der Erde war. Allein der Hafen selbst entsprach nie der hohen Bedeutung des Platzes. Capstadt hatte nur eine elende gegen Stürme ungeschützte Rhede. Erst in den letzten Jahren, besonders unter dem Gouverneur Sir Bartle Frere, ging man energisch an die Umgestaltung der Rhede in einen Kunsthafen, etwa in derselben Weise, wie solches in Triest oder Fiume geschah.

Die großartige elektrische Hafenbeleuchtung sendet dem seemüden Reisenden das erste »Welcome« entgegen, und auch wir empfanden den

* In diesem Falle bedeutet »all right« daß keine ansteckende Krankheit am Bord herrsche.

wohlthätigen Eindruck dieses gewaltigen Culturmotors, als wir endlich am 22. December 1883 Abends die Anker warfen.

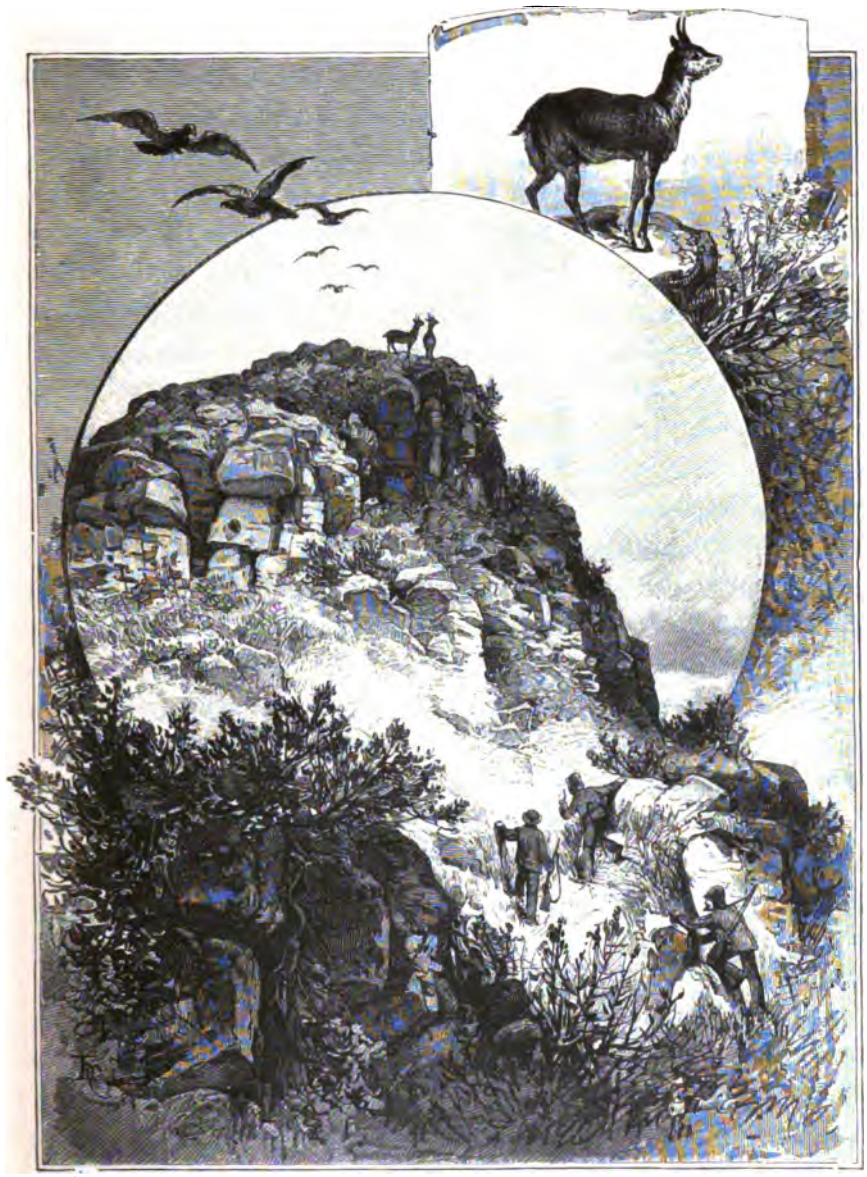
So stand ich denn wieder auf südafrikanischem Boden, dem Ziele jahrelanger Wünsche. Wir waren aber noch nicht einen Tag in Capstadt, ja wenige Stunden nach unserer Ankunft wurde mir schon klar, daß sich die Situation seit 1879 vollkommen geändert hatte. Ich war in der sicheren Voraussetzung gekommen und hatte dies bei meinen Vorbereitungen und bei der Anlage meiner Ausrüstung in der Heimat stets vorausgesetzt, daß ich und mein Unternehmen von der Capregierung sowie auch von der Capbevölkerung nicht nur moralisch, sondern auch materiell unterstützt werden würden; am wenigsten konnte ich glauben, daß ich durch den Mangel eines namhafteren Baarbetrages zu leiden haben würde. Als ich im Jahre 1879 Südafrika verließ, hatte man mir das regste Interesse entgegengebracht, was ich zum Theile meinen geringen Forschungen, sowie den privatim und öffentlich zur Sprache gebrachten, die Eingebornenfrage Südafrikas betreffenden Auseinandersetzungen zu danken hatte. Zu jener Zeit bekleidete der edle Staatsmann Sir Bartle Frere den Gouverneurposten im Caplande, und er, der so viel für die Wissenschaften in Indien und in Südafrika gethan, munterte mich auf, ja wieder zu kommen und das begonnene Werk fortzusetzen. An dem Tage, am 5. August 1879, an dem ich Capstadt verließ, stellte Hon. Brown im Parlamente den Antrag, man möge sich schon vor meiner Abreise meiner Dienste zu Zwecken der Erforschung jener das Capland angrenzenden Gebiete versichern; bei dem Wohlwollen, das mir alle Schichten der Bevölkerung, namentlich die Herren Parlamentsmitglieder, entgegenbrachten, schien der Erfolg eines solchen Antrages nicht in Frage gestellt, als die Regierung die Sache bis zu meiner Rückkehr verschob. Die Art und Weise, wie man mich 1879 aus Capstadt fortziehen ließ, berechtigten mich ohne alle Selbstschmeichelei zur Annahme: die maßgebenden Factoren im Caplande erblickten in mir einen Mann und Forscher, der im Stande wäre, ihre Interessen zu fördern; berechtigten mich zur Annahme, daß, käme ich wieder, ich auf die weltberühmte englische Munificenz würde rechnen können. Dieser Gedanke hatte mich in Europa nie verlassen, wirkte stets ermuthigend auf mich, wenn mir oft die schweren

Sorgen, die Reiſemittel zu beſchaffen, kummervolle Nächte bereiteten und die ſchwierigen Arbeiten zu Zwecken einer gründlichen Vorbereitung nur allzuhäufig Geiſt und Körper zur äußerſten Abſpannung brachten.

Genettafang in der Hyänenſchlucht im Lorenzthale.

Der Gedanke an jene wirkſame Hilfe und jene Verſicherungen im Caplande bewogen mich auch, die Heimat, wenn auch auf eine vorzügliche Ausrüſtung geſtützt, ſo doch nur ſchwach mit Baarmitteln ausgerüſtet, vorzeitig zu verlaſſen.

In Capſtadt angelangt, bat ich um eine zollfreie Einfuhr meiner Effecten, um freie Bahnfahrten und eine moraliſche Unterſtützung von Seite der Regierung. Ferner erhoffte ich von Seite der philoſophiſchen Geſellſchaft (Vertreter einer Akademie der Wiſſenſchaften) und des South-African-Muſeums eine pecuniäre Unterſtützung. Für dieſe Zugeſtändniſſe machte ich meinerſeits folgende Propoſitionen: ich würde mich verpflichten, bevor ich meine Reiſe nach dem Innern anträte, das Capland von Nordweſt, von den großen Kupferminen von Springbockfontain — O o'kiep bis nach Eaſt-London in Südoſt zu durchqueren,



Klippſpringerjagd auf den Lorenzhöhen (Capland).

hiebei einige wissenschaftlich interessante Orte des Caplandes aufzusuchen und namentlich Studien auf dem Gebiete der Ethnologie, Botanik und Geologie zu machen und selbe in ihren Beziehungen zu den volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Caplandes zu erläutern, das heißt über das Resumé dieser Forschungen in dem Hauptorte eines jeden Districtes Vorträge abzuhalten. — Durch das Erträgniß dieser von den Zuhörern zu honorirenden Vorträge hoffte ich die Geldmittel für meine spätere Inlandreise zu gewinnen. Vierzig Vorträge im Laufe von sieben Monaten und in den einzelnen Districtsorten zumeist über die Productionsfähigkeit des Districtes gehalten und mit Rathschlägen verflochten, hätten unschwer 500 Gulden per Vortrag geboten und mich somit nicht allein mit dem für die Reise ins Inland nöthigen Baargelde versehen, sondern mir auch die Gelegenheit verschafft, einige in wissenschaftlicher Beziehung hochinteressante Punkte des Caplandes näher kennen zu lernen und zahlreiche werthvolle Naturalien für heimische Museen und Schulen erwerben zu können. Ein weiteres Zugeständniß, das ich der Capregierung machte, bestand darin, daß ich die Zusicherung gab, die Hälfte meiner im Caplande zu erwerbenden wissenschaftlichen Ausbeute der philosophischen Gesellschaft zu Capstadt und den Museen zu Capstadt und Grahamstown zu widmen.

Hätte ich 1879 solche Propositionen gemacht, sie wären mit Freuden acceptirt worden. Allein zu meinem großen Schmerze mußte ich lernen, mich mit einer gänzlich veränderten Sachlage abzufinden. — Sir Bartle Frere lag schwer krank in England und ein anderer Gouverneur, Sir Hercules Robinson und Männer aus der Gegenpartei waren zur Regierung gelangt. Diese Regierung sah sich durch Sir Bartle Freres Versprechungen nicht gebunden, und schlug rundwegs jede Hilfe ab, ja sie erlaubte in erster Linie nicht die zollfreie Einfuhr meines Gepäckes und meiner Reiseausrüstung. Sie stellte sich auf den unerhörten Standpunkt, das Gepäck eines wissenschaftlichen Forschers so zu taxiren, wie die Koffer eines Importers, und forderte circa 3000 Gulden Zoll von mir. Sie verschanzte sich hinter der Nothwendigkeit eines Sparsystemes, und konnte dieses auch thun, denn seit meiner Abwesenheit war der ärgste

Feind jedes idealen Strebens, eine tiefgehende Geschäftskrisis in der Cap-Colonie eingezogen. — Unfruchtbare Jahre, Seuchen, welche die eigentliche Exportquelle des Caplandes, seine Heerden decimirten, das Sinken des Werthes der für etwa 30 bis 40 Millionen Gulden und darüber jährlich exportirten Diamanten, die auf ein Fünftel ihres früheren Werthes gesunkenen Straußfedern, eines der bedeutendsten der südafrikanischen Exportartikel, eine allgemeine Entmuthigung, hatten das Capland in den letzten Jahren so geschwächt, daß ich es gar nicht wagte, einen öffentlichen Aufruf an meine Freunde zu erlassen, obwohl mich die südafrikanische Presse auf das herzlichste bewillkommte und der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition das wärmste Interesse entgegenbrachte.

Am Südwestende der Stadt bezog ich für die monatliche Miethe von 90 Gulden ein einstöckiges Häuschen, und nachdem ich durch die Sicherstellung des englischen Kaufmannes Capitän Murisson einige unserer nothwendigsten Utensilien und meine wissenschaftlichen Instrumente aus dem Hafenzollbanne entnehmen konnte, machten wir uns, während die Unterhandlungen mit der Regierung und namentlich mit dem Zolldepartement noch im Zuge waren, daran, die Zwischenzeit mit Forschungen um Capstadt herum auszufüllen. Als sich jedoch diese Unterhandlungen erfolglos erwiesen, richtete ich durch den hochverehrten Präsidenten des österreichisch-ungarischen Export-Vereines, Franz Wilhelm, eine Bitte an meine edlen heimischen Freunde, mir gütigst in dieser unvorhergesehenen, unerwarteten Bedrängniß hilfreiche Hand zu bieten.

Drei Wochen später, viel eher, als ich es erwartete, kam die telegraphische Zusage einer Hilfe aus der Heimat.

An diese erste Nachricht knüpft sich eine nicht uninteressante Episode, und ich hoffe, den geehrten Leser nicht zu ermüden, wenn ich ihrer im Folgenden erwähne. Wir hatten am Tage die Saltriversümpfe durchforscht, ein stürmischer Tag war's, heftig blies der Südoststurm über die Sandflats daher und hatte uns zeitlicher wie sonst unserem einstweiligen Heim zugeführt. Bis auf zwei Diener, die bei mir im Speisesaal, vulgo Küche genannt, geblieben, waren die übrigen zur Ruhe gegangen. Wir saßen um die Kiste, welche unsere Tafel repräsentirte, und besprachen unsere traurigen

Verhältniſſe. Da läutete es. Ein Beſuch und zu dieſer Stunde? Ich ergriff das Licht und ging der Thüre zu; da ruft meine Frau: »Emil, vielleicht ein Telegramm von Europa, ſoeben kam es mir in den Sinn!« — Ich ſperre auf, entreiße dem bekannten kleinen Telegraphenknirps das Telegramm, öffne und leſe laut: »Von Lord Derby London.« — Die beiden Diener ſpringen auf und ſtarren mich an. »Herr Doctor,« ruft der eine, »die Hilfe iſt da!« — Ich höre Schritte über die Stiege herab und ſuche weiter zu leſen; doch muß ich mich dazu ermannen; mir iſt ſo eigen zu Muthe. »Wenn möglich,« ſo lautet die Depeſche, »machen Sie mit Dr. Holub eine Ausnahme und laſſen Sie ſeine Sachen unbehindert und zollfrei paſſiren; von Sir Joſef Hooker aufs Dringendſte empfohlen.« Welche Freude! — Der engliſche Miniſter für Colonien befürwortet unſere Sache! Doch hat bei dem Reſponſible Government ſolch' eine Befürwortung auch die nöthige Kraft? Während mir dieſe Gedanken durch den Kopf jagen, läßt ſich die Stimme des Telegraphenknirpſes wieder von der Hausthüre her vernehmen. Dies bringt mich zur Beſinnung, ich ſehe auf die Adreſſe und

In den Saltriverſümpfen bei Capſtadt.

war denn das Telegramm auch mir zugedacht? Da steht: To H. E. Governor!« D. h. To His Excellence the Governor. Und nun die Lösung des Räthsels. Der Knirps an der Thüre hatte zwei Telegramme, eines an Se. Excellenz, eines an mich, nacheinander waren beide, das eine von London, das andere von Wien angekommen und ihm zur Bestellung übergeben worden. In der Dunkelheit konnte er die Adressen nicht lesen und hatte mir so das falsche übergeben. Der Ruf: »Ein Telegramm aus Europa!« hatte mich derartig freudig erregt, daß ich die Adresse gar nicht las und so unofficiell in die Hilfeleistung, welche mir Sir Bartle Frere zudachte, eingeweiht wurde. Nun, dieser Verstoß ließ sich leicht ausgleichen. . . . Die Depesche aber, die an mich gerichtet war, kam aus Wien und sagte: »Ein Hilfscomité gebildet und dieses in Thätigkeit!« So sprach mein Freund Wilhelm. Welchen Zauber diese Worte bewirkten! — Wir setzten uns zusammen und redeten hin und her. Diese sieben bedeutungsvollen Worte wurden zergliedert, mit dem ersten Telegramm in Einklang gebracht und als eine Doppelhilfe herzlich begrüßt. Eine Tasse schwarzen Kaffees machte die Runde zur Feier des schönsten Abends, seitdem wir unseren Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt. Meine Frau meinte am folgenden Tage, ich hätte ununterbrochen in mich hineingelacht. Weiß mich daran nicht mehr zu erinnern; doch mußte es wohl so gewesen sein. Spät gingen wir zu Bette, und die herzlichsten und innigsten Segenswünsche eilten dem fernen Norden, der trauten Heimat zu, den Freunden in der Noth, aus der Tiefe der Seele entboten. — Rasch bewährte sich nun die Hilfe der letzteren, und schon am nächsten Morgen kam uns die erste Anweisung, auf 250 Pfund Sterling lautend, zu Handen, bald darauf die zweite und einige Wochen später die dritte. Die Befürwortung Lord Derby's hingegen hatte nichts erzielt, ich hatte viel, sehr viel Zoll zu zahlen. Die Cap-Regierung meinte, ohne Einwilligung des Parlamentes könne sie keinen Zoll nachlassen; dies wäre gegen das Gesetz! Ich wies auf die Aufmunterung, die ich in den Jahren 1878—1879 im Caplande, speciell in Capstadt und Port Elizabeth mit Bezug auf eine Wiederkehr erfahren, ich verwies auf den Antrag des Herrn Brown (Parlamentssitzung vom 5. August 1879), ich verwies auf die Captour, die zumeist der Capcolonie

sowie zum Theile ihren Museen zugute kommen sollte ꝛc. ꝛc.; doch es half nichts! Das einzige, was die Zollbeamten gestatteten, war, mir wenigstens eine Anzahl Kisten, die unsere Kleider, unser Kochgeschirr und Objecte zum Präpariren von Naturalien enthielten, derzeit aus dem Zollbanne nehmen zu dürfen, um das Nöthigste in der Hand zu haben. Für sie reichte mein Name als Bürgschaft hin, daß ich den schuldigen Zoll zu gelegener Zeit bis auf den Heller bezahlen werde. Die Zollbeamten handelten natürlich nach ihrer Instruction. Als mich einige später in der von mir arrangirten Ausstellung besuchten, sagte mir der Chef: »Verzeihen Sie, daß wir Ihnen den Zoll haben abfordern müssen!« — Diese Zollbeamten waren auch die Ersten, welche von mir die Nachricht von der angekommenen Hilfe erhielten. Sie freuten sich mit mir, als wäre ihnen selbst etwas Gutes erwiesen worden.

Als die hiesigen Blätter von der uns aus der Heimat gewordenen hochherzigen Hilfe meldeten, wurde ich mit beglückwünschenden Zuschriften förmlich überschüttet. In allen Blättern war es zu lesen und von allen Besuchern wurde es wiederholt, welchen Eindruck es mache, daß »Se. k. und k. Apost. Majestät der Kaiser von Oesterreich ein so großes, wahrhaft reges und aufrichtiges Interesse an wissenschaftlichen Forschungen bekundet.« Mit welchem Stolze uns dies erfüllte, dessen ist sich wohl jeder Oesterreicher bewußt; wahrhaft nachempfinden wird aber unsere Freude Jeder, der einmal in fernen Landen in einer ähnlichen trostlosen Lage sich befand, wie ich und dem nun eine solche unerwartete Hilfe zukam.

Hier scheint mir auch der richtige Platz, eines Mannes zu gedenken, dem ich auf afrikanischem Boden das Meiste zu danken habe. Ich wurde mit ihm beim Empfange der heimischen Hilfe bekannt, indem die betreffenden Anweisungen telegraphisch an ihn befördert wurden. Es ist Herr Charles Poppe, der Chef der Firma Poppe, Rossow & Co. Ich habe diesem Freunde, von dem zu sprechen ich wiederholt Gelegenheit finden werde, viel, sehr viel zu danken. Besonderes Verdienst erwarb er sich, mir meine Ausrüstung, Wagen ꝛc. zu verschaffen, sowie um das Zustandekommen der Ausstellung.

Diese Ausstellung war eine schwere Geburt, und ich kann ohne Anmaßung sagen, daß aller Patriotismus dazu gehörte, um wochenlang diesen künstlichen und natürlichen Schwierigkeiten gegenüber nicht den Muth und die Geduld zu verlieren. Ich nützte diese Zeit unfreiwilliger Ruhe für meine wissenschaftlichen Arbeiten und Sammlungen nach Kräften aus, indem ich verschiedene Ausflüge nach dem Tafelberge, nach der Bay und selbst in die Sommersetberge unternahm. Diese Ausflüge sollten auch eine Uebung und Schulung für meine Leute sein. Sie wurden es auch, und ich kam in die Capstadt mit reicher Ausbeute zurück, welche zumeist direct nach Wien geschickt wurde. Bei Gelegenheit meiner eben geplanten Ausstellung werden die freundlichen Leser sehen, was und wie wir gearbeitet. Vielleicht werde ch am Schlusse dieses Werkes, welches ja in erster Linie ein populäres sein soll, Gelegenheit finden, eine naturwissenschaftliche Beschreibung des südlichsten Caplandes zu geben, weil ich ja nach der Rückkehr vom Zambesi nochmals am Cap gearbeitet hatte.

Ich will hier den Zusammenhang nicht stören und gleich zur Besprechung der ersten österreichisch-ungarischen Ausstellung im Caplande übergehen.

Den überaus eifrigen Bemühungen des Herrn Karl Poppe und des Präsidenten der Capstadter Gewerbekammer, Herrn Wiener, habe ich es zu danken, daß mir von der bedeutendsten Handelskammer Südafrikas der große Lesesaal zu Ausstellungszwecken eingeräumt wurde. Die Tage dieser Ausstellung waren unsere Ehrentage in der Stadt. Der noch im Caplande residirende Gouverneur lehnte es zwar ab, die Ausstellung zu eröffnen, allein diese Weigerung that derselben keinen Abbruch, denn sie ließ mit Rücksicht auf den sehr reichlichen Besuch, den moralischen und pecuniären Erfolg, nichts zu wünschen übrig. Sir Leicester Smyth, der Generalissimus der englischen Truppen in Südafrika, die Mitglieder des hohen Gerichtshofes, kurz die hervorragendsten Persönlichkeiten beehrten die Ausstellung mit ihrem Besuche und äußerten sich über dieselbe in der anerkennendsten Weise. Im Allgemeinen sollten in dieser Ausstellung neben unserer persönlichen Ausrüstung, die wissenschaftlichen, zumeist vom österr.-ungar. Reichs-Kriegsministerium leihweise überlassenen Instrumente, die für die Schwarzen

mitgebrachten Tauschartikel und die für die früheren Gönner meiner ersten Expedition mitgebrachten Geschenke zur Schau kommen.

Die südafrikanische illustrirte Zeitung brachte ein gelungenes Bild der Centralgruppe, und alle afrikanischen Blätter, bis auf eines, besprachen die Ausstellung in so wohlwollender Weise, daß man hätte annehmen können, Dr. Holub sei ein Brite und die Ausstellungsobjecte englische Erzeugnisse.

Die meiste Anerkennung fanden folgende Fabricate: Glaswaaren von S. Reich & Co., Schreiber's Neffen, Sr. Excellenz Graf Harrach; Wiener Galanterie-Artikel von Ad. Klein; Carabiner der Waffenfabrik zu Steyr; Schmuck aus imitirten Edelsteinen* von Reif in Prag; seidene Bettdecken von Bujatti, Wien; Tischteppiche von Pfeiffer, Wien; Chiffone von Benedict Schroll, Braunau i. B.; Blaudruck-Kattune der Neunkirchner Kattunfabrik; seidengestickte Tücher von Schmidt, Wien; wasserdichte Decken: Elsinger, Wien; Feldschmieden: Schaller, Wien; Lederfalbe: Fernolendt, Wien; Leinwand von Leujendorfer; Cosmanoser Creton: R. v. Leitenberger, Cosmanos-Josefsthal; Schrauben: Brevillier, Wien; chirurgische Instrumente: Reichert, Wien; Sattlerwaaren: Müller & S., Wien; Böhm. Bisquite: Pecold, Prag; Porzellan: Czišek, Wien, und viele andere. Außer diesen genannten Objecten waren es noch zahlreiche andere, welche Anklang und Anerkennung gefunden hatten;** ich muß in dieser Hinsicht auf die dem österr.-ungar. Exportvereine in Wien übersandten Detailberichte, welche wohl in den Mittheilungen dieses Vereines veröffentlicht wurden, hinweisen. Ich fand mich für die ganze Dauer der Ausstellung in den Ausstellungsräumen ein, um die vielfach verlangten Aufklärungen zu geben. Adreßkarten, Preislisten und Waarenkataloge wurden vielfach begehrt und auch vertheilt, so auch kleinere Musterlager solcher Objecte, von denen dies eben möglich war. Da, wie schon erwähnt, die südafrikanische Presse die Ausstellung in der wohlwollendsten und freundlichsten Weise besprach und der Güte der Ausstellungsobjecte volle Gerechtig-

* Pierre de Bohême.

** Ich werde mir erlauben, im Anhange kritische Besprechungen über diese Ausstellung zu veröffentlichen.

Südafrikanischer Lastwagen am Marktplatze in Grahamstown.

keit widerfahren ließ, nahm ich mir die Freiheit, als Ausdruck meiner aufrichtigen Dankbarkeit, eine reichliche Anzahl meiner Geschenks-Objecte zu vertheilen. Ich verfolgte dabei einen doppelten Zweck. Erstens gab ich meinen Gefühlen nach, zweitens schien es mir wünschenswerth für meine vaterländischen Fabriken, daß ihre Producte jahrelang als Schauobjecte in gut renommirten Familien zur allgemeinen Ansicht aufgestellt blieben. »Güte und Billigkeit des importirten Artikels«, das ist die Devise des südafrikanischen Käufers, ihm ist es vollkommen gleichgiltig, ob der Verkäufer sein Namensbruder in old England, ein Deutscher, Holländer oder Oesterreicher sei!

Ich nehme nun Umgang, weiter von der Ausstellung zu sprechen und will nur zum Schlusse des ersten Capitels noch einige Ereignisse erwähnen. So der Ankunft eines österreichischen Kriegsschiffes in der Tafelbucht und das herzliche Entgegenkommen, die echt österreichische Freundlichkeit, welche uns von dem Commandanten desselben, Herrn Vieringer und den Herren Officieren, Cadetten und der Mannschaft Se. k. k. Majestät Corvette »Donau«, so frank und einstimmig entgegengebracht wurde. Der herzlichen Einladung zum Besuche des prächtigen Kriegsschiffes Folge leistend, fühlten wir uns auf Stunden dem afrikanischen Gestade entrückt und fanden uns auf heimischem Boden wieder. Die »Donau« hatte in Gibraltar schweres Unwetter erfahren und von Bahia eine langwierige Fahrt nach dem Cap durchgemacht. Trotz aller Anstrengungen und sehr ungünstiger Witterung war von den mehr als 300 eingeschifften Personen Alles wohl. Es waren schöne, uns vom Schicksale geschenkte Stunden, von denen wir bei unserer Ankunft am Cap uns nichts hatten träumen lassen. Wir hatten so manchen Abend auf der »Donau« zugebracht und uns in die Heimat versetzt gewähnt, nur zu früh sank uns oft die Sonne in die weite, stille Bucht. Doch auch diese Freude mußte enden. Eines Tages hieß es Abschied nehmen von dem letzten Stück Oesterreich auf fernem Boden. Daß es die ehrlichsten und wärmsten Wünsche waren, die wir dem stolzen Kriegsschiffe und seiner Bemannung mit auf den Weg gaben, weiß Gott!

In Folge des passiven Verhaltens der cap'schen Regierung und weil ich die, durch das Capland geplante Forschungsreise aufgeben mußte, sah

ich mich gezwungen, meine 164 Colli auf ein Minimum zu reduciren. Trotz aller Einschränkung blieb noch ein solches Quantum des Unentbehrlichsten übrig, daß ich noch einen dritten Lastwagen ankaufen mußte. Diese unangenehme Auslage von mehr denn 150 Pf. St. (über 1800 fl. ö. W.) verschlang so ziemlich den Rest des Geldes, welches mir meine Freunde und Gönner aus Oesterreich gesandt hatten. Darum entschloß ich mich leichtbegreiflicher Weise so schwer, einen dritten Wagen zu kaufen. Allein ich mußte mir immer wieder sagen: »es muß sein« und konnte mich wohl auch mit Recht in dem Gedanken trösten, daß der vermehrte Reisepark es ermögliche, reichlichere Sammlungen heimzubringen.

So war denn der Wagen sammt Gespann gekauft, zwei weitere Leute als Treiber engagirt und alles schien nun so weit »klar zum Gefechte« zu sein, daß wir endlich ins Innere aufbrechen und so dem Ziele jahrelangen Strebens mit jedem Schritte näher kommen konnten. Doch da thürmten sich noch ungeahnte Schwierigkeiten auf und zweimal schien es, als ob ich Cape town nicht verlassen sollte.

Ich verabschiedete mich bei allen Freunden und so auch bei den Redactionen der in Capstadt erscheinenden Zeitungen. Eben war ich im Begriffe, die Office der »Cape Times« zu verlassen, als mich mein Freund St. Ledger noch mit der Frage zurückhielt: »Sind Sie schon mit der südafrikanischen Republik im Klaren?« — »Mit der südafrikanischen Republik, der Transvaal? Habe nie mit ihr etwas zu thun gehabt, das mir Unliebsames beschieden hätte.« — »Hm, aber die Zölle!« fuhr St. Ledger fort. »Die Zölle!« klang es in meinen Ohren wieder und ich mußte mich am Thürpfosten festhalten. »Die Zölle!« Welche Wirkung übte dieses eine Wort auf mich! Die Meldung, »die Matabele hätten den Europäern Krieg geschworen«, hätte mich nicht mehr erregen können. Der Zoll ist für mich ein Gespenst geworden. Jetzt vernahm ich, daß die südafrikanische Republik, jener Staat, welcher nördlich von den britischen Besitzungen Südafrikas durch die Holländer, welche nicht englische Unterthanen werden wollten, errichtet wurde, einen hohen Zoll auf alle Einfuhr- und Durchfuhrartikel lege. Diese Verordnung mochte wohl nur wenigen Personen in Capstadt bekannt gewesen sein. Früher bestand dieser Zoll nicht, darum wußte ich

nichts. Nun, die Thatſache beſtand einmal, und ich mußte mich mit ihr abfinden. Ich telegraphirte ſofort nach Pretoria an Herrn Bock, den Staatsſecretär der Republik, mir ſeine Fürſprache, bei der Bitte um den vollen Nachlaß der Zölle angedeihen zu laſſen. Leider war der Draht beſchädigt und es dauerte einige Tage, bevor die Nachricht, doch eine gute Nachricht, mir zukam. Die Nachricht, daß ich als Forſcher von allen Abgaben frei das Land der Boers paſſiren dürfte. Dieſe frohe Kunde traf mich am Tage, da ich nach harten Sorgen die Capſtadt endlich verlaſſen zu können glaubte.

Unſer Mißgeſchick war noch nicht erſchöpft; als hätte ſich das Schickſal gegen mich verſchworen, traten mir noch am Bahnhofe der Staatsbahn, welche ich natürlich bis Colesberg benützte, ſcheinbar unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Herr Mackenzie hatte meine Reiſewagen nach der Bahn befördern laſſen, Herr Metclaf, der Goodsmanager, verſprach mir ſie binnen drei Stunden auf die Trucks geladen zu haben; mein unermüdlicher Freund, Herr Poppe, war in meiner Abweſenheit — es war noch ſo viel zu beſorgen — auf der Bahn, um alles andere zu leiten. Endlich war es auch mir möglich, mich daſelbſt einzufinden. Kaum hatte ich den Bahnhof betreten, als mich Freund Poppe bei der Hand nahm und ſagte, »Freund, erſchrecken Sie nicht, ich habe eine böſe Botſchaft für Sie!« — »Für mich?« — »Ja leider — ſoeben höre ich, man weigert ſich, den mit Ihnen abgemachten Contract, Ihre Sachen ſammt Perſonal um 61 Pf. St. nach Colesberg zu befördern, einzuhalten. Die Herren der Bahn wollen um den obigen Betrag ungeladene, aber nicht geladene Wägen befördern. Man hätte, ſo ſagt man, nicht gewußt, daß Sie beladene Wägen transportiren wollen!« — »Nun, ich habe aber fünf Trucks für den Preis von 61 Pf. St. gemiethet!« — »Das hilft alles nichts, man meint, Sie müßten noch etwa 70 Pf. St. über den Betrag zahlen!« — »Das kann ich nicht!« — »Ja, aber was wollen Sie thun? Ich ſtrecke Ihnen einſtweilen Geld vor!« — »Danke herzlichſt! Doch, es geht nicht!« Was konnte ich in dieſer Zwangslage anderes thun, als für den Moment der Gewalt weichen und an der Abwendung dieſer neuen Schwierigkeit arbeiten.

Unter Sir Bartle Frere's Gouvernement hätte ich unzweifelhaft nichts zu zahlen gehabt, obendrein wohl noch auf Unterſtützung rechnen können.

Da ich bereits die Schlüssel zu meiner Wohnung übergeben hatte, mußten wir alle ein Hotel beziehen. Glücklicherweise wollte auch meine Frau, von einer Freundin begleitet, dem Aufladen der Wägen — sie werden mit einer Dampfmaschine auf die Trucks gezogen — beiwohnen, und diese Freundin, die für ihren Schwager das »Hansa Hotel« verwaltet, Fräulein Lohmann, eine liebe und herzliche Schiffsgefährtin, bot sich an, Alle für die Dauer der Verzögerung zu bewirthen. Ich nahm mit meiner Frau die Einladung Herrn Poppe's, bei ihm zu wohnen, an, die Diener aber jene Fräulein Lohmann's. Nachdem ich mich mit Freund Poppe, dann mit den Redacteuren Herren Dormer und St. Ledger, die ich jedoch bat, von der Sache einstweilen nicht zu sprechen, berathen hatte, suchte ich noch in später Stunde den neuen Minister of the Crown-lands and public works (Minister für öffentliche Bauten und Verwalter der Regierungsländereien), Herrn Colonel Schermbrucker, auf. Mit diesem Besuche endete mein Mißgeschick und die Sonne des Glückes begann wieder zu leuchten. Einige Abende zuvor hatte ich bei dem Vicepräsidenten der Handelskammer, Herrn Wiener, die Bekanntschaft des Herrn Schermbrucker, der damals noch nicht Minister war, gemacht. Er besprach mit Entrüstung das mir von der Regierung gezeigte zurückhaltende Betragen. Unterdessen war diese Regierung zu Grabe getragen worden, eine neue mit Schermbrucker hatte die Ruder ergriffen. Dieser wohlwollende, aufgeklärte Mann versprach, sofort die Sache in die Hand nehmen zu wollen. Frühzeitig am folgenden Morgen war ich auch im Stande, Beweise vorzubringen, daß mir die Eisenbahnbeamten im vollen Sinne des Wortes Unrecht gethan. Ich hatte Zeugen, daß ich wegen beladener Wagen unterhandelt hatte; ferner, daß ich mir Rath einholte, wie weit ich meine Kisten über die Wagenseite packen dürfe, und wo ich die 21.000 Patronen, ob unten oder oben am Wagendach, unterbringen solle. Man hatte mich über Alles belehrt und — nun hatte man all' das vergessen.

Das Alles konnte ich Schermbrucker berichten, und mein gütiger Gönner hat in wenigen Stunden nicht nur Alles in Ordnung gebracht, sondern ausgewirkt, daß ich statt 61 Pfd. St. nur 52 Pfd. St. zu zahlen hatte, und daß man mir statt fünf sieben Trucks gab. Ja, jetzt nahm die

Bahn noch Kisten, die ich auf die vier Wagen nicht mehr laden konnte, auf Separatwagen und beförderte meine ganze Bagage mit unserem Personenzuge bis nach Colesberg, das wir nach einer zweitägigen und zweinächtlichen Fahrt erreichten.

Ich werde Colonel Schermbrucker diesen Dienst nie vergessen; ich werde aber auch nie vergessen, daß ich als einfacher Forscher der Regierung am Cap an Zöllen und Bahnfrachten 2000 Gulden habe zahlen müssen.

* * *

Es dürfte wohl viele Leser interessiren, die großartige Entwickelung der Capcolonie unter englischer Herrschaft in charakteristischem Zuge vorgeführt zu sehen. Zu diesem Behufe erlaube ich mir bei unserem Abschiede von Capstadt die Grundzüge der Verfassung, Verwaltung und Handelsverhältnisse in der Capcolonie zu schildern. Ich thue dieses um so lieber, als in der deutschen Literatur eine ähnliche Arbeit nicht vorliegt. Die Zahlen entnehme ich zum Theile dem verdienstlichen Buche des Parlamentssecretärs John Noble: Official handbook of the Cape Colony.

Das Capland umfaßt ca. 250.000 engl. Quadratmeilen bei einer Bevölkerung von 1,252.500 Einwohner, von denen etwa 341.000 der kaukasischen Race angehören. 1806, als die Engländer das Capland besetzten, zählte man 73.600 Unterthanen, davon 26.700 Weiße. Nur der Süden war besiedelt. Die folgende Tabelle wird eine allgemeine Uebersicht über die Kraft und Stellung des Caplandes bieten:

Im Jahre 1884—1885 betrugen die Staatsrevenuen: als Steuern (Zölle, Landverkauf, Grundsteuer, Uebertragungsgebühren, Erwerbsteuer ꝛc.) fl. 36,024.680, in sonstigen Staatseinnahmen (Miethe für Staatsgrundbesitz, Telegraphen- und Eisenbahn-Einnahmen ꝛc.) fl. 2,839.632, ferner Strafen, Cautionsverluste, Interessen ꝛc. fl. 946.512, die Staatsausgaben fl. 40,518.184, die Staatsschuld fl. 245,006.724, die Verpflichtungen der Banken und gesetzlich autorisirten Vereine fl. 15,059.220, der Werth des Interessen abwerfenden Eigenthumes fl. 453,594.096, die Staatsdomänen (unangebaut) 45,298.808 engl. Acres, die Eisenbahnen 2000 und die Telegraphenlinien an 8900 engl. Meilen, die Straßen und Wege 8400 engl. Meilen.

Exportartikel.

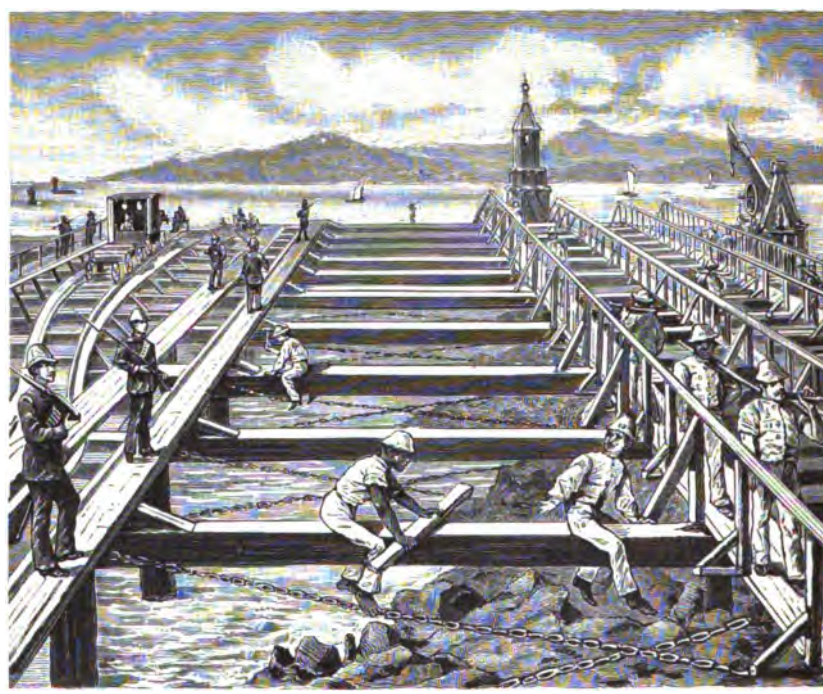
Diamanten 1884—1885 = 2,282.433½ Karat, Werth derselben fl. 30.644.052.

Der Gesammtwerth der seit dem Jahre 1870 aus den vier großen Diamantengruben von Kimberley, De Beers, Dutoitspan und Bultfontain bis zum heutigen Tage geförderten Diamanten beläuft sich auf über fl. 500,000.000, bei einem Gewichte des Edelgesteines von 130 Ctr.

Schafwolle 1885, 344.325 engl. Ctr.	Werth	fl.	17,114.016
Angorahaar 1885, 52.513 engl. Ctr. . . .	»	»	2,448.216
Straußfedern, ausgeführt 1885, 251.084 Pfund .	»	»	7,023.336
Kupfererze 1885, 20.213 Tonnen	»	»	4,748.100
Schaf- und Ziegenhäute 1885, 3,827.336 Stück	»	»	3,550.080
Rinds-, Pferde- u. Wildhäute 1885, 290.010 Stück	»	»	1,546.980
Aloe 1885, 942.637 engl. Pfund	»	»	98.716
Argol 1885, 215.812 engl. Pfund	»	»	77.844
Getreide und Mehl 1885, 16.134 engl. Ctr. . .	»	»	59.700
Baumwolle, 1875 ausgeführt 153 engl. Ctr., im Jahre 1885 wurde nichts ausgeführt.			
Gesalzene und gepöckelte Fische 1885, 2964 Ctr.	»	»	190.224
Getrocknete Früchte, zumeist Pfirsiche, 1885, 2311 Ctr.	»	»	31.032
Pferde 1885, 19 Stück	»	»	37.320
Elfenbein im Jahre 1875 143.682 Pf., im Jahre 1885 9214 Pf.	»	»	43.528
Branntwein 1885, 4517 Gallonen	»	»	28.880
Feine Constantia-Weine 1885, 8311 Gallonen .	»	»	32.244
Gewöhnliche Weine 1885, 83.754 Gallonen . .	»	»	174.696
Verschiedene Artikel, die in der oberen Liste nicht angegeben erscheinen	»		635.916

Die Zahl der Schiffe, die im Jahre 1885 in die Häfen des Caplandes einliefen war 2008, deren Tonnengehalt 2,715.058, davon entfallen 1711 mit 2,560.419 Tonnen auf englische Schiffe. Es verließen die Häfen 1996 Schiffe mit 2,697.797 Tonnengehalt. Die Auswanderung nach dem Caplande

betrug vom August 1873 23.347 Seelen, davon 12.111, die auf Staatsunterstützung hin ausgewandert waren. Was den Eigenthumswerth der 10 wohlhabendsten Districte anbetrifft, so stellt sich folgende Reihe heraus:



Hafenbauten in Capstadt.

	Jahre	Werth		Jahre	Werth
Capstadt . .	1883	fl. 59,752.224	Oudtshoorn .	1885	» 12,808.680
Port Elizabeth	1881	» 23,406.192	Paarl . . .	1885	» 12,456.324
Kimberley. .	1882	» 20,541.012	Albany . .	1883	» 11.927.376
Victoria-West	1881	» 14,410.332	Richmond .	1881	» 10.308.684
Cradock . .	1885	» 13,080.480	Albert . . .	1881	» 10,080.000

Von der oben angeführten Staatsschuld wurden verwendet:

für den Bau von Bahnen	fl. 164,960.736
» die Hafenbauten	» 9,514.050
» Brücken	» 4,993.744

für öffentliche Gebäude	fl.	2,559.474
» Telegraphen	»	1,981.176
» Einwanderung	»	1,030.464
» Verpflichtungen der einbezogenen Provinz Griqualand-West	»	3,727.956
» öffentliche Bauten (nicht Gebäude) und Landbewässerung	»	3,029.772
» die Auslagen bei den Aufständen der Eingeborenen	»	57,537.153.

Nachdem ich nun in vorliegender statistischer Skizze die hohe Entwicklung der Cap-Colonie vorgeführt, möchte ich den freundlichen Leser noch einladen, einen Blick in die Verwaltungsmaschine dieser Colonie zu werfen. Ein Blick in eine Colonial-Verwaltung ist immer interessant, in eine englische doppelt, weil neben dem Streben, der Cultur einen Weg zu bahnen, das eifersüchtige Bestreben der weißen Colonisten, ihre politische Selbstständigkeit gegen alle Eingriffe des Mutterlandes zu wahren, den obersten Gesichtspunkt des ganzen Verfassungs- und Verwaltungs-Organismus bildet.

Hier, wie in allen Ackerbau-Colonien Englands, also vor allem in Australien und Canada, treten uns folgende Regierungsziele entgegen: das weitgehendste Selfgovernment, die geringsten Militärlasten für die Colonisten, während die Krone Englands den Küsten- und meisten Militärdienst durch ihre Armee besorgen muß, und drittens der oberste Grundsatz, daß alle Steuern in der betreffenden Colonie verwendet werden müssen. Dementsprechend erscheinen die Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse in den englischen Colonien, also auch in der Cap-Colonie, sehr einfach.

Die oberste gesetzgebende Gewalt haben die beiden Häuser des Parlamentes, welches in Capstadt tagt. Das Parlament wählt seine Functionäre selbst. Das Oberhaus, »Upper House« oder Legislative Council, aus 24 Mitgliedern bestehend, welche den Ehrentitel »Honorable« führen. Nur solche Männer können gewählt werden, welche im Besitze eines unbeweglichen Vermögens von 24.000 Gulden oder eines beweglichen Vermögens von 48.000 Gulden sind. Das Unterhaus »The Lower House« oder House of Assembly zählt 74 Mitglieder, welche alle fünf Jahre gewählt werden, im Falle das Haus nicht aufgelöst wird. Das Parlament ernennt seinen Speaker oder Sprecher, der das Wort entziehen kann, und

seine Beamten. Ein Parlamentsmitglied muß wenigstens 12 Monate in der Colonie gewohnt haben und ein Vermögen von mindestens 300 Gulden besitzen oder eine jährliche Einnahme von 600 Gulden haben oder 300 Gulden baar, den Rest in Verpflegung und Wohnung.

Das Parlament sitzt jedes Jahr wenigstens einmal, zumeist von April bis Juli. Die Geschäftssprache ist englisch, doch seit 1882 sind beide Sprachen, die englische und holländische in den parlamentarischen Verhandlungen im Gebrauche. Zur Gesetzgrundlage dient das römisch-holländische Gesetz, modificirt durch zahlreiche Parlamentsordinationen.

Die Abgeordneten, welche außer Capstadt wohnen, erhalten eine Vergütung der Reisespesen und 20 Shilling Diäten für Sessionen bis zu 90 Tagen. Regierungsbeamte sind nicht wählbar.

An der Spitze der Verwaltung steht der von der Regierung in London ernannte Statthalter, welcher die Gesetze sanctioniren muß, damit sie überhaupt Gesetze werden; er ist die oberste Instanz für alle Verwaltungs- und richterlichen Angelegenheiten. Dem Gouverneur steht die Wahl der Minister zu, welche stets aus der Majorität des Parlamentes gewählt werden. Das Cap-Ministerium besteht aus den folgenden Aemtern: Dem Governor, dem Colonial-Secretary (Minister des Innern, Chef des Post- und Telegraphenwesens, des Unterrichtes, der Krankenhäuser und Polizei), dem Attorney-General (Justizminister), dem Treasurer of the Colony (Finanzminister), dem Commissioner of Crown Lands and Public Works (Handelsminister, Ackerbauminister, Generaldirector der Eisenbahnen und Bergwerke, obersten Inspector der Häfen) und dem Secretary for Native Affairs (Minister für die Eingeborenen). Unter den Ministerien stehen die Magistrate der selbstständig verwalteten Städte und Landbezirke (Districte, einer Art von Comitaten oder Departements von sehr verschiedener Größe), unter diesen wieder die Bürgermeister der kleinen Orte. Diese Magistrate, sowie eigens ernannte Friedensrichter üben die niedere Justiz (Districts-Gerichte) und mittelst Constablern und Fieldcorneten die Sicherheitspolizei aus.

Die höhere Justiz besorgt der oberste Gerichtshof in Capstadt und die sogenannten Circuit Courts, d. h. zweimal im Jahre in verschiedenen

Theilen der Colonie amtirende hohe Gerichtshöfe ad hoc. Der Justiz-minister ist der oberste Staatsanwalt.

Die Steuern werden von den Magistraten der Städte und Districte eingehoben und verwaltet.

Die Städte haben ihre Vertretung und ebenso die Districte, ähnlich unseren Stadtvertretungen und den Bezirksvertretungen. Die Mitglieder dieser Corporationen werden von den Steuerzahlenden gewählt. Jenen der Districte, genannt Divisional-Council, liegt namentlich die Instandhaltung kleiner Brücken und aller Wege ob. Die Gesammteinnahmen der Municipalitäten (Stadtvertretungen) des Caplandes für 1884, beliefen sich auf 2,085.552 Gulden und die der Divisionalvertretungen auf 6,502.212 Gulden.

Was die Wehrkraft der Colonie anbetrifft, so hat die Colonie ein Regiment Cape Mounted Riflemen (die cap'schen berittenen Schützen), ein Cape-Field-Artillery-Detachement, 15 Kanonen (cap'sche Feldartillerie) mit inbegriffen, das 700 Mann zählt; ein cap'sches Infanterie-Regiment mit 520 Mann; ein Volontär-Corps von: Artillerie, Cavallerie, Infanterie, Pionnieren, Schützen, in der Zahl von 3223 Mann. Das wehrpflichtige Landsturmaufgebot umfaßt 46.000 Europäer und 77.000 Farbige. Die Truppen sind mit Henry Martini-Gewehren bewaffnet, für die Levies (Eingeborenen Hilfstruppen im Falle der Noth) sind Snyder-Carabiner vorräthig. Bis 1885 wurde in den letzten Jahren jährlich 2,400.000 Gulden für Bewaffnung und an Sold der zur Vertheidigung bestimmten Truppen ausgegeben. Seit 1885 suchte man sich einzuschränken und spendete im Jahre 1885—1886 nur die Summe von 1,600.000 Gulden zum selben Zwecke, während sich die Auslagen der englischen Regierung für ihre in Süd-Afrika gehaltenen Truppen jährlich auf etwa 1,000.000 Gulden belaufen.

Was die Religionsbekenntnisse anbetrifft, so konnte selbe bei 383.765 Personen nachgewiesen werden, wovon zählen:

die holländisch-reformirte Kirche . .	162.739	Seelen
» Wesleyaner	68.814	»
» englische Hochkirche	57.895	»
» Congregationalen	33.065	»
» böhmisch-mährischen Brüder . .	10.053	»

die rheinische Gesellschaft . . . . 10.611 Seelen
» römisch-katholische Kirche . . . 9.694 »
» Presbyterianer . . . . . 8.646 »

Außerdem finden sich noch Anhänger anderer Confessionen vor.

Das Erziehungs-Departement steht gegenwärtig unter dem Superintendent-General of Education (Chef des Cultus-Departements, der nicht Minister ist). Die Regierung verwendete im Jahre 1885 für dieses Departement die Summe von 1,140.000 Gulden, also ebenso viel, als für den Kriegsetat. Es findet sich eine Universität in Capstadt und fünf Colleges (Realgymnasien ähnliche, doch weniger scharf begrenzte und streng gehandhabte Anstalten), die jährlich etwa 96.000 Gulden kosten. Sie werden im Ganzen von 305 Studierenden besucht; im Jahre 1885 hatte das Capland 989 Volksschulen, in welchen 75.713 Schüler eingeschrieben waren, während der durchschnittliche tägliche Besuch sich nur auf 39.034 herausstellt. Von jenen 989 Schulen waren 328 öffentliche Schulen, hie und da freilich auf Farmen (Einzelngehöften) gehalten, mit einer Einlogirung der Studirenden verbunden; Privat-Boardschulen bestanden 54, Missionsschulen 400; Kunstschulen und Specialschulen 5; Schulen für die Eingeborenen in der Colonie 28, in dem Transkeiriver-Territorium 92 und im Tembulande 42, im östlichen Griqualande 40. Schulinspectoren führen Aufsicht über die Schulen, doch scheint mir das Amt eigentlich nur ein Ehrenamt zu sein, ähnlich wie in der Gerichtsbarkeit die Justices of peace (Friedensrichter) fungiren. Der Gehalt eines Lehrers kann durch ausgezeichnete Führung der Schule und treffliche Resultate im Unterricht erhöht werden, ohne daß jedoch die Länge der Dienstzeit ein Recht auf Gehaltserhöhung gäbe.

Das Capland besitzt mehrere öffentliche Gärten, die den Namen »Botanische Gärten« führen, von denen jedoch nur drei: der in Capstadt, Grahamstown und Port Elizabeth, unter wissenschaftlicher Aufsicht stehen. Capstadt, Grahamstown und Port Elizabeth besitzen Museen, und es finden sich 51 Bibliotheken im Lande vor, von denen die mit dem Museum in Capstadt im Zusammenhang stehende die bedeutendste ist; sie zählt 40.000 Bände, jene zu Port Elizabeth zählt 14.800, jene zu Grahamstown über

7000 Bände, die von King Williamstown über 10.300 Bände, die Bibliothek zu Graaf-Reinet 5150, jene zu Alice 6438 Bände.

Es erscheinen: in Südafrika 42 Zeitungen und Journale in englischer, 22 Zeitungen in englischer und holländischer, 7 Zeitungen in holländischer, 1 Zeitung in deutscher, 1 Zeitung in Kafir- und 1 Zeitung in Kafir-englischer Sprache; davon sind 10 Tagesblätter; 9 erscheinen zweimal, 14 dreimal und 38 einmal wöchentlich; 1 erscheint zweiwöchentlich mnd 2 erscheinen monatlich.

Das Capland besitzt gut eingerichtete Krankenhäuser in Capstadt, Port Elizabeth, Kimberley, Grahamstown, King Williamstown u. Queenstown, und eine Irrenanstalt auf der Robbeninsel, in der Tafelbay und eine in Grahamstown.

Unter den englischen Banken ist neben der Standard Bank of South Africa die South African Bank die hervorragendste; ferner findet sich in Capstadt die Saving Bank Society (Sparcassen-Genossenschaft), welche auch in den Districten Zweiganstalten besitzt und durchschnittlich in Depositen gegen vier Millionen Gulden aufweist.

Das Postsparcassenamt zeigte am 31. December 1885 einen Cassarest von Einlagen mit 2,088.000 Gulden.

Die Post weist 630 Postämter auf und die jährliche Briefcirculation beziffert sich auf 6,500.000 Briefe. Unter $^1/_2$ Unze beträgt das Porto für einen Brief in Städten mit Zustellung ins Haus 1 Penny (5 kr.), nach England 6 Pence. Das Land zahlt jeder der beiden Postdampfschiff-Linien, die zwischen England und Südafrika verkehren, 320.000 Gulden. Für jede Stunde, um welche sich die Fahrt länger herausstellt, als die auf 20 Tage bestimmte Postzeit, haben diese Dampferlinien ein Pönale von fl. 30.— zu zahlen.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, zu zeigen, was die angelsächsische Race unter gewiß schwierigen Verhältnissen am südlichsten Ende des schwarzen Erdtheiles für die Cultur geleistet hat.

II.

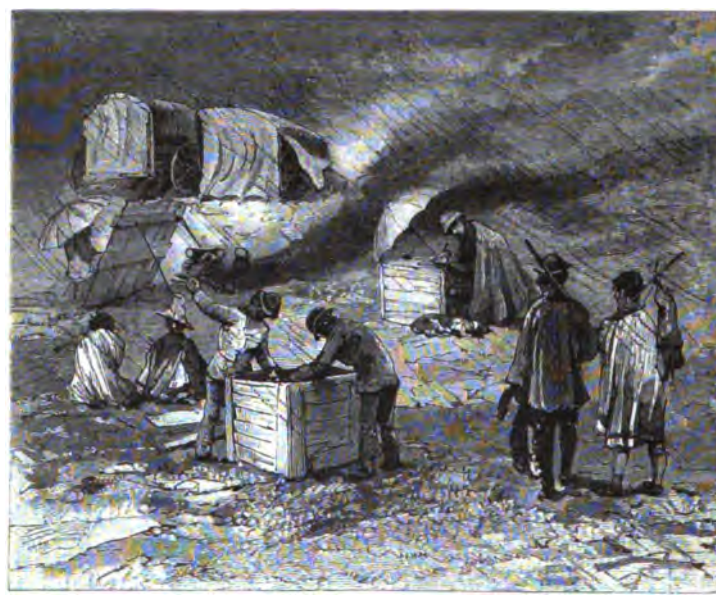
Colesberg. Reise durch den Oranje-Freistaat.

Die in Cradock und Colesberg erkauften Zugthiere und gemietheten dunklen Diener. — Die Besteigung der Colesberg-Höhe. — Vermessungen auf der Höhe. — Geologische Structur. — Diorithöhen. — Colesberg Anfang 1884, die nördlichste Eisenbahnstation. — Fauna und Flora der Höhen und Ebenen. — Die südafrikanischen Küsten- und die Binnenlandzonen. — Ein Schneegestöber auf dem Colesberge, Folgen der Winterstürme auf die Viehzucht des Nord-Caplandes. — Abreise von Colesberg. — Der Aufenthalt in New-Port und die gewonnenen Sammlungen. — Verderblicher Einfluß des Branntweingenusses unter den Schwarzen. — Der Oranje-Freistaat, seine Regierung, Gerichtsbarkeit und allgemeinen Verhältnisse. — Südafrikanische Kohlengebiete. — Behandlung und Heilung der Lungenseuche. — Das Gewinnen der Bushmanngravirungen am Scyt-Macaar. — Tom und Harry Meintjes', die neuen Reisebegleiter. — Die Diamantengruben von Jagersfontein. — Meiner Frau erfolgreiche Jagd. — Wildschonung im Oranje-Freistaate. — Achttägiger Aufenthalt am Modderriver. — Kopjesfarm. — Boshof. — Bella's Abschied. — Aufenthalt auf Kameelfontein. — Die Verhältnisse der holländischen Farmer im Oranje-Freistaate. — Die Holzfrachter im Baalthale.

Es war einer meiner Lieblingspläne, mit denen ich nach Afrika gekommen: gewisse Gegenden des Caplandes, welche ich auf meiner letzten Reise nur flüchtig besuchen konnte oder gar nicht bereiste, aus denen mir aber interessante naturwissenschaftliche Objecte zugekommen waren, aufzusuchen und zu durchforschen. Das Verhalten der Cap-Regierung jedoch hatte diese Pläne zunichte gemacht und so war meine auf sieben Monate geplante Caplandtour, die namentlich in ethnologischer, botanischer und geologischer Hinsicht zahlreiches Material gesichert hätte — den Aufenthalt in und um Capstadt nicht mit einbezogen — auf die kurze Eisenbahnfahrt Capstadt-Colesberg und einen dreiwöchentlichen Aufenthalt im letztgenannten Districte beschränkt. Um nicht — da ich bereits mit beladenen Wagen per Bahn

ankam und es so leicht ersichtlich wurde, daß ich vier tüchtige Ochsengespanne benöthige, — einen hohen Preis für die letzteren zahlen zu müssen, kaufte ich schon zwei Monate zuvor in der Stadt Cradock zwei Gespanne, ließ sie ausruhen und weiden, damit sie sich nach dieser Rast umso tüchtiger für den langen und beschwerlichen Zug nach Norden erweisen könnten. Ich freute mich schon im Voraus auf meine guten feisten Zugthiere, denn mein Cradocker Freund, der sie für mich erkaufte, hatte nur das Beste über sie zu berichten. Allein auch hierin hatte ich eine bittere Enttäuschung zu erfahren, als ich »diese« Ochsen sah. Die Thiere mochten zur Zeit des Erkaufes trefflich gewesen sein, jedoch mein Cradocker Freund hatte mir nicht berichtet, daß es seit Monden in seinem und dem Colesberger Districte nicht geregnet und die Weide nur trockene Zwergbüsche für die armen Thiere aufzuweisen habe. Das Rind hier zu Lande erholt sich rasch nach dem ersten Regen, sowie die Nässe die Poren der Haut gereinigt und die Vegetation zum Sproßen gebracht, aber solche Thiere müssen jeder schweren Arbeit ferngehalten werden und nicht, wie die meinen, für die in Südafrika denkbar schwersten Arbeiten bestimmt sein. — Es starben zwei der Thiere, bevor sie ins Joch gespannt wurden; ich erkaufte weitere dreißig, auch zwei Pferde, und vertheilte die ersteren für den Zug wie folgt: die sechzehn besten, ein schwarzes Gespann, für den schwersten, den »Zambesiwagen«, welcher die für die Nord-Zambesireise in Kisten gepackten Ausrüstungsgegenstände trug; sechzehn braune Ochsen für einen zweiten Wagen, dem unsere persönliche Ausrüstung aufgeladen war und der hinten überdacht, hier einen kleinen Raum als Schlafstätte bot, welcher Raum von mir auch auf der Reise als Schreibstübchen benützt wurde. Das dritte Gespann, weiß-roth und weiß-schwarz gescheckt, ebenfalls sechzehn Thiere, schleppte den dritten großen Lastwagen mit den zum Präpariren und Gewinnen von Sammlungen und zu den Forschungen benöthigten Utensilien und Instrumenten. Ein schwarzes Acht-Gespann vom Schlage der niedrigen und gedrungenen, aber sehr starken Zuluochsen zog den eisernen Wagen (Pontonwagen), den ich von Wien mitgebracht, und der mit dem eisernen dreitheiligen Ponton, den Pumpen, Patronen ꝛc. beladen war.

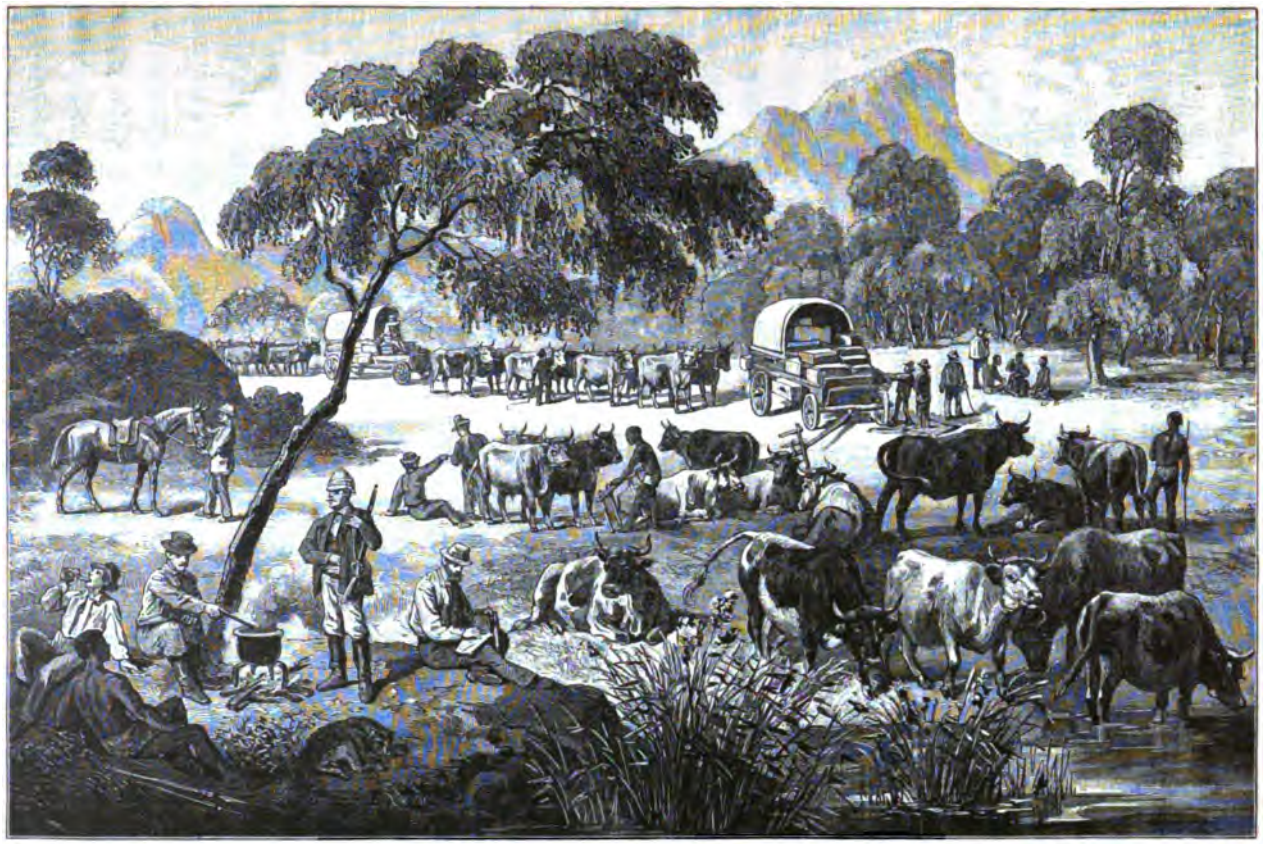
Ich hatte in Capſtadt zwei Creolen, Hendriks und Adam, für die Geſammtreiſe — ſo weit als ein Wagen überhaupt benützt werden könnte — gegen Zahlung von 24 Gulden pro Monat, Verpflegung und Kleidung aufgenommen. In Colesberg miethete ich zwei weitere Diener, den Creolen Franz und den Griqua Plati. Hendriks trieb den »Zambeſiwagen«, Franz den ſogenannten »Unſeren«, Adam den »Sammelwagen« und ich



Angenehmes Arbeitslocal im Lager zu Colesberg.

den »Eiſernen«. Von den vier Dienern ſchien Plati der am wenigſten tauglichſte zu ſein, denn er war ein gewaltiger Brantweintrinker vor dem Herrn und ich hatte ihn in gewiſſer Hinſicht hin auf die Bitte ſeiner Freunde mitgenommen, um ihn vor dem Tode eines Säufers* zu retten, und ſiehe da, er ließ das Trinken und erwies ſich ſpäter als der Tauglichſte, denn die anderen verließen mich ſchon an der Transvaalgrenze, als ſie von den Schwarzen vernommen, welche Gefahren eine ſolche Reiſe ins Innere mit ſich brächte, bevor ſie noch die Betſchuanagebiete betraten.

* Gewöhnlicher Fall bei den Hottentotten.



Eine Raſt auf dem Marſche über das Hochplateau des Südens.

Durch den Zeitaufwand, der mit dem Kauf der dreißig Zugthiere und mit der Umschau nach zwei guten Schwarzen, die ich in' meine Dienste aufnehmen wollte, verbunden war, blieb ich in Colesberg drei Wochen festgehalten. Ich benützte diesen Aufenthalt zu einigen Studien und Forschungen und sandte das so gewonnene Material, in vier Kisten gepackt, sofort nach Europa.* Eine meiner Studien betraf den Colesberg und ich werde den geehrten Leser bitten, mit mir diese Höhe zu erklimmen und diesen Theil des nördlichen Caplandes von einer Vogelperspective aus in Augenschein zu nehmen. Nebenbei will ich einiger unserer von der Höhe aus sichtbaren Arbeitsstellen gedenken und dann, vom Colesberg scheidend, die Reise nach Norden nach alter afrikanischer Manier — fröhlichen Herzens und wohlgemuth — beginnen.

Laterit- und Lößebenen von zahlreichen seichten, jedoch meist nur nach heftigem Regen fließenden Bächen und Flüßchen durchschnitten, von niedrigen, 100—300 Meter hohen, kegel- und kammförmigen Diorithöhen und Tafelbergen, letztere zumeist aus Trias-Sandgestein- und Thonschieferschichten gebildet, durchbrochen und bedeckt, die Ebenen mit Zwergbüschen und Compositen spärlich bewachsen, so daß überall hin der röthliche Lateritboden, der graue Thon und die weißen Karookalklager, durchschimmernd, schon aus der Entfernung als kahle Stellen sichtbar werden — bilden die Landschaft, die sich rings vor uns entrollt. Die Höhen sind nur spärlich und niedrig bebuscht, hie und da blickt uns ein einfaches, weißgetünchtes Farmhaus mit einem Gärtchen, mit etwas Ackerland und den wenigen in seiner Nähe liegenden Hütten der Schwarzen entgegen. Dies etwa ist ein Bild des nördlichen Caplandes, wie es für Colesberg und die Nachbardistricte am Oranjeflusse gelten mag. Dürre und Mangel an fließenden Gewässern sind der Fluch dieser Gegend. Für den Touristen wären nur der hie und da durch pittoreske Felsen dahinfließende Oranje-River, die aus mannigfach geformten Riesenblöcken gebildeten Diorithöhen und die aus hellen Thonschiefer- und Sandsteinterrassen aufgebauten Tafelberge von einigem Interesse. — Wiederholt haben wir den in der Nähe des Städtchens gleichen

* 18 Kisten mit den Resultaten meiner Sammlungen um Capstadt, an der Houtbucht und am Lorenzriver hatte ich bereits von Capstadt heimgesendet.

Namens aufgethürmten Colesberg, die bedeutendste Höhe der Umgebung, bestiegen. Die eigentliche Höhenmessung begann ich an einem kalten Tage am Fuße des Berges. Ich ließ einige meiner Leute an diesem Beobachtungsorte zurück und bestieg mit den übrigen die Höhe, wobei wir auf zwei der Terrassen, sowie auch auf der Kuppe selbst, gleichzeitige Vermessungen mit Hilfe der meteorologischen Instrumente und mittelst des Diopterlineals ꝛc. vornahmen; leider sind alle diese Messungen, in das geologische Tagebuch eingetragen, auch mit dessem Verluste bei Galulonga verloren gegangen. Am Fuße der Höhe fand ich Urthonschiefer, es folgten hierauf im Wechsel anscheinend fossilienlose, riesige Kiesel einschließende Sandsteinlagen, dann Knochenreste von Reptilien und Fischen enthaltende Thon- und Sandsteinschichten, während die Kuppe (wenn ich nicht irre, da mir das betreffende Tagebuch fehlt) mit erratischen Dioritblöcken bedeckt erscheint; bestimmt weiß ich mich noch zu erinnern, daß ich solche Blöcke mehrmals auf ähnlichen Tafelbergen des Colesberg-Districtes vorfand.

Von der Colesbergkuppe bietet der Anblick der ringsum, soweit der Blick reicht, auf der Hochebene zerstreuten, gewöhnlich bis zu 100 Meter hohen Diorithöhen, ein für die Bildung dieses Eruptivgesteines in Ketten und Gruppen, letztere zuweilen in C-Formen, sehr interessantes und instructives Bild. Die Ebenen und Thäler zwischen diesen und einzelnen Höhen sind in ihrer Tiefe von einem grauen und grünlichen Urthonschiefer gebildet, der zumeist von Sandsteinlagen und Thonschiefern der Triasperiode überlagert erscheint. Diese Triaslager reichen weit nach Süden bis an den Terrassenabfall hin, und wir haben ihre wissenschaftliche Bearbeitung, nachdem das Material von südafrikanischen Amateur-Paläontologen und zwei Fachmännern eingesendet worden, dem englischen Gelehrten Professor Sir Owen zu danken.

Von der Kuppe des Colesberges Umschau haltend, erblicken wir im Süden die Zinkdächer der niederen Eisenbahnstationsgebäude und weiter an uns heran das in einer seichten Felsenschlucht gelegene Städtchen Colesberg und an seinem südöstlichen Ende, zur Linken, ziemlich hoch über der Thalsohle und zwischen drei Diorithöhenkuppen — unser Lager. Zur Zeit unseres Besuches, Anfang 1884, war Colesberg die nördlichste Eisenbahn-

station des Caplandes, der Endpunkt der Midland-Linie und als solche, weil durch eine Zweigbahn mit der Westlinie verbunden, die Ausladestation des gewaltigen von Capstadt und Port Elizabeth nach den Diamantenfeldern und der Transvaal ausgehenden Verkehres.

In jene Zeit fällt Colesbergs Blüthe. Gegenwärtig, vier Jahre später, erscheint Colesberg, was seinen Verkehr anbelangt, nur noch ein Schatten dessen, was das Städtchen gewesen, es theilt das Schicksal aller jener Capstädte, welche bei dem langsamen Ausbau der Bahnen im Caplande auf einige Monate hin das Prärogativ einer »Endstation« auf der größten Handelsstraße Südafrikas besitzen, welcher Umstand einen solchen Ort förmlich über Nacht zu einem der wichtigsten Handelscentren Südafrikas macht, um einige Monate später wiederum ihr Prestige an einen anderen Ort, der inzwischen zur nächsten größeren Endstation nach Norden geworden, abzugeben und dann ebenso plötzlich zu sinken, als sie emporgestiegen. Naturgemäß kommt ein solcher Ort in Folge von Bauten, und in Folge der eingetretenen Theuerung nach dieser kurzen Blüthezeit in eine bedeutend schlechtere Lage, als dies vor dem plötzlichen Aufschwunge der Fall gewesen.

Der Colesberg-District exportirt: Schafwolle, Angorahaar, Häute, Rinder, Schafe, Pferde und eine unbedeutende Quantität von Futterpflanzen; sonst importirt er alles Andere, so auch einen guten Theil seiner Victualien. Zu meiner Zeit verdienten sehr viele holländische Bauern des Districtes ein gutes Stück Geld mit der Verfrachtung der hierher gebrachten Güter, zumeist nach Kimberley, dem Oranje-Freistaat und der Transvaal. Seitdem die Endstation der Westlinie De-Aar bis Kimberley ausgebaut worden, ladet auch die Midlandlinie (von Port Elizabeth aus) ihre Waaren nicht mehr in Colesberg für Kimberley und den Norden ab, sondern sendet sie mit jener schon erwähnten Verbindungsbahn, die früher Colesberg so genützt und nun dem Städtchen so geschadet via De-Aar nach Kimberley.

Colesberg ist der Sitz eines Magistrates, besitzt mehrere Bethäuser, davon das holländische als das umfangreichste; in Colesberg erscheint eine holländisch-englische Zeitung, ein Districtsblatt, der »Colesberg-Advertiser«,

dessen Herausgeber und Besitzer Mr. Weakley ich zu meinen besten südafrikanischen Freunden zählen darf. Die meisten Verdienste um die österr.-ungar. Afrika-Expedition haben sich in Colesberg ein College und sein Vater, die Herren Knobel, erworben; von dem letzteren habe ich den Bedarf an Nahrungsmitteln für die Expedition billig erstanden, dem ersteren habe ich so manches zoologische Object und außerdem ausgiebige Beihilfe bei der Gewinnung und Herbeischaffung zahlreicher anderer Naturalien zu danken.

Deutlich sichtbar vom Colesberge, in der bereits genannten Richtung nach Südost hin, ist unser Lager. Es stellt ein offenes Camp dar, die vier Wagen in einer Reihe nebeneinander gestellt, nach drei Seiten und oben mit regendichter Leinwand um- und überspannt. An dem Sammelwagen, (dem Eckwagen nach Westen) ist aus ähnlichem Stoff ein provisorischer Stall gebaut, während hinter den Wagen das Präparateur-Zelt aufgestellt erscheint. Wagen und Zelt stehen in der Mitte eines viereckigen, mit einem an Eisenbolzen befestigten, aufgespannten Seile umfriedeten Raumes. Eine in der nordwestlichen Ecke gegrabene, und mäßige Vertiefung, von losen Kistendeckeln gegen die Windseite geschützt, kennzeichnet den Ort der Fleischtöpfe und des leiblichen Brotes, daneben eine Kiste und ein Stuhl mit einem Schirm überspannt, um mich gegen Schnee und Regen zu schützen, meine Arbeitsstube. Stets fanden sich Besucher am und im Lager ein, die Städter sowohl wie die holländischen Farmer aus der Umgebung und die zahlreichen schwarzen Ochsenführer und Treiber der täglich im Orte einkehrenden zahlreichen Frächter.

Ich begann in Colesberg meine meteorologischen Arbeiten, welche, da die betreffenden Tagebücher gerettet wurden, in einem separaten Werke erscheinen sollen. Es wurden täglich vom 7. Juni 1884, mindestens anfangs zwei, dann aber stets drei, zuweilen auch fünf Lesungen gemacht, und sonst besondere Beobachtungen eingezeichnet, die letzteren aber stets mit dem Vorauer Chron. (mittl. Zeit Wien) genau bestimmt. Sämmtliche meteorologische Lesungen, 2007 an der Zahl, wurden auch zu Höhenmessungen über dem Meeresniveau benützt, welche calculirt, entweder selbstständig oder als Anschluß zu den meteorologischen Lesungen oder den astronomischen Ortsbestimmungen

beigefügt werden sollen. Für die meteorologischen Arbeiten erwies sich nach und nach mein Diener Leeb als sehr tauglich, so daß ich mich später nur auf eine Prüfung seiner Arbeiten beschränken konnte. Ich erlaube mir als Exempel einer dieser Lesungen, so wie ich zufällig das erste meteorologische Tagebuch aufgeschlagen, vorzuführen:

Panda-ma-Tenka. Oberes Matetse-Thal. Albertsland, Zambesi-bereich, Gebiet der Matabele.

Höhe am linken bewaldeten Abhange zum Thale. Handels- und Missionsstation; im Hofraume der letzteren; der Ort astronomisch bestimmt:

31. October 1885, 11 Uhr Mittag Vorauer-Temp. 1) + 32·8 trocken
Gebrauchsaneroid 680·3, Inn. Therm. + 33·6—3·2, 4) + 31·8 »
Normalaneroid 684·3, » » + 33·2—5·6, 5) + 32·0 »
3) + 23·0 befeuchtet*

Süd- bei O.-Wind. Himmel umwölkt. Gewitter in N.-W. zieht nach N.-O., zweites in S.-O. und ein drittes in W. zieht nach S.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes in Colesberg herrschten S.-O.-Winde mit klarem Himmel vor; am 7. Juni begannen die Fröste. 11. Juni Früh aber kamen N.-W.-Winde mit Regen, auch Gewitter mit Donner und Blitz, es folgt klarer Himmel und Windstille mit Nebeln, am 16. Juni begannen abermals die N.-W.-Winde und brachten am 17. Juni bei der Vermessung des Colesberges Schneegestöber mit sich; vom 19. Juni wechselte bei klarem Himmel Windstille mit leichten S.-W.- und West- und Süd-winden ab und als wir am 23. Juni Colesberg verließen, stellten sich eben wieder trockene S.-O.-Winde ein, während im N.-W. ein Gewitter sichtbar wurde, ohne uns zu berühren.

Die das Lager von West über Nord bis Ost umgebenden Hügel, zeigten nur nach Osten hin eine interessante Kluft- und Kesselbildung in der diesen Eruptivgesteinen hier eigenen Hufeisenform. Falken, Eulen, seltene Steinschmätzer, kleine braune Rohrrüßler, der interessante südafrikanische Berghase (Lepus saxatilis) und die gewöhnlichste südafrikanische Klipp-

* Sonst waren fünf Thermometer in Gebrauch, allein Nummer 2, »das befeuchtete«, ging bei einer schweren Fahrt zu Grunde, es wurden drei nacheinander für denselben Zweck angesetzt und auch diese theilten — trotz aller Vorsicht — das Schicksal ihres Vorgängers.

schlieferart bildeten mit den Echsen der Gattungen Zonurus und Agama die im Winter sichtbaren Bewohner dieser, mit pittoresken Felsblöcken überschütteten und im Sommer eine reichliche Vegetation bietenden Höhen. In der Winterszeit ersah man nur noch zwischen den Blöcken und hie und da in den Felsenritzen einen einsamen immergrünen Strauch. Um so öder und trauriger, um so wehmüthiger war der Anblick der Ebene ringsum, welche diese einzelnen Hügelketten überragten. Diese Winterszeit, die trockene, eisige und eine ausnahmsweise anhaltende, in der letzten Saison vorhergegangene Dürre, hat diese Ebene förmlich »kahl gebrannt«. Doch selbst im Sommer zeigen die südafrikanischen Hochplateaux dieses Himmelsstriches nur auf wenige Wochen hin, ein anmuthiges Bild, und zwar zur Blüthezeit ihrer Compositen, der numerisch artenreichsten Pflanzenordnung, wovon wir hier nach Bolus 61 Geschlechter und 231 Arten vorfinden, die zahlreichsten sind: Helichrysum und Senecio, Berkheya, Euryops, Pentzia und andere. Außer Compositen (23·6 Perc.), folgen, laut einer Zusammenstellung der von den Herren Harry Bolus, Dredge und W. Tyssen gesammelten Arten: Gräser mit 8·0, Leguminosen mit 5·3, Liliaceen mit 4;8, Scrophularineen mit 3·9 Perc. u. s. w. Es folgen dann Asclepiadeen, Geraniaceen, Ficoideen, Cyperaceen, Irideen und Amaryllideen. — Zwei Drittel der genannten Familien, namentlich aber die letzteren, sind zumeist auf die Höhen beschränkt.

Man hatte die Pflanzenformen des afrikanischen Südens bis dato in fünf Zonen gruppirt. Ich nehme neun Zonen an, wobei ich jedoch die Ausdehnung des eigentlichen südafrikanischen Continents bis zum 13. Grad südl. Breite mit in Betracht ziehe. Man unterschied zwei Küstenzonen: eine östliche und eine westliche, welche die Küstenstriche bis an die großen Inlandsterrassen in sich begreifen und etwa in der Nähe von Port Elizabeth 25° 40′ östl. Länge an einander stoßen, man nannte die westliche, die nach Norden bis zum 30. Grad südl. Breite reicht, die südwestliche und die östliche, die tropische Zone; die erstere Benennung wollen wir füglich in: Erica-Zone umtaufen, es stehen wohl die Ericaceen dieser interessanten Zone, dem Percentverhältnisse der Arten nach, hinter den Compositen und Leguminosen, allein sie bilden den Hauptstock der Flora und bedecken nahezu den größten

Flächeninhalt dieses Gebietes. Herr Bolus in Capstadt* sammelte in dieser Zone an 4500 Pflanzenarten und Sir J. Hooker, der berühmte englische Botaniker und einer der besten, wenn nicht der beste Kenner südafrikanischer Flora, weist auf ein nahes Verwandtschaftsverhältniß zwischen dieser und der australischen Flora von Südwest-Australien hin.

Im Folgenden mögen auch die von Sir J. Hooker dem Percentverhältniß nach bedeutendsten Ordnungen der Pflanzen dieser Gebiete, einer Vergleichsstudie halber, aneinandergestellt werden:

West-Australien	Erica-Region Süd-Afrikas
Leguminosae	Compositae
Myrtaceae	Leguminosae
Proteaceae	Ericaceae
Compositae	Proteaceae
Gramineae	Irideae
Cyperaceae	Geraniaceae
Epacrideae	Gramineae

Die Ericeen finden sich nach Bolus in der südafrikanischen Ericazone mit über 400 Arten vor.

Die zweite Region, die östliche oder tropische, zieht sich längs der Küste bis nach Central-Afrika und wohl bis an das rothe Meer und begleitet die Flüsse stromaufwärts, und um so weiter in das Innere hin, je näher der Landstrich dem Aequator gelegen ist, wenn auch das eigentliche Binnenland eine eigene — tropische Binnenland Zone — aufweist, welche, wenn ich nicht irre, als solche mehr nach Westen, als nach Osten gravitirt, wenn auch der Zambesi selbst ihre zahlreichsten Arten an den Ufern seines Unterlaufes und an der Ostküste um seine Mündung herum eingesäet hat.

Die Percentliste der wichtigsten Ordnungen der tropischen Küstenzone weist, den Sammlungen der folgenden Botaniker entnommen, die auf Seite 50 stehende Tabelle auf.

* Bolus in Nobles: Official handbook of the Cape Colony.

Steinbock-Antilopen in der südafrikanischen Steppe (nach Exemplaren meiner Sammlung).

Dredge:		Mac Owan:		Wood:	
Compositae . .	14·0	Compositae . .	17·5	Compositae . .	13·0
Leguminosae .	9·9	Leguminosae .	7·6	Leguminosae .	8·4
Gramineae . .	7·7	Gramineae . .	6 9	Liliaceae. . .	5
Cyperaceae . .	4·5	Orchideae . .	3·8	Orchideae . .	4·2
Asclepiadeae .	3·7	Scrophularineae	3·1	Rubiaceae . .	4
Labiatae . . .	3·0	Asclepiadeae .	3·1	Euphorbiaceae .	4
Euphorbiaceae .	2·8	Cyperaceae . .	3·0	Asclepiadeae .	3·9

u. s. w.

So wie meine gegenwärtige Sammlung geordnet erscheint, füge ich eine ähnliche Zusammenstellung der binnenland-tropischen Zone bei, wobei mir die statistische Uebersicht der Sammlungen der 1875—1876er Reise, welche die Herren Sir J. Hooker und Mr. Brown bereits behandelt haben, wohl zu Statten kommt.

Herr Bolus erkennt eine dritte Capzone an, die sogenannte »Karoo-Zone«; eine vierte, die den mittleren Theil des nördlichen Caplandes als Binnenzone einnimmt, die der Compositen, während er das Nord-Capland am Oranje — bis auf eine über den Fluß sich auf den Freistaat hin erstreckende Bucht der Compositen-Zone — und die Südbetschuana- und Groß-Namaqualand-Gebiete nach Grisebach zur »Kalahari-Zone« rechnet. In beiden, nämlich in der sogenannten Karoo- und Compositen-Zone, herrschen die Compositen vor, deshalb erscheint mir der Name Karoo nicht der richtig bezeichnende, da wir unter Karoofläche auch das gesammte cap'sche Nordland verstehen; ich würde für die Karoo-Zone die Benennung »westliche Terrassenzone« wählen, welche mir auch dem Laien verständlicher zu sein erscheint, während ich für die vierte, den Namen Compositen-Zone beizubehalten vorschlage. Interessant wäre die Lösung der Frage, ob nicht die Terrassenzone* auch nach Nordost längs der Drakensberge sich erstreckt und ob nicht auch hier, wie in dem Falle der tropischen Zone zu der Erica-Zone eine subtropische, östliche Terrassenzone als Analogon zu unserer westlichen Terrassenzone zu constatiren wäre. Ich selbst habe das östliche Terrassenland vom Bedford bis zum Zambesi nicht besucht, jedoch zahlreiche

* Die man nun eine kurze Strecke östlich von der Scheidegrenze der Erica- und tropischen Küstenzone nach Osten zum Abschlusse brachte.

Herbarien sind schon aus diesen Gebirgsgegenden nach Europa gewandert, und die Frage könnte leicht gelöst werden. Der gediegenen Zusammenstellung von Bolus folgend lasse ich auch hier das Percentverhältniß der wichtigsten Genera der beiden obgenannten Pflanzenzonen, der westlichen Terassenregion und der Compositenregion folgen.

Westliche Terrassenregion:		Compositen- (Karoo-) Region, Holub:	
Compositae	17·1	Compositae	23·6
Gramineae	9·2	Gramineae	8·0
Ficoideae	6·8	Leguminosae	5·3
Liliaceae	7·5	Liliaceae	4·8
Crassulaceae	5·3	Scrophularineae	3·9
Leguminosae	3·8	Crassulaceae	3·3
Geraniaceae	2·9	Asclepiadeae	2·7
Scrophularineae	2·9	Geraniaceae	2·5

Die Compositenregion reicht weiter nordwärts, als Bolus bis jetzt angenommen, an manchen Punkten bis nahezu an den Mittellauf des Vaals. Die von Grisebach »Kalahari« genannte Region bezeichne ich als »Steppenregion«. Diese umfaßt das südliche Kalahariland, beide Oranje-Riverufer und die höchste der Ausdehnungen des Oranje-Freistaates, in der Transvaal reicht sie, quer durch das ganze Land nach Osten bis an die Ostgrenze, nach Norden bis zur Molapohöhe.

So wie wir die Compositenregion als die ärmste Hutweide für Rinder und Pferde ansehen müssen, ist sie doch sehr geeignet für Schafzucht, und die der Terrassen die geeignetste für Ziegen; dagegen nützt die Steppenregion mit ihrem Sand- und Lateritboden, die Feuchtigkeit festhaltend, ganz besonders den Gramineen und mit diesen dem Rinde und den Einhufern. Daß namentlich die Compositen und die ihnen im häufigen Auftreten nächstfolgenden Pflanzenformen in Südafrika so überwiegen, beruht zumeist auf drei Umständen:

1. den klimatischen Eigenthümlichkeiten, unter denen eben solche Pflanzen in hervorragender Weise gedeihen, ich möchte sagen, an gewissen klimatischen Schäden dieses südlichen Riesenhochplateaus: so an den bei uns als solchen unbekannten, großen Temperaturwechseln, so in der »Regenzeit

im Wechsel«,* so an den, den Boden förmlich austrocknenden Südoststürmen, welche regenlos die Vegetation in ihren zarteren Formen zum periodischen Absterben bringen, so an dem monatelangen, trockenen, schneelosen Winter, so an der langdauernden, furchtbaren Dürre mit darauffolgenden Stürmen und förmlichen Wolkenbrüchen 2c.;

2. auf der Beschaffenheit des Bodens, der vorherrschend aus eisenschüssigem Laterit, Dünensand, Löß besteht und zu Tage liegende riesige Karookalk-, Quarzit- 2c. Bänke aufweist, welche zum Theile nackt sind, zum Theile nur von seichten Lateritschichten überlagert erscheinen, auf der Salzhaltigkeit des Bodens an sehr vielen Stellen, Quellenarmuth der wichtigsten Formationen, und solcher Bodenbeschaffenheit verschiedener Gegenden, daß sie entweder die Niederschläge begierig aufsaugen und selbe festhalten, wo sich dann auf Monate hin gewisse Pflanzenformen erhalten können, sei es, daß sie die Niederschläge nur unbedeutend aufzunehmen im Stande sind, selbe sofort an ihr Abflußrinnen abgeben, so zwar, daß schon wenige Tage nach wahren Wolkenbrüchen der Boden wieder klafft, und der Fluß, der einige Tage zuvor über seine Ufer dahinbrauste, nun vollkommen oder bis auf einen kaum nennenswerthen Strahl oder einige Lachen** trocken erscheint. — Wir finden nun hier solche große Gegensätze, oft in gleichen Breiten auftreten, daß es eben nur bestimmten Pflanzenformen möglich geworden, unter ihnen zu gedeihen;

3. endlich erklärt sich das Vorkommen der südafrikanischen Flora aus gewissen orographischen Verhältnissen, so dem System eines Riesenplateaus von 600 bis 1500 Meter Höhe, das oft für riesige Strecken keinen oder nur einen unmerklichen Abfall nach Außen (nach der Küste), oft einen beschränkt localen ohne Abfluß und an seinen Terrassen wiederum einen sehr gewaltig, jähen Abfall zeigt.

Zu den in der Steppenzone hervorragenden Ordnungen gehören die Gramineen, Leguminosen, Compositen, Liliaceen, Asclepiadeen, Cucurbitaceen, Umbelliferen, Salicineen, Malvaceen, Solanaceen 2c.***

* Regenzeit im Wechsel heißt, daß es an den Küsten und im Innern unter gleichen Parallelen zu ungleichen Zeiten regnet.

** Ein solcher Fluß heißt eine Spruit.

*** Die Belege bietet mein umfangreiches, diese Zone betreffendes Herbarium, das in allen Jahreszeiten zusammengetragen wurde.

Bei weiterer Berücksichtigung der Pflanzenzonen mit der Richtung nach Norden hin etwa vom 25. Grad südl. Br. finden wir im Centrum Südafrikas bis zum 21. Grad eine Laubbäume-Zone, welche auf dem aus den Ebenen emporsteigenden vulcanischen Boden und auf den mit eisenhaltigen Schiefern überlagerten Felsenhöhen eine subtropische Vegetation zeigt, es ist dies das sogenannte Bushveldt der Holländer, ein Niederwald, dicht an den Höhen und an den Flußufern, mit zahlreichen Steppenlichten, und diese zumeist mit gruppenförmigem Busch- und Baumwuchs geschmückt. (Jene tropischen Arten, welche hie und da in den feuchtesten Partien dieser Gegenden vorkommen, schienen mir durch Sturm und Wind hieher verpflanzt worden zu sein.) Diese Laubbaumzone ist, was die Pflanzenarten und ihr treffliches Gedeihen betrifft, ausgebreiteter innerhalb des Limpopobogens in der nördlichen Transvaalhälfte, als in der außerhalb desselben liegenden Betschuana- Matabele-Region, da im ersteren Gebiete die orographischen und Bodenverhältnisse zahlreiche Bäche und Flüsse geschaffen haben.

Diese Zone, die bereits von Professor Rehmann in Krakau behandelt worden, zeigt in den Lichten jene der Steppenregion ähnliche Formen, doch ist sie auch reich an Geschlechtern wie Ficus, Euphorbia, Orchis, Amaryllis, Gladiolus, Lilium, Aloë, Stapelia, Echeveria, Malva, Solanum, Rhus, Capparis ꝛc. Leguminosen, Compositen und Gramineen sind sehr zahlreich vertreten. Während die Steppenzone über die Ebenen der höchsten Plateaupartie Südafrikas sich erstreckt, beginnt die Laubzone an dem Abfalle der letzteren nach Norden hin und reicht bis an die Senke zum Salzseebassin. Vom 21. Grad südl. Breite bis etwa 30—40 Kilom. über den Zambesi nach Norden finden sich zwei Zonen vor, welche buchtenförmig ineinander greifen. Wir begegnen zuerst der durch Bauhinea-Wälder (Mapani) gekennzeichneten tropischen Binnenland-Zone, welche in einer Breite von 90 bis 200 Kilom. nach Norden zieht und nach Westen bis an den See N'Game ihre größte Breitenausdehnung erreicht und hier auch nach Norden bis ins Tschobe-Zambesithal sich erstreckt und den Zambesi nach abwärts bis zur tropischen Küstenzone begleitet. Es ist eine Niederungs-Zone, in dem Hochplateau gelegen und Salzseen, Flüsse, Sümpfe und Seen begleitend, ein von Trachyt und Melaphyr umsäumtes Becken darstellend, das trotz

seiner riesigen Ausdehnung nahezu mit dem unteren Tschobelauf und jenem des Zambesi von der Tschobemündung bis zum Victoria-Falle ein gleiches Niveau über dem Meere zeigt. Haben wir die erste Bucht dieser Zone auf unserem Zuge von Süden nach Norden überschritten, so gelangen wir in eine subtropische Laubbäumezone, die »Zone der Lateritbulte«, welche am Zambesi von der genannten zweiten Bucht der tropischen Binnenlandzone durchbrochen, sich noch auch bis zu 50 Kilometer weiter wieder auf dem Nordufer des Stromes nach Norden zu fortsetzt. Diese Laubbaumzone begreift den schönsten und umfangreichsten Niederwald in sich, der im Süden an den Klamaklenjanaquellen beginnend, wie schon erwähnt, weit nach Norden reicht und weithin am Zambesi nach Osten mindestens bis zur Luengemündung fortsetzt, was man wohl aus dem Vorkommen eines schmalen Streifens dieser Zone am centralen Luenge* — also drei Breitegrade nördlicher — ersehen kann. Die Arten dieser Pflanzenregion gedeihen nur in den feuchten Lateritbulten (Sandbulten der Holländer), niedrigen langgezogenen, kamm- und tafelförmigen Bodenerhebungen, welche von zumeist auf Melaphyr- und Eisenconglomeraten ruhenden mächtigen Sand- und Lateritmassen gebildet werden — und welche auf ihrer Höhe Vertiefungen zur Aufnahme des überschüssigen Wassers enthalten oder als Abhänge zum Thale die Nebenflüsse des Zambesi in ihrer Gesammtlänge oder an ihrem Unterlaufe begleitend, dieselben mit schwachen Quellzuflüssen speisen.

Ich schließe meine übersichtliche Skizze der südafrikanischen Pflanzenzonen mit der letzten Region nach Norden zu. Dies ist eine tropische Nordzambesi-Zone, die der Masaku- (Magnolien) und Palmenwälder, der Boden, zumeist auf Glimmerschiefer und Gneis ruhender Thon und Humus, hie und da auch Laterit. Gramineen nehmen hier eine hervorragende Stelle ein, indem sie oft unabsehbare, zwei Meter und über zwei Meter hohe Dickichte bilden. Es ist nur zu bedauern, daß diese hoch interessante Region in meiner Sammlung nur durch einige Baumarten vertreten erscheint, da die auf der Nordreise gemachten Sammlungen bei Galulonga verloren gingen und auf der Rückreise kein Papier zur Verfügung stand, um ein Herbarium anlegen zu können; trotzdem hoffe ich bis zur Zeit der Besprechung dieser Gegenden,

* Also eine dritte Querbucht dieser Zone.

die wenigen hier gesammelten typischen Pflanzenformen ausgepackt und bestimmt zu haben, so daß ich auch die letzten drei Pflanzenzonen im zweiten Bande meines Reisewerkes, ähnlich wie des Caplandes eingehend besprechen werde.

Entschuldige lieber Leser, daß mir bei dem Rundblicke von der Kuppe des Colesberges das Pflanzenthema in den Sinn kam; ist es doch die Betrachtung der großen Armuth der in dieser Gegend dem Menschen nützlichen Pflanzenformen, welche mir vielleicht mehr ans Herz ging, als der Anblick eines der prachtvollen Palmenhaine der Maschukulumbegebiete. Wer kann es erklären, daß das monotone Grau des Himmels und die felsigen Gestade der arctischen Zone mächtiger und bleibender die Saiten der Seele berühren als die Pracht des Orientes mit seinen Palmen in hohen Kuppentempeln. — Lassen wir nun ab von der ärmlichen und auch schon von mitleidlosen harten Winterfrösten erdrückten Flora der Ebenen ringsum und gestatten wir dem Auge die weitere Rundschau von der Kuppe unseres Berges.

Deutlich von der Kuppe des Colesberges erscheinen nach Osten zu, nahe an unserem Lager mehrere helle Stellen, es sind die der Municipalität gehörenden Steinbrüche, welche in einem Bausandstein werthvolle Triasfossilien beherbergen und mir eine reichliche Ausbeute sicherten. Ich gewann vier Arten von Fischen, einen Ichthiosaurus (wahrscheinlich eine neue Species), Schachtelhalme und Fucoiden ꝛc. Weiterhin schweift der Blick, und zwar nach Norden, da erglänzt der Silberstreif des von Ost nach West fließenden Oranje-Rivers, sowie auch die Gefilde des Freistaates. Die Felsenhöhen der Ebenen beider Ufer nach allen Richtungen hin waren in früheren Tagen von Buschmännern dicht bewohnt; sie haben auch hier die schon erwähnten merkwürdigen Zeichnungen in Höhlen und Einmeißelungen in Stein, zumeist auf den glatt und schwarz oxydirten Flächen riesiger Dioritblöcke hinterlassen. Dr. Knobel brachte mich nach einem solchen Fundorte, der nach Westen hin gelegenen Farm des Herrn v. Miltitz, an der ich auch zahlreiche große, wenn auch roh ausgeführte Contourgestalten vom Elephanten, Nashorn, Nilpferd, Büffel, Gnu, der Eland-Antilope und dem Zebra vorfand. Ein heller Diabas in dem Bette

einer Spruit birgt zahlreiche Einschüsse von mannigfachen Formen, deren Höhlungen im Querschnitte und nachdem die Einschüsse zerbröckelt und weggeschwemmt worden, den menschlichen und thierischen Fußspuren so ähnelt, daß sie von den umwohnenden Farmern für wirkliche Fußstapfen von Menschen und Thieren angesehen werden. Das Interessanteste jedoch, was ich bei Herrn v. Miltitz sah, war der nunmehr in dieser Gegend so seltene Anblick eines echten und alten Buschweibes, eines Geschöpfes von nicht vollkommen 1·5 Meter Höhe und von einem hellgelblichbraunen Teint, den man füglich, um kurz zu sprechen, mit einem »runzlichen Lederstücke« hätte vergleichen können. — Wollte man von den uns bekannten dunklen Ureinwohnern der fünf Welttheile nach seiner äußeren Erscheinung einen Stamm als ekelerregend bezeichnen, so könnte diese Repräsentantin eines so rapid aussterbenden südafrikanischen Stammes mit vollstem Rechte auf einen solchen Beinamen Anspruch erheben. Herr v. Miltitz versprach mir, im Falle ihres Todes den Cadaver der Frau für die Wissenschaft zu bewahren, ihn dann Dr. Knobel zur Conservirung zu übergeben und mir zu übersenden. Wir waren bei unserer Umschau von Colesberg bis gegen Südwest gekommen, wo sich im Süden und gegen Südost so mancher interessante Punkt, so manche Farm, wie z. B. Klippfontein, Mr. Murrays früherer Besitz, durch seine Triaslager mit fossilen Dycinodonresten und andere durch ihre vorzügliche Straußenzucht, dann jene des Mynheer van Zyl, als Gestüt im Caplande wohlbekannt, ausbreiten. Wir hatten noch nicht den vollen Ausblick von der mit Gras bewachsenen Kuppe, als sich die Wolken im Nordwest dichter und dunkler zu ballen begannen und bevor wir uns dessen versahen, brauste ein Orkan heran, so schwer und gewaltig, daß wir uns kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Wäre es doch wenigstens nur bei dem trockenen eisigen Sturm geblieben, allein der feindselige Himmel hatte noch Aergeres im Schilde. Bevor wir die nächste Felsennische aufgesucht und über die erste senkrechte Kreuzwand herabgestiegen waren, wurden wir von einem heftigen Schneegestöber überrascht. Der Schnee fiel und thaute ebenso rasch, die Felsen wurden glatt, wodurch mein Begleiter Bukacz ausglitt und mir dabei auf Schulter und Nacken fiel; glücklicher Weise hatte ich da schon festen Boden

der ersten Terrasse unter mir und konnte ihn sammt den Instrumenten, welche er trug, erhalten. Das Schneegestöber war so dicht, der Sturm dabei eisig und schlug uns die Flocken, wahre Eispartikelchen so heftig ins Gesicht, dass sich bald unsere Augen mit Thränen füllten und uns so eine Orientirung der nächsten Nähe förmlich zur Unmöglichkeit wurde. Da gab es so manchen bösen Fall und ich hatte nahezu die Hoffnung aufgegeben, nach der Tiefe zu kommen. Wir halfen einer dem anderen über die senkrechten Terrassenwände herab und kamen, von dem aufthauenden Schnee vollkommen durchnäßt, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen gegen Abend bei unseren Gefährten wieder in der Tiefe an.

Da uns inzwischen Dr. Knobel einen Pferdekarren nachgesendet hatte, zwängten sich einige von uns hinein, so gut es eben ging, und befanden uns schon bei einbrechender Nacht im Lager; doch waren jene, die zu Fuße gegangen, besser daran, da wir bis auf die Haut vollkommen durchnäßt, durch das ruhige Sitzen auf der Karre, förmlich erstarrt ankamen.

Diese eisigen, mit Schneegestöber verbundenen Winde sind für das Hochplateauland des Caplandes (Mittel- und Nordcapland) eine der ärgsten Heimsuchungen und schmälern jedes Jahr, so selten sie auch auftreten mögen, durch großen Verlust unter den Hausthieren, gar sehr den Wohlstand vieler Farmer, deren Reichthum hierzulande eben die Heerden bilden. Wie schon erwähnt, ereignen sich solche Stürme zumeist in der Mitte oder Ende der südafrikanischen Winterszeit, also nachdem schon monatelang die Dürre angehalten und die Hausthiere der überaus mageren Weide halber, sehr herabgekommen und wenig widerstandsfähig sind. In jenen Gegenden können nur sehr wenige Farmer und höchstens die wohlhabenderen Städter, die besten ihrer Pferde mit Garbenhafer (bundles of forage) oder mit Mais und Häcksel (mealies and chaff) füttern, sonst ist alles andere Vieh auf die Weide angewiesen. Thiere, die nicht schwer arbeiten müssen, leisten solch argen klimatischen Verhältnissen noch einigen Widerstand, jene Boers aber, welche mit ihren armen Ochsen noch den Transport* besorgen, setzen sich der Gefahr aus, in einer einzigen Nacht manchmal nur bei 6° Celsius unter Null, nahezu ihre sämmtlichen Ochsen im Zuge binnen zwei bis

* Fracht, schweres Fuhrwerk.

drei Stunden einzubüßen. Die ausgehungerten Thiere vermögen eben der an sich geringen Kälte nicht zu widerstehen. Da ich ein ähnliches Unglück verhüten wollte, sah ich mich gezwungen, nahezu meine gesammte Baarreserve zum Ankauf von Haferbündeln zu verwenden und da ich dabei 30 kr. bis fl. 1.80 für ein Bündel zu zahlen, und oft täglich 100 bis 300 Bündel zu kaufen hatte, war mein Geld bevor ich den Vaalfluß überschritten und den Oranje-Freistaat verlassen hatte, bis auf 50 Gulden zusammen geschmolzen, und doch blieben die Thiere so mager, daß ich einige fast als wahre Skelette hie und da auf den Farmen zurücklassen mußte.*

Die Verluste an den Heerden im Nord-Caplande und dem südlichen Freistaat in der Zeit der Winterstürme wären nicht so groß, wenn die Farmer Stallungen bauen und die Thiere nicht nur im Freien halten würden. Da die Wurfzeit gerade in den Winter fällt, so fordert das Klima in manchen Gegenden allnächtlich sehr zahlreiche Opfer unter den frisch geworfenen Lämmern und ihren Mutterthieren.

Das böse Wetter in Colesberg störte uns ungemein in unseren Arbeiten, kaum daß wir eine Arbeit begonnen, mußten wir auch schon zum Feuer laufen, um unsere erstarrten Hände zu erwärmen. Da das Beköstigen mit Fleischnahrung für so viel Menschen sehr hoch zu stehen kam, verschafften wir uns von nun an auf der ganzen Reise nach Norden bis zum Limpopoflusse selbst unser Fleisch theilweise durch die Jagd, zogen wir doch durch wildreiche Gegenden.

Endlich war der Tag unserer Abreise gekommen, wir sagten unseren Freunden und der europäischen Civilisation Lebewohl. Jetzt sollten meine Begleiter das echte rechte Reisen in Südafrika kennen lernen; alles was sie bisher gesehen, war nur Vorbereitung und schmeckte nach Europa. Am frühen Morgen des ersten Reisetages ergriff ich die lange Peitsche und eröffnete den Zug, denn es lag dem Kutscher des kleinen eisernen Wagens ob, voranzufahren und den drei folgenden schweren Lastwägen die besten Wegstellen zu zeigen. Das erste Object, das uns während der ersten Fahrt

* Sie gingen sämmtlich zu Grunde.

auffiel, war ein halbverhungerter Koranna, ein armer Krüppel, dessen gebrochener rechter Unterschenkel so schlecht verwachsen war, daß derselbe querüber abstand; der arme Mann saß einige hundert Schritte vom Wege ab im Felde, und da ich rasch vorausfahrend, auf die Lastwägen zu warten gezwungen, die freien Augenblicke benützte, um mit dem Schrotgewehr einige der kecken Haubenkibitze fürs Nachtmahl zu sichern, stieß ich auf den Mann und ersah seine unglückliche Lage. Der Arme kaute an einem Stücke Rindshaut, das er wo am Wege aufgelesen haben mochte; crepirte Ochsen gab es ja in Menge längs des Weges, die zahlreichen Seuchen, gegen die hierzulande kein Gesetz schützt, und eine allgemeine Abmagerung forderte ihre Opfer in der Zahl der zahlreichen Zugthiere (täglich nahezu 1000 Stück), die den Weg passirten. Wir machten an diesem Tage nur zwei Züge, d. h. wir spannten einmal zur Rast und Weide aus. Eine trostlose Gegend durchziehend, langten wir auf einer zwischen zwei Felsenhöhen gelegenen Farm, Newport genannt, an. Hier waren wir auf kurze Zeit bei dem Sohne des Herrn Knobel, der ein Roadsidegeschäft (einen Kaufmannsladen und ein Gasthaus) besitzt, zu Gaste. Wir machten zahlreiche Ausflüge in der Umgebung und mehrten unsere Sammlung durch Samen und Schoten von mehreren Leguminosen, zumeist Mimosen als Dornbüschen und Dornbäumen. Da, wo der Samen solcher, durch ihre Dornen allgemein gemiedenen Zwergbüsche Wurzel gefaßt, bildet sich in der Regel ein dichtes Gebüsch, an das sich zur Zeit der größten Stürme der Laterit so verfängt, daß sich Bodenerhebungen bilden, in den sich in der Regel ob des durch den dichten Dornbusch gebotenen Schutzes Mäusearten, gestreifter Ziesel, Scharrthiere und ähnliche in unterirdischen Bauen gesellschaftlich lebende Geschöpfe niederzulassen und ihre Wohnsitze aufzuschlagen pflegen. So geschützten Bauten können Raubthiere, wie wilde Katzen, Schakale, Hyänen und Raubvögel nicht beikommen, ja die hier wohnenden Thiere fühlen sich schon dann vollkommen sicher, wenn sie auf ihrer Flucht nur das Dorngebüsch betreten haben.

Während es mir gelang, für die Sammlung Wildenten, Bläßhühner und Wüstenläufer (Cursorius Burchelii, Swains) zu sichern, veranstalteten einige Farmbewohner eine Pavianjagd, wobei zwei Weibchen erbeutet wurden,

leider war das eine zwar schwer beschädigt worden, allein es war trächtig und ich konnte seinen Foetus der Sammlung einverleiben, was wohl sehr viel Interesse hat. Meine Leute erbeuteten Klippschliefer und die röthlichen Berghasen. Die Freude über diese hier gewonnenen Resultate wurde leider durch einen theilweise sehr folgenschweren, traurigen Umstand getrübt. Ich fand nämlich zwei meiner Zugthiere, welche schon in Colesberg das Futter

Ein an der Lungenseuche erkranktes Zugthier.

verschmähten, schwer erkrankt. Die Symptome zeigten Schwerathmigkeit, Rasselgeräusche in der Brust und die Percusion wies eine umschriebene Infiltration nach, Husten war nicht vorhanden, dagegen Hinfälligkeit, Zittern am Vorderkörper, geröthete Mund- und Nüsternschleimhaut und Augen und als das auffallendste Symptom, Beschwerden beim Gehen, welche auf einen Krankheitssitz in den Schultern schließen ließen; die Gesammterscheinungen sprachen für ein Lungenübel, doch täuschte der Mangel jedweden Hustenreizes und Hustens. Die sonst bei der hierzulande herrschenden Lungenseuche gewöhnlichen, äußeren Erscheinungen, wie eiteriger Schleim-

fluß aus den Nüstern, krankhaftes Aufzucken der Letzteren und öfterer, von deutlich zum Ausdrucke gebrauchten Schmerzen begleiteter Husten, tiefes Keuchen und Athemnoth des Thieres, sowie man es zum raschen Gang nöthigt und andere mehr solcher Symptome fehlten bei den Erkrankungen der beiden Thiere vollkommen.

Die Boers benannten die Krankheit mit allen möglichen Namen, ich aber reichte Medicamente, wie üblich bei starkem, mit entzündlichen Erscheinungen einhergehendem Lungenkatarrhe, ohne zu ahnen, daß die beiden Thiere die furchtbarste Rinderseuche Südafrikas in sich trugen und durch Ansteckung mir die ganze Heerde in Gefahr bringen könnten, was leider auch geschah.

Von Newport aus, in nördlicher Richtung, gelangten wir in einem Tage nach einer der vier schönen, von dem Caplande über den Oranjefluß geschlagenen Brücken, welche den Oranje an einer seiner schönsten Felshöhenpartien überspannt.

Laut Gouvernementsausweis ist diese Brücke (die zweitgrößte im Caplande) 1339 engl. Fuß lang und wurde mit dem Kostenaufwande von 1,296.692 Gulden aufgebaut. Die größte ist die Hope-Town-Brücke, welche auch als Bahnbrücke benützt wird, sie ist 1480 Fuß lang und kam auf 1,471.120 Gulden. Eine andere Oranje-River-Brücke, der Größe nach die dritte, ist weiter östlich, nahe an Bethulie aufgebaut und über 1300 Fuß lang, die vierte bei Aliwal North 860 Fuß; die erstere wurde mit einem Aufwande von 946.488 Gulden, die letztere mit einem von 718.848 Gulden aufgebaut.

Die wichtigste Brücke im Cap'schen Binnenlande ist jene über den großen Kei-River in der Transkei, sie ist 1234 engl. Fuß lang und kam auf 588.000 Gulden zu stehen, wozu die umwohnenden Fingo-Kaffern aus freiwilligen Beiträgen 18.000 Gulden beitrugen.

Doch ich sollte mich der schönen Brücke nur mit gemischten Gefühlen freuen, denn ich mußte für meine zwei Pferde und die vier Lastwägen nicht weniger als an 40 Gulden Brückenzoll zahlen, und kaum betrat ich das Nordufer des Oranje-Freistaates, so forderte man mir schon in einer

Zollbude 6 Gulden per Wagen Wagensteuer ab. Die südlichen Districte des Oranje-Freistaates, Philippolis, Fauresmith und Bethulie, waren gleich denen von Colesberg und Cradock, durch die diesjährige trockene Dürre kahlgebrannt und boten einen noch traurigeren Anblick als die beiden letzteren dar, da sie bei einer noch geringeren Bevölkerung auch noch baumloser erscheinen, doch war mir trotzdem das Betreten des Oranje-Freistaates umsomehr willkommen, als wir von nun an von jenen ekelhaften Scenen verschont wurden, welche sich im Caplande auf dem Ausspannplatze zwischen Colesberg und dem Oranjefluß täglich vor uns abspielten, Zulus und Basutos als Ochsentreiber, Griqua und Koranna, auch Griquafrauen lärmend und fluchend, berauscht sich herumtummeln und blutig schlagen zu sehen. Gehören doch diese Drivers* zu dem Auswurfe südafrikanischer Schwarzen, sie haben dies zumeist dem unbeschränkten Genuß eines sehr oft eigens für den Gebrauch der Schwarzen mit Cajennepfeffer, schlechtem Weingeist u. s. w. verfälschten Branntweines zu danken. Im Oranje-Freistaate waltet ein Gesetz, das den Verkauf von Branntwein und ähnlichen Getränken an Schwarze unter großen Geld-, auch Gefängnißstrafen verbietet. Ich bin kein Abstinenzler (Good Templer), allein ich spreche nur aus dem Herzen, wenn ich dem Oranje-Freistaate zurufe: »God bless You for this noble act of humanity!«

Der Oranje-Freistaat, die südlichste, zwischen den oberen Oranjelauf und dem Ober- und Mittellauf des Vaal liegende holländische Republik, zählt an 70.000 engl. Quadratmeilen und 140.000 Einwohner, davon 62.000 Weiße; er nimmt einen Theil der südafrikanischen Hochplateaux ein und berührt die Terrassen des letzteren nach Osten hin, mit den Districten Bethlehem, Heilbron und Harrysmith.

Der Oranje-Freistaat umfaßt 17 Landdrostien, jede Landdrostie hat zwei bis fünf Dorfbezirke, deren Verwaltung Dorpsbestuur genannt wird. Der Landdrost, als Regierungsvertreter eines der 17 Districte, bekleidet die oberste Civil- und richterliche Gewalt.

Wehrpflichtig sind alle waffenfähigen Männer, die ohne Vorübung Truppenkörper bilden; jeder Dorfbezirk wählt seinen Fieldcornet, alle Dorf-

* Ochsentreiber, gleich Kutscher.

bezirke einer Landdrostie, ihren Feld-Commandanten und diese wählen den Generalissimus. Der Staat zählt eine ständige Wacht von 50 Artilleristen, die von einem preußischen Artillerieofficier eingeschult und befehligt werden. Die Regierungsform ist demokratisch, jeder District wählt auf vier Jahre einen Abgeordneten in das Parlament (den Volksraad), der sich alljährlich am ersten Montag im Mai zu seinen Sitzungen versammelt. Die ausübende Gewalt liegt in einem Ministerium, dessen Vorsitzender, hier Landespräsident genannt, auf fünf Jahre vom Volke gewählt wird. Dem Ministerium gehören auch drei unofficielle, vom Volksraad gewählte Mitglieder an. Die oberste Gerichtsbarkeit ruht in den Händen dreier oberster Richter für Civil- und Appellsachen, die viermal im Jahre je einen Monat in der circa 3000 Einwohner zählenden Hauptstadt des Landes, Bloemfontein amtiren und eines von District zu District herumreisenden und Gericht haltenden Richters; dieser gibt sein Urtheil mit Vorbehalt eines Appells an das Drei-Richter-Collegium ab. Diese Rundreiserichter amtiren zweimal im Jahre in jeder Landdrostiestadt und viermal in Bloemfontein.

Das Land zählte 1887 36 Postämter und 42 Telegraphenstationen.

Der Oranje-Freistaat wurde im Jahre 1835 gegründet. Neben Bloemfontein, dem Sitze der Regierung, sind die wichtigsten Orte: Harrysmith (1000 Einwohner), Boshof und Jagersfontein; die wichtigste Stadt der Schwarzen ist Thaba'Nchu (über 10.000 Eingeborene und einige Europäer). Das Land erzeugt und exportirt Schafwolle, Angorahaar, Rinder, Schafe, Pferde, Häute, Felle, Straußfedern von gezüchteten Vögeln, Getreide, Viehfutter, Steinkohlen, Diamanten 2c.

Wir betraten den Oranje-Freistaat im Districte Philippolis und gelangten nach einer zweitägigen Fahrt durch die trostlose, unabsehbare Ebene, in der ein Grashalm nicht sichtbar und ein Busch mit einem Vergrößerungsglas nicht zu erspähen war, auf die dem deutschen Kaufmanne Herrn Schulz gehörende Farm Otters-Port; hier hatte Herr Schulz durch falsche Angaben verleitet, ein schweres Geld geopfert, um nach Kohlen zu graben. Ich erlaubte mir, ihn dahin zu belehren, daß, soweit ich in die gegrabenen Schachte und die geologische Formation ringsum Einsicht nehmen konnte, sich ein solcher Versuch gar nicht lohnen könne.

In der Colonie und im Freistaate wird auf mehreren Stellen Kohle gewonnen; es ist zumeist Tagbau in Hügeln. Die Kohle ruht in Sandsteinlagern und wird ohne Sprengmittel nur mit der Pickaxt losgelöst. Die wichtigsten Kohlenlager finden sich in Stormberg-Range in den Districten von Albert, Aluval und Woodhouse, Xalanga und Maclear. Die Kohlenlager sind hier in Cyphergat zwischen zwei dünnen Sandsteinschichten in einer Stärke von 4, 6 und 16 Zoll eingelagert. In Indwe finden wir ein Steinkohlenlager in einer Mächtigkeit von 4' 5". Laut eines mit der

Viehhürde und Boerengehöfte im Oranje-Freistaate.

Regierung abgeschlossenen Vertrages müssen von den verschiedenen Minen monatlich folgende Quantitäten Steinkohlen zu nachstehenden Preisen an die Staatsbahnen abgeliefert werden:

Vices-Schacht	6000	engl. Ctnr.	zu fl. 9.60	per 20 Ctnr.,
Fair-View-Schacht	6000	» »	» » 10.20	» » »
wenn von dieser Mine 50.000 Ctnr.				
gewonnen werden			» » 9.60	» » »
Cyphergat	50.000	engl. Ctnr. . .	» » 9.60	» » »
Indwe	6000	» » . .	» » 15.—	» » »

In dem Districte von Philippolis beobachteten wir zahlreiche Trupps der schon in meinem früheren Reisewerke erwähnten Heuschrecken-Kraniche (Tetrapteryx paradisea). Doch waren sie, obschon man ihnen hierzulande, als einem der nützlichsten Vögel Südafrikas, die größte Schonung entgegenbringt, ungemein scheu und ließen uns nicht einmal auf vierhundert Schritte nahe kommen. Nur im Gebiete der Matabele wird den Thieren ob der prachtvollen Federn, welche die ausziehenden Krieger als Kopfschmuck benützen, nachgestellt. Die Bewohner des nördlichen Zululandes, blutdürstige Creaturen, welche nur von Raub und Mord und den Mühen Anderer leben, ohne selbst den Segen des Landbaues kennen gelernt zu haben, kehren sich nicht daran, ob die Wanderheuschrecke das Getreide derer, welche die Abgaben an die Matabele zu zahlen haben, vernichtet oder nicht. Sie, die sich die Männer La Bengulas nennen, kümmern sich nicht darum, sie glauben vielmehr der langen Federn dieses Kranichs zu bedürfen, um auf ihren Raubzügen ihr wollig Haar damit zu schmücken, darum tödten sie ihn.

Matabele-Krieger mit Kranichfederschmuck.

Auf der ersten ausgedehnten Hochebene, die wir betraten, gewahrten wir in weiter Ferne neben den Springbockantilopen auch kleinere Objecte, die wir bei unserer raschen Annäherung als solche Kraniche erkannten. Der Gang dieser Vögel zeigt von Selbstbewußtsein und Kraft und doch ist er nebstbei auch leicht zu nennen; der vorgestreckte Hals, die raschen Wendungen mit dem Kopfe und ein wiederholter schwacher Ruf, sprechen deutlich für des Vogels große Vorsicht, wie das minutenlang währende Beäugeln auf eine ungewöhnliche Neugierde schließen läßt. Unsere längere Betrachtung hatte jedoch deren Zuthunlichkeit zu sehr auf die Probe gestellt, ihr Mißtrauen

rege gemacht. Plötzlich lüften die Kraniche ihre Flügel und schon gestaltet sich ihr bedächtiger Tritt zu einem Laufschritt, sie haben einen Anlauf genommen und sich an drei Meter hoch emporgeschwungen, um nach einem langsamen niederen Fluge, etwa tausend Schritte weiter ab, eine zweite, von Termiten wimmelnde Stelle zur Rast zu wählen. Die Thiere fliegen oft auch so hoch, daß man sie nur als Punkte wahrnimmt, und doch schallt ihre Stimme so deutlich zu uns herab, daß man annehmen möchte, die Vögel flögen über unseren Köpfen dahin, und man sucht dann dieselben in der Regel in einer verkehrten Richtung; dieser Vogel besitzt im Allgemeinen eine prachtvolle, erstaunlich weit hörbare Stimme. Es sind tiefe, melodische, langgezogene, zwei- bis mehrfache Gurgeltöne, die auf sehr weite Entfernungen hin die Luftschichten durchbrechen. Mächtig, ja ergreifend wirkt des Vogels Stimme, wenn sie in der tiefen Stille einer jener klaren, wundervollen tropischen Nächte aus der Ferne, doch noch mächtiger, wenn sie aus der Nähe, plötzlich — wie durch ein Machtgebot hervorgerufen — in hundertfachem Chorus der überaus zahlreichen Gesellschaft dem einsamen Wanderer entgegenschallt. Obgleich meistens Farmgrund bewohnend, also an den Anblick des Menschen gewöhnt, sind diese Vögel überaus scheu und sowohl tagsüber auf der Weide, wie auch während ihrer nächtlichen Raststeit sehr vorsichtig. Die große Scheu geht aus einer Eigenheit, einem Mißtrauen hervor, das selbst die gezähmten Thiere nicht verleugnen, wenn sie z. B. einen auffallend gekleideten Menschen oder sonst einen fremden, eigenthümlich gestalteten oder gefärbten Gegenstand erblicken. Bei Nacht schlafen sie in Weihern und Teichen.

Bei Gelegenheit eines Ausspannens diesseits von Otters-Port verendete der eine der beiden schwerkranken Ochsen und zeigte beide Lungen hochgradig pleuritisch entartet. Ich war dessen nicht sicher, ob dies die ansteckende Lungenseuche sei, und verabreichte von diesem Tage an durch eine Woche hin eine Dose von Milch mit Petroleum, 0·25 Kilogramm von jedem gemischt, um einen etwaigen Ansteckungsstoff zu nichte zu machen, hauptsächlich weil ich bei nahezu der Hälfte der gesammten Thiere schon verminderte Freßlust wahrgenommen hatte. Inzwischen verschlechterte sich der Zustand des bereits erwähnten zweiten schwerkranken Ochsen, eines Riesen-

thieres von schwarzer Farbe; er hinkte auf beiden Füßen und schien solche Schmerzen zu leiden, daß ich zweimal nahe daran war, ihn zu erschießen. Dieses Thier spielte mir übrigens noch einen Possen, der mir äußerst unerwünscht war. Um nicht zu sehr von Besuchern belästigt zu sein, entschloß ich mich, statt auf dem allgemeinen Ausspannplatze vor dem Städtchen Philippolis einen Kilometer hinter demselben auszuspannen und zu lagern. Der kranke Ochse folgte mühsam, ohne angetrieben zu werden, dem langen, schwarzen Gespann, dem er früher angehörte; mitten in der Hauptstraße blieb das Thier plötzlich stehen, bog nach rechts ab und schritt ganz gemächlich in das einzige Schlachthaus des Ortes, um hier niederzusinken und nicht mehr aufzustehen. Die Kunde davon verbreitete sich rasch durch das nur wenige Häuser und 450 Einwohner zählende Städtchen und warf ein schlechtes Licht auf die Kraft und Leistungsfähigkeit der Zugthiere der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition. Es blieb mir nichts anderes übrig, als einen zweiräderigen Lastkarren zu miethen; ein College lieh mir ein Paar starker Pferde, und der Ochse wurde aufgeladen und ins Lager geschafft, um daselbst getödtet zu werden. Beim Aufladen verendete das Thier, und als wir es kurze Zeit darauf secirten, fand ich dasselbe Uebel vor, wie bei dem ersten Zugthiere, und meinte nun ganz sicher zu sein, daß ich es mit der Lungenseuche zu thun hätte. So war das Gespenst, das mich seit einigen Tagen verfolgte, zur Wirklichkeit geworden, und ich mußte trachten, es zu bekämpfen und zu bewältigen. Die Besucher des Städtchens jedoch wollten an die Lungenseuche nicht glauben, da die gewöhnlichen Symptome und Erscheinungen dieser Krankheit vollkommen zu fehlen schienen, und meinten, es wäre ein endemisches, nicht ansteckendes Lungenübel. Die so auffallende Lähmung und die Gehbeschwerden waren durch eine pleuritische Verwachsung und Infiltration der Schulterblattpartien der Brusthöhle bewirkt. Der Freundlichkeit der Bewohner von Philippolis kann ich nur in Dankbarkeit gedenken, im Besonderen Herrn Schultzes, der Gebrüder Liesmann, des Landdrostes Herrn Försterlein und meiner beiden Herren Collegen.

Der Landdrost machte mich auf einen in dieser Gegend vollkommen unbekannten, ziemlich zahmen Vogel aufmerksam, von dem hier ein Pärchen

nach einem heftigen Südoststurme erschienen war und im Zustande einer vollkommenen Abmattung eingefangen wurde. Ich erkannte in dem Vogel die prachtvoll grünlich, indigoblau befiederte ostafrikanische und Madagascar-Species des Sultanhuhnes (Porphyrio smaragnotus Tem.) und habe das Thier weder zuvor, noch auch später beobachtet.

Nach einem anstrengenden Marsche in einer herrlichen Mondnacht gelangten wir auf der Farm des freundlichen Holländers Mynheer Barnard an. In Folge eines vorhergegangenen, localen Regens, war der Boden stark aufgeweicht und bildete zahlreiche trügerische Stellen, so daß ich mich gezwungen sah, voraus zu gehen und solche Stellen zu bezeichnen, wobei ich dann an denselben einen meiner Leute als Wache zurückließ, der alle Kutscher auf die bösen, sumpfigen Stellen aufmerksam machen sollte. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln gerieth Hendriks mit dem Zambesi-wagen in eine solche Grube, und es nahm Stunden in Anspruch, bevor wir den einseitig eingesunkenen Wagen, der umzukippen drohte, wieder heraus-gearbeitet hatten. Wir sahen uns gezwungen, die Räder auszugraben und eine Unterlage von Steinen und Brettern zu schaffen, bevor wir uns wieder von der Stelle zu rühren vermochten.

Auf Barnard's Farm verblieben wir drei Tage; meine Absicht war, am zweiten Tage abzureisen, allein mein Gastfreund sandte mir einen fetten Ziegenbock, auf daß ich noch einen Tag bliebe.

Ich war so glücklich, eine neue, kleine, dunkelgefleckte Barbenart mittelst des Wurfnetzes zu erbeuten, außerdem noch einige Klippschliefer, welche von Fekete, der diesmal sehr gut schoß, mit seinem Kugelstutzen erlegt wurden. Die beiden Höhen, die sich über der Spruit und nahe an der Farm erheben, sind aus dem Kriege zwischen den Holländern und den Buschmännern bekannt; wir fanden dieselben von einer großen Schaar der gelbfüßigen Buschtaube bewohnt. Ein Bruder unseres Gastfreundes war, wie alljährlich, aus der Transvaal zu Besuche gekommen und verstand es, gleich Vielen seiner Landsleute, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. In den Monaten Mai bis August kehren gewöhnlich die Transvaal-Bauern im Oranje-Freistaate ein, um gegen selbstgepflanzten Tabak Mutterschafe einzutauschen, indem sie für eine drei bis vier Kilogramm

ſchwere Rolle Tabak ein Schaf oder zehn Shillinge Baargeld verlangen. Es iſt Sitte im civiliſirten Südafrika, die einen nennen es Ausſpanngeld, die anderen Waſſer- oder Grasgeld von einem jeden Wagen, der an einer Farm ausſpannt — wie nur recht und billig — einen bis zwei Shillinge* als Abgabe zu verlangen. Auf unſerer ganzen Reiſe im Oranje-Freiſtaate und der Transvaal, nachdem wir etwa hundertmal ausgeſpannt, wurde

Ueberwinternde Schwalbenſchwärme auf der Molapo-Ebene.

von uns nur an zwei Stellen dieſe Abgabe gefordert, dann nur da, wo eben nur Diener, aber nicht die Eigenthümer ſelbſt zugegen waren. Ich wurde in Philippolis mit einem Telegramme des Staatspräſidenten, Herrn Johannes Henricus Brand, der als Advocat in der Capſtadt zum Präſidenten der Oranje-Regierung gewählt worden, bewillkommt und der Landdroſt des Diſtrictes theilte mir mit, daß er wie die übrigen Landdroſte, deren Diſtricte ich bereiſte, von der Regierung aufgefordert worden war, mir

* 50 kr. bis 1 fl. Gold.

alle möglichen Erleichterungen und Hilfsleistungen zu Theil werden zu lassen, was auch in der That in allen Fällen auf die bereitwilligste Weise geschah.

Wir betraten den District von Fauresmith, der durch die Jagersfonteiner Diamantengruben berühmt und durch seine gute Pferdezucht bekannt geworden. Das Städtchen Fauresmith, etwa 500 Einwohner zählend, in einem Kessel gelegen, gehört unstreitig zu den reinlichsten Orten des Oranje-Freistaates; wir übernachteten bei dem Orte und zogen am folgenden Tage auf die Farm Groonvley, Besitz von Mynheer Meintjes, der uns einlud, einige Wochen bei ihm zu verbleiben. Ich war Herrn Meintjes für dieses Anerbieten sehr dankbar, denn es war nun erwiesen, daß die bösartige und ansteckende Lungenseuche in meine Zugthierheerde eingebrochen sei. — So freundlich auch die Boers mir gegenüber waren, so durfte ich mich nicht wundern, daß mir die Leute ob der Lungenseuche einen längeren Aufenthalt auf ihrem Besitze nicht gestatten wollten. Sie kümmerten sich wohl wenig um die von den Frachtern längs des Weges liegengelassenen Cadaver, da die zahlreichen Aasgeier bis zum Abende von einem solchen Thiere nichts als das Skelett zurücklassen; allein anders verhält es sich, wenn man längere Zeit auf einer der Farmen verbleiben will, da dann unwillkürlich die Zugthiere auf der Weide mit denen des Farmbesitzers zusammentreffen und damit eine sofortige und directe Ansteckung verschulden. Dem nur zu Zwecken einer Rast, eines »Uitspanes«, auf einer solchen Farm sich Aufhaltenden wird eine beschränkte Grundstelle für die wenigen Stunden seines Aufenthaltes als Hutweide angeboten, von der eben der Farmbesitzer seine eigene Heerde fernhält. Für meine herabgekommenen Zugthiere, unter denen sich wieder die Symptome der Krankheit zeigten, war ein längerer Aufenthalt auf einem Orte eine conditio sine qua non, um einmal den Thieren eine längere Rast zu gönnen und sie mit dem Lungenseuchengift impfen zu können. Man wählt sich gewöhnlich den Frühling und den Sommer, die Zeiten des frischen Grases, vorausgesetzt, daß es im Oranje-Freistaate während der Regenzeit auch wirklich regnet, zum Impfen, damit die Zugthiere rasch zu Kräften kommen. Nolens volens mußte ich mich entschließen, auch im Winter, zur Zeit der großen Kälte,

und als meine Geldreserve nahezu aufgebraucht und ich trotz der mir von Herrn Ch. Poppe geliehenen 1200 Gulden kaum mehr im Stande war, frisches Futter für meine Zugthiere zu erkaufen, zu impfen. Herr Meintjes überließ mir nun gütiger Weise einen Theil seines Farmbesitzes, der meiner Heerde zur Weide dienen sollte. Wir schossen alle die kranken Thiere nieder, deren Fleisch von den Eingebornen gegessen wird; ich selbst habe in einem Nothfalle einige Zeit davon gelebt, und es scheint, daß der Bacillus, der jährlich Tausende und Tausende von Rindern in Südafrika tödtet, das menschliche Blut zu seinem Gedeihen nicht geeignet findet. Das Bild der Lungen eines an dieser Seuche verendeten Thieres spottet jeder Beschreibung und ich staunte darüber, daß die Thiere, zuweilen nur noch im Besitze kaum eines Drittheiles einer gesunden Lunge doch herumzugehen im Stande seien. Die durchlöcherten cavernösen, einem zerrissenen, zum Theile harten Fetzen nicht unähnlichen Lungen erscheinen mit einem häßlichen Eiter infiltrirt und mittelst schwartiger, faden-, strang- und blattförmiger Gebilde mit den ebenfalls ulcerös entarteten Brustkorbwänden verwachsen, während sich in den Brustkorbhöhlen selbst eine größere Ansammlung einer eiterig-übelriechenden, breiartigen Flüssigkeit vorfindet und nebenbei in der Regel ein Hydrothorax vorhanden ist.

Die Holländer betrachteten die in meiner Heerde ausgebrochene Seuche ob des Mangels der sonst üblichen äußeren Erscheinungen, namentlich des auf ein Minimum beschränkten Hustens als eine neue Krankheitsform, welcher Ansicht ich jedoch nicht beistimmen kann. Da der erste Impfversuch nichts nützte, impfte ich die Thiere zum zweitenmale im Modderriverthale. Der südafrikanische Boer würde es für ein Verbrechen halten, einen lungenkranken Ochsen zu impfen. Ich reichte Pistor's Antibacterion, impfte auch alle kranken Thiere und erzielte auch unter den letzteren eine vollkommene Heilung, wovon ich mich später überzeugte, als manche der Thiere durch Unglücksfälle oder an anderen Krankheiten zu Grunde gingen, indem die schwer erkrankten Lungenstellen auch vollständig vernarbt erschienen. Obgleich ich der südafrikanischen Impfmethode bei solchen ansteckenden Krankheiten bereits in meinem früheren Werke Erwähnung gethan, so glaube ich doch, daß es dem Leser erwünscht sein mag, etwas Weiteres darüber zu

vernehmen. Man führt den Giftstoff der Lungenseuche nach drei verschiedenen Methoden in den Körper eines Thieres ein. Man mischt die aus dem Brustkorbe herausgeschöpfte Jauche mit etwas Milch oder Petroleum und reicht sie einmal oder dreimal während eines Zeitraumes von vierzehn Tagen einem noch gesunden Thiere, diese Methode ist auf gewisse Gegenden beschränkt, während man sie in anderen nur für Kälber in Anwendung

Nächtlicher Unfall auf Alwyns Kop.

bringt. Eine zweite Methode ist das Durchführen eines in der genannten Jauche getränkten Baumwollstranges, und die dritte Methode ähnelt ihr insofern, als man ein Stück der schwer erkrankten Lunge in eine an der Schwanzspitze des Thieres (für beide Methoden) erzeugte blutende Wundhöhle einführt. Man befestigt mit kurzen Riemen mehrere Thiere neben einander an die Langseite eines der südafrikanischen Riesenwagen und, den Schwanz eines jeden nach dem andern erfassend, durchbohrt man seine Quaste mit einem zweischneidigen Stilett, greift dann rasch nach einem der auf einer Tasse von einem Gehilfen gehaltenen haselnußgroßen Lungenstücke,

führt es ohne Verzug mit einer Pincette in die Wundhöhle ein und nimmt ſodann ein kurze Bandage, mit der man die Stelle umwindet; dann läßt man das Thier laufen. Im günſtigen Falle machen ſich ſchon am zweiten Tage Fiebererſcheinungen bemerkbar und in acht Tagen iſt die Sache vor-

Ueberliſtete Geierjäger.

über. Dies gilt von Thieren, welche anſcheinend geſund ſind und bei denen man — die unvermeidliche Aufnahme des Krankheitsſtoffes durch gegenſeitige Anſteckung — unſchädlich machen will. Bei Thieren, die ich während ihres Krankheitszuſtandes impfte, nahmen die Symptome im Laufe des fünften und ſechsten Tages bereits an Heftigkeit ab. Ich habe wiederholt aufgegebene Ochſen in Behandlung übernommen und die meiſten davon geheilt, und ich fand, daß unter den Heilmitteln neben dem Impfen das

folgende Recept das beste und wirksamste war: rauchende Schwefelsäure, fünf Tropfen in einen Liter eines starken Infusum von Semina Phoeniculi dem Thiere auf nüchternem Magen durch zwei Tage zweimal, die folgenden drei Tage je einmal und bei eintretender Besserung durch zehn Tage jeden zweiten Tag einmal gegeben. Das Thier wird irgendwo auf eine abgelegene Stelle im Garten angebunden und erhält kleine Quantitäten von grünem Mais und abgestandenem Wasser. Ich fand, daß Zugthiere, welche einen Lungenflügel ganz eingebüßt hatten und trotzdem gesund geworden waren, in ihrer Arbeitstüchtigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Gefahr droht nur jenen Thieren, die zu hoch oben am Schwanze geimpft werden oder die ausnahmsweise in Folge des Impfens schwer erkrankt und, den Besitzer wechselnd, von ihrem neuen Herrn, ohne daß er von den ersten Impfresultaten unterrichtet worden, nochmals geimpft würden. Herr Meintjes zeigte sich uns gegenüber sehr freundlich und wir thaten auch das Möglichste, um uns ihm dankbar zu erweisen; neben der Verwerthung meiner ärztlichen Kenntnisse für Mensch und Thier vollführten wir für ihn Wagner-, Tischler- und Schlosserarbeiten und ich geizte nicht mit so manchem schönen Geschenke.

Ich blieb auf der Farm vier Wochen. Die Nachbarfarmer strengten sich an, unseren Gastfreund zu überreden, uns auf seiner Farm nicht länger zu dulden, um nicht bei ihren Heerden die Lungenseuche eingebürgert zu sehen, obgleich tagtäglich Frächter mit an Lungenseuche erkrankten Thieren auf dem Besitze dieser Leute rasteten und ausspannten und so bei ihnen die Gelegenheit einer Ansteckung fortwährend vorhanden war.

Die wissenschaftlichen Resultate meiner Arbeiten in Groonvley und Umgebung betrafen zumeist ornithologische, botanische und geologische Studien und die Untersuchungen der von den Buschmännern auf hartem Diorit mittelst steinerner Werkzeuge eingemeißelten Zeichnungen. Ich werde über die letzteren Denkmale eines nahezu vollkommen ausgestorbenen Volksstammes noch ausführlicher sprechen, wenn ich beim Vorschreiten meiner Reise nach Norden an die wichtigsten Fundorte dieser Arbeiten gelange.

Für jetzt genüge es, zu erwähnen, daß die Gewinnung der Buschmanngravirungen aus dem eisenharten Diorit und Diabas zu den beschwer-

lichsten Arbeiten unserer Reise gehörte; es war nicht anders möglich, als mit Hilfe von Feuer die größten Felsblöcke zu zertrümmern. Nicht minder schwierig war es, die fest zwischen die Blöcke eingekeilten Felsenplatten emporzufördern. — Schon nach den ersten Tagen dieser Arbeit waren unsere Hände mit blutigen Schwielen bedeckt und unser Antlitz zeigte zahlreiche Schnittwunden, hervorgerufen durch die zahllosen Dioritsplitter, welche von Glasschärfe bei Anwendung der Stahlmeißel und schweren Hämmer nach allen Richtungen hin zerstoben. Mittelst kleiner, fester Schlitten, die ich mitgebracht, wurden die Steinblöcke herab- und nach unserem Lager befördert.

Unter den ornithologischen Aufzeichnungen will ich zweier Vogelarten gedenken, des Kaffraria-Sichlers (Geronticus hagedasto Lath.), der von Kaffraria in kleinen Trupps von 2—10 Stück bis hieher zu Besuche kommt und von den Holländern Kalcuner (d. h. der wilde Truthahn) genannt wird, und des Ohrengeiers (Otogyps auricularis L.), eines Aasvogels, der in den schroff abfallenden Partien der von hier sichtbaren Kesselberge nistet; dieser ist ein ständiger Besucher der Farm zur Zeit der Lämmersaison, und der Farmer hat viel Mühe, die kleinen Thiere vor seinen Nachstellungen zu bewahren; ich möchte sagen, daß dies die einzige Zeit sei, in welcher sich diese Vögel als schädlich erweisen, nur in dieser Zeit steht dem Europäer das Recht zu, den Vogel auf seine Schußliste zu stellen. Wir tödteten welche, denen wir aus Magen und Kropf zwei Lämmer hervorzogen; einst schoß Fekete vom Lager aus auf eine Entfernung von etwa 300 Meter einen solchen Aasvogel durch den Hals, so daß er scheinbar schwer verwundet liegen blieb; da ich wohl südafrikanische Fahlgeier (Gyps Kolbii), allein nicht diese Art, in meiner Sammlung besaß, eilten meine Leute sogleich zur Stelle und brachten den Vogel im Triumphe heim. Da er noch am Leben war, wand man ihm der Sicherheit halber einen Ochsenriemen um den Fuß. Im Nu hatten sich die Farmbewohner, weiß und schwarz, versammelt, um den sonst nur aus der Ferne bekannten Raubvogel näher kennen zu lernen. Ich war bei Mynheer Meintjes zu Besuche und wußte nicht, was die dichte Menschengruppe in unserem Lager zu bedeuten habe, da erscholl plötzlich ein vielstimmiges Geschrei und im selben Momente erblickte ich

einen mächtigen schwarzen Aasgeier, wie er, mit einem Riemen am Fuße, in die Lüfte sich erhob; rasch suchten die Anwesenden, emporspringend, den Riemen zu fassen und den Vogel wieder zu erhaschen, doch vergebens. Wie man mir mittheilte, lag das Thier anscheinend in den letzten Zügen auf der Erde, als es sich plötzlich aufrichtete und bevor noch Jemand eingreifen konnte, in die Lüfte erhob; so waren die Beute, ein schönes Exemplar für die Sammlung und noch dazu einer meiner besten Ochsenriemen verloren.

Mynheer Meintjes, der uns so viel Freundlichkeit erwiesen hatte, krönte seine Güte damit, daß er mir, da ich kein Baargeld zum Kaufe der durch die Lungenseuche eingebüßten Thiere besaß, Zugthiere, sowie ein vortreffliches Reitpferd, von dessen Sattel aus man prächtig schießen konnte, auf Credit gab und mir nebstdem eine fette Kuh als Schlachtthier zum Geschenke machte. Er besaß mehrere Kinder, welche sämmtlich je zwei eine Farm als Erbtheil bekamen. Frau Meintjes wollte mich auch von einem der beiden Söhne, denen Groonvley gehörte, und zwar dem älteren, dem achtzehnjährigen Tom Meintjes, nach dem Zambesi begleitet sehen, damit dieser für den Fall, daß wir über diesen Strom ziehen sollten, meine Wagen und Sammlungen nach dem Süden zurückbringen möge. Ich nahm dieses Anerbieten an, da der Betreffende von mir keinen Gehalt beanspruchte und da mich auch sein Geschwisterkind, ein junger Mann, Harry Meintjes, der namentlich mit den Zugthieren gut umzugehen wußte, darum ansprach, mich als Wagenlenker nach dem Zambesi begleiten zu dürfen, nahm ich diesen gegen eine Entlohnung von 50 Pfd. St. (sammt Verpflegung) für die Gesammtreise bis nach der westlichen oder östlichen Meeresküste hin in meine Dienste auf.

Ich benützte auch den Aufenthalt auf Groonvley, um in dem nahen Fauresmith und den etwa zwanzig englische Meilen entfernten Diamantengruben von Jagersfontein je einen Vortrag zu halten, um etwas zu verdienen, wobei mir meine beiden Herren Collegen, der Herr Landdrost von Fauresmith und der Diamantenverkäufer Herr Waldeck in freundlichster Weise die Vorträge arrangirten. Wenn wir die Diamantenfelder Südafrikas für die bedeutendsten Gruben ihrer Art anerkennen und davon den Central-

Diggings von Kimberley die erſte Stelle einräumen, ſo nehmen die Diamantengruben im Oranje-Freiſtaate, mit Jagersfontein an der Spitze, den zweiten Rang auf der Erde ein. Die Oranje-Freiſtaater Diamantengruben lieferten vom Jahre 1883—1885 an Diamanten 1,230.848 Karat im Werthe von 2,344.604 Gulden; die bedeutendſten der Diamantengräber in Jagersfontein ſind die Gebrüder Kerr, welche früher in Auſtralien als Goldgräber gearbeitet hatten. Dem Neffen des Mr. Michaelis zu Fauréſmith, einem in Koffeefontein, einem zweiten Oranje-Freiſtaater Diamantenfundorte reſidirenden Diamantenhändler habe ich die diamantenhaltigen Erden von Koffeefontein zu danken, ſo daß ich mit dem, was ich von Jagersfontein gebracht, die Sammlung dieſer Gebirgsart vervollſtändigen konnte.

Der arme »Spott« und ſein Grab.

Ein ſeichter, ſalzhaltiger Weiher auf der benachbarten Farm Scyt-Makar war eines Tages der Schauplatz einer von uns zu Pferde unternommenen erfolgreichen Jagd auf Wildenten, bei der ſich auch meine Frau betheiligte. Sie legte den langen und äußerſt beſchwerlichen Ritt ohne

Ermüdung zurück, zur größten Bewunderung der anwesenden Boers, welche, selbst tüchtige Reiter, diese Leistung zu würdigen wußten.

Bevor ich von Groonvley scheide, muß ich noch zweier Episoden gedenken, die mich persönlich tief berührten, von denen ich mich nicht schäme, sagen zu müssen, daß mir das eine Ereigniß, so kleinlich es erscheint, förmlich ins Herz schnitt. — Es war während einer meiner astronomischen Ortsbestimmungen, da ich eben im Begriffe war, die geographische Breite des Ortes mittelst der Sonnenculmination zu bestimmen, als mein bester Hund Spott, den ich seinerzeit von Afrika nach Europa gebracht und nun wieder nach Südafrika genommen hatte und der nun längere Zeit kränkelte, an mich herankroch und zwischen dem Stative und meinen Füßen plötzlich verendete. Ich konnte nicht umhin, dem treuen Thiere aus Dioritblöcken eine Steinpyramide zu setzen. — Das zweite Ereigniß, mit dessen Erzählung ich die Episoden meines Aufenthaltes auf Groonvley beschließe, hätte mir beinahe das Leben gekostet. Ich hatte an einem Tage etwa zwei Kilometer flußabwärts das grabenförmige, etwa sieben Meter tiefe Spruitbett zu durchreiten, als bei dem Abstieg mein Pferd ausglitt und kopfüber herabstürzte; glücklicher Weise hatte ich dem plötzlichen Zittern des Pferdes die jähe Gefahr entnommen und, mich rechtzeitig aus dem Sattel schwingend, an einem eben am Ufer herabhängenden Strauch festgehalten. Der glückliche Zufall wollte, daß das sonst felsige Flußbett an der Stelle, wo das Pferd niederstürzte und mit dem Kopfe auffiel, an einer kaum einen Quadratmeter umfassenden Stelle tief sandig war; das Pferd blieb unverletzt, ich aber kroch zu ihm herab. Nachdem ich es in einem Fußpfade emporgeführt hatte, eilten wir bald beide, dankbar, daß die Sache so glücklich abgelaufen, wieder dem Lager zu. Groonvley verlassend, überschritten wir den Rietriver und einige Tage später den Modderriver, an dessem rechten Ufer wir acht Tage lang lagerten. Der zumeist benützte Fahrweg führt durch die tiefsandigsten Partien des Oranje-Freistaates, welche aber noch grasreich sind. Diese Gegend bildet den südlichsten Theil der Graszone gegen die Karoogrenze. Der Boden, ein eisenschüssiger Laterit, erscheint so lose, daß die schwerbeladenen Wägen tief einsanken und wir zuweilen 32 Thiere vor einen Wagen spannen mußten, um denselben vorwärts zu bringen. Unter den Farmbesitzern trafen

wir auch Engländer, welche, nachdem sie sich in den nahen Diamantenfeldern (im Westen) ein Vermögen erworben, in den angrenzenden Freistaat auswanderten und sich in den Districten Jakobsdal, Fauresmith und Boshof ansiedelten. In Folge dieser Niederlassungen hat sich die Fauna verändert. Noch vor zehn Jahren gab es hier nach Tausenden zählende Springbockheerden und sehr zahlreiche Bläßbockantilopen. Die ersteren sind auf einige spärliche Rudel und die zweite Antilopenart auf einige wenige Exemplare zusammengeschmolzen; sogar die sonst auf den Karoo- und Steppenebenen so häufigen Trappenarten namentlich die Otis afroides, der Knorrhahn der Holländer, haben an Zahl sehr abgenommen.

Jagd auf Erdziesel.

Nahe an der Farm Dreikeyl, wo der tiefsandige zerfahrene Weg in einer Breite von 100 Metern es nothwendig machte, daß einige von uns vorangingen, um die leichteste Spur zu wählen, bemerkte meine Frau einige Baue der gestreiften Ziesel. Die Thiere sind so rasch und behende, daß sie sich in der Regel bis an die Eingänge ihrer unterirdischen Wohnungen zu flüchten vermögen, bevor man ihnen auf Schußweite genaht. Dann verbleiben sie eine zeitlang an den Löchern, um sitzend oder emporgerichtet, nach dem Ruhestörer auszuäugeln. In solch' einem Momente muß ein Kernschuß das Thier mit einem Schlage ins Gehirn so rasch tödten, daß dem Thiere das sonst

gewohnte blitzschnelle Hineinschlüpfen in den Bau unmöglich werde. Oft schwer getroffen, vermögen diese Thiere doch noch, in den letzten Zuckungen, sich hinabzuwälzen, und sind für den Forscher verloren. An jenem Tage war nun meine Frau so glücklich, mehrere dieser röthlichbraunen, an den Längenseiten lichtgestreiften Thiere (etwas größer als die heimischen) mit dem leichten Schrotgewehr zu erbeuten. Die Jägerin schoß in der Regel gut, leider war der ihr von einem Prager Freunde geschenkte niedliche Hinterlader beschädigt worden und sie hatte zu dem zweiten, ihr in Jagersfontein geschenkten Gewehre kein Vertrauen, war also an unsere Vorderladerschrotgewehre und meinen Winchester angewiesen, die sie recht gut zu handhaben wußte. Es ist mir nicht bekannt, ob in dem Oranje-Freistaate bereits so wie in dem Caplande, Jagdschongesetze in Kraft sind, doch soviel ersah ich, daß die meisten Farmer, glücklicherweise noch bevor es zu spät geworden war, dem Fremden die Jagd verbieten, sowie auch selbst das Wild schonen. Eine der wildreichsten Stellen dürfte noch ein Streifen am Vaalflusse in dem Districte Boshof sein, indem sich hier noch eine sonst im Oranje-Freistaate

Ein unangenehmer Sturz.

ausgerottete Antilopenart, das gelbe Hartebeeſt (Alcelaphus Kaama Gr.) und die ſchwarze Hyäne (Hyaena brunnea) aufhalten. Ein beſchwerliches Stück

Hammerkopfneſt am Modderriver.

Arbeit war die Durchfahrt durch den Modderriver; in der Dunkelheit des Abends hatten wir die ſchlechteſte Furth benützt, und es nahm Stunden in Anſpruch, bevor wir unſere vier Wagen auf das jenſeitige, ſteile Ufer geſchafft hatten. Wir verweilten im Modderriverthale acht Tage an der

Farm Kudusrand, deren Besitzer, obwohl er nur einige wenige und zumeist mit Hafer bebaute Aecker besaß, durch den Absatz dieser Getreideart in den nahen Diamantenfeldern reich geworden war. — Dieser achttägige Aufenthalt erwies sich für die Sammlungen auf dem Gebiete der Ornithologie und der Buschmanngravirungen als sehr lohnend. Der Aufenhalt in Groonvley sowie die Reise von Colesberg nach diesem Orte hatten vier und der Aufenthalt in Modderriver und im Boshof weitere vier mit Naturalien gefüllte Kisten ergeben. Im Modderriverthale waren wir so glücklich, sehr zahlreiche Vogeleier und Nester zu erwerben.

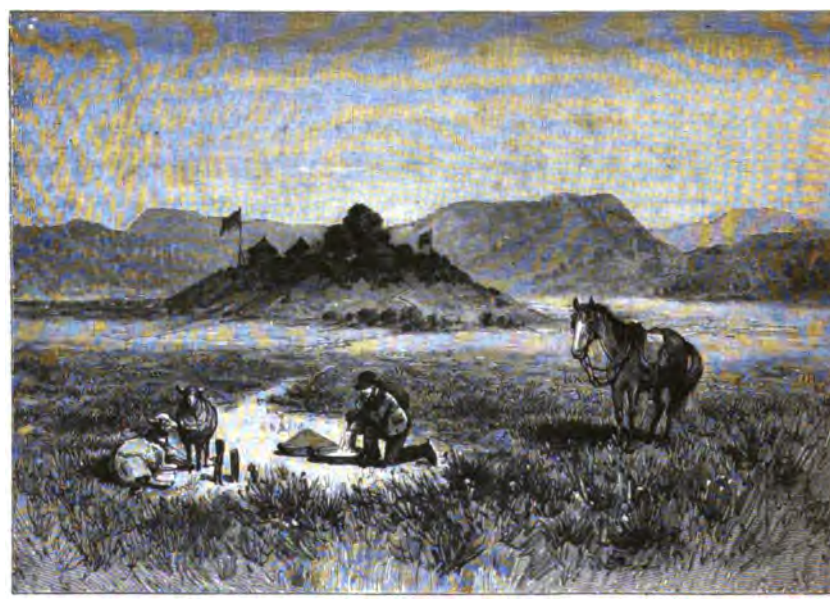
Der Modderriver fließt durch kahle Ebenen, über welche sich hie und da felsige, ebenso kahle Hügel erheben, nur die Ufer zeigen Bäume, zumeist eine Weidenart, und mit diesen einige spärlich beblätterte Mimosen. In diesem engbegrenzten Raume leben 90 Percent der befiederten Bewohner des Thales. Hier fanden wir Ziegenmelker, den Haubeneisvogel (Corythornis), den gescheckten Spechteisvogel (Ceryle rudis L.), den europäischen Bienenfresser, den südafrikanischen Wiedehopf, den blauschwarzen Baumhopf (Irrisor cyanomelas V.), den Isabellsänger (Aedon paena Sm.), mehrere Steinschmätzer- und Bachstelzenarten und die durch ihren Nestbau berühmt gewordene Cap'sche Beutelmeise (Aegithalus), auch die Lärmdrossel und der Schluchtenschmätzer (Bessonornis) fehlten nicht, während die Gelbsteißbülbüle (Pygnonotus nigricans), der Jardins-Drosseling (Crateropus), der Trauer-Rongo (Dicrurus), mehrere Würgerarten, der Schildrabe und der Peters-Glanzvogel (Lamprocollins sycobius), sowie zwei Webervögel, ein Sperlingsweber und der Passer arcuatus den Haupttroß der Vogelwelt ausmachten. Auch an Astrilden, Schmetterlingsfinken und Streifenammern war kein Mangel; der Cap'sche Mäusevogel (Colius capensis Gm.) war nicht selten; von den Klettervögeln nenne ich als die häufigsten den dunklen Schurrvogel (Pogonorhynchus niger Gm.); von den Tauben die niedlichste (Aena capensis L.), Swains' Lachtaube (Turtur albiventris Gray), die Halsbandturteltaube (T. semitor quatus Rüp.); unter den hühnerartigen suchten Früh und Nachmittags gegen 4 Uhr zwei Arten Flughühner die Wassernähe auf, während von den Stelzen und Schwimmvögeln der Hauben-Sumpfkiebitz (Chettusia), Prachtspornkiebitz (Hoplopterus spe-

ciosus Licht.), ein Charadrius und die Glareola, zwei Arten des Wüstenläufers, der Heuschreckenkranich, der gewöhnliche graue und der Purpurreiher, endlich der durch seinen Nestbau berühmte Hammerkopf, der Strandläufer, zwei Entenarten: der Chenalopex und ein Plectropterus die gewöhnlichsten Erscheinungen bildeten. Zum Schlusse erwähne ich die interessante Bildung eines Hammerkopfnestes, welche ich später noch einigemale vorfand, und die abweichend von der normalen, in meinem früheren Reisewerke und den Beiträgen zur Ornithologie Südafrikas verzeichneten und abgebildeten Form statt des flachen, regendichten Daches eine flache Basis und ein zugespitztes Dach, sowie statt der zumeist viereckigen eine runde Oeffnung aufwies. Auch Einmeißelungen der Buschmänner fanden wir vor und davon die schönsten am Südufer des Modderrivers an dem Farmbesitz des freundlichen Holländers Mynheer Banks; leider konnten wir die schönsten Exemplare, die auf den Köpfen riesiger, fest zwischen andere Blöcke eingekeilter Felsenmassen ausgeführt waren, nicht gewinnen. Da diese Felsen ziemlich weit von unserem Lager entfernt waren, erwiesen sich unsere sechs Pferde (T. Meintjes hatte zwei, H. Meintjes eines mitgenommen), als äußerst brauchbar.

Zur Zeit unseres Besuches herrschten die Blattern im Oranje-Freistaate und in den angrenzenden Gebieten. Und Banksdrift, der Fundort der Buschmanngravirungen, war einer der Herde dieser Krankheit, d. h. sie war hier unter den, dem Boer Banks dienenden Basutodienern ausgebrochen. Interessant waren die hygienischen Maßregeln, welche die einfachen Boers getroffen hatten, um die Krankheit zu localisiren. — Die kranken Schwarzen des Herrn Banks, sowie die hie und da auf den umliegenden Farmen Erkrankten wurden hieher geschafft und sämmtliche in einigen Hütten, welche sie durch auf Stangen aufgehißte bunte Sacktücher als »Hospital« einer ansteckenden Krankheitsform und als ein »noli me tangere« kennzeichneten, untergebracht. Man hatte für die Quarantänestelle einen kleinen Felsenhügel, mitten auf einer Ebene gelegen, als einen weithin sichtbaren Ort gewählt. — Wöchentlich zweimal erschien nun ein Bauer zu Pferde, der zwei Schafe oder zwei Böcke antrieb und auf seinem Pferde eine Quantität Mehl und andere Nahrungsmittel mitbrachte, das

Schlachtvieh an Pflöcke befestigte und das Mehl in bereitstehende Holzkübel schüttete und wieder davonritt. Kaum daß er sich entfernt, eilten die in der Quarantäne gehaltenen Schwarzen herbei, um sich ihre Lebensmittel und die auch am Boden niedergelegten Medicamente zu holen.

Im Modderriver fingen wir zur nicht geringen Verwunderung der hier für afrikanische Begriffe ziemlich dicht — d. h. auf je tausend Meter



Am Blatternhospital.

circa ein Farmhaus — wohnenden Boers mittelst der in Ungarn gebräuchlichen Wurfnetze sehr zahlreiche Fische.

Nach einer zweitägigen Fahrt gelangten wir, den District Boshof durchziehend, in das gleichnamige Städtchen. Auf diesem Zuge verdient nur eine interessante Bergpartie auf der Farm Kopjesfontein erwähnt zu werden. Es war eine alleinstehende, pittoreske, Schluchten und Felsengruppen aufweisende Felsenhöhe, welche, stellenweise dicht mit Buschwerk überwuchert, etwa drei Kilometer im Umfange hatte und oben abgeflacht war. Auf diesem kleinen Tafelberge fanden wir Rehbockantilopen, Klippspringer, Paviane, Ginsterkatzen, einen Schabrakenschakal und am Rückwege in einer

kaum vier Meter hohen Mimose einen jungen Ohrengeier, den wir aus dem Neste holten. Wir nahmen das Thier mit und zogen es auf, und es war dankbar genug, durch sein Gebahren dem den Raubvögeln gewidmeten Tagebuche reichlichen Beobachtungsstoff zu bieten. — Boshof, ein kleines Städtchen von 600 Einwohnern, das zur Zeit des Höhenpunktes der Diamantenfunde goldene Tage gesehen, da es auf dem Wege von den reichen Diamantenfeldern nach der Hauptstadt der Republik liegt, wird zweimal in der Woche von der durchfahrenden Post- und Passagierkutsche besucht, und gehört noch immer zu den wohlhabenderen Städten des Landes. Bevor wir jedoch das Weichbild der Stadt erreichten, hielt uns ein Mann zu Pferde an, der sich uns als Landdrostdiener vorstellte, um uns die Weisung zu überbringen, daß wir eben nur an einem Hügel am Westende des Städtchens ausspannen und im Falle eines Besuches des Ortes uns vorerst einer »Ausräucherung« unterziehen müßten. Nahe an unserem Lager stand ein kleines Eisenhäuschen von etwa vier Quadratmeter Umfang, in das wir einzutreten hatten; dann wurde eine Kohlenpfanne eingeführt und auf die glühenden Kohlen Schwefelblüthen gestreut. Den so äußerst angenehm auf unsere Respirationsorgane einwirkenden Dämpfen ausgesetzt, begannen wir bald heftig zu husten, was nun den draußen stehenden Sanitätsorganen als Maßstab für die Desinfectionswirkung diente und sie veranlaßte, uns großmüthig zu entlassen.

Mit Zustimmung der Municipalität des Städtchens machte ich mich an die Gewinnung einiger Buschmannsarbeiten an den beiden am Ostende der Stadt gelegenen kleinen Felsenhügeln, wobei mir die beiden Herren, der Collega Dr. Watkins als Oberhaupt der Stadtvertretung, und Herr Lindner der Landdrost, ein Deutscher, freundlichst an die Hand giengen. Der Letztere stellte mir einen Trupp von schwarzen Sträflingen für die schwere Steinmetz- und Handlangerarbeit zur Verfügung. Umsomehr mußte es mich befremden, einige Zeit später ob der Gewinnung dieser Buschmannsarbeiten Angriffe von Seite der Oranje-Freistaat-Presse zu erfahren. Bis zu jener Zeit hatte man diese so gut wie gar nicht beachtet und die schönsten Gravirungen sind leider in Folge dessen zum großen Theile den Einwirkungen der klimatischen Verhältnisse und den Kratzstudien unnützer Hände zum

Opfer gefallen. Ich machte wohl nicht als der erste auf sie aufmerksam, doch unstreitig in so eindringlicher Weise, daß man sich plötzlich für den Gegenstand zu interessiren begann. Man zeterte nun über meinen Barbarismus, die Reste einer dahingegangen Periode vor Vergänglichkeit gerettet und ihnen die Anerkennung der Welt verschafft zu haben, tüchtig los. Was man damit bezweckte, weiß ich nicht. Erreicht hat man — wie ich mich auf meinem Heimwege drei Jahre später überzeugte — eine vollständige Vernichtung der noch übriggebliebenen schöneren Einmeißelungen. — Der Boer, dem der Felsen gehörte, berief seine Jungen und die Schwarzen und legte ihnen ans Herz, daß sie diese Steine mit den »Affertekens«* der Buschmänner nicht mehr von einem Fremdling wegnehmen lassen dürfen. Und die Jungens und die Hirten, die der Sache nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet, trieben nun umso häufiger ihre Heerden nach den ohnehin grasreicheren Hügeln, und nun jagen sich Hunderte von Ziegen und Schafen, auch Heerden von Rindern an den zumeist flach liegenden Blöcken herum, und was diese Thiere mit ihren Hufen nicht vernichteten, besorgten die Jungen mit Steinen und Messern, um neue Thierformen in die Einmeißelungen einzuritzen und die Buschmänner zu corrigiren.

Dem hier in Zurückgezogenheit lebenden Cavallerie-Officier Herrn Bain, einem großen Naturfreunde, habe ich einige schöne Sachen, darunter einige der in früheren Tagen von den Buschmännern benützten Werkzeuge zu verdanken. So mehrere durchlöcherte und auf kurze, unten zugespitzte Stöcke angesteckte Beschwersteine, welche sie beim Ausgraben von eßbaren oder auch zur Vergiftung ihrer Pfeile verwendeten giftigen Zwiebeln benützten.

Auch unser Aufenthalt in Boshof ging nicht ohne eine unfreundliche Episode vorüber. — Wir hatten von unserer guten Bella zu scheiden. Wie bekannt hatte ich bei meiner Rückkehr aus Südafrika 1879 dieses Betschuanamädchen von einer Freundin in den Diamantenfeldern, der sie von der Regierung als ein, von ihrem Vater vernachlässigtes Kind übergeben worden war, auf einige Jahre mit der Verpflichtung, daß ich ihr das Kind wieder zusenden werde, in Dienst genommen. Laut obrigkeitlicher Bewilligung war dieser Contract, Vaterstelle bei dem Kinde zu vertreten,

* Zeichnungen (südafrikanisches Holländisch).

auf zehn Jahre bestätigt worden. Mit unserer Ankunft in Boshof war das sechste Aufenthaltsjahr Bella's bei mir zu Ende. Bella wollte unter keiner Bedingung von uns gehen und weinte sich fast die Augen aus, so auch meine Frau; dazu erklärte der Landdrost, daß ich in Folge jener behördlichen Bewilligung (zu Dutoitspan von 1878) das Kind, das sich nach und nach zu einer sehr geschickten Dienerin »für Alles« herangebildet hatte und uns und meinen Leuten förmlich ans Herz gewachsen war, nicht vor Ablauf von weiteren vier Jahren abgeben müsse! Ich hatte jedoch Frau K. versprochen, ihr bei meiner abermaligen Rückkehr nach Afrika das Kind zu übergeben — und so blieb ich bei meinem Vorsatze, wobei noch der Umstand ins Gewicht fiel, daß inzwischen Herr K. gestorben und seine Frau mit mehreren Kindern in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Ihr war jetzt eine geschickte Dienerin, der sie keinen nennenswerthen Lohn auszahlen mußte, sehr erwünscht, und so mußte Bella gehen.

Einen Monat später kam uns die Nachricht zu, daß Bella ihrer alten Herrin entlaufen sei und ihr Möglichstes gethan habe, uns nachzukommen, daß ihr aber dieser Versuch nicht gelang, obzwar sie die zehn Shillinge Baargeld, die sie noch besaß, darauf verwenden wollte. Das Letzte, was wir über sie jetzt nach vier Jahren vernommen, war, daß sie in Kimberley bei der verheirateten Tochter ihrer früheren Herrin im Dienste stehe, doch konnten wir dies erst im Momente unserer Abreise erfahren, viel zu spät, um Bella aufzusuchen.

Auf dem weiteren Zuge längs des Vaalflusses hielt ich mich einige Tage auf der Farm Kameelfontein, dem Besitze einer zuvorkommenden Holländerin, auf. Wir erbeuteten hier eine Steinbockgazelle und ich fand in einer Baumhöhle das Nest der langschwänzigen Mandelkrähe. Ich wunderte mich nicht wenig, ein Pärchen dieses schönen südafrikanischen Vogels so weit südlich vorzufinden. Thatsache ist es, daß der Vogel, je weiter im Süden angetroffen, um so scheuer sich zeigt, wohl wissend, daß er sich aus seiner eigentlichen Heimat, den bewaldeten Betschuanagebieten, entfernt habe.

Wir benützten den Aufenthalt auf Kameelfontein auch, um uns auf drei unserer Gewehre, die Snyder-Carabiner, die etwas zu hoch schossen,

einzuüben. Auf der Farm und deren Umgebung machte sich in den letzten Jahren eine Thierkrankheit bemerkbar, welche die Holländer Lahmsickte nennen und bei welcher Lähmungserscheinungen sich namentlich am Hinterkörper der Thiere bemerkbar machen. Ich glaube, daß der Krankheit — ich beobachtete selbe nur an einer Kuh — eine Vergiftung infolge des Genusses eines Narcoticum zu Grunde lag. Die armen Thiere bleiben in der Regel liegen und gehen an den aufgelegenen Wunden zu Grunde.

Jagd auf Wassergeflügel nächst Scyt-Makar bei Groonvley.

Wenn wir an dieser Stelle einige Worte über die Verhältnisse der holländischen Ansiedler des Freistaates sprechen, so müssen wir eingestehen, daß die Bevölkerung dieser Republik in den letzten Jahren, trotzdem durch den Bahntransport bis Kimberley die von Europa und Nordamerika importirten Artikel billiger geboten werden, ärmer geworden ist. Die Diamantenfelder sind unstreitig der wichtigste Umsatzort für südafrikanische Cerealien auf südafrikanischem Boden und dieses Absatzgebiet für das Getreide ist den Freistaatern, welche früher hier fast ein Monopol besaßen, durch

die Bahn genommen worden. Heute hat das feinste australische Mehl in Kimberley billigere Preise, als das grobe Boermehl der Freistaaten. Auch an Futterpflanzen und Gemüse liefert das Capland alles Nöthige in anderthalb Tagen und für afrikanische Verhältnisse ziemlich billig. Der holländische Bauer im Freistaate muß sich sehr anstrengen, wenn er sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen über Wasser erhalten will. Viele arbeiten auch fleißig, allein es fehlt ihnen einerseits eine praktische Unterweisung, um Arbeit und Zeit zu sparen, andererseits leider oft auch die richtige Energie. Darum ist das erste und das wichtigste, was sie benöthigen, eine halbwegs ordentliche Schulbildung, die dem Kinde beibringt, der Mensch sei zu etwas anderem als zu einem bloßen Vegetiren geboren. Der Hauptreichthum und der wichtigste Export-Artikel der holländischen Bevölkerung sind leicht gewonnene thierische Producte, in erster Linie Schafwolle, in zweiter Linie Angorahaar, Häute und Rinder.

Aus Grund wahrer Sympathie, sei es mir gestattet, im Folgenden einer wohl gemeinten Ansicht, Ausdruck zu geben: »Die Vertreter der Regierung mögen alles aufbieten, um einen oder mehrere tüchtige Thierärzte ins Land zu ziehen, welche einmal die hier herrschenden Krankheiten meistern, und zugleich dem Landwirth die rationellste und billigste Zucht der Hausthiere beibringen könnten.«

Auf dem Wege von Kameelfontein zum Vaalflusse hielt ich mich auf einer Farm zwei Tage auf, um einer holländischen Greisin in ihrer schweren Bedrängniß — sie war an einer Lungenentzündung schwer erkrankt — mit ärztlicher Hilfe Linderung zu verschaffen. Auf der Nachbarfarm nach Norden machte man den Versuch nach Silber zu graben, da ich jedoch über die Sache nichts mehr gehört, so meine ich, daß die Schatzgräber nichts gefunden haben. Auf einer anderen Farm fanden wir einen alten Europäer, der durch eine giftige Zwiebel, hier zu Lande »Schlangenkopf« genannt, nahezu alle seine Schafe eingebüßt hatte. Originell war die Art und Weise, wie er das Wasser aus einem elenden Brunnen heraufholte. An dem Brunnen war ein einfaches Joch errichtet und an diesem hing ein kleines eisernes Rad mit einem überhängenden Stricke, der an dem einen Ende eine alte

Eisenblechbüchse, wie man hier zu Lande Wagenschmiere in derselben feilbietet, zum Wasserschöpfen hielt, während das andere Ende an einem kurzen Querholz befestigt war, an dem zwei barfüßige, nur in Fetzen gekleidete Kinder zogen und hin- und hergehend, zweien Maulthieren gleich, den Wasserkübel heraufbeförderten. Das Wasser floß in mehrere Bottiche, d. h. von einem Bottich in den anderen, indem sieben solche Weinfässerhälften nebeneinander, eines tiefer als das andere, in die Erde eingepflanzt und durch Röhren mit einander in Verbindung waren. Auf diese Art filtrirte Mr. Hudson sein Wasser, verlangte aber auch für das Tränken eines Gespannes 90 Kreuzer.

Hudson zahlte für die etwa 1600 Morgen im Umfang zählende Farm 300 Gulden jährliches Pachtgeld. Da es mit seiner Viehzucht schlecht bestellt war und sich ihm dabei jenes Pflanzengift als schädlich erwies, so suchte er seinen Unterhalt mit Holzfrachten, ähnlich, wie alle anderen ärmeren im Vaalthale wohnenden Bauern, zu fristen. Diese Leute speculirten in der Weise »in Holz«, daß sie die zwar spärlichen und schütter bestandenen Wälder der westlichen Transvaal aufkauften, abtrieben und als Brennholz nach den Diamantenfeldern als Heizmaterial für die dortigen Maschinen brachten. Für 8 m^3 erhielten sie zu jener Zeit 180—200 Gulden; gegenwärtig ist der Preis infolge der von der Küste mittelst Bahn bis Kimberley gebrachten Steinkohle, bedeutend zurückgegangen. Nach einem kurzen Aufenthalte verließen wir die armselige Stätte und schlugen für acht Tage im nahen Vaalthale auf der Farm Abrahamseyskraal, dem Besitze eines freundlichen Holländers mit Namen Combrink — der uns dazu eingeladen — unser Lager auf. Ich war angenehm überrascht, zu hören, daß man hier die sonst in dieser Gegend schon so seltene braune Hyäne gesehen habe. Unsere Jagd brachte uns in den Besitz eines trächtigen Exemplares. Kiebik, der Mischling, war der glückliche Nimrod. Der Aufenthalt bei Combrink gehört zu den angenehmsten Erinnerungen unseres ersten Reisejahres; der Mann und seine Verwandten waren die Freundlichkeit selbst und thaten alles Mögliche, um unsere Zwecke zu fördern. Es näherte uns der Umstand, daß ich ihnen mit ärztlicher Hilfe dienlich gewesen. Wenn ich von den Buschmann-Arbeiten absehe, so war der hiesige Auf-

enthalt am Ufer des Vaalflusses als der im Oranje-Freistaate lohnendste zu bezeichnen; es war namentlich die Ornis, welche mir mit Eiern und Nestern ein reichliches Material bot. Unter den Nestern verdienen die von den Schnurrvögeln (Pogonorhynchus) in den Weidenbäumen ausgehöhlten Nester, eine besondere Erwähnung.

In dem verlassenen, bequemen und gedeckten Nestbau eines Hammerkopfes, fand ich neun Eier des Chenalopex egyptiacus vor. Der schon

Weiße Sklaven.

erwähnte Tom M's. Diener »Kiebik« schoß hier mehrere Hasen, welcher Umstand wohl nicht einer Erwähnung werth wäre, wenn der Junge nicht die Hasen in ihrem Lager aufgesucht und sich nicht den schlafenden Thieren, einem Hunde gleich, genähert hätte. Auch Mr. T. M. machte sich während unseres Aufenthaltes — doch zum Leidwesen der Frau Combrink — um die Ornithologie Süd-Afrikas hochverdient, indem er nach einer glücklichen Pürsche Frau Combrink's zahme Makan-Ente erlegte. Noch vor wenigen Jahren umsäumte ein dichter Baumsaum die Ufer des Vaals. Dieses einzige, Gemüth und Auge erquickende Grün in der ganzen Umgegend auf weit und breit ist so gelichtet worden, daß der Vaalfluß bis auf die

wenigen Höhen, die er hie und da durchfließt, dem Touristen kaum mehr irgend einen Reiz zu bieten vermag. Da ich das Ueberfahrtsgeld über den Vaal zu ersparen suchte, die Durchfahrtstellen aber sehr beschwerlich erschienen und unsere Zugthiere durch Krankheiten und durch die Grasarmuth der bereisten Gegenden sehr geschwächt waren, nahm ich das Anerbieten Mynheer Combrink's und seiner Brüder, unsere schweren Wagen mit ihren eigenen Zugthieren durch den Vaalfluß auf das jenseitige steile Ufer zu bringen, mit Freuden an.

Am 25. September 1884 schieden wir von dem Oranje-Freistaate und dem Vaalflusse und betraten das Gebiet der südafrikanischen oder Transvaal-Republik.

»Bella« und Isak.

III.

Durch die westliche Transvaal. — Aufenthalt am Matebe und am oberen Notuany.

Die Betschuana-Expedition und ihr Erfolg. — Goldfelder der Transvaal. — Delagoabahn. — Bodenbeschaffenheit der Oranje-Freistaaten und des Transvaalufers von Pniel bis Bloemhof. — Holzhändler und die Ausrodung der Nutzhölzer im Vaalgebiete. — Christiana. — Die Diamantengruben am Vaalflusse. — Die höchste Hochplateaufläche Südafrikas. — Unangenehme Nachbarn. — Der glückliche Fund einer Kunststätte der Buschmänner. — Die Zukunft der Buschmänner. — Sumpf im Hartsriverthale. — Ausbeute am Hartsriver. — Springbockantilopen. — Die Molapoquellen. — Südafrikanische Raubvögel. — Unser Lager in Linokana. — Der Ausflug ins Notuanythal. — Pavianjagd und Jagen des Stachelschweins. — Meiner Frau gefährlicher Ritt durch Nacht und Sturm. — Beiträge zur Geschichte der Baharutse. — Gründung von Manuawe. — Wissenschaftliche Ausbeute in Linokana und der Umgebung. — Anpflanzung exotischer Bäume in Linokana. — Unser Asyl in Linokana. — Neue Heimsuchungen. — Abreise von Linokana. — Mühseligkeiten der Reise durch das Buisport. — Unfall in den Dwarsbergen. — Diebische Bakatlas.

»In Anbetracht der Enttäuschung, welche Ihnen beim Betreten südafrikanischen Bodens in Capstadt zu Theil wurde und in Anbetracht der wichtigen und menschenfreundlichen Aufgabe, welche Sie sich gestellt, beschloß Seine Ehren der Herr Präsident und der ausübende Rath der südafrikanischen Republik, Sie jedweden Zolles zu entheben.« So etwa — denn das Original ist bei Galulonga sammt dem allgemeinen Tagebuche, in dem es lag, verloren gegangen — lautete das Telegramm, das ich in Betreff der hohen Zölle, so in der südafrikanischen Republik üblich, erhalten hatte. Durch diesen Zollnachlaß war mir eine große Wohlthat erwiesen, ja es war mir, bei meinem bereits auf Null reducirten Baarvermögen ein Alpdruck vom Herzen genommen worden. Die Zölle in Transvaal und Oranje-Freistaat sind, ich möchte sagen, »Kampfzölle« gegen die Cap-Regierung. Da die

südafrikanische Republik — vulgo Transvaal, wie man aber nicht genannt sein will — sowie der nachbarliche Oranje-Freistaat bis in die letzte Zeit hinein*, also auch im Jahre 1884 — keine Zollcompensation von der Cap-Regierung für die selbst bezogenen und das Capland nur im Transit berührenden Güter, für welche in den Häfen des Caplandes der volle Zoll gezahlt wurde, erhielten, führten der Freistaat einen Zoll für jeden aus dem Caplande kommenden Wagen und die Transvaal schwere Zölle für europäische und cap'sche Importartikel ein; daß man sich in der Transvaal durch diese Zölle ins eigene Fleisch schnitt, wollte man nicht einsehen, daß nämlich die ohnehin theueren Importartikel durch die Zölle um ein Bedeutendes noch vertheuert wurden und durch diese Zollvertheuerung die Bevölkerung selbst getroffen werden mußte. Elfenbeinhändler und Kaufleute, welche bei den Betschuana und unter den Matabele, also nördlich, wohnten und ihre Waaren im Caplande kauften, mußten selbst, wenn sie Transvaal nur an der Westgrenze im Durchzuge berührten, auch dieselben Zölle entrichten. — Als im Süd-Betschuanalande seit meiner letzten Anwesenheit die beiden Republiken Stellaland und Goschen entstanden waren, war es um diese Kaufleute vollends geschehen, denn nun gab es kein Ausweichen mehr. Stellaland und Goschen verlangten noch schwerere Zölle und die Goschener oder die Leute vom »rothen Grunde (Roi-Ground)«, wie sie sich nannten, ließen keinen Wagen, der Gewehre oder Munition oder sonst einige sehr benöthigte Artikel geladen hatte, passiren, sondern nahmen solche Waaren für sich in Beschlag und gaben höchstens ein Stück unbebauten Landes, dessen Herren sie mit Recht aber noch nicht waren, als Entschädigung an die Beschädigten ab. Diese Raubpolitik, welche ins Mittelalter, aber nicht ins XIX. Jahrhundert paßte, that auch das ihrige, um die Stimmung in England gegen die beiden neu entstandenen Republiken mehr und mehr zu reizen.

Sie macht es erklärlich, daß England einen billigen Vorwand zur Betschuana-Expedition unter General Warren fand, welche sich bald nach

* Nun endlich hat man einen modus vivendi gefunden, wenn ich nicht irre, seit 1886 und nimmt auf den Transit der Güter, wie noch im Folgenden erläutert werden soll, einige Rücksicht.

unserer Ankunft in der südafrikanischen Republik vom Caplande aus in Bewegung setzte. Die rasch eintretende Folge dieses Vorgehens von Seiten Caplands gegen Norden war, daß die beiden südlichsten der sechs unabhängigen Betschuanagebiete, jenes der Batlapinen unter Makuruane und jenes der West-Barolongen unter Montsive englische Kroncolonien wurden und drei weitere Districte, jener der Banquaketsen unter Chathsitsive, jener der Bakwena unter Sechele und jener der östlichen Bamangwato unter Khama englisches Protectorat annahmen. Der Schlag war gegen die Stellaländer gerichtet, hatte aber die Boers getroffen, da man ihnen die Möglichkeit, ihr Reich zu vergrößern, wesentlich schmälerte. Nicht die geringste Schuld, daß dieses Alles so kam, trägt außer den Stellaländern und Goschenern, mein theurer Freund Rev. John Mackenzie, einer der hervorragendsten und bekanntesten Missionäre der London-Missionary Society. Von jeher ein den Eingeborenen sehr wohlgesinnter Mann mit einem eisernen Charakter und mit ausgezeichneten Gaben ausgestattet — dabei kein Freund der Boers von Haus aus — hatte Herr J. Mackenzie mit seinen, über Süd-Afrika erschienenen Werken in England Aufmerksamkeit erregt. Die Tendenzen seiner Schriften und Vorträge, gingen dahin, die Schwarzen durch ein englisches Protectorat von den Freibeuterangriffen gewisser Elemente, denen es in den Republiken zu enge geworden war, zu schützen. Später, als dieser Gedanke von der Regierung acceptirt worden war, wurde er zum königlichen Commissionär für das Betschuanaland ernannt und an Ort und Stelle gesendet, um auf friedlichem Wege den Batlapinen und Barolongen das im Kampfe mit den Stellaländern und Goschenern verlorene Gebiet wieder zu gewinnen.

Ich traf Mackenzie in Capstadt. Groß war unsere Freude, als wir uns in den Räumen der österreichisch-ungarischen Ausstellung in Capstadt begegneten. Wir besprachen Vieles auf meine Reise bezügliches. Auf meinen Einwurf hin, daß ich wohl mit Rücksicht auf meine 20.000 Stück Patronen nicht durch die oben genannten kleinen Republiken würde ziehen können, ohne fürchten zu müssen, mich meiner Waffen und des Schießbedarfes beraubt zu sehen, meinte Herr Mackenzie, daß ich dies absolut nicht zu befürchten brauchte, da er bis dahin, d. h. bis zu meiner Ankunft

in den Hartsriver-Molapo-Ebenen schon alles in gute Ordnung gebracht und mir durch seine Vermittlung mit den Stellaländern und Goschenern einen freien, unbelästigten Weg — eine Free trading road — in das Betschuanaland zum Zambesi und unter die Matabele geschaffen haben würde.

Mir schien sofort, daß mein Freund gar zu viel Selbstvertrauen besäße und meine Ahnung, daß es wohl nicht so glatt ablaufen würde, täuschte mich nicht. Mackenzie hatte eine schwere, eine sehr schwere Aufgabe auf sich genommen, wenn er auf friedlichem Wege etwas nahezu in das alte Geleise bringen wollte, was durch jahrelanges Blutvergießen, Gegenstand gegenseitigen Hasses zwischen den Batlapinen und Barolongen einerseits und den Boers andererseits, geworden war. Auf welcher Seite das Unrecht lag, ist hier, wie in fast allen derartigen Fällen, schwer zu entscheiden. Auch die Schwarzen hatten sich so manches zu Schulden kommen lassen, wenn auch das Unrecht der Freibeuter überwog.

Für seine Vermittleraufgabe machte der Umstand Mackenzie von vornherein unmöglich, daß er von den Holländern als ihr erklärter Feind angesehen wurde. Man brachte ihm auch nicht das geringste Vertrauen entgegen, er war ihnen eine persona ingratissima und so hätte man sich schon im Vorhinein in England über den Ausgang der Mackenzie'schen Pacificationsversuche klar sein können. Zu jener Pacification war eben ein Mann nöthig, der, den Schwarzen nicht minder wohlgesinnt, als den Boers selbst, für solche wichtige Unterhandlungen beiden Theilen gleich sympatisch sein mußte. Mein werther Freund John Mackenzie kam und — wurde von der einen Partei, wie es vorauszusehen war, so unfreundlich aufgenommen, daß an eine friedliche Lösung nicht einen Augenblick zu denken war. Ja bald hatte es den Anschein, als ob sich die Transvaal auf die Seite der Roiground-Stellaländer schlagen und ein neuer englisch-transvaaler Krieg die Folge sein würde. Da entschloß man sich in England zu einer bewaffneten Expedition und wählte zu deren Leiter einen Mann, der auch im Jahre 1876 die Demarcationslinie zwischen dem Oranje-Freistaate und der englischen Provinz Griqualand-West in einer beide Parteien gleich zufriedenstellenden Weise bestimmt hatte und sich seitdem auf südafrikanischem

Boden in dem schwierigen Kampfe mit Kaffern, Griquas, Buschmännern und Betschuanas, so auch später in Aegypten ausgezeichnet hatte; man sandte den nunmehrigen Polizeipräsidenten von London, General Sir Charles Warren, nach Süd-Afrika ab. Es ist derselbe Warren, welcher sich durch seine archäologischen Forschungen in Palästina einen Weltruf erwarb.

Er löste seine Aufgabe in friedlicher Weise, allerdings mit einigen Tausend Bajonnetten hinter sich, aber ohne Blutvergießen. Man war zwar später in den Regierungskreisen in London mit seiner Betschuana-Politik

Eine schwarze Hyäne von Kiebik im Baalthale erlegt.

nicht zufrieden und Sir Charles Warren wurde abberufen; doch müssen alle Jene, welche im Betschuanalande zu jener Zeit gelebt und alles mit angesehen, anerkennen, daß Sir Charles Warren die friedliche Lösung der äußerst schwierigen Aufgabe und die volle Rückerstattung der Gebiete am Hartsflusse und dem Molapo gar sehr zu danken sei. Es wäre aber eine Entstellung der historischen Wahrheit, wenn wir hiebei nicht ausdrücklich anführen würden, daß diese Pacification auf eine solche unblutige Weise nicht möglich geworden wäre, wenn nicht das Haupt der südafrikanischen Republik, wenn nicht Präsident Paul Kruger mit all seinem Einflusse und selbst auf die Gefahr, seine Stellung zu verlieren, für die

friedliche Lösung so energisch eingetreten wäre. Als echter Patriot wollte er seinem überaus verarmten Lande um jeden Preis den Frieden erhalten.

Die Stimmung in der Transvaal, das konnte ich täglich zu jener Zeit unseres Aufenthaltes in Linokana wahrnehmen, ging sehr hoch gegen England und mit den (wie man meinte) »unglücklichen« Goschenern und Stellaländern; Präsident Kruger befand sich in einer sehr schwierigen Lage, er wurde offen von seinen eigenen Landsleuten angefeindet und beschimpft, und doch können wir heute dessen sicher sein, daß er seinem Vaterlande sehr genützt, daß er es vor großer Noth, vor neuer Schuldenlast bewahrt und seiner spärlichen holländischen Bevölkerung durch sein weises Auftreten in der Betschuana-Angelegenheit so manchen braven Sohn und Vater erhalten habe.

»Ohm« Paul Kruger's That trägt jetzt um so reichlichere Früchte: Das Land war seitdem im Stande, seinen inneren Angelegenheiten mehr Sorgfalt zuzuwenden. Daß die Regierung die Goldminen, die Magnete für die Einwanderung protegirt, ist gewiß löblich. Von viel großartigeren und weittragenderen Folgen ist aber die Verwirklichung des Eisenbahnbaues zum indischen Oceane. 99 Percent des reichen gesunden Transvaalgebietes sind noch Hutweiden, aber vielfach zum Farmbetrieb geeignet. Alle Importe müssen die englische Controle und Zollstätte passiren, alle Exporte den weiten theueren Landtransport bezahlen. Und wie kann das alles anders sein, wenn die Locomotive Pretoria, die Hauptstadt, mit dem eigenen Transvaalhafen auf kurzem Wege verbinden wird. Die Vollendung der Verwirklichung dieser Idee ist gottlob nur noch ein Werk von Monaten, nachdem es seit Jahren und Jahren nur als ein unausführbares Problem betrachtet worden war. Es gibt kein Land, dem nicht auch eine glückliche Epoche beschieden wäre. Transvaal aber hat eine große Zukunft vor sich; mögen die, welche die Regierungsgewalt auf ihren Schultern tragen, den gegenwärtigen so günstigen Augenblick der Entdeckung der Goldfelder benützen, und das Land dem ersehnten hoffnungsreichen Morgen zuführen.

Wir betraten die südafrikanische Republik in dem District Christiana, ihrem südwestlichen Winkel. Dem Reisenden muß unwillkürlich der große Unterschied auffallen, den die beiden Vaalufer, das südliche, jenes des

Oranje-Freistaates und das nördliche, das der Transvaal, zeigen. Das südliche ist ein mächtiges Lateritlager, zumeist auf brüchigem Urthonschiefer liegend und hie und da von Dioriteruptionen durchbrochen; am unteren Laufe des Vaal finden wir Melaphyrgestein und Karookalklager. Das nördliche Vaalufer zeigt eisenhaltige Schiefer, Porphyr- und Melaphyrhügel und die bekannte kalkhaltige, höhlenreiche, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und andere Metalle führende Quarzitformation und zumeist Thon- und Humusboden. Es ist grasreicher und, wenn auch nur stellenweise, mehr bewaldet, zeigt zahlreiche und bedeutende Spruits und einige stets fließende Bäche und Flüßchen. — Dem Reisenden, der mit schwer beladenen Wagen einherzieht, wird der Lateritboden zum unvergeßlichen Andenken an Mühen und Qualen. Im Winter sinken die Räder tief im losen Sande ein, im Sommer im unergründlichen Schlamm und Koth.

Als etwas Neues, im Vergleiche zu den Zeiten meiner früheren Besuche in den Jahren 1873 bis 1876, fanden wir im Districte Christiana zahlreiche Holzgeschäfte.* Die vielen Cantinen am Wege und die »Winkel«** in Christiana hatten alle Holzhaufen von je vier bis sechs Kubikmeter eingelagert, um selbe an Frächter mit guten Profit abzugeben. Diese Händler selbst ließen das Holz in der westlichen Transvaal fällen oder sie erstanden es billig von den Batlapinen und verkaufen es dann an Vaalthal-Boers, die es nach Kimberley verfrachten. Die Frächterei ist ein mühseliges und gering lohnendes Geschäft, welches dem Manne eben nur gestattet, sich nothdürftig über dem Wasser zu erhalten. Es waren zumeist Stämme des in der Steppenregion vorherrschenden Baumes: der Acacia crioloba E. Meyer's*** mit hartem bräunlichrothen Holze, welche bei etwa 10 Meter Höhe einen Stammdurchmesser von 0·3—0·8 Meter und einen Kronendurchmesser von 10—18 Meter aufweist. Ich halte diesen Baum für mehrhundertjährig, also äußerst langsam wachsend. Viel rentabler erscheint mir die Anpflanzung europäischer, nordamerikanischer und australischer Bäume,

* Gemischtwaarenhändler im umfangreichsten Begriffe des Wortes, die vom Zündholz bis zum Pferde alles recht theuer anbieten.

** Winkel, gleich Läden, Geschäfte.

*** Nach R. Marloth »N'Ganas« der Herero oder Omumbonde, Moka'ala der Betschuana (Kameeldorn).

weil sie viel rascher wachsen und so gut gedeihen, daß z. B. europäische Steineichen einen Meter über dem Boden stellenweise in 20 Jahren bis 40 Centimeter Durchmesser erreichen und australische Eucalyptusbäume in selber Zeit bei einer Höhe von 28 bis 30 Metern einen Umfang von $2^1/_2$ bis 3 Meter aufzuweisen vermögen.

Die Diamantenfelder haben die nahezu vollständige Ausrottung der Kameeldorne im Oranje-Freistaate und ein rapides Schwinden derselben in der westlichen Transvaal und den südlichen Betschuanaländern verschuldet, was mit Rücksicht auf den spärlichen Baumwuchs in den Compositen- und Steppenzonen nicht allein sehr zu bedauern ist, sondern dem Lande in Folge der diesen Regionen eigenen Dürren auch größere Schäden verursachen muß.

Mit zwei Zügen gelangten wir nach Christiana. Dieser einsame trübselige Ort hatte sich seit meinem ersten Besuche, Anfang 1873, nicht geändert; erst kürzlich, als ich ihn im Jahre 1887 auf der Heimreise wieder berührte, begann sich das nur wenige Häuschen zählende Städtchen zu heben, indem die Regierung von den Sträflingen an einer Wasserleitung aus dem nahe vorbeifließenden Vaal arbeiten ließ, wodurch das wichtigste Grenzstädtchen Transvaals nach dem Caplande und den Diamantenfeldern zu, doch etwas gewinnen muß. Das Interessanteste an und um Christiana — der District führt nach seinem ansehnlicheren Städtchen den Namen Bloemhof — sind die Vaalinseln oberhalb des Ortes und die verlassenen Diamantengruben: Riverdiggings am Flusse. Die letzteren werden nicht mehr bearbeitet und kennzeichneten die westliche Grenze der seit 1869 bekannten Diamantengruben am Vaalflusse, die westlich und flußabwärts bis nach der großen Nordbugspitze des Flusses Delportshope und der Hartsrivermündung reichten. Die Diamanten finden sich hier in einem mit eisenschüssigem Laterit durchsetzten Alluvium, welches zahlreiche Achate ꝛc. enthält und die Melaphyrhügel umgibt. Hier wurden nach dem Funde des ersten Diamanten in Süd-Afrika — auf der Kalk-Farm (Oranjeriverufer des Caplandes), 1867 — die nächsten Diamanten im Jahre 1869 gefunden. Der Finder des ersten Diamanten auf De-Kalke war ein Buschmann-Griqua-Mischling mit Namen Daniel Jakob und sein Stein wog $21^1/_4$ Karat; er wurde von dem Farm-

beſitzer Nickert an den bekannten Straußenjäger J. O'Reilly verſchenkt und ſpäter um 6000 Gulden verkauft. Dieſer Stein figurirte auf der Pariſer Ausſtellung vom Jahre 1867. Die Diamantenfelder am Vaalfluſſe, an denen ſich ſtellenweiſe bis zu 10.000 Gräber an einzelnen Orten zuſammen gefunden hatten, nehmen jetzt den dritten Rang unter den Diamantenfeldern der Erde ein. Der erſte Rang gebührt jenen der Centralgruppe: Kimberley (Kimberley, Old-Debeers, Dutoitspan und Bultfontein), der zweite jenen im Oranje-Freiſtaate: an den Riet- und Modderrivern und davon das ſüd-

Leguanjagd am Vaalfluſſe.

lichſt gelegene Jagersfontein als das bedeutendſte. Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daß die River-Vaal-Diggings aus einer ähnlichen Schlammvulkangrube herrühren, wie jene zu Kimberley — Old-Debeers u. ſ. w.

Heute bietet Chriſtiana ein anderes Bild als vor 15 Jahren. Es theilt das Schickſal ſo vieler verlaſſenen Gold- und Diamantbezirke. Von den Tauſenden und Tauſenden, welche am Vaal 1869 bis 1871 ihr Glück ſuchten, blieben nur Hunderte. Der gegenwärtige Einwohnerſtand beträgt etwa 850 Perſonen, von denen höchſtens 350 Diamantenſucher (davon 50 Farbige) und 500 ihre Hilfsarbeiter ſind. Die wichtigſten der

noch gegenwärtig ausgebeuteten Fundorte sind: Hebron, Rivertown, Klipdrift, Gong-Gong, Waldeks-Plant und Delportshope. Nach Rennert liefern diese Flußgruben Diamanten im Werthe von etwa 50.000 Gulden monatlich. Ein Karat wird hier durchschnittlich mit fl. 26.50 bezahlt, in Kimberley mit etwa fl. 14.20. In den drei Jahren vom 1. September 1882 bis 31. August 1885 wurden — die gestohlenen Diamanten nicht eingerechnet — am Vaalflusse 55.515 Karat Diamanten im Werthe von 1,592.672 Gulden gewonnen, in der Kimberley-Grubengruppe 4,011.382 Karat im Werthe von 99,513.440 Gulden. Ein Mann kann am Flusse etwa $1^1/_5$ Kubikmeter Grund pro Tag bearbeiten, was etwa fl. 2.80 Kosten verursachen dürfte. Die größten Diamanten, die in den River-Diggings gefunden wurden, sind:

Fundort	Name der Diamanten	Gewicht in Karat	Zeit	Werth zur Zeit des Auffindens
Waldeks Plant	Stewart (Spalding)	288	November 1872	fl. 60.000
Gong-Gong	Dowling	$148^1/_8$	1881	» 7.200
Keiskamma		$147^1/_2$	Januar 1885	» 72.000

In Christiana fanden wir bei dem Landdrost ein officielles Schriftstück vor, das die betreffenden Zollbeamten anwies, uns unbelästigt ziehen zu lassen. Gegenwärtig hat man in der Transvaal um einen Troß von Zollbeamten an der Grenze zu ersparen, ohne daß man sich in der Zolleinnahmen verkürzt sieht, folgende Einrichtung getroffen: Man plombirt einfach an der Grenze jede Kiste und läßt sie nach ihrem Bestimmungsorte im Lande abgehen, wobei der Bezirksbeamte oder Landdrost des Districtes schriftlich über den Gegenstand unterwiesen wird, damit er den belegten Zoll bei der Eröffnung der Kiste in Empfang nehme.

Den Fluß zwei Stunden nach aufwärts verfolgend, wandten wir uns nördlich, um den westlichen Theil der Districte Bloemhof, Lichtenburg und Marico durchziehend, unsere nächste lange Haltestelle, die Missionsstation Linokana zu erreichen. Die bereisten Gegenden gehören zu dem, »Hartsriver-Molapo-Ebenen« genannten Flachlande. Es sind Steppen mit unbedeutenden Erhebungen in Form von Hügeln, mit einigen Zuflüssen des Hartsriver, die einen bedeutenden Abfall nur an ihrem Nordende zeigen.

Diese Ebenen bilden die höchsten Partien des südafrikanischen Hochplateaus, und davon jene zwischen dem oberen Hartsriver und den Molapoquellen, mit rund 1500 Meter Höhe, speciell die höchste südafrikanische Fläche. Stellenweise finden wir hie und da auf diesen Lateritebenen, denen im Süden Melaphyrgesteine, weiter nördlich Sandstein, Urthonschiefer und ein grauer mit goldführenden Quarzriffen durchsetzter Quarzit zu Grunde liegen, zahlreiche seichte Senken ohne Abfluß, welche Salzlachen bilden.

Diese Salzlachen gehören zu den charakteristischen geographischen Typen der südafrikanischen Landschaft; sie reichen von der südlichen Meeresküste von Port Elizabeth bis zum 20. Grad südlicher Breite nach Norden und treten als Salzlachenketten (Salzseen, Salzpfannen) auf. Diese Ebenen waren früher ein Hauptsammelplatz des dem Flachlande angehörenden zahllosen Wildes, als der Springbock- und Bläßbockantilopen, der schwarzen Gnus, der Zebras ꝛc. — So vor zwölf Jahren; jetzt späht man vergebens nach einem einzelnen Stücke, kaum, daß man einen Springbock erschaut! Alles Wild war der Cultur gewichen, ohne daß man übrigens viel von wahrer Cultur bemerken konnte. Die Boers, die hier an der Grenze von Stellaland lebten, waren zumeist arme Leute und klagten gar sehr über ihre Nachbarn, daß sich diese so oft als Diebe einfänden und ihnen Rinder und Pferde gestohlen würden. An der Spitze von Stellaland, der südlicheren der beiden nunmehr »seligen« kleinen Republiken stand ein Holländer Namens Niekerk. Dieser war persönlich gewiß ein braver Mann — doch konnte er es nicht verhindern, daß sehr viele unsaubere Elemente, die Hefe aller möglichen Nationen, aus den Diamantenfeldern und den Goldgruben sowie solche Boers, welche Schulden oder Vergehen halber ihre Heimat verlassen mußten, Stellaland zu ihrer neuen Heimat wählten. Das Land, schwach bevölkert und noch immer im Kampfe mit den Batlapinen und Koranna, mußte sich zu jener Zeit noch glücklich schätzen, durch Zuzug von Fremden, die es mit Farmbesitz zu entlohnen suchte, seine Bevölkerung möglichst rasch wachsen zu sehen. Unter solchen Umständen tröstete sich Niekerk wohl mit den Gründern des später so großen Römerreiches, denen es auch nicht besser gegangen sein soll, und hütete sich gar wohl, ein Paßnachfrageamt an den unbewachten Grenzen

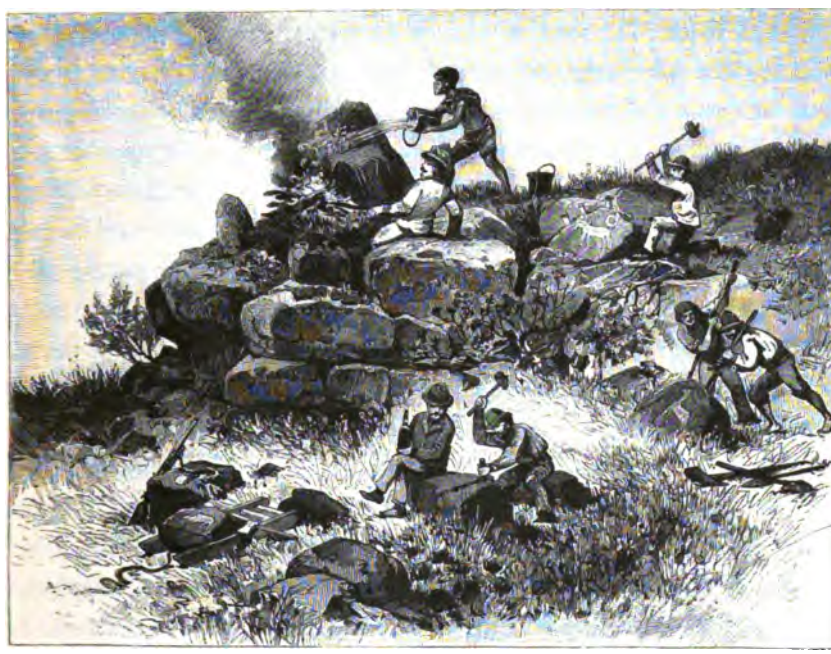
zu errichten. Viele Verbrecher sogar, hie und da Gefängnissen entsprungen, suchten Stellaland auf und fanden hier ein Asyl. — Solche Menschen nun sündigten auf Rechnung der Stellalander Regierung und schadeten ihr so sehr, daß man nur von einem Freibeuterstaate sprach, und alle Stellalandnachbarn, mochten es Engländer oder Holländer und Schwarze sein, sehnlichst einen Umschwung der Dinge herbeiwünschten.

Niekerk, ein Mann, der fähig wäre, in der Transvaal des Präsidenten Paul Kruger's würdigster Nachfolger zu sein, that sein Möglichstes, um im Stellalande diesem Uebelstande abzuhelfen, doch er vermochte es nicht, da er in Bezug auf die Mittel, der Corruption zu steuern, eine große Abneigung der ihm zur Seite stehenden holländischen Räthe zu bekämpfen hatte. Ihm war es wohl klar, daß zu einem Gedeihen des kleinen Freistaates ein engerer Anschluß ans Capland oder die englische Regierung in London nöthig sei, daß durch einen solchen Anschluß eine schärfere Bewachung seiner Grenzen durch das cap'sche berittene Polizeicorps zu erreichen wäre und so manches unsaubere Element ferngehalten würde. Allein dies sein edles Streben stieß bei denen, die neben Niekerk im Stellaland das große Wort führten, auf den ärgsten Widerstand. Diese Boers leitete eben nur der fanatische Haß gegen alles Englische bei ihrer Handlungsweise.

Als später Stellaland unter englischen Einfluß kam, ließen sie den Patrioten Niekerk schmählich im Stiche, so daß er sogar von englischer Seite eines Verbrechens angeklagt werden konnte; doch erwies sich die Sache als eine Verleumdung, ja Niekerk kam später wieder derart zu Ehren, daß es die Transvaalregierung für gut fand, denselben zum Grenzcommissär unter den Schwarzen gegen das englische Betschuanaland hin zu machen. Zu diesem Vertrauensposten erschien Niekerk eben darum so ganz berufen, weil er sich nicht allein bei den Holländern, sondern auch bei den Engländern großer Achtung zu erfreuen hatte, und weil er den Schwarzen durch sein mildes Auftreten, total verschieden von denen, die bis dahin als Commissäre unter diesen Betschuanen fungirten, ein wahrer Freund geworden ist. So fand ich den Mann, als ich nun vor Kurzem, auf der Heimreise begriffen, jenen westlichen Theil der Transvaal besuchte, allent-

halben geachtet und wünſchte ihm vom Herzen noch viele Jahre eines erfolgreichen Wirkens und in Bälde auch den Präſidentenſtuhl, wenn einmal unſer guter Ohm Kruger der Präſidentſchaft müde geworden ſein wird.

Wir begegneten zahlreichen Transportwagen, welche Garben-Hafer, Kartoffeln, Holz und Geflügel auf den Markt nach Kimberley brachten. Je weiter wir nach Norden zogen, um ſo beſſer geſtaltete ſich die Steppe,



Gewinnung von Steingravirungen der Buſchmänner.

das heißt umſo friſcher und ſaftiger ihre Weide. Hier hatte es doch gegen das Ende des Sommers — im Februar und März — etwas geregnet. Manche der Ebenen zeigten ſich ſchon grün, wenn auch die Grasarten von denen der Cradock-Colesberg-Diſtricte, recte ſeinen Compoſiten, verſchieden, unſeren, an letztere ſo gewöhnten Zugthieren nicht munden wollten. Zwei Zugthiere mußte ich am Wege zurücklaſſen, da ſie in Folge ihrer Abmagerung dem Wagen nicht mehr zu folgen vermochten. Ich hatte bisher die Holländer mir und meinem Unternehmen gegenüber ſehr freundlich

gesinnt gefunden, deshalb nahm es mich Wunder, daß der eine der beiden Farmer mit dem an seiner Farm zurückgelassenen Zugthiere nichts zu thun haben wollte und mich mürrisch von der Thüre wies, als ich ihm Bezahlung für das Ueberwachen des Zugthieres anbot. Umso freundlicher benahm sich ein anderer Stammbruder des Mannes — es war ein blutarmer Mann. Wir hatten nächst einer Farm bei Sendlingsfontein an der Bamboesspruit ausgespannt, um über Mittag zu rasten. — Gabelweihen, Ibise und Enten an einem kleinen Regentümpel, welche reichliche Beute versprachen, ließen mich bis zum Abende verweilen. Da ich den Leuten schon von weitem die Armuth ansah, sandte ich diesmal statt des gewohnten Geschenkes, eines gestickten Wolltüchels von feinem Schnitt, so viel vom praktischen, guten Kosmanoser Kattun — als eben für ein Kleid vonnöthen. Man wollte an ein solch Geschenk gar nicht glauben und bald darauf fanden sich Mutter und Vater sammt allen ihren, in den hiesigen holländischen Häuslichkeiten üblichen »Orgelpfeifen« ein, um uns in corpore den besten Dank abzustatten. Das bewog mich, einige Meter von Leuzendorf'scher starker Zichenleinwand zu senden, worauf von dem »Nichts«, was noch die armen Leute besaßen, ein Huhn angewandert kam, wobei der Ueberbringer, ein barfüßiger, kurzbehoster und mit einem breitkrämpigen Hute — wohl einem Erbstücke seines Urgroßvaters — »behaupteter« Junge durch Tom Meintjes meiner Frau die erstaunliche an Tom Meintjes adressirte Botschaft überbrachte: »Du mußt Deiner Mutter sagen (meiner Frau), sie soll das Huhn für den ou Pa (den alten Vater)« — das war ich — »kochen«. Die Leute wiesen uns nach den tiefen Tümpeln der nahen Bamboesspruit, in denen wir viele Welse mit dem ungarischen Wurfnetze und meine Jäger zahlreiche Wildenten erbeuteten, und wobei sich namentlich Oswald, Harry Meintjes und Fekete hervorthaten.

Auf unserem weiteren Zuge nach Norden — es war an einem klaren — dem vierten Abend — seitdem wir den Vaalfluß verlassen, stieß uns ein Abenteuer zu, das uns noch auf lange hin zu lachen gab. Als wir eine mäßige Anhöhe, an welcher etwa zwei Kilometer von einander entfernt zwei Boersgehöfte lagen, hinan fuhren und uns freuten, daß wir endlich nach den verzweifelt monotonen Ebenen wieder Hügel,

Gebüsch' und Baumwuchs erschauten, wurden wir plötzlich durch das Anreiten zweier bewaffneter Holländer aufgehalten. Sie befahlen im Namen des Gesetzes, stille zu halten. Auf die Frage, was dies zu bedeuten habe, wurde uns die Antwort zu Theil: »Ich bin der Fieldcornet (Polizei-Sergeant) und komme anzufragen, ob bei Euch nicht Pokies seien.« Pokies bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger als »Blattern«. — »Pokies? Nein, Keiner von uns hat Pokies.« — »Ja,« erwiderte der Mann des Gesetzes, indem er sich stolz in seinem Sattel wiegte, »ja, das kann ein Mensch glauben und muß es nicht!« — »Ja, aber ich bin selbst Arzt und muß es wissen.« — »Ja, das kann ein Mensch glauben und muß es nicht.« — »So schaut doch an die Täfelchen am Wagen.« — Hier zu Lande muß jeder Wagen ein Täfelchen führen mit dem Namen und dem Wohnorte seines Besitzers. Man entzifferte mit einiger Mühe meinen Namen und Stand, doch da gab Vienna (Wien) neues Kopfzerbrechen. »Det dorp is me unbekannt« (Das Dorf kenne ich nicht). Horribile dictu, ein Mann der kaukasischen Race sagte mir ins Angesicht, es sei ihm eine Stadt nicht bekannt, die diesen Namen führe! — Da kamen mir die geographischen Kenntnisse des Herrn Fieldcornet zu Hilfe. »Ja, aber das Gesetz lautet,« meinte jener, »daß sich ein jeder an der Grenze — Ihr also in Christiana hättet von einem Doctor untersuchen und Euch ein Certificat ausstellen lassen müssen, daß an Eurem Wagen keine Pokies wären, sonst hat jeder Fieldcornet, »und der Mann richtete sich zu wahrer Riesengröße auf, auch das Pferd begann zu bäumen, als ob es die Bedeutung des Wortes begriffen, »ein solches Gefährt mitten aus dem Lande nach der Grenze zu schaffen und ihm den Durchzug zu verwehren.« — »Hierzulande und an der Grenze in Christiana hat uns Niemand belästigt, da sie mich da als Arzt von meinen früheren Reisen wohl kennen und wissen, daß ich nicht als Arzt die Blattern nach Eurem Lande verschleppen würde. Warum schafft ihr nicht für Eure Besucher eine Quarantaine an der Grenze?« — 'Statt all' dies zu begreifen, warf der Herr Fieldcornet ein: »Das Gesetz geht noch über meine Worte hinaus, es sagt, daß wir solche, die wir hierzulande als Fremde und Reisende ohne einen von einem Arzte oder einer Obrigkeit gegebenen Gesundheitspasse antreffen, ohne weitere

Umschweife nicht allein über die Grenze — die ist hier zu nahe,« und der Mann wies nach Westen gegen Goschen hin — »sondern auch direct nach dem Orte zurückbeordern sollen, von woher sie gekommen waren.« — Da konnten wir aber unser schon seit dem Beginne dieser »ernsten Unterhaltung« zurückgehaltenes Lachen nicht mehr unterdrücken; meine Leute ließen wahre Lachsalven los, so daß uns der Mensch erstaunt anblickte. »Aber Mynheer,« meinte ich, »das Dorp Wien ist gar weit von hier entfernt, sehr weit, zehnmal weiter, wie von hier bis nach dem Cap (Capstadt).« — Erstaunt blickte uns der Mann an. — »Ja, wenn es so ist, und da Ihr auch ein Doctor seid, so ziehet in Frieden, doch saget nicht, daß ich Euch getroffen. Ihr kommt in zwei Tagen nach der Missionsstation Rojjantjesfontein, da wohnt der Prediger Schulenburg, der auch Doctor ist, und speciell der Pockendoctor des Districtes Lichtenberg; da laßt Euch sicher ein Pockencertificat ausstellen, auf daß Ihr unbehelligt weiterziehen dürft.« Und so schied unser freundlicher Fieldcornet und auch wir zogen weiter.

Am nächsten Morgen reisten wir durch eine von Hügeln umsäumte Ebene, welche ein Nebenfluß des Hartsrivers bewässerte und auf der zahlzahlreiche Zwergtrappen zu finden waren. Als wir so dahinzogen, fiel mir an den genannten Höhen im Osten ein Doppelhügel auf, welcher von weitem ein röthliches und graues Plattengestein aufwies. — »Eine hier zu Lande seltene Gesteinsart,« warf ich in unser Gespräch ein; vielleicht ein Urthonschiefer, doch in so schönen großen Platten, wie ich hier zu Lande noch nicht gesehen, da muß ich hingehen, so wie wir ausgespannt haben, und mir das Gestein näher besehen.«

Bald langten wir am Farmgebäude an! Der Besitz führt den eigenthümlichen Namen Gestopftefontein, das heißt verstopfte Quelle, und gehörte früher mit seinem großen ebenerdigen Gebäude, wohl dem größten im Districte, Herrn van Zyl. Der Mann hatte den Ehrgeiz gehabt, Präsident einer eigenen, wenn auch noch so kleinen Republik zu werden. Um das zu erreichen, hatte er im Jahre 1876 jene unselige Emigration nach dem Damaralande in Scene gesetzt. Der Erfolg war der möglichst traurigste. Die meisten Mitglieder der 200 Boerfamilien, welche ihm folgten,

gingen zu Grunde. Auch van Zyl starb auf diesem Zuge, nachdem er seinen Plan aufzugeben gezwungen war, von der Hand eines seiner eigenen Diener, eines Kalahari Masarwa. Gegenwärtig gehört die große Farm, einem äußerst höflichen Engländer, Herrn Attwell, an, der uns sofort einlud, einige Tage bei ihm zu bleiben und unseren so herabgekommenen Zugthieren einige Rast zu gönnen. Das Gras war hier auch das herrlichste, welches wir seit Colesberg antrafen, leider aber so säurehältig, daß es den Thieren nicht mundete. Noch am selben Tage untersuchte ich jene Höhen und wer beschreibt mein Erstaunen, meine freudige Erregung, als ich an dieser isolirt stehenden, kaum achtzig Meter hohen, flachen Zwillingskuppe sehr zahlreiche eingemeißelte Buschmannzeichnungen vorfand.

Somit war meine Meinung bestätigt, daß auch in diesen Gegenden und wohl noch nördlicher die Buschmänner gelebt und eben hier und in den angrenzenden nördlichen Gegenden mit den ersten von Norden über den Zambesi herangekommenden Betschuanas zu den Masarwa und in folgender Generation zu den Makalahari verschmolzen waren. Herr Attwell hatte die Güte, uns beim Gewinnen der Gravirungen vollkommen freie Hand zu lassen. Wir machten uns sofort an die Arbeit, die meiner Sammlung an 140 nahezu durchwegs prächtige Stücke der Einmeißelungen der Buschmänner zuführte. Jene Exemplare, die zu groß waren, so auch jene, welche, zu stark beschädigt oder fragmentirt, des Mitnehmens und Heimsendens mir nicht werth erschienen, habe ich gemessen und abgezeichnet, dem ethnologischen Tagebuche aber das Ergebniß meiner Studien an Ort und Stelle einverleibt.

Ich fand, was mir bisher noch unbekannt war, vier Zeitalter dieser Gravirungen vor. Bei meinen Untersuchungen im Oranje-Freistaate früher (1872—1879) und auch jetzt habe ich wohl einen Unterschied in der Ausführung dieser Einmeißelungen von Thier- und Menschengestalten, Sonne, Mond und Sterne ꝛc. wahrgenommen, doch selben als auf einfacher Individualität, recte dem mehr oder weniger zu Tage tretenden Kunstsinne einzelner Buschmänner beruhend aufgefaßt; hier jedoch, der in Südafrika wohl an Gravirungen und Einmeißelungen dieses Stammes reichsten Stelle, fand ich an den Höhen vier begrenzte Arbeitsbezirke vor, und in jedem

Bezirke einen charakteristischen Typus, welcher in keinem der drei anderen Fundstellen, welche für mich Kunstepochen, repräsentiren, vorkommt. Es liegt in meiner Absicht, die Studien über diese Arbeiten des nahezu vollkommen ausgestorbenen Volksstammes in einer separaten, mit an 300 Zeichnungen illustrirten Schrift zu publiciren; leider fehlt mir die Skizze jener vier Bezirke, welche dem ethnologischen Tagebuche einverleibt worden war und mit demselben zu Galulonga verloren ging. — Ich besuchte Gestopftefontein auch auf dem Heimwege, und habe dann, soweit es der tägliche Regen und der Nordwind zuließen, meine Studien möglichst vervollständigt. Herr Attwell hatte mir eine gleiche Freundlichkeit wie früher bewahrt und jenem Drucke nicht nachgegeben, den man im Jahre 1884 allgemein auszuüben gesucht, um ein Entnehmen der Einmeißelungen der Buschmänner und ein Exportiren derselben für immer hintanzuhalten.

Ich erkannte, wie schon erwähnt, vier Zeitalter dieser Arbeit: das erste und älteste begriff Objecte, welche nur Contourzeichnungen darstellen, und diese erscheinen eingehackt; dann folgte eine Periode, in der man die Objecte vollkommen* ausmeißelte; hierauf die dritte, welche die schönsten Arbeiten zeigt, wo die Contouren geschnitten oder geritzt, seltener fein ausgemeißelt oder gehackt, ihre Innenfläche aber stets ziemlich rein ausgeschliffen erscheint; diese Perioden schlossen mit einer vierten als letzten ab, welche einen Verfall der Kunst deutlich nachweisen läßt und die zumeist ausgeschnittene oder schlecht gemeißelte, nicht gehackte Contourzeichnungen darbietet. — Die besten Sachen hatte die zweite und dritte Periode geboten. Schwer wäre das Alter dieser Perioden genau zu bestimmen; wohl behaupteten einzelne Buschmänner, die etwa an 50 Jahre alt sein mochten, daß ihre Väter und Großväter an der letzten Periode gearbeitet hätten; manche der Arbeiten fand ich vollkommen von Erde bedeckt, solche Exemplare dafür ziemlich gut conservirt. Die Arbeiten selbst verzeichneten zumeist Gestalten von Wild, dann die wenigen, sehr wenigen Gebrauchsartikel, welche ein Buschmann benützte, auch andere Objecte, wie Bäume, Gestirne, Schildkröten, Schlangen, Spinnen, und endlich einige Menschen, von denen eine Frauengruppe wohl die werth-

* Ihre Innenfläche.

vollste Acquisition der Sammlung darstellen dürfte. Man sieht sofort, wenn man nur überhaupt einige Vergleichsstudien mit den Zeichnungen, Schnitzereien und Gravirungen anderer südafrikanischer Stämme in Holz, Metall, Bein und Horn machen kann, daß die Buschmänner für die Sculptur die meiste Begabung hatten. Sie arbeiteten nämlich nicht, wie die anderen oben genannten Stämme, mit Metallwerkzeugen, sondern nur mit steinernen Handwerkzeugen, hatten also eine viel schwierigere Arbeit auszuführen. In der Mehrzahl der Fälle leisteten sie auch, was Form und Auffassung anbelangt, etwas, dem die übrigen südafrikanischen Stämme nicht einmal nahe zu kommen vermögen. Die Arbeiten sind auf horizontalen Platten, auf senkrechten (die wenigsten Fälle) und auf schief, zumeist unter einem Winkel von 30 bis 60 Grad liegenden grauen, an der Außenfläche dunkel bis schwarz und auch roth oxydirten Phyllitplatten ausgeführt worden. Außer an den beiden Hügeln fand ich in jener Gegend noch Gravirungen in der Nähe des Farmhauses und einige aus der ersten und zweiten Periode an einigen einzeln stehenden Hügeln zwei bis sechs Kilometer flußaufwärts. Fast sämmtliche Fundorte lagen am rechten Ufer der genannten Spruit. Der Phyllit ist durch eine Quarziteruption, welche zwischen den Hügeln auch selbstständige Kegel und Sattelhöhen bildet und an der man nur in der Tiefe beiderseits eine gehobene, schmale Phyllitlage vorfindet, auseinandergedrängt, hie und da gehoben, aber auch giebelförmig aufgethürmt worden.

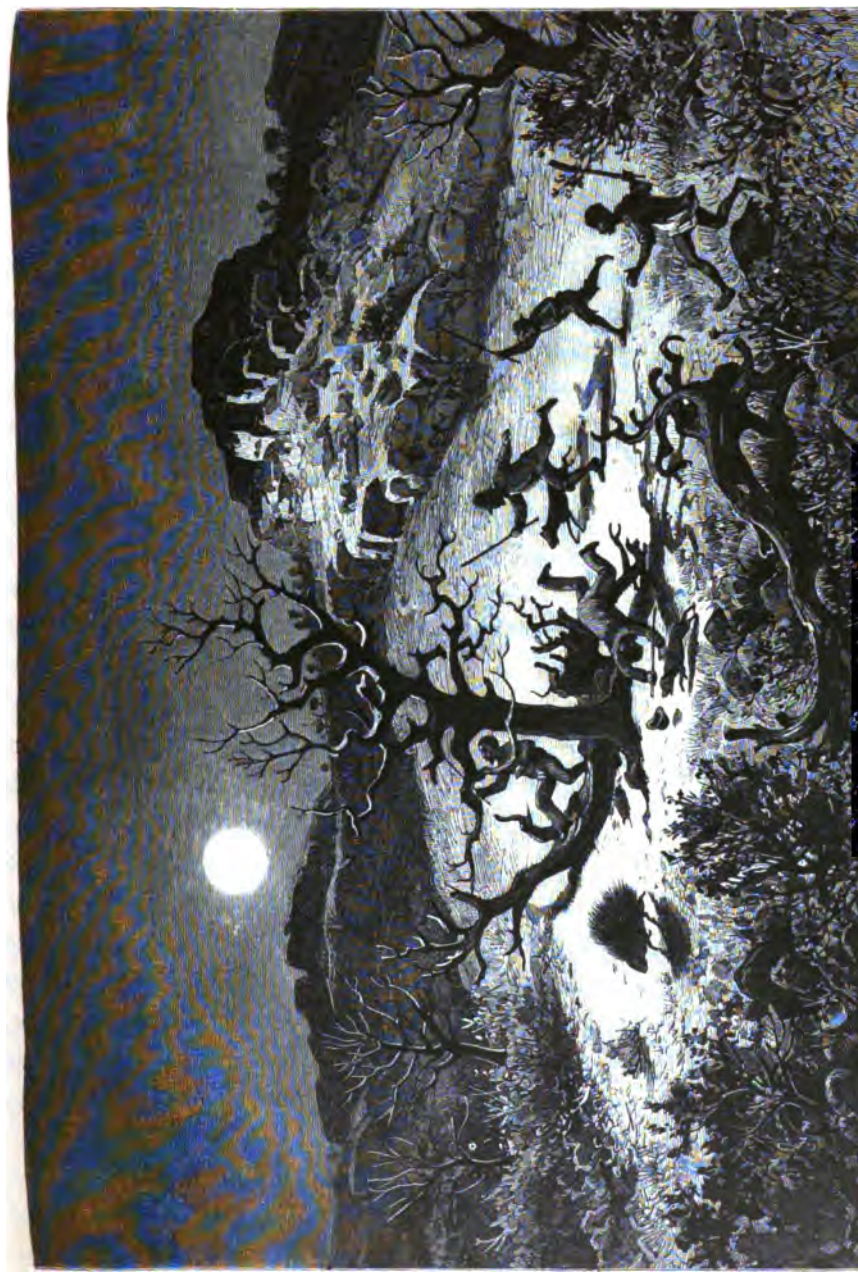
Wenn wir diese Gravirungen mit denen im Caplande und im Oranje-Freistaate auf Diorit und Diabas ausgeführten vergleichen, so finden wir im allgemeinen jene auf Gestopftefontein reichhaltiger an Zahl der Exemplare und der dargestellten Objecte nach, da sich auch der Stein leichter bearbeiten ließ, als jene Eruptivgesteine — allein sonst die Qualität der Ausführung ziemlich gleich. Die nennenswerthesten Fundorte im Oranje-Freistaate sind wohl das zwischen Dutoitspan und Boshof gelegene Olifantsfontein, das ich diesmal nicht besuchte, von welchem Orte man keine Steine mehr entnehmen darf und Banksdrift am Modderriver.

Das schönste Exemplar entnahmen wir damals einem Hügel am Modderriver auf der Farm Kudusrand, eine Gruppe von mehreren Straußen und einige Buschmänner darstellend, welcher Stein wohl fragmentirt erschien,

allein zusammengesetzt werden kann. Gelungen zumeist, ja trefflich bis zu Exemplaren, die nichts zu wünschen übrig lassen, erscheinen die Einmeißelungen auf Phyllit bei Gestopftefontein. Hier fehlen gewisse Thierformen, so das Nilpferd, das in den Zeichnungen in den Modderriver Gegenden nicht selten vorkommt. Die häufigsten repräsentiren die Elandantilope und die aus Riemen gearbeiten Schürzen der Buschweiber. Von Thieren sind ferner nicht selten Nashorn, Zebra, Giraffe, Harrisantilope, Elephant, Leopard, Bläßbock, Wildschwein, die Gnus und Strauße; weniger häufig, doch auch nicht selten Schakale, Löwen, Ginsterkatzen, Aasgeier, Gänse, Schildkröten, Schlangen, darunter die Hornviper, Spinnen, Rinder, Pferde. Selten erscheinen Roen- und Springbockantilopen, Hyänen, Leguane; sehr selten fand ich Büffel, Kudus, Buschbock, Wasserbockantilopen, Pallahs und andere, kurz solche Thiere, welche zumeist in Wäldern und Thälern, an stets fließenden Gewässern, gewöhnlich in Schilfrohrdickichten und dichtem Gebüsche sich vorfinden. Diese Thiere, denen die offenen Gegenden von Südwesten bis an die Molapo-Hartsriverebenen und den Oberlauf des Limpopo keine willkommenen Aufenthaltsorte boten, waren einfach den Zeichnern, weniger geläufig. Seltener tritt der Mensch in diesen Einmeißelungen auf. Das Masculinum erscheint seltener und gewöhnlich weniger ordentlich ausgeführt, als die Buschweiber. Die Gestalten stets nackt; die Männer nahezu immer mit Bogen und Pfeil, welche Waffen wir jedoch selten als Einzelobjecte dargestellt fanden.

Auch Malereien der Buschmänner fanden sich vor, zumeist ausgeführt in den Sandsteinhöhlen der Cap'schen Gebirge in den Districten von Calvinia, Fraserburg, Carnarvon, Richmond, Hannover, Hopetown, Colesberg, Middleburg, Cradock, Tarka, Queenstown, Woodhouse, Albert, Aliwal-North, Herschel und Barkly West und einigen des Oranje-Freistaates. Diese einfachen mit Erdfarben ausgeführten Zeichnungen stellen auch Kämpfe zwischen Buschmännern und Basutos dar, doch ist die Ausführung weniger gut, als die der Ausmeißelungen.

Diese Gravirungen als ethnographische Erscheinung wären der Arbeit eines Forschers gewiß werth, und ich wünschte, ich könnte einmal alle jene Districte — von Farm zu Farm — zu diesem Zwecke besuchen. Diese



Stachelschweinjagd im obern Rotuanythale.

Forschung hat darum ein so hohes ethnographisches Interesse, weil die Zeichnungen von einem aussterbenden Volke herrühren.

Die Buschmänner sind vor dem Aussterben nicht zu retten; den letzten Stoß versetzten sie sich selbst, nachdem von einer Verfolgung für ihre Diebstähle von Seite der Boers keine Rede mehr war, durch Vermischung mit einem anderen Stamme, mit dem Hottentotten-Elemente.

In vier bis fünf Decennien ist wohl kein reiner Buschmann mehr in Südafrika zu finden.

Auf Gestopftefontein erhielt ich auch eine andere große Seltenheit auf dem Gebiete der Industrie südafrikanischer Eingebornen; es waren Buschmannwaffen: Bogen, Pfeile, Köcher. Herr Attwell bewahrte das Stück seit Jahren, ein alter Buschmann hatte es ihm als ein Erbstück seines Vaters verkauft, dem wiederum dieselbe Waffe schon von seinem Erzeuger zur Handhabung übergeben worden war. Von dem auf dem Farmbesitze wohnenden Basuto erstand ich einige schöne und große von Frauen gearbeitete, gebrannte Wassertöpfe. Die Gesammtsammlung der Objecte vom Vaal bis hieher und hier erworben füllte fünf schwere Kisten und Herr Attwell, dem ich unter anderen Sachen auch ein Pferdegeschirr verehrte, nahm es auf sich, die Sachen noch im selben Monate unentgeltlich nach Kimberley zu bringen, von wo sie die Familie Meintjes von Groonvley, welche Frachtdienste zwischen Colesberg, der damaligen nördlichsten Eisenbahnstation, und Kimberley besorgte, nach Colesberg zu bringen versprach; dahin hatte auch die Familie Combrink, die zweiwöchentlich nach Kimberley mit Holz fuhr, meine im Vaalthale gefüllten vier Kisten unentgeltlich geschafft. Diese neun Kisten (30—38 incl.) kamen auch richtig nach Kimberley, blieben aber verschollen und wurden erst 1887 von mir in Capstadt bei Herrn Poppe, wohin sie von irgend Jemandem, dessen Namen ich nie erfuhr, von Kimberley im Jahre 1886, also zwei Jahre nach ihrer Ankunft daselbst, befördert worden waren, vorgefunden.

Wir verließen Gestopftefontein und langten mit drei Zügen auf Rojjantjesfontein oder Marimane, einem Orte der Eingebornen, an, woselbst Herr H. Schulenburg als Missionär fungirt. Er genießt weit und breit das höchste Ansehen, sowohl als Missionär, noch mehr aber als mit

Mutter-Tincturen behandelnder Allopath. Wir verließen die Missionsstation und zogen gegen den Hartsriver, um uns an seinem rechten Ufer einige Tage aufzuhalten. Der Weg im Thale glich einem Sumpfe. Dessen Bewältigung, sowie die Durchfahrt durch den angeschwollenen Hartsriver waren nicht leicht zu bewerkstelligen und forderten die größte Vorsicht. Am Hartsriver lagerten wir dann auf dem Besitze eines gewissen Steynsmann und waren so glücklich, zahlreiches Wassergeflügel, namentlich zwei Entenarten, Buschhühner, Fischreiher und eine Rohrdommel zu erbeuten, auch ägyptische Gänse waren vorhanden, doch sehr scheu. Die hier wohnenden Holländer waren sehr gefällig und gestatteten uns auch, in den eingedämmten Flußstellen zu fischen, welchen Versuch Fekete zur allgemeinen Befriedigung löste und Welse und Cyprinusarten mit seinem Wurfnetze heraufbeförderte. Die Farmen hier gaben so recht ein Bild südafrikanischer Wirthschaft. Nur wenige Acker des Riesenbesitzes längs des Flusses mit einem fetten Humus waren von den Holländern angebaut worden, obwohl eine Bewässerung so leicht möglich war, und man dann das vierzigfache hätte unschwer anbauen können.

Vom Hartsriver unsere Fahrt weiter nach Norden fortsetzend, gelangten wir auf die höchste südafrikanische Hochebene und an die Wasserscheide der westlichen Transvaal, welche das System des nach Osten fließenden Oranje von dem des nach Nordwesten, dann Norden und endlich nach Osten strömenden Limpopo trennt.

Die früher auf dieser Hochebene zu Tausenden hausende Bläßbockantilope ist auch schon gänzlich ausgerottet. Wir konnten von den wenigen Nachzüglern keines erlegen, dafür aber war die Acquisition eines jungen, zahmen Pavians, den ein Barolonge in den Ebenen fing, und den wir um einen Shilling erkauften, sehr erwünscht. Es war derselbe Pit, dessen ich noch oft gedenken werde.

Am dritten Tage, nachdem wir den Hartsriver überschritten hatten, gelangten wir an die südlichste der Molapoquellen und einen halben Tag später an die nördlichere, welche in einer Einsenkung gelegen, tiefe, dicht beschilfte Lachen zeigt. — Zahlreiche Entenarten ließen ihr Geschnatter und ihr Pfeifen hören und ein Gauklerpaar (Helotarsus), das an einem trockenen

Hardekohlbaum Umschau hielt, schien sich hier so wohl zu fühlen und reichliche Beute zu finden, daß es keine Miene machte, bei unserer Ankunft den Ort zu verlassen. Hier führte Kiebik zeitlich am folgenden Morgen, bevor noch das goldene Gestirn im Osten erschienen war — wir waren am Abend angekommen — eines seiner Jagdkunststücke aus, indem er, einem Hunde gleich, der abendlichen Spur der sonst so vorsichtigen Deukerantilope (Grimmia) folgend, das Lager des Thieres in dem dichten Gebüsch und dem hohen Grase ausfindig machte und es auch im Lager erlegte. Recht unangenehm war die Fahrt über die mit Quarzitbänken und Blöcken übersäete Wasserscheidefläche zwischen dem Marico (linker Limpopozufluß) und dem Molapo (rechter Oranjeriverzufluß) eine felsige, hochbegraste, von zwei Arten zahlreicher, pärchenweise einherschreitender Zwergtrappen (Otis afroides, Smith und Otis afra Gmell.) belebte Hochebene.

Sehr interessant war auf dieser Hochfläche das Studium der südafrikanischen Raubvögel. Der Tinnunculus ist wohl der häufigste Falke in dieser Gegend; er findet sich sehr artenreich vor und ich begegnete oft Trupps von 300 Thieren, welche auf dem Zuge begriffen waren. Nächst ihnen bilden der Milvus aegyptiacus (der Schmarotzermilan) und die Gattung »Astur«, ebenfalls sehr artenreich, die Hauptarten der südafrikanischen Tagraubvögel. Als sehr zahlreich nenne ich auch vier Arten der Aasgeier, zwei Haubenadler, den Gaukler, den Wüstenadler, den Schreiseeadler, den Secretär, den Singhabicht und den Gleitaar. Selten sind die eigentlichen Falken, der schwarze Astur gabar und Circus ranivorus. Der erstere trifft am Zuge in den Monaten Juni und Juli in der Transvaal in der Nähe der Städte der Eingeborenen ein, wo sich dann diese Thiere als nicht scheu erweisen. Da sie im Winter hier erscheinen, möchte ich schließen, daß sie von dem wasserarmen und um jene Zeit auch von Vögeln so spärlich bewohnten Kalahari Buschveldt herüberstreichen. Auf der obenerwähnten höchsten Hartsriver-Molapo-Ebene beobachtete ich am Abend des 27. October 1884, eine große Menge vom Tinnunculus rupicoloides, die in der Dämmerung nach fliegenden Termitenmännchen, welche überall aus den zahllosen Bauten ringsum herauskrochen und sich in die Lüfte erhoben, jagten.

Wir überschritten am 30. October die Malmanispruit, einen starken Bach, der an der Furth das seltene Kunstwerk, einer wohl aus Noah's Zeit stammenden Mühle treibt, an welcher ich im Jahre 1874 Kupfer fand, während jetzt einige Meilen unterhalb dieser Stelle Quarzgold gegraben wird. Nachdem ich den Farmern am Flusse mit ärztlicher Hilfe beigestanden, zogen wir wiederum weiter. Wir verließen die Nordrichtung und zogen nach Osten, um mit dem Hieronymusthale das interessante hügelige Marico-ländchen, eine bewaldete, fruchtbare, von zahlreichen Bächen und Flüssen bewässerte, auch metallreiche Provinz (Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen) und mit ihr das Gebiet des Limpoposystems zu betreten. Jenen Touristen, die sich nicht speciell für Naturwissenschaften und im besonderen für Ornithologie und Botanik interessiren, würden die endlos erscheinenden, baumarmen Hartsriver-Molapo-Ebenen, wie eine Wüste vorkommen; doch auch Derjenige, der in denselben reichliches Material für sein Studium findet, fühlt sich heimischer und glücklicher, sowie er das liebliche Marico-Hügelland betritt, das bei dem klaren Himmel durch zaubervolle Lichtreflexe in der Fernsicht zum Theil doch das ersetzt, was der Mangel an hohen Kuppen versagt; man fühlt sich wiederum so wohl, denn man ruht wieder an einem Bache und unter schattigen Bäumen aus.

Nachdem wir das Hieronymusthal mit seinen interessanten Höhen zur Linken durchzogen hatten und bei dem unbedeutenden Marktflecken Jakobsdal unter einem scharfen Winkel wieder nach Norden abbogen, eilten wir nach dem Districtorte Zeerust. Dahin zog es mich, denn dort sollte ich eine von Christiana aus, vom Herrn Poppe in Capstadt erbetene Summe beheben, dort sollte dann auch unser so rasch herabgeschmolzener Proviant durch neue Vorräthe ersetzt werden.

Schon vom Vaalriver her, hörte ich die Boers immer wieder von einem Dr. Theunisson sprechen, der am Marico wohnen und ein geschickter Arzt sein sollte. Der Name klang mir bekannt, Theunisson hieß ja einer meiner Begleiter auf der ersten Zambesireise; ich hatte damals dem Manne pharmaceutische Kenntnisse beigebracht, er hatte sich auch sehr brauchbar erwiesen; da er mich jedoch am Zambesi verließ, war unser Verhältniß gelöst worden. Mir schadete damals sein Scheiden ungemein, doch wir

schieden als Freunde, denn der Mann hatte sich für meine Zwecke als überaus tauglich und mir gegenüber als sehr gefällig erwiesen. War es nun derselbe Theunisson? Er wohnte nahe an Jakobsdal, und da ich hörte, daß Dr. Theunisson mich zu sprechen wünsche, spannten wir auf seiner Farm aus. Und siehe! Dr. Theunisson und Mynheer Theunisson, der frühere Verkäufer in einem Bäckerladen zu Dutoitspan und mein früherer Reisebegleiter, waren ein und dieselbe Person! Lieber Leser hast du je das stolze Gefühl empfunden, einen Medicinae Doctor promovirt zu haben? Ich hatte es damals, denn da stand ja ein von mir creirter Medicus; doch jenes Gefühl mußte bald einer tieferen Besorgniß weichen. Wie, wenn dieser Mann durch dich der Menschheit mehr geschadet als genützt hätte und nur ein Quacksalber geworden wäre? Glücklicherweise erfuhr ich bald, daß man mit dem Manne in jeder Hinsicht zufrieden sei, ihn achte und daß er eine bedeutende Praxis besitze.

Wir langten in Zeerust an, doch zu meinem Schrecken fand ich die erwartete Hilfe nicht vor. Da blieb mir nichts übrig, mein Geld war auf einen Minimalbetrag herabgeschmolzen, als nach Capstadt an meinen Freund zu telegraphiren. Zu diesem Zwecke sandte ich mein Telegramm als Brief mit der nächsten, zweimal wöchentlich nach Potschefstrom abgehenden Post an den dortigen Telegraphenbeamten, der dann meine Botschaft als Telegramm weiterhin beförderte. Die Zeit, bis die Rückantwort kam, wäre wohl fürchterlich lang geworden, doch mein Glücksstern leuchtete noch. Ich traf in Zeerust meinen alten, herzlichen Freund Rev. Jensen an, der in dem nach Nordwesten 18 Meilen entfernten Linokana als Missionär und Mitglied der Hermannsburger Missionsgesellschaft thätig war. Er begrüßte mich mit den Worten, wann wir endlich zu ihm herauskämen, eine Einladung, die uns mit Rücksicht auf die Regentschaft von Vetter Schmalhans in meiner Börse zu einer wahren Himmelsbotschaft wurde. Im Maricodistrict begann man um die Zeit unserer Ankunft, d. h. Mitte October, zu dreschen, ohne daß das Getreide vollkommen reif gewesen; da jedoch kein Mehl zu haben war, mußten wir noch dankbar mit dem vorlieb nehmen, was wir an grobem Weizenmehl um 30 Gulden für einen Sack mit 90 Kg. zu erkaufen vermochten. In Linokana angekommen, fühlten wir uns bald heimisch.

Meine Leute logirten sich in die Wagenburg ein, wir selbst bezogen eine kleine saubere Kammer, die uns die gute Frau Jensen in einem der beiden Nebengebäude der Station zur Verfügung stellte. Bevor noch die Hilfe von Capstadt ankam, stellte uns Frau Jensen alles Nöthige zur Verfügung und wir begannen sofort die für diesen District in Aussicht genommenen Arbeiten. Der elende Zustand der Zugthiere erforderte einen mindestens $2^1/_2$ bis 3monatlichen Aufenthalt, um den Thieren vollkommene Erholung zu gönnen, damit sie auch die schwierigste Partie, die Transvaal-Zambesi-Tour, bewältigen und die österreichisch-ungarische Afrika-Expedition bis an den Zambesi bringen könnten.

Zur Zeit meines früheren Besuches im Maricodistrict war es mir zur Gewißheit geworden, daß die Partie des Notuanythales unterhalb der Vereinigung des Matebe und Notuany, ein stellenweise bewaldetes und von Höhen umsäumtes Thal, Forschungsarbeiten namentlich auf dem Gebiete der Ornithologie und Botanik reichlich entlohnen müßte. Aus diesem Grunde suchte ich achtzehn Meilen von Linokana im dichten Gebüsch eine Stelle für ein fliegendes Lager, in welchem wir dann auch vier Wochen umso lieber verblieben, als die nördlichen Abhänge zum Notuanythale saftige Triften boten. Meine Frau und Oswald blieben mit den schweren Wagen in Linokana, wo wir sie dann mit den erholten Zugthieren und unserer Jagdbeute abholen wollten.

Jeden zweiten Tag sandte ich die Packpferde nach Linokana, um Nahrungsmittel zu holen. Wir erlegten zwar viel, doch nicht Wildpret genug, als zur Nahrung für so viele Menschen erforderlich gewesen wäre, dafür dachten Herr und Frau Jensen unser in herzlicher Weise und sandten uns oft einen leckeren Bissen zu. Unsere Sammler- und Jägerthätigkeit wurde reichlich gelohnt. Im Thale fanden sich Bandiltise, Ichneumone, Springhasen, Stachelschweine, auf den Höhen Ginsterkatzen, Wildkatzen, Pantherkatzen, Leoparden, Honigdachse, Denkergazellen, Klippspringer, Rehbockantilopen, Klippschliefer und eine große Pavianheerde vor; Meerkatzen besuchten das Thal zuweilen. Zahlreich waren zwei Francolinusarten, Perlhühner (Numida cornuta); wir schossen auch zahlreiche Wildtauben. — Die Ausbeute an Vögeln war im allgemeinen eine sehr lohnende und

bildete den wichtigsten Theil der während des Aufenthaltes in den Matebe-Notuanythälern gewonnenen Sammlungen, dann folgten Insecten, namentlich Käfer, Schmetterlinge und Hautflügler.

Eines Tages erlebten wir eine interessante und aufregende Scene. Ich fand, daß die Paviane ihren Standort für die Nacht wechselten, einmal sich uns gegenüber einfanden oder einen Kilometer weiter westlich eine schroffe Felswand zu ihrer Schlummerstätte auswählten, oder auch fünf Kilometer östlich in einer dichtbewaldeten Schlucht zu schlafen suchten. Da wo die Thiere seit Jahrzehnten schliefen, lagen unterhalb förmliche Guanolager von der übelriechendsten Sorte. Als nun unserem Erachten nach die schroff abfallenden Felsenpartien, uns gegenüber gelegen, zur Schlummerstätte gewählt werden sollten, machten wir uns schon am Nachmittage daran, die dichten Gebüsche unterhalb der Felsenpartie und die mit Gesträuch überwucherten Felsen zu besetzen und hier die Paviane zu erwarten. Vergebens warteten wir bis spät in die Nacht, kein Affe ließ sich sehen, doch kurz vor Sonnenuntergang hörte ich ein fernes Affengebell von hoch oben her, von der bewaldeten Gebirgskuppe. Die vorausziehenden Wachen der Heerde mußten einen von uns, der sich's in seinem Verstecke vielleicht zu bequem machte oder durch ein unvorsichtiges Umsehen sich nach jener Seite hin bloßgestellt hatte, gesehen und so die herankommende Heerde vorzeitig gewarnt haben. Der Mond war schon hoch aufgegangen und beleuchtete nahezu taghell das sich vor und unter uns ausbreitende Notuanythal, als ich mit einem Pfiff die zerstreut versteckten Jäger an mich heranrief und den Rückzug anordnete. Selbst am Tage waren diese schroffen, zumeist mit Dornengebüsch überwachsenen, mit zahllosen Felsenblöcken und Geröll bedeckten Abhänge schwer zu besteigen, umso schwieriger gestaltete sich nun der Abstieg zur Nachtzeit, da trotz des schönen Mondlichtes die Bäume, Büsche und das Gras so dichten Schatten warfen, daß wir eben die wichtigste Partie unseres Pfades, die Stellen unmittelbar vor uns nicht deutlich zu ersehen vermochten. Da wir auf dem Heimwege eines der um diese Zeit herumstreichenden Erdhöhlenthiere, ein Erdferkel, Schuppenthier, Stachelschwein, einen Springhasen, Bandiltis ꝛc. zu begegnen hofften, koppelten wir unsere an der Leine geführten Hunde los, welche auch sofort die

Nächtlicher Ritt.

Vorberge herabjagten. »Haltet Euch an den Windhund,« rief der dem Leser bereits bekannte Schwarze Kiebik, wenn einer der Hunde etwas finden sollte, dann muthe ich das meiste diesem zu.« Wir eilten so rasch, als es uns nur möglich war, dem Hunde nach, hatten aber die Thalsohle noch nicht erreicht, als lautes Hundegebell unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Da gab es so manchen bösen Fall, es litten Kleider, Gesicht und Hände. Weil bei einer solchen Mondscheinnacht die Lichtreflexe das Auge zu sehr täuschen und das zumeist kleine Gethier sich in der Regel durch einen Zickzacklauf in dem hohen Grase oder durch das Gebüsch durchzuwinden sucht, ist ein Gewehr absolut unbrauchbar, und wir hoben in unserem raschen Laufe die von den Bäumen abgefallenen trockenen Aststücke auf, um uns so rasch wie nur möglich handige Prügel zu machen. So bewaffnet, eilten wir dem Gebelle nach und erkannten bald aus dem lauten Gerassel und dem zeitweilig hörbaren Wehgeheule der Hunde, daß wir ein Stachelschwein vor uns hatten.

Sobald Kiebik und Hendriks, der Ochsentreiber, dies vernommen, entkleideten sie sich, der Dornbüsche nicht achtend, ihrer Unaussprechlichen und der Jacken, um, wie sie meinten, rascher laufen und sich ungenirter bewegen zu können, und waren uns bald voraus. Trotzdem langten wir nahezu um dieselbe Zeit bei dem Wilde an, denn, von den Hunden angegriffen, hatte das Stachelschwein seine Absicht, den in der eingeschlagenen Richtung liegenden Bau zu erreichen, aufgegeben und war, plötzlich nach der Seite abbiegend, uns, den letzten seiner Feinde, förmlich in die Hände gelaufen. Nach dem ersten Schlage meines Kiri wandte sich das Thier ebenso plötzlich wieder nach links an die Büsche ab und wäre mir nahezu entschlüpft, wenn nicht rechtzeitig die »Garde im Hemde« eingetroffen und, das Thier niedergestreckt hätte. Da die Haut dieser Thiere ungemein brüchig ist, hatten wir große Mühe dieselbe vor weiterer Beschädigung zu bewahren, denn durch wiederholte Verwundungen mit den Stacheln förmlich wuthentbrannt, hatten sich sämmtliche Hunde auf das Stachelschwein geworfen und der Riß an den Stacheln des Thieres hatte einen bedeutenden Riß in seiner Haut zur Folge. Dies ist auch der Grund, warum wir von mehreren Stachelschweinen nur zwei ausstopfbare Felle gewinnen konnten. Die Stacheln

sitzen sehr lose, so daß sie sich, wenn sie an dem hakenförmig leicht gekrümmten Ende in dem Fleische des Feindes festsetzen, aus der Hauthülse leicht herauslösen und so dem Thiere keinen großen Schaden bereiten. Bei einem Schlag mit einem Knüppel oder beim Bisse eines Hundes, wobei mehrere Stacheln in Mitleidenschaft gezogen werden und leicht ein Riß an mehreren nahe anliegenden Hautpartien folgt, wird ein großer Substanzverlust, in der Regel eine Haut-, auch Fleischlappenwunde verursacht. Die Stacheln, die wir unseren Hunden entnahmen, saßen alle tief und waren nahezu alle schief von vorne nach hinten in die Haut eingedrungen. Wenn solche Stacheln bei wilden Thieren an einer nicht leicht erreichbaren Stelle festsitzen, finden sich selbe oft jahrelang als eingeführte Fremdkörper vor, welche durch locale Entzündungen fest eingekapselt erscheinen. — Die Stachelschweine errichten bei ihren Bauen in der Regel einen besonderen Ausgang und ebenso einen besonderen Eingang, selbe 5 bis 20 Meter von einander entfernt. Ein alter Bau zeigt mehrere solche Einlaßgänge, doch diese sind dann seichte oder bis 1·5 Meter tiefe blinde Röhren. Es ist nicht leicht, ein Stachelschwein unbeschädigt im Tellereisen zu fangen, da die Hauttheile so ungemein brüchig sind und der Sehnenmechanismus bei diesen Säugethieren die niedrigste Stufe einnimmt. Diese Hystrixart bewohnt ganz Südafrika, sie ist ebenso in den Karoo-Ebenen wie in den Steppen, auch in Thälern und Gebirgsschluchten zu finden und an den verlorenen Stacheln stets leicht als der richtige Bewohner eines Baues zu diagnosticiren.

Dieser Aufenthalt im Notuanythale füllte auch die ornithologischen Tagebücher mit so mancher Beobachtung, und ich hätte nur gewünscht, länger bleiben zu können.

In Folge durchnäßter Füße litt ich einigemale an Ruhranfällen. Bei einem solchen Anfalle stellten sich auch meine von dem alten Herzübel herrührenden asthmatischen Erscheinungen ein, und obgleich ich selbst es nicht für werth gehalten, meiner Frau nach Linokana darüber zu berichten, so that es der kleine schwarze Knabe Isaak, als er am selben Tage mit den Packpferden nach Linokana ritt, um den Proviant für die nächsten Tage zu holen. Meine Frau, die schon auf der Reise so manche Erfahrung gesammelt, fand es für angemessen, sofort zu handeln. Sie machte sich

spät am Abend mit Medicamenten versehen auf den Weg, um uns im Notuanythale aufzusuchen und mir Hilfe zu bringen. Der im Anfang steinige, später tiefsandige Weg erlaubte in der ersten Hälfte kein rasches Tempo während die zweite Hälfte als Fußpfad durch dichtes Dorngebüsch und über Felsenhügel bei Nacht arge Schwierigkeiten bereitete. Es war aber bereits Nacht geworden, bevor sie diese gefährliche Partie, wo jeder Schritt das Pferd zu Falle bringen konnte, erreicht hatte. — Die Weisungen des ihr folgenden Schwarzen benützend, der ihr jedoch, da sein Pferd auch Proviant trug, nicht gleichen Schrittes folgen konnte, vermochte sie sich noch mit genauer Noth zurechtzufinden. Es trieb sie übrigens noch ein anderer Umstand zur möglichsten Eile in diesem unwirthbaren Wildgebüsche an; im Osten war ein schweres Gewitter aufgestiegen. Bald erhellten rasch nacheinander folgende Blitze die dunkle Nacht. Bei diesem gefährlichen Ritte trug sich die in dem auf Seite 121 dargestellten Bilde gebotene Scene zu.

Nahe an einer Höhe und im Begriffe, einen der südlichen und etwa drei Kilometer noch von Notuany entfernten Hügel zu umreiten, galoppirte meine Frau über eine kleine Lichtung, als dicht neben ihr ein Blitz in eine trockene Mimosengruppe zur Rechten mit furchtbarem Gekrache einschlug, worüber ihr Pferd Charley den Kopf verlor und sie ihre ganze Kraft anwenden mußte, um ihn am Durchgehen zu hindern. — Ueber dieses Manöver verloren die Reiterin und ihr Knappe den Pfad in dem Dorngebüsche des unteren Thales und gelangten erst spät gegen 11 Uhr, ganz durchnäßt und todtmüde, im Lager an. — Wir wollten unseren Augen nicht trauen, als wir in der dunklen stürmischen Nacht, um das Feuer sitzend, plötzlich nahes Pferdegetrappel vernahmen und aufblickend, zwei Reiter heransprengen sahen. Meine Frau löste bald das Räthsel und übergab mir, von allen mit Freude begrüßt und wegen des überstandenen Rittes bewundert, die Medicamente. Früh am nächsten Morgen eilte sie wieder heim, um den laufenden Geschäften in Linokana Genüge zu leisten.

Ich hätte so gerne unseren, durch die reichen Sammlungen so entlohnenden Aufenthalt in dem reizenden Notuanythale noch verlängert, wenn mich nicht die Schwarzen vertrieben hätten, welche nun herbeiströmten, um ihre im Thale zerstreut liegenden kleinen Aecker mit Pflugschaar und Grab-

scheit zu vergrößern. Diese nach allen Richtungen hin Anbauenden, so auch die zerstreut ringsum uns und an den Bergtriften grasenden zahlreichen Pflugthiere machten das Schießen im Thale zu einer reinen Unmöglichkeit. Mein Wunsch, zu sammeln, ließ mich nur schrittweise den Rückzug antreten. Weil unsere Zugthiere den Leuten ringsum sehr lästig wurden, entschloß ich mich, an einem der felsigen Abhänge eine Steinhürde zu bauen und die Thiere zumeist an den Abhängen grasen zu lassen. Da sich die Thiere an diesen steinigen Wänden bald wunde Klauen holten, sah ich mich endlich gezwungen, das Notuanythal zu verlassen und Linokana wieder aufzusuchen.

Die Herren des Thales waren Betschuana, dem Urkönigstamme der Baharutse angehörend, die im nahen Manuane, einer ganz jungen Stadt, und unter dem Häuptlinge Kopani wohnten. Auch Kopani besuchte uns bald mit seiner Fahrgelegenheit und schien sich zu freuen, mich als alten Bekannten wieder zu begrüßen. — In meinem früheren Werke erwähnte ich des Häuptlinggreises Moiloa, der zu Linokana residirte. Hier hatte ich Gelegenheit, das uns Culturmenschen so schwer verständliche Ereigniß, wie sich ein Sprachstamm in einzelne Zweige auflöst, zu studiren. Die Baharutse sind der eigentliche von Norden, dem centralen Norduser des Zambesi herabgekommene Urstamm der Betschuana, von ihnen stammen alle die anderen Betschuanastämme ab, die sich nach und nach von dessen Hauptstamm unter der Führung einzelner Prinzen aus dem königlichen Geblüte, loslösten. Die abgelösten Zweige legten sich neue Namen bei, zumeist Thiernamen, und gründeten in den menschenarmen Gegenden neue Reiche. So entstanden die »Leute der Fische« oder die »den Tanz des Fisches begehren«, Ba-Batu (Menschen) Tapi oder Tlapi (Fische-) Batlapinen, so die Ba-kwena (Kwena Krokodile*). Moiloa, der nur in Folge des

* In meinem ersten Reisewerke erwähnte ich zahlreicher Gebräuche, so üblich unter dem Betschuanazweige der großen süd- und südostafrikanischen Bantufamilie; das Folgende möge als weiterer Beitrag dienen. Zu den Beschwörungsmitteln, den Regen anzurufen und herbeizuführen, benützen die 'Niaka ('Nagas, ňakas) noch ein weiteres Mittel. Sie suchen mit Hilfe ihrer Schüler oder auch einer ihnen von heidnischen Häuptlingen zur Verfügung gestellten Mannschaft in den Felsenhöhen eines lebenden Klippspringers habhaft zu werden. Das gilt schon als ein großer Triumph

Todes des rechtmäßigen Häuptlings, den bescheidenen Thron der den Transvaal-Boers unterstehenden Baharutse bestiegen hatte, überging in seinem Rechtlichkeitsgefühle in seinem letzten Willen seine eigenen Söhne und bestimmte Kopani, den eigentlichen Erben seines Vorgängers, zur Häuptlingswürde. — Ich hatte schon im Jahre 1873 Kopani bei den Banquaketsen in der Stadt Moschaneng angetroffen und konnte ihn 1876 als einen mir befreundeten Häuptling begrüßen. Kopani, der Häuptling der Linokana-Baharutse, hatte etwa 15.000 Seelen als Unterthanen. Er zeigte sich zwar nicht so strebsam, wie es Moiloa gewesen, allein er war charaktervoller und bedeutend klüger, hatte auch bessere Anlagen, als Moiloa's Söhne. Ob der Brutus—Moiloa seine Söhnen wegen ihrer geringen Herrschertugenden oder aus reinem Rechtlichkeitsgefühle überging, will ich nicht entscheiden. So viel steht aber fest, daß Kopani bald nach der Thronbesteigung von seinen zärtlichen Verwandten zu leiden hatte.

Kopani war noch nicht lange Häuptling der Baharutse, als seine Verwandten gegen ihn zu conspiriren begannen, ohne jedoch bei der Transvaalregierung etwas ausrichten zu können. Ihre Bemühungen waren jedoch von Erfolg gekrönt, als England, wie bekannt, 1878 wohl nur vorübergehend, die Transvaal anectirte und so auch am Marico zu gebieten hatte. Ich will in Folgendem in kurzen Zügen die weiteren Schicksale dieses

---

und die Niakas meinen, daß damit schon der Anzug des Regens bereitet sei, denn die zweite Procedur ist nicht mehr schwer ins Werk zu setzen, vielmehr eine der vielen grausamen Thaten, zu welchen abergläubischen Gebräuchen die Bantustämme so gerne Zuflucht nehmen. In diese Kategorie abergläubischen Fanatismus gehört auch jene Qual, welche die Matabele vor einem ihrer Feldzüge einem Ochsen bereiten. Ein schwarzes Thier wird ausgesucht und so lange gejagt, bis es schaumbedeckt niederstürzt; nun springt ein Häuptling herbei und schneidet mit kunstgerechtem Schnitt dem Thiere die eine Schulter (das Schulterblatt) sammt Haut und Musculatur heraus. Das Fleischstück wird sofort auf Kohlen geworfen und in einem noch halbrohen Zustande in winzige Bissen geschnitten und so von den umtobenden Kriegern verschlungen. Die Marutse hetzen so die Hunde zu Tode, deren Cadaver sie als Köder für die Krokodilangeln bestimmten, und die 'Nakas der Betschuana verfügen sich mit ihrem gefangenen Klippspringer hoch in die Berge, um hier das arme Thier lange Zeit mit Ruthen zu schlagen, damit es dabei lange und so laut wie möglich schreit, denn das Geschrei ist nach ihrer Weisheit eines der wirksamsten Mittel, ein Mittel, das noch hilft, wo andere sich schon als zu schwach und nutzlos erwiesen haben, um die Wolken heranzubringen und aus ihnen den Regen »herabzuziehen«.

Negerstaates schildern; sie sind recht lehrreich. Eigentlich ist es eine alte Geschichte, die sich in Asien, Amerika und Afrika hundertemale abspielte, mit neuen Namen erzählt; aber eben diese Geschichte zeigt, wie die Weißen es den Farbigen danken, daß sie den schwarzen Erdtheil so leicht erobern. Um es sich mit keiner Partei zu verderben, um dessen Kraft als Einzelhäuptling durch Theilung der Würde und Macht zu schwächen, lieh Sir Theophilus Setepstone den Einflüsterungen der dem Kopani gegnerischen Partei Gehör und bestimmte, daß in Linokana Ikalafeng, ein Enkel Moiloas, regieren, während Kopani mit seinem Anhange die Stadt verlassen und sich im westlichen Theile des den Baharutse zustehenden Grundbesitzes niederlassen solle. So unangenehm dies Kopani war, so mußte er sich fügen und wählte sich eine etwa zwölf Meilen im Nordnordwesten nahe an den Manuanaquellen gelegene Stelle zu seiner künftigen Residenz und für eine neue Baharutsestadt aus. So vollzog sich eine neuerliche Theilung dieses Stammes, der nun auch in seiner Kraft gegenüber den Weißen gebrochen war. Die besten Elemente, die würdigsten Häuptlinge und alle jene, denen Redlichkeit am Herzen lag, schaarten sich um Kopani und verließen Linokana, um an den Manuanequellen eine neue Stadt zu gründen. Unter den Emigranten befanden sich auch die meisten der zum Christenthume bekehrten Mitglieder des Stammes. Deshalb sah sich die Hermannsburger Missionsgesellschaft gezwungen, eine neue Missionsstation in der neuen Stadt zu gründen, welcher gegenwärtig Herr Wehrmann, der sich auch bereits vollkommen das Vertrauen des Stammes erworben, vorsteht. Ikalafengs und die Conspirationen seiner Verwandten hatte seiner Partei außer dem erwähnten Abschluß des üblichen Haders keine guten Früchte getragen. Ikalafeng erwies sich nicht allein als ein unfähiger Häuptling, sondern auch als dem Wohle derer, die sich ihn zum Häuptlinge auserkoren, äußerst schädlich, so daß es die letzteren gar bald bereuten, ihn auf den Schild gehoben zu haben. Im Kampfe zwischen den Batlapinen und Boers hatte Ikalafeng die Stammesbrüder unterstützt und sich so die Feindschaft der Boers, seiner Gebieter, zugezogen. — Eine solche Politik war verderblich und Ikalafeng, eine Strafe von Seite der Boers befürchtend, wurde durch und durch englisch gesinnt. Ermuthigt wurde er in seiner Politik dadurch,

daß es hieß, die Engländer würden als anerkannte Freunde der Schwarzen den bedrängten Batlapinen und ihrem Häuptlinge Mankuruane zu Hilfe eilen. So entschloß er sich zu einer der unsinnigsten Thaten seines Lebens, daß er gegen die Boers rüstete, indem er, trotz des Abrathens des Missionärs Herrn T. Jensen eine niedrige und cementlose Steinmauer um seine Stadt aufführte. Die Boers warnten, obgleich sie heimlich darüber lachten und sich freuten, endlich einen triftigen Grund zum Einschreiten gegen den mißliebigen Häuptling - - Transvaal war ja inzwischen von den Boers zurückerobert worden — gefunden zu haben, um energisch und züchtigend vorgehen zu können. Ikalafeng arbeitete weiter an seiner zwecklosen und nichtigen Vertheidigung. Von Jensen unter Thränen beschworen, seinen Stamm nicht ins Unglück zu stürzen und im Angesichte der berittenen Vorposten der gegen ihn ausgesendeten Boercommandos, ließ Ikalafeng auf zwei Tage ab, um jedoch die Arbeit am dritten schon wieder in Angriff zu nehmen. Nun kamen die Boers; ohne einen Schuß war die Stadt genommen und eine furchtbare Strafe über die Baharutse verhängt. Tausende von Rindern, Schafen und Ziegen wurden als Sühngeld gefordert und mußten sofort ausgeliefert werden. Familien, die 200 Stück Rindvieh besaßen, verloren alles bis auf 10 bis 15 Stück. Mit dem Vieh, welches man obendrein kaum zum dritten Theile seines wahren Werthes abschätzte, sollten die sogenannten Kriegskosten, die man mit der Scheindemonstration gehabt, gedeckt werden. — Ich bedauere, dies sagen zu müssen, doch es ist eine in Südafrika allgemein bekannte Thatsache, daß das Vorgehen der Boers Ikalafeng, dem vollkommen machtlosen Baharutse-Häuptling, gegenüber, der, wenn er auch statt einer einen Meter hohen Mauer einen tiefen Graben und ein vier Meter hohes Mauerwerk aufgeführt hätte, keinen erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, ein allzu hartes, ja geradezu ungerechtes gewesen ist. Man hätte ihn, allein bestrafen sollen, da sich doch seine Unterthanen ihm gegenüber in einer wahren Sclavenstellung befanden und seinen Befehlen gehorchen mußten; man hätte ihm alles wegnehmen und Kopani gegen den Erlag einer bestimmten Summe zum Häuptlinge beider Baharutsestämme machen sollen; so hätte man auch die Kriegskosten aufgebracht, denn Kopani ist reich

Eine Ordinationsstunde auf der Missionsstation in Linokana.

und wäre gerne Paramontchief (erster Häuptling aller Baharutse) geworden. Wir fanden denn die Baharutse unter den Folgen dieser Maßregel leiden. Ja, auf mich machten die Leute den Eindruck, als wären sie von einem mächtigen Schicksale dem Untergange geweiht, denn außer der Kriegscontribution drückte sie noch ein anderes Unglück. Faul wie sie sind, haben sie die jährliche Hüttensteuer von sechs Gulden per Hütte (ein Mann besitzt eine bis fünf Hütten) lange nicht an die Boers gezahlt und waren so im bedeutenden Rückstande; diese Schuld war ein zweiter, nie heilender Krebsschaden, an dem sie zu leiden hatten. Dazu kamen noch Mißjahre und bei manchen verschuldete Uebel, so die Folgen übermäßigen Branntweingenusses, oder eine arge Infectionskrankheit, welche nach und nach unter ihnen furchtbare Dimensionen angenommen hatte und die auch Ikalafeng aufs Siechenbett brachte. In Folge der durch die Annectirung vom Süd-Betschuanaland bedingten englischen Truppenexpedition in den Jahren 1884—1885 wurde den Baharutse Gelegenheit geboten, öfter Frachtdienste mit den ihnen noch übrig gebliebenen Zugthieren zu unternehmen und hübsches Geld zu verdienen; jene von Manuane, Kopani's Leute, haben sich dies auch zu Nutzen gemacht. Doch Ikalafeng hatte stets, so oft sich eine solche Gelegenheit zu einem guten Verdienste für die Seinen bot, eine andere Arbeit für sie, und that so auch diesem ihrem Erwerbe großen Abbruch.

Nach der Rückkehr aus dem Notuanythale setzten wir unsere Arbeiten im Matebethale und auf den umliegenden Höhen mit dem Sitze in Linokana fort. Wir hatten uns bereits verproviantirt, auch hatten unsere Zugthiere bedeutend an Kraft gewonnen und die Abreise wurde für Februar festgesetzt. Unsere Arbeiten während dieses Aufenthaltes umfaßten zumeist ornithologische, botanische und entomologische Studien und sicherten namentlich unter den Coleoptera, viel und, wie ich hoffe, gutes und neues Material.

Unter den südafrikanischen Missionsstationen nimmt Linokana in Anbetracht seiner Lage eine der ersten Stellen ein. Für den Botaniker dürfte die Station eo ipso viel des Interessanten bieten. Es sind namentlich Herrn Jensens Acclimationsversuche europäischer und australischer Bäume und Gewächse von höchstem Interesse. Ich werde mir erlauben, bei der Darlegung der Rückreise und des abermaligen dreimonatlichen Aufenthaltes

in Linokana das Nennenswertheſte meiner hierin einſchlagenden Studien darzuſtellen.

In meinem früheren Werke gedachte ich meines werthen Freundes, des Miſſionärs in Linokana. Seit jener Zeit hat ſich unſer Freundſchafts-bündniß noch inniger geknüpft. Die Namen Jenſen und Poppe werden meine Frau und alle Mitglieder der öſterreichiſch-ungariſchen Expedition für immerdar in Ehren halten und ſegnen. Redlich und rechtlich in ſeinem Gebahren, gütig und zuvorkommend Anderen gegenüber und unermüdlich in ſeinem Amte, ſo waltet er vom Jahresbeginn bis zur Jahresneige. Wie viele haben nicht in ſeinem Miſſionshauſe Linderung von ihren Leiden und Erleichterungen in Krankheiten und Nöthen gefunden. Gehören ich und meine Begleiter doch ſelbſt zu den letzteren. Bei meiner Ankunft in Zeeruſt war ja mein Baargeld auf ein Nichts geſchwunden, wohin ſollte ich mich wenden, bevor mir die von Poppe erbetene Hilfe zu Handen kam? Da that ſich das Aſyl zu Linokana auf, die hohen und ſchmalen, weithin ſichtbaren Eucalyptusbäume, welche dem Vorhofe zur Zierde gereichen, rauſchten und winkten uns ihre aufrichtigen Willkommgrüße zu, und ſo zogen wir ein und waren geborgen.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr aus dem Notuanythale ſah ich mich eines Tages durch die Erklärung von vieren meiner ſchwarzen Diener überraſcht: ſie hätten ſo viel Unheilvolles über das Innere Afrikas vernommen, daß ſie nicht weiter mit mir ziehen könnten. Es waren die beiden Miſchlinge Hendricks und Adam, der in Colesberg gemiethete Franz und der Diener Tom Meintjes, der geſchickte Jäger Kiebik. Sie waren contractmäßig gebunden, mit mir bis an den Zambeſi und zurück zu gehen; da ſie jedoch keine Luſt verſpürten, uns weiter zu begleiten, fiel es mir nicht ein, ſie von ihrem Vorhaben, in ihre Heimat zurückzukehren, abzuhalten. Am meiſten berührte mich der Abgang des trefflichen Jägers Kiebik. Ich ließ ſie gehen und zahlte ſie auf den Heller aus, obgleich ſie ſelbſt als contractbrüchig keine Bezahlung erwartet hatten. Ich hatte die Wortbrüchigen ausgezahlt, da ich die Rachſucht dieſer Menſchen zu gut kannte, — die Transvaalgrenze iſt in zwei Stunden von Linokana zu erreichen und ein Uebelthäter leicht geborgen. Iſt einmal ein Diebſtahl an den

Zugthieren über Nacht ausgeführt, so ist der Dieb wohl nicht mehr dingfest zu machen, was die in Linokana ausgeübten Viehdiebstähle hinreichend bewiesen haben. Für andere Reisende will ich erwähnen, daß die meisten Mischlinge Südafrikas sehr wählerisch hinsichtlich der Beköstigung sind. Wie oft meinten sie, sie essen weder das Herz noch die Leber ꝛc. eines Rindes, sie wären von Hause aus (sic!) an solch eine Kost nicht gewöhnt; bei den großen Verlusten an Zugthieren war es mir nicht mehr möglich, zum Schlachten fette, theure Rinder zu kaufen, so schlachteten wir jene aus der Zahl der 60, welche durch frische ersetzt werden mußten, Thiere, die wohl den Namen Schlachtochsen nicht verdienten; doch war bei dem geringen Baargelde kein anderer Ausweg möglich, als sich eben nach der Decke zu strecken. — Meine europäischen Begleiter murrten dabei nicht, umsomehr aber jene Mischlinge. Auch wollten sie meinen Leuten oft nicht gehorchen und so gab es gegenseitige Klagen, mehr denn nöthig, wobei sich jedoch die Mischlinge ausnahmslos als die Schuldtragenden erwiesen. Nach dem Abgange der vier Diener mußte ich rasch zwei Diener zur Viehbeaufsichtigung miethen, da mir nur mehr Plati der Griqua (Oswald's Gehilfe in der Küche) und Tom Meintjes' kleiner Isaak geblieben waren. Auch entschloß ich mich, um weiteren Aerger hintanzuhalten, außer zwei Führern, welche ich vom König Khama in Schoschong erbitten wollte, keine Schwarzen bis an den Zambesi in den Dienst zu nehmen und lieber selbst mit meinen Leuten die Wagen zu führen. Von Linokana bis Schoschong trieb Harry Meintjes den Zambesiwagen, ich den eisernen, Fekete den Gebrauchswagen, Oswald und Plati zusammen den Sammelwagen; im Falle der Noth, bei dem Passiren von Flüssen, argen Felsenstellen und bei Nacht nahmen das Leittau des vordersten Ochsenpaares als Leader (Ochsenleiter) in gleicher Reihenfolge der Gefährte: Spiral, Leeb, Isaak und Haluschka; wie gewöhnlich leistete der eiserne Pontonwagen die üblichen Pionnierdienste. Wir waren marschfertig, nur der meinen Leuten so sehr erwünschte Tabak fehlte. Als Herr Jensen seine Kinder nach der von den Hermannsburger Missionären der Diöcesen Maghalisberge und Marico unterhaltenen Schule, »Morgensonne« genannt, mit der zweirädrigen Pferdekarre schaffte, brachte er mir für meine Leute die erwünschte Quantität Tabak. Der Tabak war ausnahmsweise gut, sonst aber war es in dieser

Saison nicht möglich, guten Tabak zu erkaufen. Bei der primitiven Behandlung — woran die bekannte Indolenz der Farmer schuld ist — zeigten sich die Tabakrollen innen zumeist verschimmelt oder auch verfault. Die Tabakblätter werden hierzulande noch naß in lange Stränge gedreht und ein solcher Strang der Länge nach eingefaltet und das Stück dann von dem Endstücke ringförmig umwunden. Diese Methode ist eine sehr schlechte, da wenigstens der zu innerst befindliche Theil nicht austrocknen kann und Schaden leiden muß. Wann endlich wird es dazu kommen, daß in Südafrika eine landwirthschaftliche Schule errichtet wird? Die von der Regierung eröffnete Weinbauschule, der ein ausgezeichneter Lehrer vorstand, hatte, wie man mir in Capstadt mittheilte, zur Zeit meines Besuches sage »drei« Schüler, und doch ist die Weincultur eine der Lebensfragen des Caplandes und jener Theil Südafrikas von einer holländischen Bevölkerung bewohnt, welche mit Rücksicht auf Bildung unter dem holländischen Elemente Südafrikas obenansteht.

Mit Tabak und allem nöthigen Proviant wohl versorgt, hatten wir bereits alle Vorbereitungen für die Reise getroffen. Ich hatte neue Jochhölzer — Jockskeys — angeschafft, die beschädigten Ochsenriemen und gerissenen Zugketten waren ausgebessert und die Wagen neu umgeladen worden. Bis hieher trugen die Wagen die Kisten bis zwanzig Centimeter über die Seite hinaus; — nun mußte ich alles schmäler laden, da wir die baumlosen Steppen hinter uns gelassen hatten und nun in die Gebüschpartien und die Laubwälder einfuhren, deren Bäume nicht allein unmittelbar den kaum zwei Meter breiten Weg einsäumten, sondern auch oft mit ihren Aesten in den Weg hineinragen.

So war alles zur Abreise vorbereitet, als eine neue Heimsuchung über uns hereinbrach: eine verheerende Klauenseuche, an welcher sieben bis zehn Zugthiere zu gleicher Zeit erkrankten. Ich behandelte sie mit salpetersaurem Silberoxyd, gebrauchte Alaunwaschungen, legte ihnen Theerumschläge und aus Sackfetzen gefertigte Schuhe an, die wir über der Fessel an den Fuß festbanden. Die Baharutse stellen ihre klauenseuchekranken Thiere einfach in die Irrigationsbäche ein, und so kann es wohl Niemanden wundern, wenn das Gift fortgeschwemmt, schon einige Schritte oder hundert Meter unterhalb

dieser Stelle, an unseren Zugthieren haften blieb. Wir mußten täglich die Zugthiere niederwerfen, und ich entschloß mich, an den Toberge in einer verlassenen Steinhürde unsere Heerde unterzubringen. Die Viehhürde des Missionärs war durch die letzten Regen zu einem tiefen Morast geworden, in dem die Krankheitsbacterien reichlich zu wuchern vermochten und die Zugthiere durch unmittelbaren Contact rasch das Gift aufnehmen mußten. Das war eine mühsame Arbeit mit diesen klauenseuchen Thieren. Etwa die kleinere Hälfte war erkrankt und litt doppelt, denn wir konnten die Thiere nur sehr schlecht nähren, weil Grünfutter nicht zu kaufen war; die Thiere aber nicht weiden konnten. So waren die armen Zugochsen elend herabgekommen, als die Klauenseuche nach etwa sechs Wochen endlich ausgestampft war. Ich hatte mich entschlossen, noch eine Woche zu bleiben, um namentlich den so herabgekommenen Thieren Erholung zu gönnen. Der überaus freundlichen uns in Linokana zu Theil gewordenen Aufnahme ungeachtet, sehnten wir uns doch schon sehr darnach, unsere Reise fortsetzen und endlich dem Zambesi zusteuern zu können.

Zum zweitenmale war die Abreise bestimmt, zum zweitenmale hatten wir die Zugrequisiten aus dem Wagenhause geholt und machten alles zurecht, als wir zum zweitenmale an dieser Abreise verhindert wurden und nochmals drei Wochen länger im Matebethale zurückgehalten wurden. Es war am Tage vor meiner Abreise, als mein Diener Harry Meintjes, dem ich die Oberaufsicht über die Zugthierheerde übergeben, die betrübende Nachricht überbrachte, daß abermals ein Zugthier plötzlich und schwer erkrankt sei. Ich ließ es holen — und fand hochgradige Fiebererscheinungen, ohne eine Ursache nachweisen zu können. Die herbeigerufenen Schwarzen sowie die Boers meinten das Uebel wohl zu kennen und ich reichte die sonst hier bei solchen Fällen gebrauchten Mittel — doch ohne Erfolg. Das Thier starb wenige Stunden nach seiner Erkrankung und bald darauf ein zweites und drittes; beim fünften begnügte ich mich nicht mehr mit der einfachen Todtenbeschau, sondern nahm aus der Milz Ausschnitte, welche mir pathologisch entartet erschienen, um selbe unter das Mikroskop zu legen. Ich fand auch bald zu meinem nicht geringen Entsetzen, daß die Pulpa der Milz (welch letztere auch unbedeutend angeschwollen schien), daß das

Gewebe der Leber, ja selbst die Lungenzellen von einer breiartigen, dünnen, gelblichbraunen, speckigen und glänzenden Masse, von einem Milzbrandgifte — Bacterien wohl — durchsetzt und zerstört worden waren. Die Schwarzen hatten die Cadaver der ersten vier Ochsen für sich in Beschlag genommen und das Fleisch gegessen, während ich die Eingeweide vergraben ließ, von dem vorletzt verendeten Thiere aber, hatten drei meiner Hunde, auch eine mir von dem Besitzer von Groonvley geschenkte Bulldogge, von der Leber und Milz, bevor selbe noch verscharrt werden konnten, gefressen, und diese Hunde waren am selben Tage auch verendet, was mich umso mehr bewog, jene mikroskopische Untersuchung vorzunehmen. Wir hatten hiemit eine neue schwere Heimsuchung, und unter denen, die bis zu diesem Tage unseren Fahrpark betrafen, wohl die schwerste zu bekämpfen; wir hatten es mit dem Milzbrande zu thun. Ist es doch kein Märchen, wenn man in Südafrika berichtet, daß häufig Aasgeier todt aus der Luft zur Erde stürzen, dann nämlich, wenn sie milzbrandige Organe fressen. Als ich das Uebel als die furchtbare Milzbrandseuche erkannte, entschloß ich mich sofort, durch Einimpfen des Giftes die Seuche zu bekämpfen. Alle um mich aber riethen mir, davon abzustehen, doch ich ließ mich nicht beirren und nahm zuerst die magersten und schwächlichsten meiner Thiere vor. Der glänzendste Erfolg lohnte mein Vertrauen. Allein ich begnügte mich nicht mit dem Impfen; ich wechselte die Hürde und schickte die Thiere auf eine ganz sicher seuchenfreie Weide. Dank dieser Maßregeln hatte ich keinen Verlust an Zugthieren mehr zu beklagen. Allein mein Zugmaterial war bereits derart zusammengeschmolzen, daß jede weitere Erkrankung nur einiger Thiere mich in die verzweifeltste Lage gebracht hätte. Ich mußte also unter allen Umständen, wollte ich die Reise fortsetzen, meine Zugthiere completiren. Ein gutes Ding, aber ein schweres Ding, wenn man kein Geld hat, wie ich. In dieser Verlegenheit half Vater Aesculap. Ich hatte auf meinem Zuge viele Kranke, aber alle umsonst behandelt. Jetzt in meiner Noth forderte ich ein Honorar in der meinen Collegen gewiß fremden Form von Zugochsen. Und obwohl ich nur etwa den vierten Theil von dem hier zu Lande üblichen Honorar beanspruchte, hatte ich binnen vierzehn Tagen neun kräftige Zugthiere erworben. Unter meinen Kranken zählte ich

einen der bedeutendsten Unterhäuptlinge der Baharutse von Manuane, der mit einer Dyphtheritis angerückt kam. Ich hieß ihn mit seinem Wagen herankommen und in unserer Station einige Tage zu wohnen, um ihn unter meine besondere Obhut zu nehmen. Er kehrte in einer Woche nach Manuane geheilt zurück; dem Baharutse Rhamakok schnitt ich einen Tumor (eine Fettgeschwulst) aus der Schläfengegend aus ꝛc. ꝛc. Nach drei Wochen war der Verlust an Zugthieren ersetzt und ich suchte nun, obgleich nun zahlreiche Kranke mit Honorar-Ochsen herbeiströmten, so bald wie möglich von Linokana abzureisen, bevor wieder ein neues Unglück hereinbrechen und sich uns ein neues Hinderniß entgegenstellen würde.

Am 30. März 1884 verließen wir Linokana und nahmen unseren Weg nach Buisport zu, welcher Felsenschlucht ich schon auf meiner ersten Reise gedachte. — Der Weg durch dieselbe, schon damals ganz abscheulich, war seitdem durch die jährlichen Regengüsse noch viel schlechter geworden. Der Titel »Weg« ist pure Schmeichelei, dieser sogenannte Fahrweg wies eigentlich nur Löcher, Risse und lebensgefährliche Böschungen oder zur Abwechslung zahllose, von den überhängenden Felsenpartien herabgestürzte Felsblöcke auf. — Was es hieß, auf dieser Bahn unsere schweren Wagen fortzubringen, kann sich jeder Leser wohl vorstellen. Oft arbeiteten wir mehrere Stunden, um nur hundert Meter weiter zu kommen; einige Kilometer galten unter diesen Umständen als große Tagesleistung. Einen besonders bösen Weg gab es durch die Dwarsberge, einen neuen Paß, in dem man eben nur mit Hilfe eines begonnenen, spärlichen Verkehres — etwa alle vierundzwanzig Tage passirt ein Wagen — einen Weg zu machen suchte. Die Dwarsberge fand ich ungemein reich an Vögeln und bedaure herzlich, daß es mir wegen Mangel an Wasser unmöglich wurde, einen selbst noch so kurzen Aufenthalt in dem Gebirge zu nehmen. Wir rasteten auf der Jesuiten-Mission Fleshfontein. Die Lage von Fleshfontein zeigt von dem Geschicke, mit welchem die Jesuiten seit dreihundert Jahren ihre Missionen anzulegen verstehen. Heute ist diese Station Stützpunkt für die Stationen am Zambesi sowohl als für die im Matabelelande. Zwei weitere Tageszüge nach Norden brachten uns zur Transvaalgrenze, brachten uns an Tschuni-Tschuni vorüber nach einem am Marico jüngst erbauten Bakhatla-

dorfe, wo ich mich zu einem zweitägigen Aufenthalte entſchloß, um die Ufer des Fluſſes zu unterſuchen. Ich verlor hier ein Zugthier, das ich nicht geimpft, und kaufte ein Erſatzthier für 1 Kilo Pulver, 2 Kilo Blei und 2 gewöhnliche billige Wolldecken. Es waren Lyntſches Bakhatla, welche mir das Thier verkauften, ein Betſchuanaſtamm, der in ſeiner Cultur und ſeinen Bedürfniſſen in Folge eines intenſiven Verkehres mit Transvaal höher ſteht als ſeine Nachbarn, allein durch ſeinen diebiſchen Charakter allgemein verrufen

Unſere Küche in Linokana.

iſt. Schoſchonger Kaufleuten, welche dieſen Weg zogen, wurden oft ſchon bei Nacht die Wagenwand und die das Gepäck feſthaltenden Riemen durchſchnitten und Waaren geſtohlen. Im Winter, wo ſich das Gras im Maricothale länger hält und der Notuany, bis auf geringe Lachen austrocknend, nicht hinreichendes und nur ſchlechtes Trinkwaſſer für Menſch und Vieh bietet, zieht der Bakhatla mit ſeinen Rindern, ſeinen großen Ziegenheerden und den Fettſchwanzſchafen nach dem Marico. Was wir alſo am linken Ufer des Marico, dem wir auf unſerem Zuge nach Norden, nach Schoſchong und dem Zambeſi zwei Tagreiſen lang folgen, an Gebäuden

antreffen, sind eben die periodisch bewohnten Hütten und Gehöfte der Viehhüter und ihrer Familien. Jeder Reisende sei aber vor diesen schwarzen Ehrenmännern gewarnt. Alle mögen es sich gesagt sein lassen, in diesen sonst gefahrlosen Gegenden, wenn sie vor erheblichem Verlust an Gut und Zeit bewahrt sein wollen, auf ihrer möglichsten Hut zu sein. — Wir kamen, Dank unserer Vorsicht, glücklich durch und hatten so wieder ein Stück unserer Expedition, reich an schönen und trüben Erinnerungen, hinter uns.

IV.

Im Marico-Limpopothale.

Von der Marico- bis zur Notuanymündung. — Erichson, der Elfenbeinhändler. — Matabele rauben eine seiner Heerden. — Das Limpopothal. — Schmiedewerkstätte im Felde. — Hoch- und Federwild im Thale. — Charakteristik der Limpopoufer. — Das afrikanische Hochplateau das größte Hinderniß der Civilisation. — Krokodile auf Wanderungen. — Drei Kuduantilopen. — Fekete's Wildschweinjagden. — Das Präpariren der Felle größerer Säugethiere. — Abenteuer mit einer Wasserantilopentruppe und Kudus. — Verwundungen durch Fische. — Erster Versuch mit meinem Ponton an einem afrikanischen Gewässer. — Das Gebiet der Bakhatla. — Das englische Protectorat über die Betschuana. — Der englische und der österreichisch-ungarische Krämer.

Am 15. April Früh stand ich nach neun Jahren wieder an der Einmündung des Marico in den Limpopo. Ich begrüßte diese Gegend wie einen lieben alten Bekannten; sie war mir als eine reizende Waldlandschaft im Gedächtnisse geblieben. Zu meinem Schmerze mußte ich an jenem Morgen erkennen, daß auch in Südafrika der Zahn der Zeit nicht ruht, und uns nach Jahren das Bild der Lieben entstellt entgegentreten kann. Die jungfräuliche Schönheit der Wildniß war den Weg des Irdischen gegangen — die Dickichte und die undurchdringlichen Ufergebüsche waren durch jährliche Brände von den Bakhatlas nahezu vernichtet. Die Ufer beider Flüsse boten den einförmigen Anblick eines kahlen Flachlandes und nur wenige hohe Uferbäume waren als der letzte Schmuck geblieben.

Zur Zeit meines ersten Besuches war es noch menschenleer an der Maricomündung; die Wildniß mit ihren Wundern und jener bestrickenden Grabesstille herrschte weit und breit. Heute sind an beiden Ufern Menschen angesiedelt, und obwohl mich vernünftigerweise dieser Fortschritt der Cultur freuen mußte, that es mir doch in der Seele weh, daß es am Marico so und nicht mehr wie ehemals aussah.

Da ich nun nicht als Naturschwärmer reise, suchte ich mich bald mit der Wirklichkeit abzufinden. Nicht wenig trug zur Herstellung des Gleichgewichtes in meinen seelischen Affecten der Umstand bei, daß ich hier einen Mann traf, von dem ich schon zur Zeit meiner ersten Reise nur Treffliches und Gutes vernommen, Mr. Erichson, einen Schweden, der als der erfahrenste Damara-Owampohändler bekannt, sich durch seinen ausgezeichneten Charakter einer allgemeinen Hochachtung erfreut. Herr Erichson betrieb einen ausgedehnten Ochsenhandel, und zwar in der Art, daß er im Owampolande Subagenten hält, welche ihm jährlich einige tausend Rinder zusenden, die er je nach Bedarf, sei es in den Diamantenfeldern, sei es in den Goldfeldern, auf den Markt zu bringen pflegt. Diese Rinder werden von den Owampos um Güter im Werthe von achtzehn Gulden per Stück eingetauscht, in Pretoria oder Kimberley aber um 48 bis 72 Gulden (baar) verkauft. Dieses Geschäft, welches scheinbar mit sehr hohem Gewinn arbeitet, ist nicht so lucrativ, weil auf dem Transporte, über eine Strecke welche zuweilen auf 140 Kilometer kein Wasser hat, viele Thiere zu Grunde gehen. Für Reisende in solchen wasserarmen Gebieten sind übrigens diese Damaraochsen als Zugthiere das beste Verkehrsmittel, einmal, weil sie bekanntlich lange Durst auszuhalten vermögen, dann aber auch, weil sie, rasch gehend, mit ihrem langen Schritte große Strecken, ohne zu ermüden, leicht bewältigen können. Solche Viehtransporte müssen sich natürlich zu den bittersten Verlusten gestalten, wenn sich zur Ungunst der Natur, zum Wassermangel, zu den blutdürstigen Mosquitos ꝛc. noch räuberische Ueberfälle der anwohnenden Eingebornen gesellen. Leider kommt dieses oft vor, und Herr Erichson büßte einmal 450 Ochsen ein, ohne irgend welchen Schadenersatz erlangen zu können.

Ich begrüßte Erichson mit doppelter Freude, als Naturfreund und als Menschen. Er ist speciell als Ornithologe ein Fachmann, von dem ich viel lernen konnte; als Mensch ist er cordial, gutherzig und offen in Wort und Betragen; von seinen Untergebenen ebenso geliebt, als von allen, die je mit ihm in Berührung kamen, geachtet. Mir ward diese Hinterwäldlergestalt mit ihrer offenen Ehrlichkeit in einem Lande, wo man so manche trübe Erfahrungen mit zufälligen Begegnungen machen muß, doppelt

sympathisch. Seiner Menschenkenntniß, namentlich die Elfenbeinhändler und Elefantenjäger — Europäer wie Schwarze — betreffend verdanke ich vieles.

Da das Gras auf mindestens acht Kilometer in der Runde von Erichson's Heerden aufgezehrt worden war, entschloß ich mich, etwa fünfzehn Kilometer weiter ab, und zwar stromabwärts, für einige Tage unser Lager aufzuschlagen.

Das Limpopothal, die Bamangwatohöhen mit der Stadt Schoschong und das Salzseebassin im Ost-Bamangwatothale hatten während unserer ganzen Reise oft den Gegenstand unserer Gespräche gebildet, besonders wenn wir beim Feuer beisammensaßen und unsere Gedanken den kommenden Tagen zuwandten. Da erzählte ich von den schönen am Limpopo in den Jahren 1874, 1875 und 1876 verlebten Tagen, gedachte der zahlreichen Abenteuer, die mir hier zugestoßen, des einzelstehenden Mimosenbaumes, unweit der Maricomündung, unter dem ich mich damals begraben wissen wollte, als ich, gefährlich malariakrank, an einem Aufkommen schier verzweifelte; ich berichtete von jenem Unfalle, als mir durch Theunisson's Unvorsichtigkeit die Kugel aus seinem Snydercarabiner den Jaquetkragen vom Nacken wegrasirte; berichtete von den hohen Bäumen und den schönen, wechselvollen Landschaftsbildern des Flusses, seinen dicht mit Schilfrohr, Gebüsch und Bäumen überwucherten Ufern, sowie des reichen Thierlebens an denselben. Endlich hatten wir dieses viel gepriesene Limpopothal erreicht. Meine Leute freuten sich dieser Thatsache allein, obwohl sie ihre Erwartungen aus den angegebenen Gründen nicht ganz erfüllt sahen. Etwa 5·5 Kilometer von der Maricomündung spannten wir zum zweitenmale, doch nur auf eine kurze Zeit, im Limpopothale aus, da ich vor der Nacht eine mir aus der Zeit meiner früheren Reisen wohl bekannte Lagerstelle erreichen wollte. Kurzes, heiseres Gebell, einem scharf abgeschlossenen Lachton nicht unähnlich, so auch einige weißliche, in den an 300 Meter entfernten Uferbäumen sichtbare Punkte belehrten mich sofort, daß dort Ma-Kabu, das heißt, Meerkatzen (eine Cercopithecus-Art), ihr Wesen treiben, und ich sandte Fekete Janos dahin, um womöglich ein Thier für die Sammlung zu gewinnen. Wir übrigen beschäftigten uns mit dem eisernen Wagen, welcher

in der so überaus schlechten Wegstrecke — Fleshfontein-Tschuni-Tschuni — gar viel gelitten hatte und starken Schaden in den Speichen des linken Vorderrades aufwies, so daß ich die nächste Lagerstelle dazu benützen wollte, neue Speichen einzusetzen. Das Geschrei der Affen war verstummt, doch, — drei Schüsse krachten rasch nacheinander und bald zeigte sich Fekete in dem hohen Grase am Ufer, ein großes Cercopithecus-Männchen tragend, das größte, das wir je in Südafrika erbeutet, obwohl wir im Ganzen mehr denn fünfzig dieser Thiere erlegt hatten. Sowie er zurückgekehrt und ich die am Tage gesammelten Coleoptera geborgen, spannten wir wieder ein und zogen weiter. Leider brach das Rad in der Mitte der Strecke, noch etwa zwei Kilometer südlich vom Cardinalshut (Felsen), und ich sah mich gezwungen, auch das andere Vorderrad abzunehmen und den eisernen kleinen Wagen mit Hilfe zweier Hebeschrauben emporzuheben und mit dem Vordergestell hinten am Sammelwagen aufzusetzen. In dieser Weise suchte ich die definitive Lagerstelle zu erreichen, was mir denn auch in später Nacht gelang. Der Cardinalshut, ein seiner Bezeichnung ähnlich geformter riesiger Sandsteinfelsen — schon in meinem ersten Reisewerke erwähnt — ist ein zu Tage tretender Felsblock, welcher einem mäßigen zwei bis vier Meter über dem Boden befindlichen Sandsteinlager angehört. Dieser Sandstein zieht sich längs des Limpopo hin, nimmt in seinen Fugen und Spalten Feuchtigkeit auf und hat die meisten Monate hindurch Quellwasser. Einige Arbeit würde den Ort zu einem reichen Farmbesitz machen. Der Fluß selbst dürfte hier höchstens einen Kilometer vom Wege entfernt sein, der unter hohen Mimosenbäumen durch diese Sandsteinfelsen führt.

Zeitlich am Morgen nach unserer Ankunft machten wir uns an das Säubern unserer Lagerstelle und benützten das abgehauene dichte Dorngebüsch sofort, eine Hürde herzustellen. Dann wurde die Wagnerei und die Feldschmiede hervorgeholt, um die Schäden am eisernen Wagen und an einigen Kisten auszubessern. Von den zahlreich umherliegenden durch die Busch- und Grasfeuer abgestorbenen Hardekohlbäumen wurde ein gerades zwei Meter langes und dreißig Centimeter starkes astloses Stammstück abgeschnitten und auf einen Meter tief in die Erde eingelassen, daran der Schraubstock befestigt; daneben grub ein Anderer eine Vertiefung, über

welche das Rad gelegt und reparirt werden sollte. Im Nu war die Schaller'sche zerlegbare Feldschmiede aufgestellt und mit den vorräthigen Steinkohlen ein wirksames Feuer zum Strecken der noch brauchbaren und zum Schmieden neuer Speichen unterhalten. — Bald hallte das Thal von lauten Schlägen auf den wuchtigen Ambos wider, und unsere Gruppe bot ein Bild, wie es hier noch keines Menschen Auge erblickt hatte. Bukacz und Haluschka hatten durch drei Tage vollauf zu thun, bevor der eiserne Wagen wieder dienstfähig in den Fahrpark eingestellt werden konnte. — Einige aber, darunter Harry und Tom Meintjes, sandte ich aus, um die frischen Wildspuren beider Ufer des Limpoposflusses zu untersuchen. Der Fluß war wohl in unserer Nähe tief, doch einen Kilometer stromabwärts erspähten wir eine Stromschnelle, welche bequem durchritten, doch schwer durchwatet werden konnte. Da das jenseitige Ufer eine bedeutend bessere Weide aufwies, als das diesseitige (linke), benützten wir diese Stelle auch, um unsere Zugthiere durchzutreiben. Unangenehm war nur der Aufstieg an dem steilen durchnäßten und so schlüpfrig gewordenen Ufer, noch schwieriger aber der Ritt zur Tiefe; deshalb wählte ich mir auch, so oft wir zu Pferde das rechte Ufer besuchten, meine besten Reiter, Harry Meintjes und Fekete, zu Begleitern, um einen Unfall zu verhüten. Die ausgesendeten Kundschafter meldeten, daß die Spuren auf großen Wildreichthum schließen lassen, was sich wohl daraus erklärt, daß verschiedene Antilopenarten, Zebras, Gnus 2c., einige der hie und da zum Flusse führenden trockenen Rinnsale am Abende und zur Nacht als Wechsel benützten, um ihren Durst zu stillen. Auch Spuren von zahlreichen Meerkatzen, Pavianen, Leoparden, Ginsterkatzen und vom Caracal fanden sie, doch schienen alle diese letzteren Thierspecies das Thal nur ab und zu zu durchstreifen; dagegen waren einige der hochbegrasten und stellenweise dichtbebuschten Wiesenlichten des jenseitigen Ufers von Wildschweinen bewohnt, wovon die frischen Wühlgruben und andere frische Spuren deutlich zeugten. Den ganzen Tag hörten wir die Francolinusarten und die Perlhühner gackern; während sich die ersteren an gebüschfreien Stellen der Ufer aufhielten, um bei unserer Annäherung rasch den unmittelbar darum dicht wuchernden Gebüschen zuzulaufen, flogen die Perlhühner früh am Morgen von den höheren Bäumen, auf denen sie

übernachtet, herab und begannen vorsichtig ihren Marsch landeinwärts, um zur Mittagszeit langsam den Rückmarsch in gleicher Richtung anzutreten und so gegen vier Uhr Nachmittags zur Tränke zu gelangen. Noch immer kann sich eine Jagdgesellschaft auf ihrer Reise durch das Limpopothal, wenn ihr gute Hunde zur Verfügung stehen, täglich ihr Mahl an Wildgeflügel: Rebhühnern, Perlhühnern und Wildenten sichern, vorausgesetzt, daß die Jäger sich darauf verstehen, dieses, wenn auch in anderen Arten in Europa bekannte Federwild seinen hiesigen Eigenthümlichkeiten gemäß zu jagen. Ich benützte aus Sparsamkeitsrücksichten kein Schrotgewehr (Lancaster Fowling-Piece), begnügte mich vielmehr mit den beiden Vorderlader-Doppelgewehren, die ich von der letzten Reise her besaß, und doch war es uns möglich, zahlreiches Wild mit denselben zu erjagen; um wie viel größer müßte der Erfolg mit einem guten Lancaster sein. Zur Regenzeit, wo die zahlreichen an den beiden Ufern gelegenen Vleys und Sümpfe mit Wasser gefüllt sind, wäre die Ausbeute namentlich bedeutend, doch ein längerer Aufenthalt im Thale wegen des schon hier vorkommenden Malariafiebers nicht anzurathen.

Auch die Ufer des Limpopo zeigen die Eigenthümlichkeit, daß sie in der Regel an ihrer Westseite Längslachen als Sümpfe, Lachen, Seen, Salzseen aufweisen, welche in manchen Fällen gleiche Tiefe mit dem Flußbette haben, im allgemeinen jedoch etwas höher liegen und zu zwanzig Percent ihrer Zahl das ganze Jahr hindurch Wasser führen, manche davon (etwa zwei Percent) auch dann, wenn der Fluß, der sie gespeist, bereits trocken erscheint. Die meisten nehmen das Wasser vieler Rinnsale auf, ohne es oberirdisch wieder an den Fluß abzugeben. Diese Lachen haben stets eine Längsform, sind in der Regel seicht und namentlich jene, die unter Sandsteinhügeln liegen, werden von Quellen erhalten. Auf den ersten Anblick könnte man an ein altes Flußbett des vorbeifließenden Stromes oder Baches glauben, doch dies ist ausgeschlossen, wohl aber zum Theile an das Bett eines einmündenden Nebenflusses, der jahrelang, wie dies oft in Südafrika vorkommt, nur sehr wenig Wasser führt und an seiner Mündung einfach versumpfte.

Die meisten der Zuflußrinnen des Limpopo, nahezu alle, die gegenwärtig nur vom Regenwasser gespeist werden, führen einige hundert

Meter, zuweilen einen bis zwei Kilometer längs des Flusses ihre trüben Wellen dahin, bevor sie, plötzlich abbiegend, in den Limpopo münden. Der Limpopo ist der richtige Typus der südafrikanischen, ja ich möchte sagen, aller afrikanischen Ströme. Weil ihr Charakter ein von dem der meisten europäischen Flüsse so sehr verschiedener ist, will ich gleich hier demselben einige Worte widmen. Durch die eigenthümliche Gestaltung ihres Bettes

Kudu- und Wildschweinjagd im Limpopothale.

sowie durch die großen Unterschiede des Wasserreichthums während des Hoch- und Niederwassers, je nach der Regen- oder Trockenzeit, können sie der hohen Culturaufgabe, welche die Ströme in Europa, Asien und Amerika leisten, nicht genügen.

Das Innere von Afrika ist ein unendlich großes Hochplateau, dem gewaltige, hohe Gebirgsmassen fehlen. Dieses Hochplateau reicht zumeist als Hochebene nahe bis an das Meer, zu dem es in mehr oder minder steilen Terrassen abfällt. Dem entsprechend haben die afrikanischen Flüsse in ihrem untersten Unterlaufe gewaltige, oft mehr als hundert Meter hohe Katarakte,

während ihr oberster und Mittellauf auf der weiten Hochebene ein möglichst träger ist. Diese schmutziggelben Wassermassen kommen nur während der Regenzeit der vermehrten Wassermasse wegen zu rascherem Fließen und setzen dann die Detritusmassen, die abgenagten Uferbänke und Bäume in den vielen Krümmungen ab. Auf diese Art entstehen die hohen Ufer und die lagunenartigen Lachen und Sümpfe, welche die Flußläufe Südafrikas so charakteristisch begleiten, welche aber auch die Herde der Malaria sind.

Kurz vor den Mündungen ins Meer ändert sich der Charakter dieser Ströme. Die trägen Schleicher stürzen sich in gigantischen Wasserfällen und Stromschnellen über die Terrassen hinab zur Meeresküste, an der meist eine schmale, sumpfige, todtbringende Tiefebene als Küstensaum angeschwemmt ist.

So bildet der Zambesi, nebst zahlreichen kleineren besonders die Victoriafälle, welche an Größe und Macht mit den Niagarafällen concurriren, so der Oranjefluß und der Limpopo ihre Katarakte, so der Congo die berüchtigten Stanley-Fälle, welche über zweihundert englische Meilen des untersten Stromlaufes erfüllen, ja selbst der Nil bildet noch relativ nahe seiner Mündung die Fälle von Assuan.

Diese Katarakte sind die gewaltigen, von der Natur vorgelegten Querriegel, welche der Erschließung des so plump aufgebauten schwarzen Erdtheiles von jeher im Wege standen. Was wäre heute Afrika, wenn es durch seine Ströme ebenso erschlossen vor dem Forscher und Cultivator läge, wie etwa Amerika? Schon die Portugiesen, die Entschleierer Afrikas, suchten auf den natürlichen Wasserstraßen in das Innere vorzudringen, wendeten aber an den Stromschnellen ihre Schiffe und begnügten sich mit der Besetzung der Küstenebenen. Wie ihnen, erging es allen späteren Forschern.

Erst unsere Zeit kann, Dank der großartigen Entwicklung der Technik und der Geldassociation, daran denken, diese Barren durch Anlagen von Eisenbahnen unschädlich zu machen. Oberhalb der Katarakte erschließt sich ja auf den träge fließenden Mittelläufen dieser Ströme ein großes Feld für die Dampfschifffahrt. So kann z. B. der Congo von Stanley Pool

an 1700 Kilometer weit mit größeren Dampfern befahren werden, seine Nebenflüsse mindestens auf einer ebenso langen Strecke.

Doch wer soll diese theuren Eisenbahnbauten in einem mörderischen Klima ausführen, wer sie bezahlen? die Neger entschieden nicht, also die Europäer. Werden sie es thun? Sicher, sobald sie den Gewinn solcher Unternehmungen berechnen können. Das wird aber zumeist noch lange dauern; heute läßt sich an keiner Stelle Afrikas ein derartiges Unternehmen als sicher gewinnbringend diagnosticiren. Darum wird der schwarze Erdtheil noch lange ebenso schwer zugänglich bleiben, wie er heute ist, weil die Dampfer, jene gewaltigen Culturträger im Westen Nord- und Südamerikas, in Afrika die Erlösung bringenden Rauchsäulen noch lange nicht aufsteigen lassen werden. Wie stünde es gerade um jenes Stück Afrika, welches ich durchforschte, wenn man den Zambesi mit Dampfern hinauffahren könnte; wie sähe es am Limpopo aus! Statt der Wildniß hätten wir eine reiche Culturlandschaft mit Farmen und Ortschaften bedeckt vor uns. Denn läge das Hauptgefälle der afrikanischen Flüsse nicht im Unterlaufe, sondern wie bei den europäischen im Oberlaufe, so gäbe es weniger Sümpfe und auch keine Malaria. Diesen und ähnlichen Gedanken hing ich nach, als ich an den humusreichen Ufern des Limpopo, die sich ebenso gut zur Colonisation eignen würden als Texas, fischend saß.

Der Limpopo, respective die Seitenlachen desselben, sowie die anderen Flüsse Südafrikas, sind überaus fischreich. Nicht selten finden sich im Limpopo-Notuany-, im Schaschа- und im Maricofluſſe auch Krokodile. Während des Hochwassers gerathen diese Saurier oft in die Seitenarme und sehen sich beim Abfluß desselben nach der Regenzeit oft auf dem Trockenen oder in einer Lache gefangen.

Sie wittern unschwer auf Kilometer hin »ihr« Element, und suchen diesem zuzusteuern. Sie halten sich am Tage in dem hohen Ufergrase auf und entziehen sich erfolgreich jeder Beobachtung. Dabei erhaschen sie doch so manche Beute von Kleingethier, als Rebhühner, Perlhühner, Hasen, Baumzieſel, welch' letztere hierzulande mit Vorliebe die Erde scharren, kleinere Antilopen ꝛc. Ruhig liegen die Riesensaurier da, bis auf das Auf- und Abgleiten der Nickhaut am Auge verräth dem Hasen oder der Antilope

keine einzige Bewegung, daß es in diesem im Grase liegenden unscheinbaren Klotze ein Krokodil, einen seiner furchtbarsten Feinde und größten Räuber der Natur vor sich habe, als bis es durch einen plötzlichen Schlag mit dem Schwanze oder einen plötzlichen Vorstoß mit der Schnauze betäubt und erhascht oder verscheucht, und dann wohl für immer vor einem solchen Holzklotze gewarnt wird. Ich bin jedoch selbst überzeugt, daß manche Thiere, namentlich die Antilopen, Wildkatzen und Schakale, die mit einem so ausgezeichneten Witterungsvermögen von der Natur begabt sind, den Moschusgeruch des Riesensauriers schon auf Entfernungen hin wahrnehmen, und sich dann in respectvollem Abstande halten. Bei der Tränke, wo der Räuber ganz unter Wasser geborgen, den Moschusgeruch nicht von sich gibt, fallen sie ihm aber umso eher zum Opfer. Zu dem, was ich schon in meinem früheren Werke über diese Riesenechsen berichtet, möge noch hinzugefügt werden, daß nahezu alle Reisenden sowie die seit Jahren im N'Gami-See-System lebenden Elfenbeinhändler, darunter auch Erichson, behaupten, die Krokodile leben nicht von Fischen, sondern nur von Lurchen, Vögeln und kleinen Säugethieren, welche der Tränke halber die Flüsse und Sümpfe aufsuchen müssen. Ich für meine Person habe mich am Zambesi und am Limpopo dagegen davon überzeugt, daß die Fische die Hauptnahrung der Krokodile bilden, doch es mag sein, daß in den N'Gami-Gegenden Fischarten leben, welche sich den Nachstellungen des Krokodils unschwer zu entziehen wissen oder als Nahrung von diesen Sauriern nicht gesucht werden. Es wäre hier ein Beispiel gegeben, wie sich die Thiere den localen Nahrungsverhältnissen anpassen. Die Krokodile sind übrigens dem Menschen nicht so gefährlich, als man in Europa gewöhnlich annimmt. Es ist mit ihnen, wie mit den Tigern und Löwen. Natalblätter bringen zwar sehr oft Berichte über Unglücksfälle durch Krokodile, wobei jedoch in der Regel nur Verletzungen gemeldet werden, da sich daselbst nur kleinere Krokodile an Menschen und größere Thiere wagen. Meine frühere Ansicht, daß diese Saurier in dichter bewohnten Gegenden sehr dreist und keck werden, in der Wildniß jedoch und außerhalb des Wassers größere lebende Objecte, und namentlich den Menschen als ihre Feinde scheuen und vor ihnen sofort ins Wasser flüchten, wurde auf meiner letzten Reise bestätigt.

Nachdem die Erkundigungen über den Wildstand bei unserem ersten auf sechs Tage bemessenen längeren Aufenthalte am Limpopo so gut ausgefallen waren, entschloß ich mich zu einem Jagdzuge am jenseitigen Ufer. Ich sandte Harry und Fekete zu Pferde voraus und schon früh am Nachmittage kamen die Ausgesandten laut jubelnd heim. — Fekete und Harry führten ihre Pferde am Zügel, weil dieselben mit je einer jungen, mehr denn halberwachsenen Kuduantilope belastet waren, das erste größere auf dieser Reise erbeutete Wild. Da gab es ein Fragen und ein Jauchzen, daß die Gelbsteißbülbüle und die jardinischen Lachvögel in den nahen Uferbäumen laut zu kreischen anfingen und endlich auch unsere Hunde, entsetzt ob des Spectakels, mit lautem Gebelle einfielen. Harry mußte erzählen. Harry kennt kein Jägerlatein; er gestand sofort, daß er diesmal seine Trophäen unschwer erworben. Der im Zickzack führenden frischen Spur eines Kudupaares stundenlang folgend, sah er sich endlich vier Kilometer vom Flusse ab im Walde den Thieren gegenüber, sie grasten. Harry sprang vom Pferde, gab Feuer auf das nächste Thier und trifft so gut aufs Blatt, daß die Antilope im Feuer niederstürzte. — Und die zweite? — — Wohl wenige Beispiele dieser Art dürften bekannt sein; das zweite Thier blieb stehen und beschnupperte den gefallenen Genossen; zwei weitere Schüsse streckten auch dieses Thier nieder. Nachdem die Jäger mit vieler Mühe ihre Beute auf die Pferde geladen, machten sie sich sofort auf den Heimweg, der sich namentlich als Abstieg vom jenseitigen Ufer und im Flusse und seinen schilfreichen Inseln recht mühevoll gestaltete. Fekete jagte für sich stromabwärts und kam erst nach den Schüssen zu Harry herangesprengt, um ihm beim Ausweiden der Thiere ꝛc. behilflich zu sein. Fekete berichtete, daß er auf seinem Ritte einige Wildschweine erblickte, allein nicht zum Schusse kommen konnte, da die Thiere so plötzlich im hohen Grase verschwunden wären. Das südafrikanische »Buschvaark« ist ein ungemein feiges Thier. Derjenige, welcher seine Fluchtmethode nicht kennt, wird in der Regel irre geleitet und kommt nie zum Schusse. Das Thier jagt, so wie es Gefahr wittert, in einer geraden Linie in der Regel quer über den Weg des Jägers mit einer erstaunlichen Raschheit dahin. Sein Lauf hat ein so gleichmäßiges Tempo mit stetig gleich-, etwas emporgehaltenem Kopfe, daß

das Thier einen komischen Anblick gewährt. Mir machte eine solche Sau immer den Eindruck einer durch einen Mechanismus getriebenen, sich ununterbrochen in der gleichen Richtung und gleichmäßig dahinbewegenden Masse. Doch ist der Jäger nicht schnell, so entflieht diese Masse vor den Augen des besten Schützen, der dem Thiere eine solche Raschheit nicht zugemuthet, und glaubt, daß sich die Thiere in dem hohen Grase und im Gebüsche ein Versteck suchen würden. So wird der Jäger immer wieder irregeführt, bis er über die Taktik der Thiere durch Andere oder in Folge seiner steten Mißerfolge belehrt worden. Ist man zu Pferde und kennt man diese Eigenthümlichkeit des feigen südafrikanischen Wildschweins (feig dem Menschen gegenüber), so kann man in jedem Falle des Thieres Herr werden. Für solche, welche der Felle zu Ausstopfzwecken bedürfen, möge noch der Rath beigefügt werden, sich wo möglich mit einem guten Schusse zu begnügen, da die Haut des Thieres ungemein spröde und, wenn trocken geworden, an den Wundrändern leicht brüchig ist. Neben dem südafrikanischen Stachelschweine und dem röthlichen Berghasen ist es das Fell dieses südafrikanischen Wildschweines, welches den Präparateur zur größten Vorsicht auffordert. — Meine Sammlung enthält drei Exemplare im Matlobatse (Limpopothale) erbeutet, ferner sieben Exemplare aus dem Inquisithale (Nordzambesigebiet) und eines aus den Deikhawäldern, sowie zahlreiche Phacochoerus-Schädel. Da ich für die auszustopfenden Exemplare Holzschädel benütze, ist es mir möglich, etwa fünfzehn fehlerlose südafrikanische Wildschwein-Schädel aus verschiedenen Altersstadien in der Gruppe »Anatomica« und ihrer Partie der Säugethierschädel dem Besucher meiner zukünftigen Ausstellung vorführen zu können.

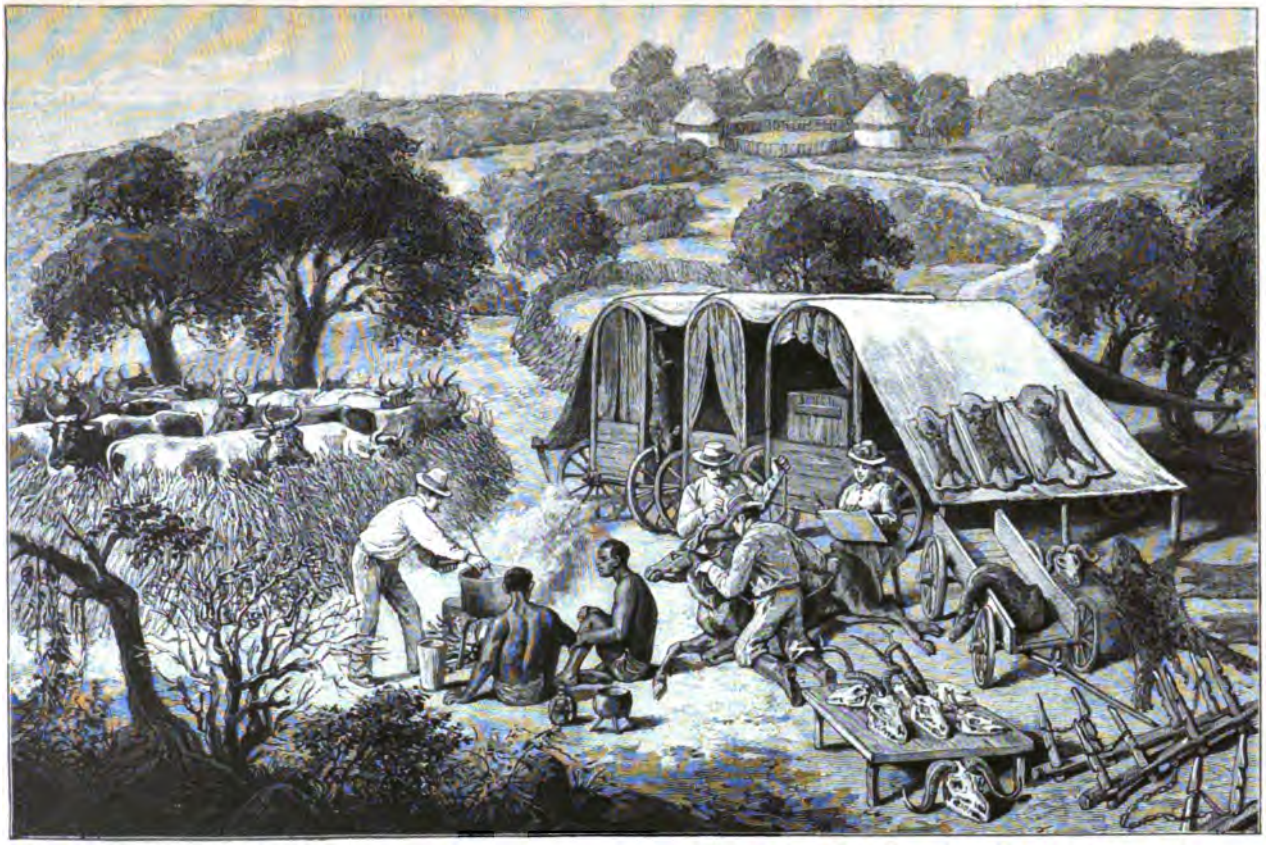
Wir machten uns sofort an das Präpariren der Kudufelle. Leider grollten uns die Götter des Thales, daß wir zwei ihrer Schützlinge getödtet, die hier vorkommenden herbstlichen Schauer stellten sich ein; es regnete stundenlang, so daß wir mittelst Segelleinwand eine Hütte zwischen den Lastwagen errichten und hier die Felle präpariren und aufhängen mußten. Auf Matten gelegt, wurde das Thier zuerst gemessen. Meine Frau nahm stets, wenn sie beim Wagen war, diese Arbeit auf sich, indem sie mit Hilfe Haluschkas, der den Cadaver in die benöthigte Position

brachte, mit dem Centimetermaß und das Resultat in ein von mir zusammengestelltes Tabellenbuch dem Leeb oder Tom Meintjes dictirte. Nach dem Erlegen eines Säugethieres ist es hierzulande nöthig, gewisse Vorsichtsmaßregeln, die sich auf die Größe des Thieres und die Entfernung seines Gewinnens vom Lagerplatze beziehen, zu beobachten. Ist das Thier klein und die Entfernung nicht groß, so trägt man es sofort in das Lager; Thiere bis zur Größe eines kleinen Hirsches ladet man in den Sattel. Es ist nöthig, daß der Jäger stets Stricke mit sich führt und in allen Fällen die Theile des Thieres, die befestigt werden, erst mit Lappen oder Blättern umwindet, damit die Stricke diese Stellen nicht abwetzen; bei südafrikanischen Hasen vermag schon das Tragen des Thieres an den Läufen in der Hand die Haut abzuscheuern. Ist das Thier groß und der Jäger nicht im Stande, es heim zu befördern, die Entfernung aber nicht beträchtlich, so haut* er Dornbüsche ab, und bedeckt es mit denselben, um es gegen Schakale und anderes Raubgethier zu schützen und legt dichtes Laub darauf, um es dem scharfen Auge der Aasgeier zu entziehen. In der Regel sollen in den Limpopogegenden zwei Jäger ausgehen, die einander helfen können, wobei einer als Wache bei der Beute zurückbleibt, während der andere rasch ein Packpferd mit dem obligaten Packsattel holt oder wie in unserem Falle den kleinen eisernen Wagen heranbringt, der sich für diese Arbeit als äußerst tauglich erwies. Ich hatte mehrere Packsättel bei mir, doch als die besten erwiesen sich unsere gewöhnlichen Reitsättel, mit einer wasserdichten Decke überworfen, um Blutflecken am Sattel zu verhüten. Da bedurften wir auch keiner Stricke und Leinen und warfen das Thier einfach über den Sattel, bis die beiden Körperhälften ins Gleichgewicht kamen, und sahen nur zu, daß das Fell des Thieres von dem stellenweise dichten Gebüsche nicht verletzt, von den Baumstämmen nicht abgewetzt wurde. Ist die Entfernung vom Lager nicht groß, (bis zu sechs Kilometer für Früh, Abend und die Nacht, bei der Mittagshitze bis zu einem Kilometer), so weidet man das Thier gar nicht aus, da das Entweiden schon auf die Messungen des Umfanges und die

* Eine kleine amerikanische Axt oder ein Faschinmesser muß man stets mit sich tragen.

beiden Durchmesser des Bauches und des Brustkorbes Einfluß übt, sondern befördert die Beute unausgeweidet ins Lager. Hatten wir den Wagen benützt, so wurde Gras untergestreut und das Thier in eine alte, weiche Wagenleinwand gehüllt, um es gegen die Sonne und Fliegen zu schützen; mußte es ausnahmsweise vielleicht in der Hitze transportirt werden, so wurde es so dicht mit Laubzweigen bedeckt, daß es vollkommen im Schatten lag, denn die Verwesung tritt in den Tropen unglaublich rasch ein. Will man die Felle waschen, so thue man dies erst, nachdem sie abgezogen worden sind, da oft, trotz Verstopfens der Wundlöcher, Blut und die Körperflüssigkeiten durch dieselben zum Ausflusse kommen. Ist es möglich, so ist es von dem größtem Vortheile, wenn sich zwei, ja auch drei Mann zugleich an das Präpariren eines hirschgroßen Thieres machen, um die Haut so rasch wie möglich zum Trocknen zu bringen. Ich ließ oft vier Mann an einem solchen Thiere vorsichtig arbeiten, um das Fell womöglich intact zu erhalten und um etwaige Verletzungen der Taxidermisten wie sie beim raschen Abhäuten oft unterlaufen, hintanzuhalten, da sich solche Verletzungen bei der folgenden Vergiftung des Felles mit arsenikſaurem Natron immer sehr schmerzhaft erweisen und bei Bearbeitung von mit Strychnin vergifteten Raubthieren dem Taxidermisten leicht gefährlich werden können.

Als wir auf der Rückreise keine Spannbretter mehr zur Verfügung hatten und rasch reisen mußten, nahmen wir Zuflucht zum Schilfrohr und entblätterten, geraden Ruthen und Stöcken, um an denselben die Haut, mäßig auszuspannen und so selbe, von beiden Seiten der Luft ausgesetzt, rasch zu trocknen. War das Fell bis auf die Klauen und gewisse Kopfpartien trocken, so wurde es auf eine Decke gelegt und mit Decken bis auf die noch feuchten Partien belegt, diese jedoch den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ich muß noch nachträglich erwähnen, daß man beim Ausarbeiten der Mund- und Augentheile sehr vorsichtig vorgehen, und, um ja die Cilien und Augenlider nicht zu verletzen, auch nicht vergessen darf, die Ohrknorpeln hervorzuholen, wobei man sie von innen aus, ohne einen Schnitt auf der Außenfläche zu machen, mit dem stumpfen Ende des Scalpirmessers herausschält, was nur bei Hasen nicht gethan wird. Da, wo der Reisende viel Raum in seinem Wagen hat, kann man eine



Eine Lagerscene im Limpopothale.

mit pulverisirtem Alaun gefüllte Kiste mit sich führen, in die man die nassen Felle legt, wo sie rasch trocknen. Das vollkommen getrocknete Fell wurde gegerbt, die Füße, ebenso die Geschlechtstheilpartien und der Kopf bis an den Hals in doppelt weiche Papierlagen gegeben, dann wurde ein weicher Kattun größer als das Thier ausgebreitet, darauf weißes Löschpapier und nun das Fell auf dieses mit der Haarseite gelegt. Je nach dem Fettgehalt des Thieres kam auf die nackte Hautpartie entweder nur eine Papierlage und ein dünner Lappen oder zwei Löschpapierlagen und ein dicker Lappen, dann wurden die bereits eingehüllten Füße nach einwärts gelegt und endlich wurde die ganze Haut eingerollt. Es zeigt sich jetzt, daß jene Häute am besten gerollt waren, das heißt am schönsten erhalten, nach Europa kamen, welche schon in Afrika von fünf bis sechs Menschen, also sehr gleichmäßig gerollt wurden. Die eingerollten Felle wurden in Kisten verpackt, welche mit Blech wattirt waren und sofort verlöthet wurden. Jede Kiste wurde eben erst dann gepackt, wenn so viele Felle vorhanden waren, daß sie die Kiste vollkommen füllten. Ich wählte stets Kisten, welche in ihrer Größe der Größe der Felle entsprechen, also für kleine Felle keine allzu großen Kisten, da, wenn hoch aufeinander geschichtet, die zarten trockenen Felle brechen würden. Eine Schakalkiste, etwa einen Meter lang, 0·5 Meter breit und 60 Centimeter hoch, nimmt dann (vier Felle nebeneinander liegend), etwa 16—18 Felle auf; eine Kiste für rehgroße Thiere, einen Meter lang, einen Meter hoch, nimmt 14—16 Felle auf; Kisten, bestimmt für Thiere von Hirschgröße können sehr umfangreich sein, da die dicken Häute, auch wenn vier bis fünf aufeinander geschichtet, durch Druck nicht beschädigt werden, erst aber durch Abwetzen, wenn die Felle nicht sehr fest gepackt sind. Zum richtigen Packen der verschiedenen Säugethierfelle gehört ein eigener Griff, der es Einem sofort sagt, so viel Druck verträgt dieses Fell und jenes nicht, und ob auch eine Kiste so gepackt sei, daß das furchtbare Schütteln auf den südafrikanischen Wegen keine Verrückung und kein Abwetzen der Felle verursachen könne.

Da ich annehme, daß es manchem Sammler und Reisenden interessiren dürfte, welche Erfahrungen ich beim Präpariren der Felle machte, will ich noch einige Winke anfügen. Ich habe, nachdem das Thier ge-

waschen und seine Messung in das Tabellenbuch eingetragen war, die nackten Hautstellen mit Rücksicht auf ihre Farbe notirt, so auch die Farbe der Iris und etwaige besondere Merkmale wie Wunden ꝛc., so auch den Ernährungszustand, das Geschlecht des Thieres und die localen Verhältnisse angegeben, unter denen das Thier angetroffen wurde. Diese Beobachtungen wurden in das Fachtagebuch, sei es das der Raubthiere, der Wiederkäuer ꝛc., eingetragen. Dann wurden die dem Leser wohlbekannten Schnitte gemacht und der Kopf womöglich herausgeschält, wobei auf die Reinigung der Kopfhaut, der Genitalien, der Klauen, wie schon erwähnt, die größte Sorgfalt verwendet wurde, und endlich die Füße auf der hinteren Seite aufgeschnitten. Das Riesenfell des schwarzen zweihörnigen Nashorns mußte ich in zwei Längsstücke zerschneiden, wobei ich Kopf und Schwanz an der nämlichen Seite ließ; vier Tage arbeiteten wir zu Vieren an diesem Felle und ein eigenes Gerüste mußte errichtet werden, um das beschattete Fell bei durchstreichender Luft rasch zu trocknen. Auf dem Zuge nach Norden stopften wir die Kopfhaut in der Regel ähnlich ihrem Naturzustande aus. Dies entfiel bei dem Präpapieren nach dem Unglücke im Maschukulumbelande; da wir keine Kisten hatten und alles in Schilfrohr gepackt einen möglichst kleinen Raum einnehmen mußte, wurden auch die Köpfe gerollt oder mit anderen gesammelten Objecten (kleiner Handarbeit der Eingebornen, Samen, Früchten ꝛc.) ausgefüllt. Außerdem gingen uns bei der Rückreise auch die zum Trocknen der großen Felle von daheim mitgenommenen Spannbretter ab, welche uns auf der Reise nach Norden so ausgezeichnete Dienste geleistet; wir sahen uns gezwungen, die Thiere bei einem längeren Aufenthalte auf einer Stelle auf der Erde trocknen zu lassen und bei Regen sie mit unseren Kleidern und Gras zu bedecken, auf der Reise jedoch jenes erwähnte Rohr- oder Rahmenwerk zu machen. Nachdem das Fell dem Thiere in der beschriebenen Weise abgezogen worden (nur bei den kleinsten schnitten wir Füße und Hals nicht auf, sondern begnügten uns mit einem Bauch-Brustschnitt), wurde die Haut nochmals gereinigt, da hie und da Muskelfasern des Latissimus der Haut zurückgeblieben sein mochten, dann mittelst Pinseln mit Arsenikseife oder mit in Wasser aufgelöstem arsenikfaurem Natron (1 : 10 bis 1 : 20) vergiftet;

fette Häute mit Asche oder Alaun oder mit trockener Thonerde bestreut. Wo all dies nicht möglich war, wurde das Fell mit Löschpapier, Lappen so lange bearbeitet, bis das sichtbare Fett entfernt worden. Dann ließen wir das Fell — bei der Nordreise geschah dies nur im größten Nothfalle nach Regen oder bei Regen, wenn plötzlich die Sonne hervorblickte — eine Zeit lang mit der nackten Seite dem Sonnenstrahl ausgesetzt, damit das in der Haut noch lagernde Fett herausgezogen würde. — Als die fettesten Thiere erwiesen sich zumeist Raubthiere, wie Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, manchmal auch Schakale, Zebras, Eland-Antilopen und kleine Hausthiere. Kleine Säugethiere wurden mit Baumwolle ausgestopft und so getrocknet. Die langbeschwänzten Thiere bekamen längs des Schwanzes eingelappte und am Felle befestigte Holzstäbe, welche gegen etwaige Beschädigungen diese Körpertheile vollkommen schützten. Die Schädel der Thiere wurden zuerst mechanisch gereinigt, dann bei längerem Aufenthalte in großen Blechgefäßen macerirt und mit den nöthigen Labellen versehen als Anatomica verpackt.

Bei dem Entnehmen der Schädel behörnter Thiere, wo die Hörner auseinanderragen und nicht mit dem Kopfe durch die an der Losalfläche der Hörner gemachten Einschnitte herausgezogen werden konnten, machten wir einen Verbindungsschnitt durch die Haut von einem Horn zum andern, oder wir sägten den Kopf im Längsschnitte mitten durch, was umso angezeigter erscheint, als sich solche Köpfe, die stets in unverzinnten Kisten (und nur Schädel mit Schädeln) verpackt werden müssen, viel leichter verpacken ließen. Die Köpfe wurden in Papier und Leinwand gehüllt und dann in der Regel mit trockenem Grase umwickelt, um eine Verletzung durch gegenseitiges Abwetzen und Abstoßen zu verhüten. Solche Schädel, namentlich, wenn auch behörnte Antilopenköpfe darunter sich befinden, sind schwer zu packen und schütteln sich oft in Folge der langen Feldtransporte so zusammen, daß dann in der Kiste ein freier Raum entsteht und beim Umstürzen der Kiste eine Abwetzung der Hörner, was bei geringelten Hörnern gar sehr ins Gewicht fällt, erfolgen muß. Aus ähnlichen Gründen ist es gut, eine Pappendeckelplatte zwischen die Zähne der beiden Kiefer zu legen, um eine Verletzung der letzteren hintanzuhalten.

Nilpferdhörner, Wildschweinhauer und die Zähne an Löwenschädeln sind wohl in Watta zu packen, weil sie in Folge des raschen Temperaturwechsels in Südafrika sehr leicht bersten und abbröckeln. Auch leistet ein Wachsüberzug gute Dienste.

Nach jenem ersten erfolgreichen Jagdversuche meiner Begleiter Harry Meintjes und Fekete wählte ich mir für den folgenden Tag dieselben Jäger; ich ritt den dunkelbraunen Doppel-Ponny »Cäsar«, Harry sein Pferd »Bettel«; Fekete den hochbeinigen Rothschimmel »Pluto«. Wir erblickten in kurzer Zeit ein Kudupaar, dem unsere Jagd galt, und zwar wollten wir die Antilopen im Galopp jagen. Allein bald hatten wir die Thiere aus den Augen und es blieb nichts übrig, als den zertretenen Grasspuren nachzureiten. Nach einem zweistündigen Ritte sahen wir deutlich, daß unser Wild auf seinem Wege gegrast hatte, und plötzlich sieht Harry einen Kudu im dichten Gebüsch stehen und gibt in dem Momente, als ihn auch auf eine Entfernung von etwa 75 Meter das Thier erblickt, auf dasselbe Feuer. Wir sahen ein flüchtig Kudu das Weite suchen und Harry, rasch sich in den Sattel werfend, galoppirt ihm nach. Ich eilte auf die Stelle zu und stieg ab, den Boden und das Gras zu untersuchen, ob nicht vielleicht Blutspuren im Grase auf eine Wunde schließen lassen würden. Wie ich so herabblicke, gewahrte ich zahlreiche Blutstropfen und meinem Pferde, das sofort zu grasen begann, die Zügel überwerfend, ging ich rasch der blutigen Spur nach; einige fünfzig Schritte von der Stelle, wo ich abgestiegen war, ersah ich zu meiner freudigen Ueberraschung kaum vier Meter von mir im Grase einen Cadaver, das getroffene Kudu. Durch zwei Schüsse rief ich Harry herbei und nachdem wir das Thier ausgeweidet, hoben wir es in den Sattel des stärkeren Pferdes und fanden uns spät am Abend im Lager wieder ein. Der Tag war umwölkt und trübe, der vorhergehende Regen hatte den Weg so sehr aufgeweicht, und noch war keine Hoffnung, daß ihn die tropischen Sonnenstrahlen rasch trocknen würden. Wind und Wolken ließen vielmehr auf weiteren Regen schließen. An zweien der folgenden Tage besuchte ich mehrmals das jenseitige Ufer; ich traf wohl Kuduthiere und einen Trupp Pallahs, hatte aber kein Jagdglück; dagegen hatten wir in jenen Tagen eine reiche Ausbeute an Fischen zu verzeichnen.

Ich hatte mit Hilfe meiner Frau bereits einige Fischarten dieser Limpopostrecke mit der Angel gefangen, wobei eine Art Phycis mit ihren bewehrten Rücken und Brustflossen nicht nur mir, sondern auch später meinen Leuten wochenlang eiternde Geschwüre verursachte, welche Wunden sich viel schmerzhafter erwiesen, als die durch Vogelkrallen und Säugethierbisse hervorgebrachten. Meine Frau fing von einem hohen Uferabhange aus einige sehr schwere Welse und wußte sie meisterhaft emporzubefördern, so auch eine große mit einem beweglichen Brustschilde versehene Schildkröte; im allgemeinen hatten wir uns an dieser Stelle einer reichlichen Ausbeute zu erfreuen, was wiederum nicht wenig meine Begleiter aufmunterte und so auch einen moralischen Erfolg hatte. Alle sprachen nur davon, daß in der That das Limpopothal die Mühen reich entlohne und einer der interessantesten Orte wäre, die sie bis heute in Südafrika betreten hatten.

Am 21. April verließen wir diese Stätte, zogen weiter das Limpopothal nach abwärts und langten am 28. früh an dem Bamangwato- (Nord-) Ufer der Notuanymündung an, wo ich einige Zeit der Gewinnung von großen Säugethierfellen, auch solcher, die ich zwischen Schoschong und dem Zambesi erwarten konnte, halber zu bleiben beschloß. Von Schoschong, dieser letzten Culturstätte auf meinem nördlichen Zuge, wollte ich so viel, als irgend möglich war, heimsenden, einerseits um die Sammlungen in Sicherheit zu bringen, andererseits um unsere Wagen zu entlasten.

Bevor wir die Notuanymündung erreichten, rasteten wir an mehreren Uferstellen des Limpopo und ich hatte Gelegenheit, in die der Ornis gewidmeten Tagebücher so manche Beobachtung zu verzeichnen. An einer Stelle, an der sich der Fluß teichartig ausbreitete und eines der sogenannten Seekuhlöcher (See-kui-chat) bildete, hielt ich mich zwei Tage auf. Wir nahmen das Ponton vom Wagen und trugen es in den Fluß herab, wo es seine ersten Probefahrten auf afrikanischem Boden und zwar zu unserer vollsten Zufriedenheit bestand. In der ersten Nacht hörten wir uns gegenüber am rechten Flußufer eine Hyäne lange hindurch brüllen und fanden am Morgen das zertrümmerte Skelett einer Deukergazelle, welche

von ihrer Tränke heimkehrend, im dichten Schilfrohre von dem Raubthier überrascht, getödtet und sammt Haut und Haaren bis auf einen Theil des Skelettes aufgefressen worden war.

An einer anderen Ausspannstelle stieß ich auf ein Kudupaar, dessen Stier ein Riesengehörn führte — beim Laufen legte er die Hörner nahezu flach auf die Längenseiten zurück, auf daß sie in den Dornbüschen seine Flanken schützten. Unschwer hätte ich einmal, ja zweimal das »Thier« strecken können, wenn ich nicht jedesmal, sowie ich sie in einer Lichtung erblickte, die schönen Thiere hätte bewundern müssen. Nahe an dieser Stelle fand Oswald ein Hyänenskelett, leider war es so beschädigt, daß ich nur den Schädel, der mir jedoch sehr erwünscht war, gebrauchen konnte. An einigen der am Ufer des Flusses sich ausbreitenden Wasserlachen erbeuteten wir Enten, sahen ägyptische und gambische Wildgänse und einen Nimmersatt; schwarze Störche, Kronenkraniche waren nicht selten, auch Kuhreiher fehlten nicht und auf weite Entfernung verrieth der schöne, mächtige Ruf des Schreiseeadlers (Haliëtos vocifer) die Gegenwart dieses gewaltigen und schönen Räubers. Auf mich übt dieser Ruf stets eine besondere Wirkung aus und mahnt mich an die am Zambesi verlebte Zeit und an Orte, wo man dieser Zierde der ornithologischen Sammlungen leicht beikommen kann. — Wir erlegten mehrere und doch war es mir, da durch Zufall jeder Balg durch irgend eine Ursache verdarb, nicht möglich, auch nur ein Exemplar für die Sammlung zu gewinnen. Auf der ersten Reise habe ich die Schreiseeadler nur auf Fische, und zwar zumeist die oberflächlich schwimmenden Raubfische stoßen gesehen und ihnen nur Fische abjagen können.

Ich sah wiederholt Wassergeflügel in ihrer Nähe und selbes sich ziemlich sicher fühlen; umso mehr erstaunt nahm ich auf dieser Reise wahr, daß der Raubvogel auch auf Vögel und Säugethiere stoße, und sie als erwünschte Beute betrachte.

An dem letzten Zuge vor der Notuanyfurth, welche wir in dieser Jahreszeit etwa einen Kilometer oberhalb der Mündung zu überschreiten hatten, begegneten wir zum zweitenmale mehreren mit Bauholz und Gemischtwaaren beladenen der Firma Francis and Clark in Schoschong gehörigen

Fuhrwerken. Diesmal jedoch machte mir diese Begegnung keine Freude, denn die Wagen, welche in unserer Richtung fuhren, hatten, entgegen dem Usus, mitten im Wege ausgespannt und ein Ausweichen war bei dem, wenn auch schütteren Baumwuchse ringsum nur schwer möglich. Es blieb mir

Deuker-Antilopen.

nichts anderes übrig, als mir einen Weg durch das Niederholz zu bahnen, und mich bei den Kutschern der Firma freundlichst für solch' eine Aufmerksamkeit zu bedanken. — Wir langten spät Abends an der Notuanyfurth an; da selbe durch ein tiefes Loch recht gefährdet erschien, entschloß ich mich, das Flußbett erst den folgenden Morgen zu durchfahren; daß ich dies nicht zu bereuen hatte, bewies die Mühe, welche Francis' Leute, die

Holubfurth an der Rotuaw-Mündung.

uns spät am Abende nachkamen, brauchten, um ihre Wagen, welche zum Theile mit dem tiefen Loche in der Furth in Berührung kamen, herauszuschaffen.

Das sich von der Maricomündung bis zu jener des Notuany erstreckende Waldgebiet gehört den Bakwena an, welche zur Zeit meines erstes Besuches auch jenes an der Transvaalgrenze (doch abseits vom Flusse) besaßen, da wo der von der Republik nach Norden am linken Marico-Ufer führende Weg unmittelbar an den Fluß wieder herantritt bis zur Mündung des großen Marico. Wie erwähnt, hatten sich die Bakhatla von Sechele losgesagt und betrachten nun diese letztgenannte Strecke als ihr eigenes Gebiet. Zur Zeit meiner Reise wurde auf Wunsch der drei nördlichsten Betschuanaherrscher Schatsitsiwe (der Banquaketse), Sechele (der Bakwena) und Khama (der östlichen Bamangwato) das englische Protectorat über diese drei Königreiche ausgedehnt. Ich glaube nicht, daß man dabei -- und man war auch im vollen Rechte, wenn man es nicht that — den Bakhatlafürsten von Mochuri berücksichtigt hat. Das englische Protectorat wurde über Sechele's Gesammtgebiet ausgedehnt, so auch über die von den Bakhatla bewohnte Partie, man wird also das von den Bakhatla usurpirte nicht als ein selbstständiges Gebiet anerkennen, und hätte man es auf Wunsch der Bakhatla gethan und ihnen nachgegeben, so hätten sich die letzteren nur damit selbst geschadet, denn die Banquaketse und Bakwena nahmen das englische Protectorat aus Furcht an. Diese Furcht galt einerseit den Boers, mit denen sie seit jeher in Unfrieden lebten, andererseits den beiden Zwergrepubliken Stellaland und Goschen. Kurz die Leute wollten ihr Land vor der Errichtung eines neuen Freistaates, sei es durch die mit ihrer eigenen Regierung unzufriedenen Elemente in der Transvaal, sei es durch die zahlreichen beschäftigungslosen Individuen Südafrikas, welche solche Gelegenheiten mit Vorliebe ergreifen, um sich billig etwas zu erbeuten, bewahren. Die Bakhatla waren ja aus der Transvaal ausgewandert, da sie sich mit den Boers nicht vertragen konnten, und zwar noch weniger wie andere Betschuanastämme. Würden sie das englische Protectorat verschmähen, so könnte diese Politik gerade das herbeiführen, was ihnen unter allen Betschuanastämmen vielleicht am wenigsten erwünscht wäre, nämlich die Annexion durch die Boers. Die östlichen Bamangwato suchten das

englische Protectorat an, um den Angriffen der Matabele zu entgehen. Ich staune, daß die englische Regierung so wenig thut, um ihre neueste Colonie »Süd-Betschuanaland« das Gebiet der Batlapinen und der Barolongen, welches zum Theile zu den früheren Republiken Stellaland und Goschen gehört hatte, zu heben. Das Land hat entschieden Werth für die Emigration und könnte als Absatzgebiet für englische Waaren hundertmal so viel bedeuten, als heute, wo man alles der Privatunternehmung überläßt. Da Betschuanaland keinen Hafen besitzt und als Inlandstaat mittelst eines schiffbaren Flusses von der Seeseite nicht zugänglich ist, dürfen wir uns nicht wundern, daß die Energie von englischen Privaten zur Hebung der Verhältnisse in dieser Colonie noch nichts gethan hat und daß südafrikanische Capitalisten, von den bis gegenwärtig bekannten Reichthümern dieses Landes noch nicht angezogen, sich passiv verhielten. Süd-Betschuanaland als Kroncolonie, wie das Protectorat können sich als exportfähig erweisen, wenn man nur den Muth hat, etwa zwei Millionen Pfund Sterling in das Land zu stecken. Sie sind kein fond perdu, sie würden sich lohnen. Das, um was es sich in erster Linie handelt, ist die Anlage von Wasserleitungen. Wir haben in diesen Gegenden nur Sommerregen; bleiben diese einmal bis auf unbedeutende Schauer aus, wie es schon so oft geschah, oder stellen sie sich statt schon im October—December erst Ende Februar und März ein, so ist Hungersnoth die Folge. Diesem Uebelstande kann hier ebenso wie in allen Ländern Süd-Europas, Amerikas, kurz allen Ländern mit periodischem Regen durch künstliche Irrigation abgeholfen werden.

Der Leser möge jedoch nicht denken, daß ich hier nur den Marico und Limpopo im Sinne habe, um mittelst Maschinen und Canälen eine Irrigation zu bewerkstelligen; nein, nahezu das Gegentheil; ich würde vorschlagen, nur für die am Ufer des Limpopo gelegenen Farmen dem Flusse das Wasser zu entnehmen, und das nur im beschränkten Maße, denn wenn die Transvaaler am rechten Ufer ein Gleiches thäten, hörte der Limpopo auf, ein »Strom« zu sein. Das Land besitzt zahlreiche ganz und halb versiegte Quellen, versiegt durch den gewöhnlichen Weg der Anschwemmung im Flachlande. Diese Quellen, rationell benützt, geben mehr Wasser, als

eine dreimal größere Bevölkerung wie die heutige für eine intensiv betriebene Acker- und Weidewirthschaft brauchen würde.

Arme Einwanderer können aber die nöthigen Reservoirs, die nöthigen Canäle und Schleußen aus eigenen Mitteln nicht anlegen, denen müßte die Regierung hier unter die Arme greifen, um in wenigen Decennien mit Wucherzinsen ihr Darlehen wieder hereinzubringen. Wie ich denn überhaupt der Ansicht bin, das Capland, welches seinem Klima und seinen Mineralschätzen nach so viele Aehnlichkeit mit Californien hat, ließe sich durch eine der californischen ähnliche Irrigation auch in ein ebenso reiches Agriculturgebiet verwandeln, wie das früher ebenfalls verachtete Gestadeland am Sacramento.

Wenn die Regierung in dieser Richtung nur einen Finger rührte, so käme die Einwanderung von selbst in Fluß, und das, was jetzt ein frommer Wunsch ist, wäre dann nur eine unausbleibliche Folge: die Hebung der Cultur der Eingebornen. Jetzt thut z. B. der Betschuana nichts für seine Viehzucht, und doch bietet das Material, welches er schon derzeit in seinem großen, starken Rinde, dem Fettschwanzschafe und der großen heimischen Ziege besitzt, einen Stock, der unschwer veredelt, reichlichen Nutzen abwerfen kann. Ich weiß wohl, daß die Briten das französische Colonisationssystem, welches eben in einer ausgiebigen Staatshilfe gipfelt, nicht lieben; allein das System der self made men hat in colonialen Dingen heute wohl vielfach die Grenze erreicht. So lange reiche Striche der Erde zu besetzen waren, ging es; in Südafrika geht es nicht mehr.

Man kann doch nicht hoffen und verlangen, daß sich Private an solche Versuche machen? Und geschieht dies, so kann ein zufälliges Mißlingen so entmuthigend wirken, daß weder dieselbe Person, noch eine andere etwas Aehnliches je wieder versucht. — So werden wohl die südafrikanischen Länder noch so lange menschenarm bleiben, bis die reicheren Einwanderungsgebiete voll sind. Ob dieses Hinwarten bis zum Eintritte des natürliches Verlaufes nothwendig, ob es klug sei, ist eine andere Frage: ob es auf die Dauer der Politik der als »Krämervolk« verschrieenen Briten entsprechend sei, ist schon fraglich. England, dieser größte Handelsstaat aller Jahrhunderte, hat schon ungezählte Millionen in fremde Erdtheile

gesteckt, als es seine 400.000 Quadratmeilen umspannende Colonialmacht aufbaute; England hat aber auch schon ungezählte Millionen aus diesen Colonien gezogen. — Eben dieses England wird auch eines Tages seinen wahren Vortheil im Betschuanalande wahrnehmen und einsehen, daß hier ein Land geschaffen werden könnte, in dem statt wilder Neger wohlhabende, kaufkräftige britische Unterthanen weißer Hautfarbe wohnen, welche den Kreis britischer Fabrications- und Handelsthätigkeit erweitern zu helfen im Stande sind. Daß die jetzige englische Politik diese Ideen nicht protegirt, sage ich ganz offen; eine künftige wird es thun.

Ich nehme mir kein Blatt vor den Mund, wo es gilt, ein wahres Wort zu sprechen. Ich habe ja seinerzeit auch den mit den Zulu nach ihrer Niederwerfung durch Wood und Chelmsford geschlossenen Friedensvertrag als eine unkluge That des St. James-Cabinets bezeichnet. Auch in der Betschuanafrage vermißt man den großen handelspolitischen Zug, der sonst die colonialen Gründungen Englands seit zweihundert Jahren auszeichnet. Hier könnte man sagen, die Herren in der Downingstreet* seien zu wenig Krämer gewesen.

Uebrigens wird England willig oder unwillig für Südafrika bald etwas thun müssen. Die Tage beschaulichen Stilllebens in Südafrika sind vorüber, es beginnt unter den Weißen der Kampf ums Dasein. Die Deutschen, die Portugiesen und die freien holländischen Boers rühren sich. Mit Rücksicht weniger auf die deutschen Colonien Südafrikas, die ja kaum vegetiren, aber mit Rücksicht auf die Absichten, welche in letzter Zeit Portugal zur Hebung seiner Colonien ins Werk zu setzen sucht und in Bezug auf die Anstrengungen, welche die Transvaal macht, um die Küste zu gewinnen, um sich von den Häfen englischer Colonien in Südafrika unabhängig zu machen, muß England für eine raschere Entwicklung in dem neuerdings erworbenen Betschuanalande sorgen lassen.

Ein englischer Gerichtspräsident ist gegenwärtig Gouverneur des Betschuanalandes geworden, ein charaktervoller Mann, der das Betschuanaland zum erstenmale sah, als er daselbst als Gouverneur seinen Einzug hielt, ein Mann, der über das Wohl und Wehe des Landes, über seine Licht

* Straße, in welcher das englische Ministerium des Aeußern steht.

und Schattenseiten nichts aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Ich möchte sagen, solch' ein Mann ist eine von London vollkommen abhängige Person, darauf bedacht, laut Auftrag des dortigen Ministeriums des Landes Haushalt so niedrig wie möglich zu stellen, ohne zu berücksichtigen, daß dabei das ihm anvertraute Land sowie das Mutterland nur wenige Vortheile ernten, während beide Gebiete sehr viel gewinnen könnten. Solch' eine Politik ist dort gut, wo sie in einer bereits zur Entwicklung gebrachten Colonie angewendet werden kann, allein schon bei der Anlage eines neuen Obstgartens zu sparen, indem man bedeutend weniger Bäumchen setzt, als der Boden zu ernähren vermag, die billigste Anpflanzung wählt und den Bäumchen aus Ersparungsrücksichten in den ersten drei Jahren keine Pflege angedeihen läßt, das hieße einfach wahnsinnig handeln.

Ein Mann, der in diesem Sinne das Betschuanaland cultivirt, mag ehrlich, sparsam, gewissenhaft, kurz ein Mann voll guter Eigenschaften für viele Amtsgeschäfte in England sein, aber kein Gouverneur für Südafrika. Ihm wird die Geschichte kein Lorbeerblatt weihen, ihm das britische Volk wenig Dank schulden. -- Doch die Briten sind ein gesundes Volk, das nicht lange auf politischen Irrwegen wandelt; es wird gewiß auch die rechten Männer für eine gesunde südafrikanische Politik finden.

V.

An der Notuany-Mündung.

Der Limpopo innig ersehnt. — Angenehme und unangenehme Erinnerungen. — Unser gegenwärtiges Lager. — Besuch des Bamangwato-Prinzen Khamane. — Khamane und Khama. — Vertrag mit Khamane. — Abgaben unter den Betschuana. — Der Besuch bei Khamane am Matlobatse-Flusse. — Krankheitsfälle und Vorurtheile unter Khama's Unterthanen. — Ritt durch's Matlabatse-Thal. — Vogelleben im Matlabatse-Thale. — Löwenspuren. — Vorsicht der Leute Khamane's. — Ein abgeschlossenes Tauschgeschäft. — Basuto-Pferdehändler auf der Reise nach dem Matabelelande. — Verunglückte Honigsucher. — Gaukler-Episoden. — Resultat des Aufenthaltes am Limpopo.

Seit dem Betreten Südafrikas hatte ich den Entschluß gefaßt, einen längeren Aufenthalt im Limpopo-Thale zu nehmen; fünfzehn Monate später hatten wir endlich das Thal betreten. Der Aufenthalt daselbst lohnte während der ersten zehn Tage reichlich unsere Mühen, und so gingen wir auch mit Lust und Umsicht daran, eine gute Stelle für den geplanten längeren Aufenthalt zu wählen. Als solche war mir von jeher die Notuany-Mündung bekannt. Das Mündungsgebiet selbst war menschenleer; weit abseits des Limpopo lag die Niederlassung des Fürsten Khamane. So erschien mir der Ort für eine ungestörte Arbeit in der Wildniß sehr geeignet und erwünscht. Die Notuany-Mündung spielte übrigens in meinem afrikanischen Leben schon mehrmals eine bedeutende Rolle. Bei meinem ersten Besuche im Jahre 1874 waren mir in dieser Gegend keine wonnigen Tage beschieden. Die nahe am Hartsflusse in dem Städtchen Musemanjana gemietheten Diener hatten auf meinem Zuge nach Norden im Gebiete Secheles mit zweien meiner besten Zugthiere das Weite gesucht, und mir war als Diener nur der Griqua »Pit« zurückgeblieben; in meiner Begleitung fanden sich wohl noch drei Europäer, da sie sich jedoch auf das Treiben und Lenken

der vierzehn Zugthiere nicht verstanden, so machte ich Pit, den Kutscher, zum Leader (»Führer am Riemen« des vordersten der sieben Ochsenpaare), nahm selbst die Riesenpeitsche in die Hand und trieb das Gespann. Jener Hochsommer von 1874 war ein ungemein regenreicher, und wir zogen längs des Limpopo in einem ununterbrochenen Schlammhaufen, stellenweise Hunderte von Metern nur durch Wasser und Sumpflachen. Das Treiben des langen Gespannes auf solch' einem Wege machte mir ordentlich heiß und dabei mußte ich stundenlange im Wasser und Morafte waten und wurde dabei auch noch oft vom Regen vollständig durchnäßt, so darf es nicht Wunder nehmen, daß mich ein Malariafieber, das mir die Arbeit sehr erschwerte, endlich weiter abwärts am Marico auf's Krankenlager brachte. Doch, Dank dem gütigen Geschicke, ich wurde der Gefahr ebenso rasch entrückt, als sie gekommen war, und das durch einen Aderlaß, so daß ich drei Tage darauf, wenn auch ohne Peitsche, so doch durch den Zuruf die Zugthiere anzutreiben vermochte. Als ich ein Jahr später wieder nach Norden zog — auf meinem ersten Wege zum Zambesi — fand ich an der Notuany-Mündung eine zahlreiche Gesellschaft vor. Es waren die unter van Zyl nach dem Damaralande ziehenden Boer-Emigranten, über deren unglückliches Geschick ich bereits berichtet. — Sie brachten hier längere Zeit in zwei großen Lagern zu, um später, wie schon erwähnt, auf diesem Zuge nach dem Damaralande und in der neuen Heimat — bis auf einige Wenige, ein äußerst klägliches Ende zu finden.

Im Jahre 1876 verlebte ich einen schönen und friedlichen Sonntag an der Notuany-Mündung, als ich nach der 1875—1876er Zambesireise in Gemeinschaft meiner Freunde, der Schoschonger Missionäre Mackenzie und Hephrun, und des Matabele-Predigers Helm nach dem Süden zog, und wohl schon damals an eine Rückkehr in dieses Land der Forschung dachte.

Zu allen Zeiten meines Besuches an dieser Stelle fand ich Schwarze an den Abhängen des linken Thalufers, sei es als Viehhüter der Bakwena, sei es als Bamangwato-Jäger vor, doch diesmal im Jahre 1885 auch nicht einen. Ob der Streitigkeiten mit den Bakhatla wagten sich Secheles Leute nicht hieher und die Bakhatla, am Mittellaufe des Notuany wohnend,

getrauten sich ebensowenig der Bakwena halber; die östlichen Bamangwato aber waren auf einen seit Jahren zugesagten Raubanfall der Matabele gefaßt und Khama hielt seine Mannen und seine Heerden, welch' letztere den Wohlstand des Stammes ausmachen, in der unmittelbarsten Nähe der Stadt Schoschong, und so war keine der Bamangwato-Viehhürden diesmal

Bamangwato bringen einen Pallah-Widder und andere Jagdbeute.

am Limpopo zu finden. Ich nützte diese Waldeinsamkeit zu meinem Glücke sofort ergiebig aus, denn gegen Ende unseres Aufenthaltes änderte sich das Tableau mit einem Schlage. Ein Federzug in London bevölkerte die Notuany-Mündung mit Tausenden von Rindern und Menschen. Zur Zeit dieses unseres Aufenthaltes an der Notuany-Mündung dehnten die Engländer ihr Protectorat, so wie es von Khama und den Seinen erbeten worden war, auch über das Gebiet der östlichen Bamangwato aus und so war plötzlich die von Seite der kriegerischen Matabele drohende Gefahr beseitigt und

die Bamangwato erschienen ebenso plötzlich in Schaaren am Limpopo; glücklicherweise geschah dies gegen das Ende unseres Aufenthaltes, denn mit ihrem Erscheinen und dem Eintreffen ihrer Tausende von Rindern, und Hunderte von Ziegen und Schafen zählenden Viehheerden, sowie der zahlreichen Hunde war auch das Wild geflohen. An dem schmalspurigen Wege im nördlichen Notuany-Limpopowinkel mitten in einem Dorngebüsch und nach Westen sich an einen sanften, felsigen Abhang, nach Osten an den hier eine seichte Stromschnelle bildenden Fluß, welche seichte Stelle ich als Furth zu benützen gedachte, anlehnend, lag mein Lager. Drüben über dem Wege lagen die Viehhürden; ich wechselte sie alle acht Tage und reinigte sie täglich, um jeden Krankheitsstoff ferne zu halten. Für mich war bei Anlage des Lagers vor Allem die Frage entscheidend, ob ich an dem gewählten Punkte reiche Ausbeute für meine Forschungen finden würde. Deshalb begab ich mich im Morgengrauen durch Tage auf die Untersuchung. Früh, bevor ich noch meine Leute zur Arbeit rief, weckte ich nur die zwei Knaben, den schwarzen Isak und Willi Becker, um mich zu begleiten, und so machten wir uns in den frostigen Wintertagen an die nicht besonders angenehme Arbeit, lange bevor noch die Anderen etwas vom Tage wußten. Drei Tage lang untersuchten wir die alten Wildpfade und alle jene Stellen im Flußbette und am Ufer des bis auf wenige Lachen bereits ausgetrockneten Notuany, um uns von dem Wildstande der Gegend zu überzeugen, bevor ich mich zu einem definitiven, mindestens einmonatlichen Aufenthalte entschloß. Diese dreitägige Recognoscirung fiel so befriedigend aus, daß ich mich fürs Bleiben entschied; wir hatten einen Umkreis von etwa achtzehn Kilometer abgesucht, fanden zahlreiche Wildspuren in nächster Nähe vor, und schossen auch sofort unseren Nahrungsbedarf in Schußweite des Lagers, wobei uns jedoch in dem hohen Grase der bis gegen 10 Uhr anhaltende schwere Thau sehr lästig fiel. Perlhühner gab es hier so viele, daß selbe, obgleich nahezu täglich einige in unseren Töpfen brieten, auch bei unserem Scheiden, nach einem dritthalbmonatlichen Aufenthalte noch immer nur 300 Meter weit ab, in den nahen Uferbäumen, für die Nacht aufzubäumen pflegten. Unsere Schüsse, wie auch unsere Spuren hatten sehr bald die am Matlabatse (im Transvaalgebiete) wohnenden Bamangwato auf

uns aufmerksam gemacht, und als ich am dritten Tage nach unserer Ankunft von einem Ritte heimkehrend, ins Lager zurückkam, war ich nicht wenig erstaunt, daselbst einige Schwarze im Gespräche mit meiner Frau vorzufinden. Beim Herantreten erkannte ich sofort Khamane's Züge. — Ich hatte Khamane zum letztenmale im Jahre 1874 gesehen, als er noch, nach der Vertreibung seines erbberechtigten ältesten Bruders, des Kronprinzen Khama, zugleich mit Sekhomo, seinem Vater, in Schoschong regierte. Ich behandelte damals seinen halberblindeten Sohn, der nun zu einem kräftigen Manne herangewachsen, auch zu Besuche gekommen war. Khamane ist ein Charakter, den man wohl kennen muß, wenn man mit ihm, ohne es später bereuen zu müssen, in engere Verbindung treten will. Kennt man ihn, so kann man als Europäer jahrelang mit ihm auf gutem Fuße leben; vor Allem ist es nöthig, sich absolut in seine häuslichen Angelegenheiten, das heißt in sein Verhältniß zu seinem Bruder Khama und den übrigen mit dem letzteren in Schoschong wohnenden Geschwistern nicht zu mischen, ja es sich zur Bedingung machen, daß von denselben nicht gesprochen werde, so daß man für immer diesem Verhältnisse fern bleibt. Für den Reisenden und auch für den Händler ist die Freundschaft des regierenden Fürsten von der größten Wichtigkeit, und dessen muß jeder in seinen Unterhandlungen mit Khamane wohl eingedenk bleiben. Khama sieht es nicht gern, daß man sich mit Khamane abgibt. Khama ist der mächtigste, der reichste und der edelste der Betschuanafürsten; — Khamane, wegen seiner zahllosen bösen Thaten aus Schoschong verstoßen, lebt als Flüchtling in der Transvaal, als ein Unterthan dieser Boerenrepublik. Khamas Handlungsweise ist stets dieselbe; »ein Mann, ein Wort«, dem Wort folgt auch die That. Khamane ist nur zuweilen dem Europäer, den er achten und kennen gelernt, und seinen jetzigen Unterthanen gegenüber wahrheitsgetreu; er hat unzähligemale seinem Bruder Khama nach dem Leben getrachtet, er hat den Bruderstamm der Bakwena, er hat die Feinde der Bamangwato, die Boers, ja selbst die Todfeinde, die Matabele, gegen seine Stammesbrüder und seine eigenen Brüder, mit denen er als Kind am Fuße der Schoschonger Höhen in der Kotla spielte, zum Kriege aufs Messer aufgehetzt und ruht selbst jetzt noch nicht in seinen rachsüchtigen Nachstellungen. Bruderzwiste und Verwandten-

morde gehören in der Geschichte Asiens wie Afrikas zu den alltäglichen Dingen, aber dieser Bruderzwist im Hause der Herrscher von Schoschong hat etwas Tragisches an sich. Der Haß Khamane's seinem älteren Bruder gegenüber, sowie die Großmuth Khama's, welche den Mordbuben immer wieder begnadigte, sind Shakespeare'sche Charaktere. Den Schwarzen am Limpopo sind sie einfach unverständlich, besonders Khama hat durch seine Milde bei seinen Unterthanen, die solch' ein Handeln Khamane gegenüber nicht begreifen und verstehen können, mehr verloren als gewonnen. Haben wir mit Khamane zu verkehren, so müssen wir dies Alles kennen, allein darauf nie anspielen und jede Anspielung von Khamane's Seite mit einem: »laß' sein, davon wollen wir nicht hören«, von uns weisen. In Schoschong fiel es sofort auf, daß ich mich am Notuany — Khamane gegenüber — niedergelassen. Besucher, die heimlich kamen oder die als »Fremde« über ihre eigentlichen Absichten schwiegen, die heimlich beobachteten wenn wir auch nicht die geringste Ahnung davon hatten, betrachteten Alles, was vorging, und so wurde es Khama bald klar, daß ich zwar mit Khamane einen Jagdvertrag abgeschlossen, daß ich aber nichts Böses gegen ihn im Schilde führe, und er bewahrte mir seine Freundschaft. Allein obgleich er nun sah, daß ich nichts gegen ihn vorhatte, sondern mit Rücksicht auf das Gewinnen von Sammlungen nur die uneigennützigsten Absichten verfolge, war Khama doch eine Thatsache bekannt, welche bei jedem Anderen wohl ein Mißtrauen gegen mich rege gemacht haben würde, nur bei ihm war dies nicht der Fall; bei Khama, der mir seit Jahren eine treue und unverbrüchliche Freundschaft bewahrte.

Durch den mit Khamane abgeschlossenen Vertrag gewann dieser auf die billigste Art und Weise von der Welt vieles, dessen er bedurfte, namentlich Kleider, Decken, doch außerdem auch Schießbedarf, welchen die von Khamane gemietheten Jäger zum Erlegen der von mir gewünschten Thiere brauchten. Der Schießbedarf war aber auch das Gefährlichste, was ich Khamane mit Rücksicht auf sein Vorgehen Khama gegenüber bieten konnte und doch, um die gesuchten Thierfelle zu gewinnen, bieten mußte. Ob dieses Umstandes hätte Sechele und jeder Betschuanafürst, hätte mir die Republik, hätte mir das Capland, wenn Khamane so gegen dieselben

conspirirt hätte, wie er es gegen Khama, seinen Bruder, gethan, jeden Verkehr untersagt oder doch nur so weit gestattet, daß es mir nicht erlaubt worden wäre — wenn ich mich noch dazu auf dem Gebiete eines solchen Staates, wie ich mich auf dem Khamas befand, aufgehalten hätte — Khamane mit Pulver und Blei zu versorgen. Khama wußte all dies wohl und doch war sein Edelmuth über alle solche Bedenken erhaben. Ich kann Khama hiefür nicht hinreichend genug danken.

Nachdem so der Leser über die Verhältnisse orientirt ist, kehren wir zurück zu dem Augenblicke, wo ich, ins Lager zurückkehrend, Khamane im Gespräche mit meiner Frau antraf.

Ich traf Khamane in Gesellschaft seines Bruders, der ein besserer Charakter, als Khamane und diesem nur aus bloßer Anhänglichkeit gefolgt ist, sowie in Gesellschaft seines Sohnes und einiger Getreuen im Lager vor; Khamane erkannte mich sofort. Nach der Begrüßung brachte ich sogleich meinen Plan vor und ersuchte Khamane um Leute auf die Dauer unseres Aufenthaltes an der Notuany-Mündung. Khamane gestand es sofort zu, nur bat er mich, jene, welche am Bamangwato- oder am Bakwena-Ufer für mich jagen sollten — wenn es nöthig wäre — in meinen Schutz zu nehmen, worauf ich auch sofort versprach, diese Männer, wenn sie meiner Jagd halber mit den Bakwena oder den Ostbamangwato in Unannehmlichkeiten kämen, zu schützen. Wir einigten uns über folgende Preise: die beiden Hirtenjungen empfangen neben ihrer Kost je eine gute Wolldecke für die Dauer des zwei- bis dreimonatlichen Aufenthaltes, die Jäger je nach der Größe des Wildes für das ganze Thier von Rehgröße Waaren im Werthe von 6 Gulden, von Hirschgröße je nach der Art 12 bis 24 Gulden, für kleine Thiere entsprechend weniger. Thiere bis zur Rehgröße transportiren die dunklen Jäger selbst; größere Thiere lasse ich mit Pferden oder dem eisernen Wagen holen; Thiere mit beschädigter Haut kann ich nach Belieben nehmen oder refusiren.

Heute noch bedauere ich, daß ich am Limpopo nicht länger geblieben bin. Nach mir wurde das Feld auf der Transvaalseite von den Boers abgejagt und das Wild nahezu ausgerottet, kein einziges Stück kam in ein Museum, nur das, was wir gewannen, ist für die Wissenschaft und

für Museen gerettet. -- Obwohl wir uns selbst am Limpopo verhältnißmäßig nur wenig mit der Jagd beschäftigten, gewannen wir auf unseren botanischen und ornithologischen Ausflügen doch auch manche, zumeist kleinere Säugethiere, und da wir uns auch der Schlageisen und für Raubthiere des Strychnins bedienten, haben wir selbst auch eine größere Sammlung zusammengebracht, welche mit der Beute der gemietheten Bamangwato nicht gerade unansehnlich erscheinen dürfte. Der Leser muß dabei berücksichtigen, daß uns nebenbei die erlegten Antilopen reichliche Nahrung lieferten, so daß ich dann und wann auch Vorbeiziehenden ein Stück Wildpret mit auf den Weg zu geben vermochte.

Mein Augenmerk war mit Rücksicht auf die mir von Khamane zur Verfügung gestellte Mannschaft vorerst auf zwei Wildarten gerichtet, den Kudu — die große, mit dem stärksten Nacken und dem mächtigsten Gehörn ausgerüstete Antilope, deren Zahl in letzter Zeit so sehr abgenommen hat, und auf das schöne braun-röthliche Pallah, also den Strepsiceros und den Apyceros. Meine Wünsche gingen in dieser wie in jeder anderen Richtung in Erfüllung. Die geplante Ausstellung wird zeigen, was wir an dieser Stelle gesammelt, Leider verbietet mir der beschränkte Raum eine detaillirte Beschreibung so mancher interessanten Jagdabenteuer, deren Darstellung ich mir aber für Fachschriften vorbehalte. Nur Einiges sei hier mitgetheilt.

Als wir eines Tages noch am Feuer beim Frühstück saßen, es gab an diesem Tage ein Gullasch aus Pallah- und Deukerfleisch zubereitet, mit Polenta und Kaffee — vernahmen wir laute Worte aus dem Dickicht am jenseitigen Ufer; unser Lager lag in einem Niederwalde, in welchem sich die höchsten Bäume an den Limpopo-Ufern vorfanden — und so schallte jedes halbwegs laut gesprochene Wort vom jenseitigen Ufer zu uns herüber; ich erkannte auch sofort, daß es Khamane's Leute, daß es einige unserer heimkehrenden Jäger seien, die wohl Beute heimbrächten. Das laute Gespräch verstummte plötzlich und ein jeder von uns hielt ruhig seinen Blechteller auf den Knien, auch Messer und Gabel ruhten, denn wir waren begierig zu hören, ob ein Pfiff nachfolgen würde oder ob die Leute ohne dieses Aviso herüberwaten würden. Ein

Pfiff bedeutete: Wild von Rehgröße oder mehrere Stücke kleineren Wildes, kurz eine Beute, die des Pontons zum Ueberführen bedürfe; kamen die Leute jedoch durch den Fluß, ohne vorerst durch einen Pfiff ihre Ankunft zu melden, so waren wir davon überzeugt, daß eine hirschgroße Antilope, also die schönste Beute, oder nur ein Kleinwild, also das Gegentheil erbeutet worden, und daß die Jäger den eisernen Wagen oder die Pferde beanspruchten. — Da — ein Pfiff und noch einer! — Nahezu alle legten die Teller auf den Boden und eilten zum Flusse hinab, mit wenigen Schritten waren wir zur Stelle. — An unserem Ufer saß bereits ein Mädchen mit einem irdenen, am Boden stehenden Topfe und zwei dunkle bis auf zerrissene Kniehöschen nackte Bamangwato, eben aus dem Wasser ans Ufer tretend, trugen einen erwachsenen, wie man leicht ersehen konnte, ganz prächtigen Pallah-Widder an einer Stange. Man hatte das Holz dem Thiere durch das Maul in den Leib und nach hinten gestoßen, die Füße nach vorne und hinten gebunden und sich so eine sehr bequeme, für zwei Menschen angemessene Transportmethode geschaffen, die das Fell wohl intact erhielt, allein denen, die das Wildpret genießen sollten, kein leckeres Mahl versprach. Hinter diesen beiden wateten noch drei weitere Gestalten durch den hier einen Meter tiefen Fluß, ein Mann trug eine Steinbockgazelle, ein zweiter den behörnten Schädel eines hirschgroßen Roen-Antilopenstiers und ein Mädchen balancirte ein Milchgefäß am Kopfe; so kamen sie heran vom Matlebatse und mit Khamane's Gruß und Botschaft. Bald waren wir über den Kaufpreis einig, der Roen-Antilopenschädel wurde um vier Musketenkugeln eingetauscht, die zwei Liter Milch um ein halbes Pfund Salz erstanden, während das Kafirkornbier in dem niedern Geschirre als Geschenk überbracht wurde, auch wurde ich informirt, daß seit dem gestrigen Nachmittage eine Jägertruppe der Spur einer männlichen Wasserbock-Antilope folge. Ich hatte bereits zwei weibliche Wasserbock-Antilopenthiere meinen Sammlungen einverleibt, doch war es nicht möglich, auch nur eines einzigen erwachsenen Stieres habhaft zu werden. So wurde jene Botschaft freudig begrüßt und die sechs Boten mit einigen Antilopenschenkelknochen bedacht, die sie des Markes halber hoch schätzen und welche die Beschenkten sofort in die Asche legten, um das Mark im Knochen zu

braten, außerdem wurde noch ein jeder der Abgesandten mit einem daumengroßen Stück Tabak beschenkt. Auch die beiden Mädchen nahmen mit einem verbindlichen »Kia-Tumela«* dankend den Tabak an, denn auch die Frauen unter den Betschuana schnupfen leidenschaftlich! — Hat doch diese Gewohnheit unter den Betschuanastämmen eine Verunstaltung der Gesichtszüge hervorgebracht, welche namentlich bei den Frauen dem Beschauer sofort in die Augen fällt. Die Nasenflügel erscheinen sehr erweitert, die Nase etwas abgeplattet. Dieser Umstand wird durch den Gebrauch des Lubeko eines spatelförmigen 15—20 Cm. langen, gewöhnlich 0·5 Cm., doch auch bis zu 1·5 Cm. breiten, in der Regel aus Eisen, zuweilen auch aus Messing und Kupfer von den Schmieden der Betschuana selbst gefertigten Nasenreinigers verursacht; der Lubeko ist auch bei einigen Stämmen des Marutsereiches im Gebrauche und dient ihnen auch als ein Handtuch, um sich nach einem Bade oder nach einer Abwaschung des Antlitzes oder der Hände sowie auch bei heftigem Schweiße rasch abzutrocknen, das heißt die Nässe von

Unsere Masarva-Jäger.

* Ich danke.

der Haut zu ſchaben und ſelbe mit den Fingern der linken Hand am Fußrücken oder an der Wade abzuwiſchen. Die Männer unter den Betſchuana rauchen wohl, doch jene unter den Marutſe und im Zambeſireiche bedeutend mehr; die Marutſeſtämme ſelbſt ſind leidenſchaftliche Hanf- (Dacha-) Raucher, wozu ſie ſich mannigfach geformter in meinem früheren Werke bereits erwähnter Waſſerpfeifen bedienen. Unter den Tabakrauchern, namentlich was das Verſtändniß für gut geformte, gebrannte Thonpfeifen anbetrifft, ſtehen die im Oſten des Marutſereiches wohnenden Matokaſtämme, und nach ihnen die Monkoja und die am Luenge lebenden Maſchukulumbe obenan, welchen drei Stämmen das Tabakrauchen förmlich zur Lebensgewohnheit geworden.

Das Opfer des Leoparden.

Die Leute Khamane's waren ausbezahlt und hatten uns ſchon verlaſſen, als ſie nochmals zurückkehrten und baten, über den Strom geführt zu werden. Da ſich dieſe Betſchuana im Gegenſatze zu den am Zambeſi wohnenden Stämmen nur ſehr ungern baden und ins Waſſer ſteigen,

so baten sie uns immer wieder, namentlich an kalten Morgen, sie auf unserem Ponton ans jenseitige Ufer zu bringen, welchem Wunsche wir auch stets entsprachen.

Eines Tages hatte ich es auf Pallah-Antilopen abgesehen und daher keine Hunde mitgenommen, doch ich traf Pallahs nicht an, dagegen Affen, und hätte eine bedeutend reichere Beute gemacht, wenn ich nur zwei Hunde mitgenommen hätte. Von weitem schon ersah ich, kaum daß ich einige hundert Schritte im Rotuanygebiete vorwärtsgegangen, in dem Baumgeäst am Flusse einige kleine Meerkatzen, welche beim Herantreten so rasch verschwanden, daß ich mit meinen Schwarzen lange hin und her zu suchen hatte, bevor ich endlich in dem Wipfel eines Baumes eine dichte Blattpartie ersah, Gezweig, das der obensitzende Affe unter sich gezogen, um sich so unsichtbar zu machen. So erblickte ich drei weitere in gleichen Stellungen und erbeutete zwei davon mit dem Winchester Carabiner; da jedoch viel mehr Affen zur Stelle waren und das Weite nicht gesucht hatten, sondern sich in der Nähe versteckt halten mußten, so begannen wir nochmals den Ort abzusuchen und bestiegen das gegenüberliegende Ufer, welches zwar nur schüttere Bäume, doch ein dichtes über einen Meter hohes Stichgras aufwies. Kaum waren wir jedoch eingetreten, so begann es sich in demselben zu rühren. Rechts und links sprangen Affen und Aeffchen auf, und auf die Bäume zu, um so rasch wie möglich das Weite zu suchen. Ich sah mich rasch nach dem größten der Flüchtigen um, und kaum hatte ich ihn durch drohende Gesten mit dem Gewehre bewogen, mich auf einen Moment anzuglotzen, als ich auch schon feuerte und das Thier, ein riesiges Männchen, schwer verwundete; im nächsten Augenblicke schon knallte der vierzehn Patronen fassende Winchester wieder und das Thier sank, durch die Brust tödtlich getroffen, zur Erde herab. Der Affe schien auch schon etwas mitgemacht zu haben, ich fand an seinem Körper frische und alte vernarbte Wunden vor, auch hatte er einen Stumpfschwanz, die Hälfte war ihm wohl im Kampfe, von einem Leoparden oder einer Pantherkatze abgebissen oder abgerissen worden, als das Raubthier im Entschlüpfen seines Opfers noch einen und den letzten Versuch machte, seiner habhaft zu werden. Weiterhin traf ich in einer der höchsten kahlen Mimosen, in der höchsten Spitze noch ein

kleines Aeffchen vor, das ich mit einem Schrotschuß herabholte, und so machten wir uns in derselben Weise, wie wir gekommen, auf den Heimweg.

Da wir an den Affen und dem Wildgeflügel schwer zu tragen hatten, ließ ich die Beute unter Obhut des Schwarzen $1\frac{1}{2}$ Kilometer vom Lager zurück und sandte, heimgekommen, drei von Khamane's Leuten zur Stelle, welche mit einer Riesenschlange bei uns eingekehrt waren.

Es waren echte Masarwa, ein Mann und zwei Frauen, von denen eine sogar etwas holländisch sprach. Es sind eben nur die Masarwa unter den Betschuana, welche Riesenschlangen jagen und genießen, und wir kauften ihnen zwei dieser Reptilien ab. Es waren in beiden Fällen zwei riesige Pythonweibchen mit zahllosen Eiern, schwer trächtig. Alle Betschuanastämme fürchten, scheuen und ekeln sich vor den Riesenschlangen mehr wie vor giftigen Schlangen, welch' letztere sie oft angreifen und tödten, während sie eine Riesenschlange gar nicht berühren. Da sind es nun im ganzen Betschuanalande einzig und allein die Masarwa, welche der Riesenschlange nachstellen und sie des Fleisches und der Haut halber bekämpfen; die letztere verkaufen sie als Curiosität an die Händler, welche hie und da in den Städten der Schwarzen wohnen, oder diese Orte und die Wildniß zeitweilig besuchen, oder sie machen auch aus derselben viereckige kleine Säckchen, welche sie mit Sand füllen, oder sie überziehen mit der Pythonhaut kleine Holzpflöckchen, um beides als Amulette an die Betschuanas, Basutos und andere Stämme zu verkaufen. Sie verfolgen und erkennen die Riesenschlangen nach ihrer Spur, welche sich als breite Schliffe längs des Bodens und in der Nähe verlassener Schakal- und anderer blinder Baue zeigen. Der Python bewohnt in Südafrika in der Regel die starken Aeste mäßig hoher Bäume, zwei bis vier Meter über dem Boden, welche sich zumeist an Flußufern über Wildpfaden erheben, oder er macht sich auch in dichten Gebüschen heimisch, welche einen oder mehrere eng aneinander auf Lichtungen stehende Bäume dicht umsäumen; haben die Schlangen von jenen Bäumen herab oder in dem Gebüsch ein Stück Wild erhascht und so auf einige Tage, ja auf eine bis zwei Wochen ihren Hunger gestillt, so steigen sie herab und verkriechen sich in jenem trägen Zustande in die erwähnten seichten, unterirdischen, verlassenen Baue verschiedener Erdhöhlenthiere, für

die Buschmänner die günstigste Gelegenheit, um die Thiere unschwer mit Stöcken erschlagen zu können. Für einige Kleinigkeiten im Werthe von fl. 1.60 erstand ich die Schlange, wovon der Buschmann nur das Fleisch beanspruchte; ich willigte ein, doch machte ich die Bedingung, daß uns, im Falle das Thier fett wäre, das Fett zum Stiefelschmieren zufallen sollte. Die Schlange erwies sich als sehr fett und lieferte 1·5 Liter prachtvollen, reinen Fettes. Als die Masarwa ihren Antheil am Feuer brieten, verbreitete das Gericht einen solch angenehmen Geruch, daß wir das Fleisch wohl nicht versuchten, allein einen Versuch mit dem Fette wagten, und dieser fiel in einem so befriedigenden Grade aus, daß ich nicht umhin kann, das Fett des afrikanischen Python als eine Delicatesse zu Fleisch-, namentlich zu Fischgerichten anzuempfehlen.

Bei einem Jagdgange vorsichtig dahinschreitend, kam ich mit meinen schwarzen Begleitern an eine Schaar Aasgeier heran; schon hörten wir ihr Gezänke, ein sicheres Zeichen, daß ein todtes Wild vor ihnen lag, doch leider auch, daß sich dessen Mörder bereits gesättigt und entfernt hatte, denn wäre er noch vorhanden gewesen, so würden sich die Geier ruhig an den höchsten der umstehenden Bäume verhalten haben, so aber schallte weithin hörbar der laute Zank daher. Die Aasgeier, wenn auch noch nicht alle, saßen doch schon zahlreich bei der Beute und thaten sich gütlich. Hie und da, wo es uns die Bäume gestatteten, daß wir gegen die auf einem hohen kahlen Baume hockenden Ohrengeier Deckung fanden, stiegen wir aus dem Rinnsal empor, um nach den Wildspuren zu sehen und ersahen so an der Stelle, wo sich die Spuren einer Kudukuh vom Rinnsal plötzlich landeinwärts und nach rechts abbogen, die Spuren eines Kalbes vor denen der Mutter. Jedenfalls war hier die letztere schon von einem Leoparden hart bedrängt worden und hatte das Kälbchen nach vorne gestoßen, um es so mit ihrem Körper zu decken und zu schirmen, das Kälbchen war aber, wie alle, recht dumm, mochte das nicht begriffen haben und recht langsam einhergetrippelt sein, die Mutter aufgehalten und so ihrem sicheren Verderben preisgegeben haben. Wir verließen das Rinnsal und strebten nun in gebückter Stellung der nahen Stelle zu, wo wir schon ein Stück Wild von Aasgeiern förmlich bedeckt erblicken konnten. Plötzlich wurde die Spur der Kuduantilope sehr

tief, »förmlich in den Boden gestoßen.« »Hier,« meinte der Schwarze, blieb stehen und wies auf die Spur, »hier ist der Leopard auf die Tolo-Namahari (Kudukuh) gesprungen; der Schurke hat sie gewürgt.« — Ja, so war es, die Leopardenspur fehlte von da an bis zu der Stelle, wo wir das getödtete Thier vorfanden, doch nahe an diesem Orte zeigte ein gebrochener, starker Mimosenast, wie die Kuh, absichtlich unter dem Baume mit dem Räuber am Rücken dahinjagend, ihn an demselben abzustreifen suchte und so heftig gegen den Ast mit ihm anrannte, daß der

»Im Triumphe«.

Ast abgebrochen dalag, und der Leopard, verletzt, mit den Vordertatzen loszulassen gezwungen war. Unglücklicherweise für das angegriffene Thier war es hier abermals in ein Rinnsal gekommen, in seinem felsigen Bette ausgeglitten und so zum Falle gebracht, von dem Leoparden, der sich sonst nie an einen Kudustier, selten aber und dann nur an die ihre Kälber bewachenden und sie begleitenden Kudukühe wagt, getödtet worden.

Bei unserem Erscheinen an dem Cadaver der Kudukuh stoben die Aasgeier auseinander und ließen sich auf den etwa 150 Meter entfernten Gelbholzbäumen am Notuany-Ufer nieder. Da die Thiere noch nicht viel abgezehrt hatten, mehr denn die Hälfte der Kuh lag noch unversehrt da,

konnten wir schließen, daß der Leopard erst vor Kurzem seine Beute verlassen haben mußte; hätte er es bei Tagesanbruch gethan, so hätten die Geier, welche in dieser Gegend aus Mangel an Felsenhöhen in den höchsten Mimosen am Ufer, also in nächster Nähe, übernachten, die Kudukuh bereits bis auf das Skelett verzehrt. Ein Theil der Haut, zum Ausbessern der Schußlöcher der zum Ausstopfen bestimmten Kudufelle und der Schädel waren für die Sammlung geeignet, das Fleisch aber von meinem Begleiter als willkommen begrüßt, versprach für meine Schwarzen auf drei Tage hinreichende Nahrung zu bieten. Ich sandte den Farbigen, zwei Pferde, eines für die Beute, eines für mich, zu holen und legte mich dann für die drei Stunden, die ich zu harren hatte, unter einem dichten Gebüsch nieder, um die vielleicht doch mögliche Rückkehr des Leoparden zu erwarten.

Einige Zeit darauf glückte uns das Vergiften eines prachtvollen, männlichen Leoparden. Das Interessante dabei war, daß ich mit dem Thiere den Tag vor seinem Tode zusammentraf, ohne auf dasselbe feuern zu können und dann, daß der Leopard ein für eine Hyäne bestimmtes Giftstück genommen, daß er ferner in seiner Bedrängniß mitten in ein riesiges Dornfeld gekrochen, hier verendet war und sicherlich von uns dort nicht aufgesucht worden wäre, da Khamane's Rinder, welche hier geweidet, seine Spur vollkommen vertreten hatten, wenn mir nicht ein Zufall seinen Cadaver, gleich am Morgen, nachdem das Thier das Gift gefressen, unbeschädigt im tadellosen Felle gerettet hätte. Ich war erst spät am Nachmittage aufs jenseitige Ufer gegangen, um in nächster Nähe einen Francolinus — Rebhuhnart — und zwar ein Männchen zu erjagen, das hier wohl nicht selten, in unserer Sammlung jedoch noch nicht vertreten war und sich zumeist in dem dichten von Mimosen beschatteten Ufergrase und an dem steilen Abhange mit der Schaar seiner Frauen zu ergehen pflegte. Ich hatte zwei solche Hühner und den Hahn geschossen; sie waren mir aber in das Dickicht am Abhange gefallen, und während ich hier unter den querüberhängenden Aesten dahinkroch, machte mich ein plötzliches Geräusch vor und über mir stutzen; ich hielt inne und, emporblickend, sah ich eben ein gelbbräunliches, schwarz gefleckes Thier oben an der Böschung verschwinden. Der Leopard mußte an einem der starken Queräste gehockt und

durch mein Erscheinen in seinem Schlummer, dem er sich am Tage hingibt, gestört worden sein. Tags darauf, als Spiral etwa um 8 Uhr Morgens, seiner gewohnten Arbeit nachgehend, Thierschädel unten am Flusse reinigte, wurde er durch den Ruf eines herankommenden, bis auf einen handbreiten, an einem Schnürchen hängenden Lappen — wie unter den Schwarzen hierzulande üblich — nackten Bamangwato-Jungen überrascht. Keuchend war der Knirps das Ufer herabgelaufen und winkte und rief Spiral zu, sofort zu ihm herüberzukommen. Spiral, der da dachte, daß der Junge einen vergifteten Schakal gefunden, nahm sofort die Ruder aus dem nahen Schilfrohrgebüsch und stieß mit dem Ponton ab; in wenigen Augenblicken befand er sich am anderen Ufer und folgte dem Knaben; wir aber können seine Ueberraschung und sein freudiges Erstaunen leicht ermessen, wenn ich sage, daß sich Spiral plötzlich einem todten und prächtigen, in einem Dorngebüsche hingestreckten Leoparden gegenüberbefand. In der Freude seines Herzens beschenkte er den Knaben, der sofort behauptete, mein Molemo (Gift) hätte das starke Thier getödtet und es wäre demnach mein Eigenthum, aus seinem Tabaksbeutel mit einem Stückchen Tabak, ertheilte ihm rasch noch, so gut er es in der Betschuanasprache zu sagen vermochte, den Auftrag, ja nicht von dem Thiere zu weichen, um den bereits hoch oben kreisenden Aasgeiern zu wehren, und eilte dann rasch zurück und theilte seinen Fund sofort den beiden zufällig am Flusse anwesenden Genossen Oswald und Harry mit. Diese verabredeten, mich nun zu überraschen, und entfernen sich wieder aufs jenseitige Ufer. Eine Stunde später schallt plötzlich vom Flusse her Oswald's Trompete und bald wurde er auch sichtbar, an einem langen Aste sein buntes Halstuch als Fahne tragend. Nun wußten wir, daß eine gute Beute und ein schönes Stück für die Sammlung im Anzuge sei; da erschienen auch schon hinter ihm seine beiden Genossen nebeneinanderschreitend und mit einem großen Leoparden auf den Schultern belastet, so daß dem einen der Kopf und die Vordertatzen, dem andern die Hintertatzen und der Schwanz vorne herabhingen. Das war ein Gaudium, es war der dritte und der schönste der Leoparden, welche die Sammlung bis zu jenem Tage zählte. Mit einer wahren Andacht wurde das Thier präparirt und ich schmeichelte mir mit der

Hoffnung, daß es eben jener Räuber geweſen, der die arme Kudukuh, welche für das Leben ihres Kälbchens ſo treu eingeſtanden war, getödtet hatte.

Einfahrt in die Notuany-Mündung.

Gleich im Anfange unſeres Aufenthaltes an der Notuany-Mündung hatten wir einige Partien mit dem Ponton ſtromabwärts gemacht und wiederholt Pavianheerden angetroffen und dabei einige aufregende Scenen erlebt. Der Fluß bildet zahlreiche Wendungen, . das eine Ufer iſt in der Regel eine Sandbank, indem das vier bis ſechs Meter hohe bewaldete Gelände an dieſer Stelle etwas zurücktritt, das andere Ufer aber iſt ſteil und bewaldet. An vielen Stellen, namentlich an den ſcharfen Krümmungen, da wo ſich zugleich kleine ſchilfbewachſene Inſeln präſentirten und der Fluß von der Krümmung aus geſehen, nach auf- und abwärts eine Perſpective zuläßt, entrollte ſich oft vor dem Beſchauer ein reizendes Bild, wozu das mannigfache Grün verſchiedener Laubbäume der Ufer nicht wenig beiträgt. Oft ſehen wir an ſolchen Stellen mitten im Flußbette umgeſtürzte Baum-

Bootjagden auf Paviane am Limpopo.

stämme, wahre Riesen ihrer Art, ihre nackten Arme wie um Hilfe emporstreckend, über das Wasser ragen, oder noch oben am Ufer mit ihrem Wurzelgeflechte hängend, während der Stamm im Falle das Wasser erreichte und die Krone, nun die Durchfahrt beengend, dem Krokodile und Leguane willkommene und im Sonnenschein recht gemüthliche Schlummerstätten bietet. An der steilsten und höchsten Uferpartie hielt sich in der Regel eine Pavianheerde auf und hatte hier enge Pfade getreten. Die Affen hatten diese Stelle wohl gewählt, denn in der Nähe erheben sich die höchsten Mimosenbäume der Gegend und eine sehr dichte Waldpartie breitete sich aus, willkommene Zufluchtsorte im Momente der Gefahr bietend, eine von Krokodilen am Tage gemiedene Stromschnelle liegt nahe dabei, so daß die Paviane, wenn vom Lande her angegriffen, leicht auf dem anderen Ufer Zuflucht suchen konnten. Verfolgt, theilt sich solch' eine Pavianheerde sofort; ein Theil versteckt sich in der nächsten Nähe im Gebüsche, in den Baumwipfeln, im Schilfrohr oder im hohen Grase, während die kräftigsten das Weite suchen und bald weit ab, in Baumwipfeln laut bellend, sichtbar werden, um so den Jäger von denen, die sich verborgen, abzulenken, was ihnen in der Regel auch gelingt. Obwohl wir doch so ziemlich an die Schliche verschiedener Vierfüßler, namentlich der Meerkatzen und Klippdachse gewöhnt waren, sind wir doch von keinem Thiere so oft gehänselt worden, als wie vom Pavian. Immer wieder war es eine neue List, eine neue Taktik, die sie anwendeten, mit der sie uns irre zu führen verstanden. Die Thiere müssen sich nicht blos durch ihre Stimme besser wie viele andere Säugethiere, sondern auch durch Zeichen und Bewegungen, wie Sprung nach auf- und abwärts und dergleichen sehr gut zu verständigen wissen, indem oft eine Heerde lautlos den Befehlen der Wachen folgt; die Thiere sitzen hie und da in dem Geäste der Bäume, an den Stämmen, die sie umschlungen halten, ihre Denkkraft scheint sich mit ganz abstracten Dingen zu beschäftigen, der eine löst den Gummi am Mimosenstamme ab, jener im Baume erhascht einen Käfer und die am Boden graben leise nach Wurzeln, aber immer wieder schweift das Auge blitzschnell nach der im nahen Baumgipfel sitzenden Wache; da schnellen die Zweige zurück, die Wache hat die Zweige, in die

sie sich mit den Händen geklammert, losgelassen und bevor sie noch den Körper gebeugt und so die erste Bewegung im Heruntergleiten verwirklicht, haben schon alle umsitzenden Genossen sich erhoben oder sind herabgesprungen, um die Flucht nach der begonnenen oder einer dem Feinde entgegengesetzten Richtung einzuschlagen oder fortzusetzen; auf der Flucht wenden sie sich stets mit dem ganzen Körper um und halten dabei fest die Wachen in Sicht; haben diese wieder aufgebäumt, so steht die Heerde still und macht sich dann sofort in der unmittelbaren Nähe in ähnlicher Weise, wie oben beschrieben worden, zu schaffen. Interessant ist es nun, wenn man zur Zeit einer solchen Flucht längs des Ufers zufällig daselbst verborgen ist und dann mitten unter sie einen Schuß abfeuern kann. Da stäuben sie nach allen Seiten auseinander, obwohl die hinteren in einem Bogen vor uns die Verirrten zu erreichen streben, der langsame hüpfende Gang wird zu einem satzreichen Galopp, wobei die Thiere nur selten Bäume zu erklettern suchen, außer es sind auch Hunde mitten unter sie gesprungen; wehe aber, wenn es nur kleine Hunde sind oder wenn es gar ein einzelner ist, der sich nicht auf Paviane versteht, dann geht es ihm schlimm.

Monatelang verlief unser eifriges Sammeln mit Hilfe der Eingebornen ganz glatt, da versuchte der verschmitzte Negerfürst mit einemmale uns in unverschämter Weise auszubeuten.

Khamane, der mit seiner »glänzenden Suite« uns nahezu täglich besuchte, hatte zwei Monate lang den bedungenen Miethpreis seinen Jägern auch zuerkannt. Jeder Betschuanafürst läßt jährlich, was eine förmliche Abgabe darstellen soll, eine Partie seiner Getreuen, jedes Jahr eine andere für sich jagen. Außer daß der Betschuane einen Zahn jedes getödteten Elephanten, sowie alle weißen Straußfedern dem Könige abzugeben hat, müssen mehrere Gesellschaften, nach gewissen von dem Könige dazu bestimmten Gegenden ausgehend, alles in einer Jagdsaison (vom April bis October) erjagte Wild, das heißt alle Felle und Häute, alle Federn und Elephantenzähne an den Herrscher abliefern. Da Khamane seine Leute durch Dankbarkeit an sich fesseln wollte, so räumte er ihnen das Recht des ersten Jagdertrages ein, und ließ sie alles, was sie in den ersten zwei Monaten für das erlegte Wild an Decken, Kattun, Glasperlen, Kleidern und Munition von mir

als Zahlung erhielten, auch behalten. Erst im dritten Monate nahm er den Jagdbetrag für sich in Anspruch, benahm sich dabei aber als Verkäufer des erlegten Wildes so unverschämt, daß dies für die geplante Abkürzung meines Aufenthaltes im Thale bedeutend ins Gewicht fiel. Mir thut es noch heute leid, daß ich dazu auch durch andere Umstände bewogen wurde, da ich später acht Monate im Zambesi-Thale zubringen mußte, bevor ich die geplante Nord-Zambesi-Reise ins Werk zu setzen vermochte und den Fluß überschreiten konnte, ferner, da unmittelbar nach unserer Abreise fünf Löwen und Giraffen, ja sogar Elephanten dies Thal besucht hatten, kurz eine noch reichere Ausbeute gewonnen werden konnte, und endlich, da ein Jahr später zahlreiche Boers im Thale zu jagen begannen, die seitdem nahezu alles Wild am centralen Limpopo ausgerottet haben.

Uebrigens muß ich selber eingestehen, daß ich mit der Forschung und Sammlung am Limpopo vollständig zufrieden bin. Sowohl für Zoologie als für Botanik bringe ich so vielseitiges und vielleicht für alle Zukunft »letztes« Materiale vom Limpopo mit, daß gewiß alle Kenner dasselbe nicht als unansehnlich bezeichnen werden. — Eine persönliche Genugthuung ist es mir, noch vor der Ausrottung durch die Transvaalleute Vieles unseren Museen gerettet zu haben.

Wie schon erwähnt, hatte ich seit längerem den Gedanken, meine Reise nach Norden fortzusetzen, erwogen, und das freche Benehmen Khamane's trug nicht wenig dazu bei, diese Erwägungen in Thaten umzusetzen. Allerdings, als Khamane die Wirkungen seiner Politik sah, lenkte er ein und suchte die etwas abgekühlte Freundschaft neu zu beleben. Er setzte seine Preise wieder auf die normale Höhe herab, ja er schenkte mir sogar einen feisten dreijährigen Ochsen, allein es half nichts; die aus Schoschong hergekommenen Bamangwatos mit ihren zahlreichen Heerden und die vorgerückte Jahreszeit hießen mich abreisen, kurz ich glaubte nicht mehr länger bleiben zu können. Bevor wir jedoch abzogen, beschloß ich einer oft gemachten Einladung Khamane's Folge zu leisten und ihn mit meiner Frau zu besuchen. Meine Leute hatten Khamane schon auf ihren Zügen, so oft sie vom Transvaalgebiete, also vom rechten Limpopo-Ufer, mit dem eisernen Wagen Hochwild zu holen hatten, besucht.

Von Harry Meintjes und Tom Meintjes begleitet, machten wir uns zeitlich an einem frischen Junimorgen zu Pferde auf, um auf dem kürzesten Wege, quer durch die Büsche reitend, »Matlabatse«, das nach dem gleichnamigen Flüßchen benannte Dörfchen des Bamangwatofürsten, eine kleine, bis auf das umpfahlte Gehöft Khamane's, unscheinbare Niederlassung, noch womöglich in der Morgenkühle zu erreichen. Ich war der erste am jenseitigen Ufer, da ich absichtlich den Limpopo durchritt, während sich die Anderen in Pontons überführen ließen, um voraus zu traben und vielleicht, bevor noch das laute Lachen meiner Frau und ihrer Begleiter ein vielleicht anwesendes Wild verscheuchen würde, einen guten Schuß anbringen zu können. Sowie ich aus den dichten Bäumen herauskam und das mehr freie Dornfeld betrat, sah ich zahlreiche Perlhühner bereits vor mir einherrennen und eines nach dem andern in ein Dorndickicht einlaufen und, ihnen nachblickend, erblickte ich kaum vier Meter zu ihrer Linken eine mächtige Trappe, den Gompau der Holländer (Eupodotis Khori Burch.) langsam und bedächtig einherschreiten. Vom Pferde abspringen — ich ritt mein bestes Pferd »Nobel«, aus dessen Sattel man sonst bequem zu feuern vermochte — anlegen und auf die Brust der Trappe feuern, war das Werk von vier Secunden; »Klatsch« und »Klapp« schallte es zurück, die Kugel hatte ihr Ziel getroffen, sie mußte es durchbohrt und dann in das Stämmchen eines dahinterstehenden Dornbusches eingeschlagen haben. Doch der Vogel erhebt sich ja, wenn auch schwer, etwa einen Meter über den Boden, versucht seine Schwingen, ja er fliegt schon, doch wie ist ihm dies möglich, hörte ich doch der Kugel Schlag? Ja — da senkt sich das Thier schon wieder, seht es taumelt, wie machtlos die Schwingen noch auf- und abwärtsschlagen — da fällt es. Ich hatte abermals angelegt, um nochmals zu feuern, als mir das Taumeln des Vogels auffiel, und so schwang ich mich, in den Sattel, um meine Beute schnell zu erreichen, bevor sie nochmals auffliegen würde; verwundet, wenn auch oft schwer getroffen, vermögen sich solch' große Vögel noch plötzlich in die Luft zu erheben und dem Jäger zu entkommen, wie es mir bereits in ähnlicher Weise mit einem während der ersten Reise bei Schescheke mit der Kugel durch die Brust geschossenen Marabustorche geschah.

Ich jage nach der Stelle hin, doch der Vogel, ein wahres Riesenthier — der Leser wird es in meiner Ausstellung ja sehen — war bereits todt, hoch durch die Brust geschossen. Die kleine, aber solide Kugel stak nahezu zwei Centimeter tief in einem dahinterstehenden nahen, armdicken Mimosenbäumchen. Der Schuß hatte mein Geleite neugierig gemacht und Tom Meintjes kam herangesaust, meine Frau dicht an seinem Sattel, denn sie wollte die erste von den dreien wissen, ob ich etwas erjagt hätte, um es den anderen zu verkünden, oder im Falle ich gefehlt, auch die erste zu sein, mich tüchtig auslachen zu können. Es war die größte bis zu jenem Tage auf dieser Reise erlegte Trappe und demgemäß für die Sammlung ein gesuchtes Thier, und so wurde sie sofort von Tom zu Pferde ins Lager transportirt, um von Bukacz und Fekete auch noch in selber Stunde in Arbeit genommen zu werden. Als Tom vom Lager zurückkehrte, nahmen wir unseren Ritt wieder auf; es war einer der längsten dieser Reise, mit geringer Unterbrechung saßen wir zehn Stunden im Sattel. Schon am nächsten Abend hatte ich dies zu bereuen; obgleich die Nächte frostig kalt waren, waren die Tage doch übermäßig heiß, und die arge Sonnenhitze, dabei ein Schluck Wasser aus der kühlen Matlabatse-Fluth und der ermüdende Ritt hatten einen Rückfall des, wie schon erwähnt, seit 1875, also seit zehn Jahren schlummernden und beim Fangen der Schildkröten in der Notuany-Mündung wieder erwachenden Fiebers verursacht. Glücklicherweise erwies es sich jedoch als kein besonders starker Anfall, so daß ich schon am folgenden Tage wenigstens meinen Pflichten im Lager nachzugehen vermochte.

Der Ritt war in der Morgenkühle recht angenehm, wir bewegten uns in nordöstlicher Richtung, längs eines Pfades, den Khamane's Leute bei ihrem täglichen Besuche unseres Lagers ausgetreten hatten. Das »veldt«* war ein hochbegraster Lateritboden, mit zahlreichem Gebüsch und einzelnen schütter stehenden, zumeist niedrigen Mimosen- und Karribäumen bewachsen.

Eine gelbblühende und reichblüthige Clematis schmückte außer einer Zaunrübenranke Büsche und Bäumchen, darunter zumeist den berüchtigten, brüchigen Sandahorn, der, mit röthlichen Samen dicht beladen, dem

* Gegend.

Reisenden schon aus der Ferne den schweren, lästigen Sand- oder Laterit-boden verräth. — Wir erblickten frische Gnu-, Wildschwein-, Deuker-, Steinbock-, ja sogar Kaama- (gelbes Hartebeest) Spuren, ersahen jedoch nur weniges von jagdbarem Gethier, darunter eine kleine Francolinus- (Rebhuhn-) Art, ein Pärchen des Buteo und ein Pärchen des Sing-habichtes (Melierax musicus), das letztere in voller Pracht zweier ausgewachsenen, mindestens vierjährigen Exemplare, ferner eine einzelne laufende Trappe in der Ferne und endlich zwei Baumeichhörnchen, die wir jedoch diesmal unserer Kugel nicht werth hielten. Nach einem mehr denn zweistündigen Ritte zeigten uns Hundegebell und zahlreiche Baum-stümpfe, abgehauene Aeste, so auch zahlreiche, nach einem Dickicht zur Thalsenke von Ost nach West ziehende und beiderseits vom Niederwald umsäumte zum Matlabatse führende Pfade an, wo sich Khamane's neueste Niederlassung befinden dürfte. Wir fanden Alle daheim vor, und wurden sofort in die vom Schilfrohr umsäumte, doch nur wenige Meter im Durch-messer haltende Prinzen-Kotla geführt, an der mit dem Eingang in die Kotla, eine geräumige, mit einem Kegeldache versehene Hütte, Khamane's Palais, angebaut war. Neben der Hütte stand einer von den geschlossenen, hierzulande üblichen großen Reisewagen, in welchem Khamane seine meisten Habseligkeiten barg. Khamane's Frau, eine corpulente, etwa 35jährige Person, nähte mühsam mit Nadel und Zwirn einige an sie von uns als Geschenke übersandte Kattunstücke zu Röckchen für ihre kleinen Mädchen, von denen wir das jüngste recht liebgewannen.

Man brachte saure, eingedickte Kuhmilch, die in einem eigens zu diesem Zwecke aus Gnuhaut gefertigten und mit Ziegenhautriemchen fest genähten Sacke aufbewahrt, nun in eine Holzschüssel geschüttet wurde; ferner schaffte Khamane auch Butschuala (Kafirkornbier) zur Stelle, kurz der Prinz that sein Möglichstes, um uns nach seiner Weise glänzend zu bewirthen. Während meine Frau im Gehöfte Khamane's zurückblieb, mußte ich einige Krankenbesuche abmachen, und versprochenermaßen dann eine, wenige Meilen am Matlabatse-Thale aufwärts gelegene Furth aufsuchen, um hier »Gift zu legen«, da an dieser Stelle Khamane's Rinder wiederholt von Hyänen und Leoparden angegriffen und mehrere Kälber bereits von

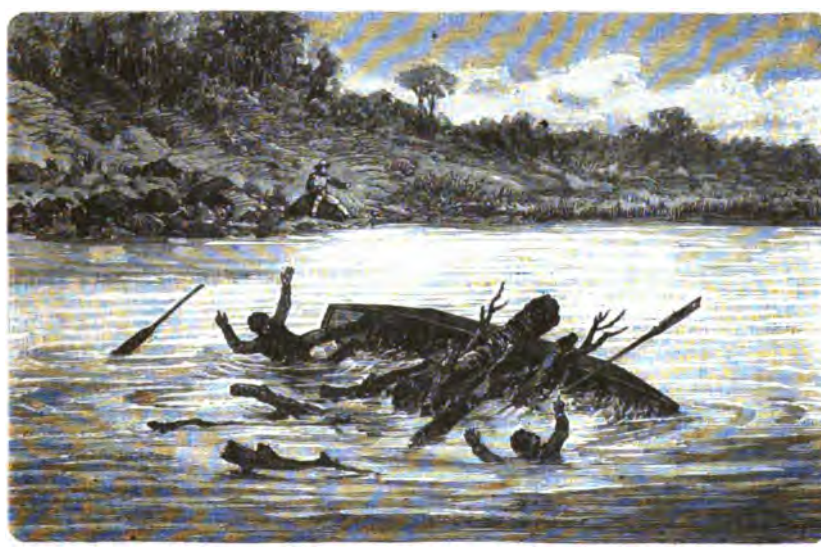
dieſen Raubthieren getödtet worden waren. Mit Rückſicht auf die in dem Dorfe herrſchenden Krankheiten war es mir gar nicht aufgefallen, daß Khamane's Leute, ſein Sohn, ſeine Gattin, die übrigen Kinder und manche der übrigen Frauen und Männer gar ſehr an Malaria zu leiden hatten. Meiner Gewohnheit gemäß, verſagte ich ihnen meine Hilfe nicht. Wie ſchwer fiel nicht ſpäter am Zambeſi ein jedes Körnchen Chinin ins Gewicht, als nach monatelangem Leiden unſer Chininvorrath zu Ende ging? Dem

Eine mißliche Stelle im Limpopo.

Kranken und Siechen zu helfen, war ja eine der Pflichten, welche die öſterreichiſch-ungariſche Afrika-Expedition auf ſich genommen, und es wurde derſelben auch ſtets und ſo lange noch Medicamente vorhanden waren bereitwilligſt Folge geleiſtet.

Als ich Khamane's Niederlaſſung näher beſah, wunderte ich mich gar nicht darüber, daß ſeine Leute ſo ſtark am Fieber litten. Die kleine Station liegt unmittelbar am Matlabatſe, der wohl in ſeinem Bette auch beim niedrigſten Waſſerſtande dem Limpopo einen ſchönen und mindeſtens einige Meter breiten Strahl zuführt, nebenbei aber auch ſo ausgebreitete Sümpfe bildet und ſpeiſt, daß er ſtellenweiſe mit dem waſſerhaltigen

Schilf- und Grassumpfe 100 bis 250 Meter breit erscheint. Selbst an jenem klaren und kalten Wintermorgen war die Luft stark wahrnehmbar mit stinkenden Gasen geschwängert. Khamane hatte mich schon früher ersucht, im Falle eines Besuches von meiner Seite ja gewiß einige seiner Kranken zu besuchen, was ich ihm auch versprach. Er hatte mir namentlich einen Fall ans Herz gelegt, den einzigen, den ich hier nebenbei dem geneigten Leser vorzuführen gedenke.



Spiral's und Plati's Unfall im Limpopo.

»Mein treuester Anhänger,« so hatte mich Khamane angesprochen, »der mich als Kind auf den Knien geschaukelt, der mir überall hin gefolgt, hat vor einem Jahre ein zufällig hergekommenes Betschuanamädchen geheiratet. Von dieser jungen Frau erhofft er nun einen Erben, da ihn bis jetzt seine beiden bereits alten Frauen kinderlos gelassen, und nun seit einiger Zeit leidet diese Frau so sehr, daß wir an ihrem Aufkommen zweifeln.« Ich wurde wohl zu Hilfe gerufen, allein in die Hütte nicht eingelassen, erstens da die üblichen Rathgeber, die alten Frauen, bei der Kranken zufällig anwesend waren, zweitens weil der Prinz Khamane selbst nicht die Macht besaß — einem alten Gebrauche gemäß — bei einem solchen Krankheits-

falle die Frauen aus der Hütte zu weisen und selbst einzutreten, und drittens da — so unglaublich es auch scheinen mag — der greisenhafte Gemal mit den schlotternden Knien von einer solchen Eifersucht geplagt wurde, daß er einem Fremden den Eintritt in die Hütte nicht gestatten wollte. Zu diesen Gründen, welche es dem herbeigerufenen Arzte unmöglich machten, die Hütte der Kranken zu betreten, kam noch deren unüberwindliche Abneigung, den Europäer, der nun als Naga oder Doctor gekommen war, zu sehen. In der letzten Nacht ängstigte sie ein Traum, daß ein weißer Mann, doch keiner der Boers, auf einem weißen Pferde kommen und ihr wohl ein Mittel reichen, dieses aber ihr die so heiß ersehnte Leibesfrucht abtreiben würde. Der Zufall wollte, daß ich an diesem Tage eben »Nobel«, mein bestes Pferd, einen Schimmel, ritt. Als mir all dies aus der Hütte der Kranken von den alten Weibern vorschwadronirt worden, beschränkte ich meine ärztliche Hilfe auf einige diätetische Rathschläge und schlug es ab, trotz Khamane's Zureden, irgend ein Mittel zu reichen, denn ich wußte wohl, daß im Falle eines zufälligen Todes die Schuld davon doch mir in die Schuhe geschoben worden wäre.

Die Frau litt an Eclampsie und meine Herren Collegen wissen, daß hier ein rasches Eingreifen nöthig gewesen wäre, allein dies den Schwarzen begreiflich zu machen, war absolut unmöglich. Umso mehr mußte ich staunen, als mir Khamane plötzlich sagte: »Weißt Du, es ist doch besser, Du reichst der Frau kein Mittel mehr — ich will nicht mehr in Dich dringen, komm', wir gehen nach der Matlabatse-Furth, um die Gifte zu legen, denn ich muß Dir offen gestehen, die Leute meinen, Dein Molemo (Medicament) habe sie so krank gemacht.« — »Mein Molemo? Ich habe doch dieser Frau keines gereicht. Du irrst Dich!« — »O ja, Du hast, gabst Du mir nicht gestern das bittere Mittel, um die Krankheit, von der Du sagst, daß sie in den Sümpfen des Matlabatse wohne, und mit der Luft in unsere Blasebälge (Lungen) käme, in unseren Leibern todt zu machen? Ich sagte Dir doch, daß mehrere Leute krank darniederliegen und da ich dachte, diese Frau hätte diese Krankheit, gab ich ihr auch von demselben Molemo.« — »Aber dieser Frau fehlt etwas anderes. Fieber läuft zwar auch nebenbei, allein sie hat etwas anderes nöthig,« warf ich sofort ein. — »Mag sein,«

erwiderte der Prinz, »allein sie ist heute Nachts schlechter geworden, und so hat man dies nur Deinem bitteren Heilmittel, von dem ich ihr gab, zugeschrieben.« — Ich beeilte mich nun, aus der Nähe dieser elenden baufälligen Hütte zu kommen, die freistehend, mit einigen Schilfrohrstengeln am Eingange umfriedet war, welche Schilfrohrstengel allen Angehörigen des starken Geschlechts verkünden, daß hier eine Frau von Geburtswehen ergriffen und ihnen der Eintritt in die Hütte nicht gestattet sei. Einige Tage darauf starb die kranke Frau, und ich mußte mich glücklich schätzen, sie damals nicht berührt und untersucht zu haben, da ich auch bei einem etwaigen Verabreichen des unschuldigsten Mittels, z. B. eines Glases Thee, als ihr Mörder angesehen worden wäre. Khamane's Unterthanen, ein, wie schon erwähnt, bunt zusammengewürfelter Haufen, hätten bis auf einen oder zwei bei einer Preisfrage für Häßlichkeit mit Erfolg mit den Häßlichsten aller südafrikanischer Stämme in die Schranken treten können, es gab aber auch kaum ein einziges ansprechendes ehrliches Gesicht in der ganzen Gesellschaft, und wir mußten stets bei unseren Unterhandlungen mit den dunklen Jägern wohl auf unserer Hut sein.

Das folgende Beispiel wird dem Leser darthun, daß Khamane eben nicht einem Jeden, der ihm zugelaufen kam und mit dessen »werther Person« er seinen Anhang, wie er zu sagen pflegte, zu stärken suchte, den Paß oder ein Leumundszeugniß abforderte, um in Erwägung zu ziehen, ob dieser oder diese werth sei, seinen Hofstaat zu mehren. Er nahm sie Alle die Zugewanderten oder recte Zugelaufenen in seinen väterlichen Schutz, ja sie waren ihm umso willkommener, wenn sie in Folge schlechten Lebenswandels von Khama (seinem Bruder) aus dem Ost-Bamangwatolande ausgewiesen waren, und, Khama feindlich gesinnt, sich leicht als Werkzeuge gegen diesen gebrauchen ließen.

Acht Tage vor unserem Besuche fand sich bei uns ein zum Theile europäisch gekleideter, riesiger Schwarzer ein, der an seiner Sprache und seinem Aeußern leicht als ein Matabele erkannt werden konnte. Mir schien sein Gesicht bekannt und ich erinnerte mich auch endlich, ihn bei Frau Tunsing, der Missionärswitwe, auf Herrmannskraal bei Gelegenheit der Reise von Linokana zur Transvaalgrenze angetroffen und Frau Tunsing

vor dem Menschen, dessen Aeußeres mir gar nicht gefiel, gewarnt zu haben. Der Matabele wurde auf Herrmannskraal flüchtig und kehrte auf dem Heimwege bei einem Bakhatla ein, dem er seine Gastfreundschaft durch die Mitnahme einer Muskete lohnte.

Auf der Flucht nach Norden war er bei uns eingekehrt, und als ich mich an jenem Tage von meiner Arbeit erhob und ans Feuer trat, fand ich diesen Schwarzen vor, der, ohne mich zu grüßen, sich beklagte, daß ihm die Meinen Nahrung verweigern. Ich staunte über diese Frechheit; meine Leute, welche sich nicht mehr an den Menschen zu erinnern wußten, hatten ihm, ihrer Gewohnheit entgegen, da sich derselbe gleich bei seinem Erscheinen äußerst insolent benommen, jedes Entgegenkommen verweigert. — Ich wies den Mann sofort vom Feuer und er ging etwa zwanzig Schritte ab, um sich's an einem Dornbusch bequem zu machen. »Der Mann hat das Gewehr gestohlen,« so fuhr es uns durch den Sinn. Frau Tunsing sagte ausdrücklich, daß er nichts am Leibe besessen, als er mit einem Stabe in der Hand zu ihr gekommen und um einen Dienst angesucht hätte, und nun, einen Monat später, hatte er bereits ein Gewehr verdient, wofür hierzulande ein Mann sechs und am Zambesi 20—24 Monate zu dienen hätte? Das Gewehr war sicher gestohlen.« — Nun lag uns daran, zu wissen, ob das Gewehr auch geladen sei. Ich näherte mich ihm und fragte ihn, wo er das Gewehr gekauft habe; er meinte, er hätte es bei Frau Tunsing verdient. Dabei nahm er die Waffe zu sich, meine Absicht, sie besichtigen zu wollen oder mich in ihren Besitz zu setzen, wohl begreifend. Ich hatte dies nicht mehr nöthig, denn ich hatte schon gesehen, daß im Cylinder kein Zündhütchen saß; das Gewehr war nicht geladen, und so änderte ich sofort meine Taktik und, seine Schulter berührend, sagte ich: »Ich glaube, Du hast das Gewehr gestohlen, und da ich keinen Dieb hier in meiner Nähe dulde, so befehle ich Dir, sofort meine Lagernähe zu verlassen. Als jedoch der Mann keine Miene machte, meinem Befehle nachzukommen, rief ich nach meinem Pferde. Das Wort »Pici« übte auf den Mann eine magische Wirkung aus. Meine Schwarzen hastig fragend, wo Khamane wohne, sprang der Mann auf und eilte nach dem Flusse und bald hörten wir ihn im Wasser plätschern. Wenige Tage darauf kam er in Begleitung des einen Masarwa und der

zwei Frauen wieder, die einen Python zum Austausche brachten. Khamane hatte ihn in sein Asyl aufgenommen und er glaubte nun auch in meinem Lager geduldet und von mir als Jäger gemiethet zu werden, doch er irrte sich, ich gestattete weder ihm noch den Masarwas, im Lager zu sitzen, sondern wies die ganze Gesellschaft — der Matabele schien sich die Gunst einer Masarwafrau, eines grundhäßlichen und wegen ihres Schmutzodeurs auch dem Blinden auf zehn Schritte kenntlichen Weibes, erobert zu haben — abseits in die Gebüsche, wohin sie sich zurückzogen und die Nacht hindurch in einer wilden Orgie zubrachten. Kurz vor Tagesanbruch, wohl wissend, daß ich das nächtliche Lärmen nicht ungestraft hinnehmen werde, machten sie sich in aller Stille auf, und wir fanden ihre Lagerstätte leer, sie hatten das Weite gesucht. Kurz darauf, noch am selben Morgen, erschienen vier bewaffnete Bakhatla, welche den Matabele als Dieb suchten. — Daß wir die Verfolger auf die richtige Spur brachten, wird der Leser leicht begreifen, auch nicht hungrig durften sie uns verlassen. Am selben Abend zogen sie wieder des Weges; sie hatten den Dieb in des Prinzen Gehöft sitzend überrumpelt. Khamane erlaubte ihnen jedoch nicht, ihn zu bestrafen, allein der Dieb mußte das gestohlene Gut wieder ausliefern. — Da die Bakhatla einen nächtlichen Ueberfall von Khamane's Leuten befürchteten, suchten sie noch am selben Tage wieder abzukommen und hatten schon am Abende unser Lager erreicht. Wir bewirtheten die Leute auch diesmal, da sie sich nun auf dem Bamangwato- und mit dem Ueberschreiten des nahen Notuany eine Stunde später auch schon auf dem Bakwena-gebiete befanden, so hatten sie nichts mehr von Khamane's Leuten zu fürchten, und eilten noch am selben Abend ihrer Heimat zu. Beim Scheiden dankte mir der eine für meine Anwesenheit an diesem Orte. »Wärest Du nicht hier gewesen, wir hätten den Dieb bis Schoschong verfolgt und wohl nie gefunden, wenn wir auch selbst sein Vorhandensein bei Khamane aufgespürt hätten. Khamane hätte uns das Gewehr nicht wieder ausgeliefert; wir wissen nur zu wohl, er hat es nur aus Rücksicht für Dich gethan, ja wir wären vielleicht noch um unsere eigenen Gewehre gekommen, man hätte uns gewiß Widerstand geleistet, damit wir von unseren Waffen hätten Gebrauch machen müssen und Khamane seine Schutzherren,

die Boers, hätte zu Hilfe rufen können. Es ist uns leider nicht möglich, eine Revanche für solch' eine That zu üben, da Khamane, im Gebiete der Boers wohnend, von diesen, denen ja ein Vorwand, mit uns anzubinden, nur sehr erwünscht wäre, sofort in Schutz genommen werden würde. Die Boers hätten dann auch das Recht, gegen uns vorzugehen, weil wir, wie Du siehst, bewaffnet das jenseitige Ufer des Limpopo betreten und bewaffnet in eine Niederlassung der Republik eingedrungen waren.« — Khamane, der sich einer Aeußerung nach, welche er uns gegenüber machte, auf den riesigen Matabele viel einbildete, konnte auf seinen neuen Anhänger stolz sein; ich bin davon vollkommen überzeugt, daß der Matabele selbst auch für Khamane zu schlecht war und ihn schon längst unter Mitnahme irgend eines Gewehres oder eines Pferdes verlassen hat. Der Dieb hat ja nur eine Stunde zu reiten, um mit dem Westufer des Limpoposlusses das Bamangwatogebiet zu erreichen, das Khamane nie betreten darf.

Am Tage nach dieser Begegnung machten wir uns auf, mit Khamane die Furten an der Matlabatse-Mündung in den Limpopo zu besuchen. Die Sonne brannte schrecklich heiß, als wir, die Niederlassung verlassend, unseren Ritt thalaufwärts aufgenommen hatten. Wir sahen hier die kahlen Bodenstellen von zahlreichen Wildspuren durchkreuzt, unter denen sich Hyänen- Schakal-, sowie Pallahspuren als die häufigsten erwiesen, auch frische Leopardenspuren fehlten nicht. Ich bedauerte gar sehr, kein Schrotgewehr mitgenommen zu haben, denn das Thal des unteren Matlabatse, vor allem seine Dickichte und die sumpfigen Wiesenstellen, wimmelten von hochinteressanten Vogelarten. Neben schönen Mandelkrähen (zwei Arten) und Bienenfressern waren prächtige Würger und Eisvögel reichlich vertreten. Unter den Sumpfvögeln namentlich Reiher, davon nahezu alle südafrikanischen Arten von jenem kleinen weißen Zwergreiher bis zum Riesenreiher (Ardea Goliath) vertreten, worunter namentlich zwei Arten des schneeweißen Silberreihers dieser blumigen, doch ob ihres Moorbodens so trügerischen Au zur besonderen Zierde gereichten. Beim näheren Herantreten an das Wasser wurden die schönen schwarzen, bläulichen, dunkel- und schwarzblauen und auch rostfarbenen Rallen und Wasserhühnchen sichtbar, wie sie auf den breiten glänzenden Blättern hin- und hertrippelten, um Schnecken und

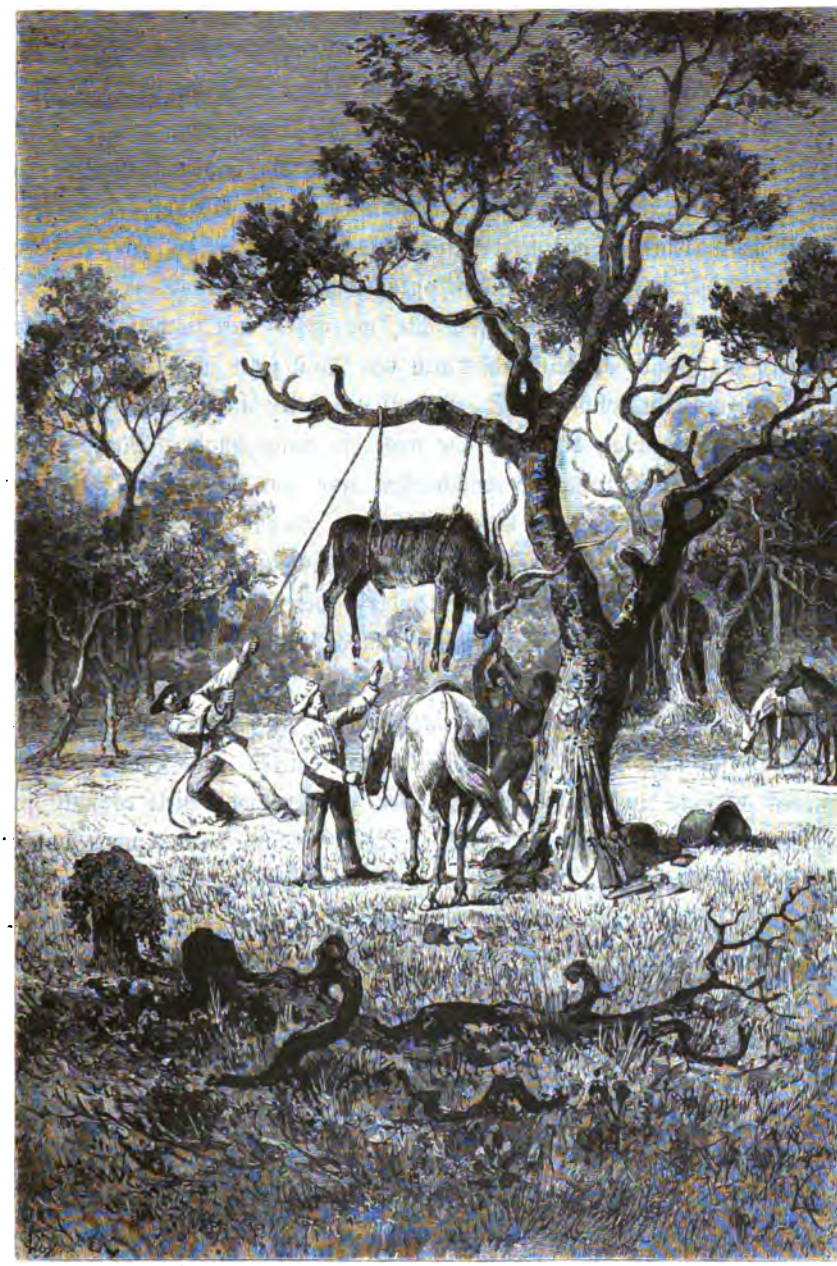
Würmchen, und die von den überhängenden Bäumen abgefallenen oder durch die Strömung zugeführte Insecten aufzufangen. An den entblätterten Aestchen der über das Wasser hängenden Uferbäume schaukelten die birnförmigen Nester der gelben Webervögel hin und her, während die Endsprossen der stärkeren und zumeist bereits abgestorbenen Aeste von dem großen schwarzen weiß getüpfelten Rieseneisvogel, dem schönen Senegalhalcyon und dem Haubeneisvogel, hie und da auch von Kormoranen und dem hochinteressanten Schlangehalsvogel eingenommen waren. Ich schoß einen Kormoran und einen Schlangehalsvogel, konnte letzteren, den die Strömungen in eine tiefe, von Krokodilen bewohnte Lache geführt, jedoch nicht auffischen. Dieser Ritt von Khamane's Dorf bis zur Matlabatse-Mündung ist uns Allen ob des wechselnden Bildes in der Scenerie an dem Flüßchen in guter Erinnerung geblieben. Ich hatte nicht geahnt, daß ein kleines Flüßchen im afrikanischen Flachlande solch' schöne Motive bieten könnte. Wir durchquerten auch mehrere ansehnliche Dornfelder, die von Rebhühnern und Perlhühnern wimmelten. Adler uud Geier streiften hoch und niedrig über unseren Köpfen; in den Dickichten trafen wir auf diesem verhältnißmäßig kurzen Ritte, der ob des vielen Interessanten, das er bot, langsam vonstatten ging, auffallend zahlreiche, ja Tausende von kleinen, aus feinem Grase gefertigten birnförmigen Nestern, welche allenthalben an den Dornbüschen hingen und welche im Frühjahre zur Brutzeit bewohnt sind, nun aber im Winter keine Bewohner mehr aufwiesen; ich denke, daß sie einer Schmetterlings-Finkenart (Mariposa) oder einer Art des Astrild angehören. Wir stießen in dem Dorngebüsche außerdem auch auf eine Pallahheerde; einige der Begleiter Khamane's nahmen die Verfolgung auf, doch das Wild setzte über den Matlabatse, so daß es den Verfolgern, da sie dem Wilde durch den Sumpf nicht folgen konnten, nicht möglich wurde, dasselbe zum Schusse zu bekommen. Spät am Nachmittage trafen wir bei der mit Schilf überwachsenen Mündung des Matlabatse ein, und obwohl wir alle beritten waren und obwohl das Wasser des Limpopo — die Furth befindet sich hundert Meter über der Mündung — kaum die Tiefe von einem Meter aufwies, so mußten wir doch die größte Vorsicht gebrauchen, und die seichteste Stelle wohl auswählen, weil in der Matlabatse-Mündung einige

große Krokodile lagen, die schon viel Unheil angerichtet hatten. Da ich beabsichtigte, auch einige Krokodile für die Sammlung zu erwerben, hatte ich daheim, den Marutse-Angeln ähnliche Doppeleisen-Angeln aus fingerdickem Eisenstab machen lassen, versah sie am Limpopo mit dem nöthigen Köder und legte sie an der Notuany-Mündung auf die Sandbank hin. Zweimal wurde der Köder genommen — in beiden Fällen in der Nacht und leider nur von einem kleinen Krokodile, das die Angel nicht bis an

Wasserantilope von Hunden gestellt.

den Schlund, wo sie bekanntermaßen stecken bleiben soll, hinabwürgen konnte. Einmal fanden wir die Angel einen Kilometer unterhalb der Notuany-Mündung an einer beschilften Insel, das anderemal sechs Kilometer unterhalb an einem mitten im Strome eingelagerten Baumstamme, damals zeigte die Angel, daß sie zum Theile verschlungen, dem Krokodile viele Mühe verursacht haben mußte, bevor es ihm gelang, sich des unangenehmen Brockens zu entledigen.

Da es nicht gelingen wollte, einen Stier der großen Wasserantilope zu erbeuten, suchten wir auf unseren Ausgängen stets die unmittelbaren Uferdickichte nach diesen Thieren ab, bis es endlich Leeb gelang, die erwünschte Antilope aufzustöbern. Die beiden Hunde Witstock und Pluto



Das Aufladen des erſten am Limpopo erlegten Kudufiers.

hatten sie in einem Dorndickicht aufgejagt und jagdgerecht dem Jäger zugetrieben, förmlich in den Schuß gejagt und hatten sie dann in seiner Nähe sogar gestellt. Und doch ging das Wild für die Sammlung verloren. Zufällig hatte Leeb nicht sein, sondern mein Gewehr, einen Winchester, in der Hand, und eine Patrone hatte sich in den Lauf geklemmt, er sah das Thier herankommen; mit fieberhafter Ungeduld riß er an dem Gewehre herum, er vermochte keinen Schuß anzubringen, und das Thier warf sich zur Rechten herab an die Schilfdickichte, wo es an den stacheligen Schilfblättern die Hunde abschüttelnd, durch den Fluß setzte und entfloh.

An unserem Limpopo-Ufer (etwa elf Kilometer unterhalb der Notuany-Mündung) angelangt, besuchten wir noch die einige hundert Meter stromabwärts liegenden großen Stromschnellen und am Heimwege die größte der, der Firma Francis und Clark gehörenden Viehhürden; damals standen diese noch nicht unter Mr. Schmitt's Führung, sondern unter der Aufsicht eines Mischlings mit Namen »September«, der eben mit dem Abhäuten einiger an Lungenfäule umgekommenen Kälber beschäftigt war. Man nahm hier die Sache sehr leicht; was lag denn daran, ob so und so viele Rinder jährlich an der Fäule verendeten; die Firma besaß ja deren so viele, und sie nahm sich nie viele Mühe mit den kranken Thieren. Das Impfen wurde einmal versucht und dann wieder fallen gelassen; man hielt es nicht für nothwendig, die erkrankten Thiere zu separiren und ihnen eine besondere Weide anzuweisen oder ihnen irgend ein Medicament zu reichen. Die Häute wurden getrocknet und auf den Markt gebracht, das Fleisch in Stränge zu Beltong geschnitten und für die Hirten aufgehoben. Nach und nach wurden die Verluste aber den Säckeln der Herren Eduard Clark und William Francis doch zu empfindlich, so daß man von Schoschong herüberkam und öfters den Viehposten (wie hierzulande die Viehzuchtstellen genannt werden) besuchte und anfing, der Lungenseuche etwas rationeller zu Leibe zu rücken. So hat sich der Gesundheitszustand in den, von den Schoschonger Firmen Clark, Francis und Clark, Masson, Austin, um den Limpopo gehaltenen Viehhürden gebessert, wenn er auch noch viel zu wünschen übrig läßt.

Die meisten Bäume, ja selbst die im Limpopothale so zahlreichen am Ufer zumeist aus weißem Thon, landeinwärts aus röthlichem Laterit erbauten

oft phantastisch geformten riesigen Termiten-Hügel waren von zahlreichen Aasgeiern dicht besetzt, welche durch die an den Seuchen verendeten Rinder herbeigelockt worden waren. Khamane gab uns mit seinem Gefolge das Geleit bis ans Lager, wo wir ihn für das uns in seinem Lager bewiesene, freundliche Entgegenkommen mit einem Hut und einem Gilet, seinen Sohn mit einem Paar Stiefeln und den Herrn Bruder mit einem Messer beschenkten und der Familie zwei Kleider-Kattunstücke übersandten. Müde von dem langen Ritte in der Sonne, suchten wir zeitlicher denn je unser Lager auf und alle waren schon längst entschlummert, als ich mich noch immer schlaflos herumwarf; die Schlaflosigkeit war das erste Symptom des nahenden Fiebers, das auch schon am folgenden Morgen mit den heftigsten Kreuzschmerzen, einem Schüttelfrost und argem Kopfweh zum Ausbruche kam.

Ein nicht geringes Aufsehen brachte es hervor, als ich kurze Zeit nach diesem Ausfluge an einer Sandbank im Flusse etwa fünf Kilometer unterhalb unseres Lagers frische Löwenspuren auffand. Das Raubthier war von Osten her, von der Transvaalseite einige hundert Meter dem Fluß entlang gelaufen, hatte dann den Limpopo überschritten und wiederum an unserem Ufer einen halben Kilometer entlang und flußabwärts laufend, endlich die Richtung landeinwärts eingeschlagen. Als am nächsten Morgen Khamane's Leute mit Milch und Wild ins Lager kamen, brachten sie mir des Häuptlings Botschaft, ja bei unseren abendlichen Ausgängen und nächtlichen Streifzügen auf unserer Hut zu sein und unsere Zugthiere, namentlich aber unsere Pferde wohl bewahren zu lassen, denn ein brüllender Löwe gehe herum, und suche und suche ..... Ich hatte mich schon gefreut, Khamane diese Botschaft senden zu können, und nun war er mir zuvorgekommen, seine ausgesandten Jäger hatten schon Tags zuvor und zeitlich am Morgen den Löwen hoch am Matlabatse brüllen gehört und Jagd und Wild sein lassen, um des Königs Rinder, jedoch auch — doch soll dies Nebensache gewesen sein — ihre eigenen oft im Busche herumtrollenden nackten Kinder, vor dem Räuber zu warnen. Etwas später traf ich wohl noch zweimal auf eine frische Löwenspur, doch gelang es uns nicht, einen Löwen zu erblicken, obschon unmittelbar nach unserer Abreise

fünf Löwen von einigen vorbeireisenden Boers angetroffen und eines von den Raubthieren, nachdem es ein Pferd getödtet, auch erlegt worden war.

Ich sprach hie und da von dem verschiedenartigen Transporte des erlegten Wildes, um es rasch nach dem Lager zum Präpariren zu schaffen. Eine Methode, die wir anfangs in Anwendung brachten, die wir jedoch später fallen ließen, bestand darin, daß wir die Thiere von Damm- hirsch- bis Hirschgröße mittelst der Ochsenriemen auf Queräste emporzogen und dann in die Packsättel der Pferde einfallen ließen. Der eiserne drei- theilige Ponton leistete uns während des Aufenthaltes am Limpopo vor- treffliche Dienste. Oft benützten ihn meine Leute zum Holen von Brennholz vom jenseitigen Ufer. Eine solche Rückfahrt bot eines Tages eine tragi- komische Scene. Spiral und Plati kehrten heim, hatten jedoch das Boot quer beladen, so zwar, daß die Baumstämme und Aeste beiderseits weit hinausragten; in eine stärkere Strömung gekommen, begann das Boot stark zu schaukeln, und durch Plati's Unvorsichtigkeit folgte im nächsten Momente jene Katastrophe, die meine auf Seite 193 eingefügte Skizze darstellt. Es war ein Glück, daß die Krokodile durch unsere ununter- brochene Anwesenheit am Ufer verscheucht, sich nicht in unmittelbarer Nähe aufhielten.

Ein mir bekannter, auf der Farm Brackfontein, im Buschveldt nahe an der Grenze und zwischen Herrmannskraal, der Farm Frau Tunsing's und jener Schulenburgs wohnender Boer, Fourier mit Namen, zog eines Tages des Weges und nahm sieben Kisten mit zum Herrn Jensen, wofür ich ihm in Waaren sechzig Gulden zu zahlen hatte; er versprach auch, die noch zu sammelnden Objecte, die ich in Schoschong belassen wollte, wieder um einen ähnlichen Preis nach Linokana zu bringen, was er auch, wie ich ein Jahr später erfuhr, vollkommen seinem Versprechen gemäß gethan hat. — Von anderen Besuchern, die bei uns sehr willkommen waren, nenne ich die vorüberziehenden Elfenbeinhändler Francis und Clark, Mr. Masson und Mr. Rhodes jun. — Messers Francis und Clark zogen nach Mafeking, dem Hauptorte des neuen britischen Betschuanalandes, zu jener Zeit der eigentliche Lagerplatz der englischen Truppen, wo Clark die mitgenommene Quantität Elfenbein und Straußfedern, ferner auch eine große

Wagenladung von Giraffen und Eland-Antilopenhäuten abzusetzen gedachte. Herr und Frau Francis begleiteten ihren Compagnon, doch mehr des Vergnügens halber, to have a change (der Abwechslung halber), wie sie in Schoschong zu sagen pflegen, wenn die Kaufleute den winterlichen Staubstürmen aus dem Wege zu gehen suchen. Mafeking ist allerdings außer den Diamantenfeldern der ärgste Ort für solche Stürme, da ist jedenfalls das Limpopothal zu Ausflugszwecken viel angenehmer und Frau Francis hatte sich diesen Landstrich auch schon mehrmals zu einem Weihnachtspicknick gewählt. Dem Leser meines früheren Werkes ist vielleicht Frau Francis noch in Erinnerung geblieben! Es ist eine der beiden Damen, in deren und der Gesellschaft ihrer Männer ich im Jahre 1875 den Ausflug zu dem Victoriafalle des Zambesi machte. Frau Francis hat stets einige Pets (Lieblingsthiere) um sich, diesmal saß am Wagen ein zahmer grauer Papagei (von der Westküste) und ein zahmes, gehäubtes Perlhuhn lief herum, während ein nicht minder gezähmter niedlicher Klippspringer, an einem Bande herumgeführt, seiner Herrin aus der Hand fraß. Bei dem vorigen Besuche des Limpopo stieß Frau Francis an dem Flusse auf einen Löwen, das Raubthier entkam, bevor sich noch der Herr Gemal mit dem Gewehre eingefunden hatte. Auf Mr. Francis' Anfrage hin, wie lange ich mich in Schoschong aufhalten dürfte, erwiderte ich, daß mein Aufenthalt nur sehr kurz bemessen sei. Da ich Proviant nöthig hätte, würde ich eines meiner Pferde verkaufen und den Proviantbedarf dafür einlösen, da ich meinen geringen Baarbetrag schonen müsse, im Falle ich an eine von mir noch nicht zuvor besuchte Küste, also zu Fremden käme. »Ja, die Pferde sind wohl gesucht wie immer,« meinte Francis, »allein nicht hoch im Preise, die Basutos kaufen in Südafrika all die halbcrepirten Rosse und verkaufen sie in Schoschong, um zwei Ochsen das Stück und da ein Ochs daselbst kaum vier Pfund (45 Gulden) werth ist, so ist dieser Preis so niedrig und die Bamangwatos daran so gewöhnt, daß sie für ein »ungesalzenes« Pferd (ungesoute Perd), das heißt eines, das die endemische Pneumonie, an der, wie schon mehrmals erwähnt, in den Betschuanaländern und der Transvaal jährlich im Herbste die meisten Pferde sterben, noch nicht durchgemacht hat, nicht mehr bieten wollen. Ein Thier, das die Krankheit

glücklich überstanden, erleidet selten einen Rückfall, und solch' ein Pferd wird dann mit sechs bis sechzehn Ochsen bezahlt; stirbt ein solches Pferd und kann der so Betroffene durch Zeugen nachweisen, daß dasselbe an der Perdesickte (dieser Pferdekrankheit) gestorben ist, so muß der Verkäufer, falls das Pferd, wie es nahezu stets geschieht, unter Garantie verkauft wurde, den vollen Betrag an den Käufer zurückgeben. — Nun, das war eine schlechte Nachricht bezüglich der zwei Ochsen als Kaufpreis für ein Pferd; nachdem meine drei Pferde »ungesalzen« waren. Auch Francis weitere Anfrage, ob ich nicht etwas anderes für ihn Brauchbares gegen Proviant austauschen würde, erwiderte ich, daß ich, wenn es mit dem Pferde nicht ginge, etwas anderes, das mir durch sein Gewicht lästig fiel und das ich entbehren könnte, verkaufen würde; nämlich eine der beiden Force-Pumpen und 2000 bis 3000 Snyder-Patronen, da wir mehr denn genug Patronen besaßen und sich auch unsere drei Snyder-Carabiner als die schlechtesten unserer Waffen erwiesen hatten. Francis ging sofort auf meinen Vorschlag ein und einige Minuten später war dies Geschäft für 35 Pfund Sterling (420 fl.) abgemacht und mir der Betrag gutgeschrieben, für welchen ich Kaffee, Thee, Zucker, Reis, Mehl, Korn, andere Victualien und Tabak für meine Begleiter ankaufen wollte. Die Pferde mußte ich nun nicht mehr anbieten und konnte sie für die Weiterfahrt benützen; wie sehr glücklich schätzte ich mich nicht einige Monate später, daß dieser Verkauf in der genannten Weise abgeschlossen worden, als das Unglück von Klamaklenjana über mich hereingebrochen war und ich eines jeden der drei Pferde so sehr bedurfte. Herr Francis lud uns ein, es uns zur Zeit unseres Schoschonger Aufenthaltes bei ihm im Gehöfte bequem zu machen, und avisirte auch seinen Geschäftsvertreter Mr. King, noch im Laufe der Woche mit einem Betschuanaboten davon, auch bot er sich mir an, die Sammlungen, die ich in Schoschong zurücklassen würde, um sie durch Fourier nach Linokana an Herrn Jensen zu senden, in einem seiner Lagerhäuser gebührenfrei aufzubewahren. — Daß wir Herrn Francis für all diese Freundlichkeit herzlich dankten, kann ich wohl versichern, und so war die von der ersten Reise her so angenehme Erinnerung an den liebenswürdigen Herrn William Francis den Theilhaber der Schoschonger Firma Francis und Clark und an seine äußerst

wohlwollende Gattin nicht nur gleich innig geblieben, sondern ich fühle mich den beiden Gatten gegenüber nur zu noch größerer Dankbarkeit verpflichtet, da eine gute That in dieſem Theile der Erde nicht mit Geld und Geldeswerth entlohnt werden kann und ſich zu einer unvergeßlichen Wohlthat geſtaltet.

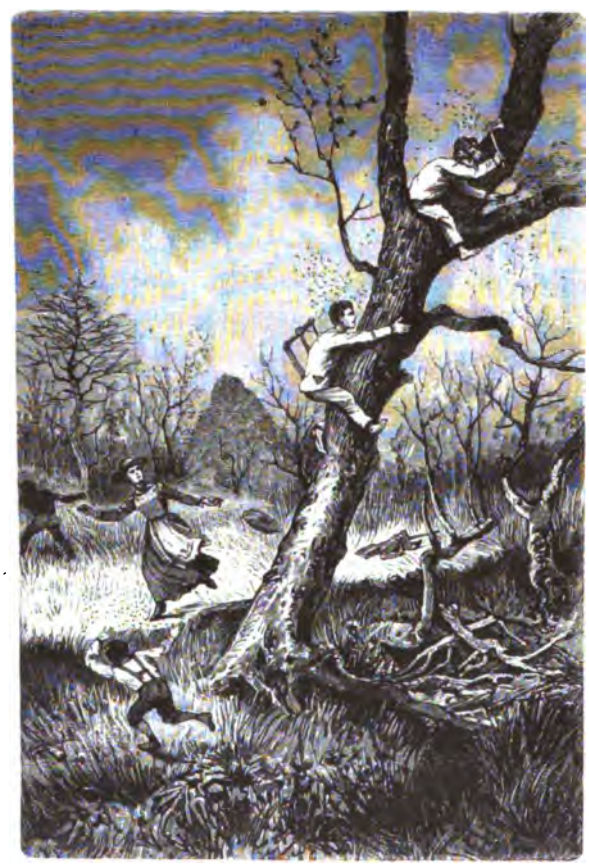
Einige Tage ſpäter kam der zweite Schoſchonger Elfenbeinhändler Maſſon, deſſen Namen — eigentlich der ſeines Bruders und Theilhabers im Geſchäfte — auch in den engliſchen Verhandlungen mit den Republiken Stellaland und Goſchen oft genannt wurde, an den Limpopo, um ſeine nahe an der Notuany-Mündung am rechten Ufer dieſes Fluſſes und im Bakwenagebiete neu errichtete Viehhürde aufzuſuchen und nachzuſehen. Die Firma Maſſon hatte zur Zeit der Blüthe jenes Freibeuterſtaates von Kimberley aus den kürzeſten Weg nach Schoſchong benützend, zwei Wagenladungen von Gütern, darunter auch Gewehre und Schießbedarf, durch Stellaland und Goſchen geführt, als die Goſchener, da ſie der Waffen und Patronen bedurften, die Wagen als confiscirt erklärten. Dieſe Epiſode trug viel dazu bei, um Mackenzie's in London und England gehaltene Reden »civitates Stellaland et Goschen esse delendas« zu bekräftigen und für dieſelben die beſte Reclame zu machen. Die Firma Maſſon hat ſeitdem als Compenſation in dem britiſchen Betſchuanalande zwei Farmen, etwa 6000 Morgen Weideland erhalten, was trotz des geringen Werthes von Grund und Boden in jenem Lande ihren etwa erlittenen Verluſt decken dürfte.

Mr. G. Maſſon hat mir — wir ſchreiben jetzt Mitte Jänner 1888 — vor zwei Tagen geſchrieben, es iſt der luſtige Freund von alten Tagen, der ſich vor dem Gottſeibeiuns nicht fürchtet und mit deſſen Großmutter nur loſes Spiel treibt, doch als Freund iſt er treu und verläßlich wie Eiſen.

An einem ſchönen Morgen paſſirte Mr. Rodes unſer Lager, er zog nach Zeeruſt (Hauptort des Marico-Diſtrictes), um Güter für den Vertreter einer Natalfirma, Herrn Whitley, zu holen. Nachdem er uns eine zeitlang bei der Arbeit zugeſchaut, ging er zu ſeinem Wagen zurück und ſchenkte mir ein Paar prachtvolle Kuduhörner, auch ſpäter und nun auf der Rückreiſe traf ich wieder mit ihm zuſammen. Er iſt ein guter, in ſeinen Anſprüchen beſcheidener Mann und mit ſeinem älteren Bruder Mit-

beſitzer der gleichnamigen Schoſchonger Detailfirma, welche zumeiſt mit Vieh Tauſchhandel treibt.

Der Schoſchonger Miſſionär Herr Hephrun zog auch des Weges vom Süden her nach Schoſchong. Ich wollte ihn gerne ſprechen, ließ es ihm auch wiſſen, auch war er davon unterrichtet, wo ich mich aufhalte; er ſpannte jedoch vor dem Notuany aus und zog am Abende raſch vorüber, ohne zu halten. Ich ritt ihm am nächſten Tage mit meiner Frau nach, allein ſelbſt dann konnten wir ihn nicht mehr einholen. Da ich dachte, daß die Zuſtände in Schoſchong dieſelben ſeien, wie die in früheren Tagen, wo man bei einem Herantreten an den Oſt-Bamangwato-König ſein Anſuchen, wenn man es bewilligt wiſſen wollte, in die Hände der Herren Miſſionäre legen mußte, ſo war ich Hephrun für ſolch' ein Betragen nicht ſehr dankbar.



Von wilden Bienen in die Flucht geſchlagen.

Ich wollte mit ihm eben über meine Pläne Rückſprache nehmen, bevor ich nach Schoſchong kam und mußte dies nun aufgeben. Später

erfuhr ich, daß Rev. Hephrun nicht halten wollte, um nicht mit Khamane, dem er aus Zuneigung zu Khama nicht gut gesinnt war, zusammenzutreffen. Die angewendete Vorsicht war übertrieben, Rev. Hephrun zog am Abende vorüber; da war es wohl nicht leicht denkbar, daß Khamane in der Nacht in einer Gegend, wo noch immer Löwen zu finden, mehrere Stunden weit heimreiten würde, und dann hätte ja Rev. Hephrun bei mir nicht ausspannen, nur auf fünf Minuten halten müssen. Ich hätte dies als

Muthige Khamafüchse.

ein freundliches Entgegenkommen angesehen, da der Mann über meine Anwesenheit und Wünsche informirt war, und wäre dann mit auf den Wagen gesprungen um das, was ich dem König Khama durch den Missionär zu sagen hatte, Rev. Hephrun mitzutheilen; ein Diener wäre zu Pferde und mit einem anderen Pferde am Zügel gefolgt und ich wäre dann wohl bewaffnet mit ihm wieder in selber Nacht heimgeritten.

Einige Tage darauf zog ein Trupp Basuto mit zwei Wagen und einigen vierzig zu Skeletten abgemagerten Pferden vorüber, von denen zwei in unserer Nähe zu Grunde gingen. Sie reisten zu La Bengula, dem Matabele-König, um diese ihre noble Waare für Ochsen und Elfenbein abzusetzen.

Wir waren froh, als die lärmende, 20 Köpfe zählende, und in einem Gehölz unmittelbar an der Notuanyfurth, also etwa 600 Meter von uns lagernde Truppe abgezogen war. Sie suchte auch von Khamane Ochsen für Pferde einzutauschen, worauf jedoch dieser glücklicherweise nicht einging, denn eines der Pferde, welche man ihm verkaufen wollte, ein Fuchs, verendete noch am selben Tage.

Eines Mittags war ich durch die Ankunft eines einarmigen Engländers überrascht, der sich als Secretär des schon erwähnten Damara-Elfenbeinhändlers, Herrn Erichson, präsentirte und im Auftrage des letzteren kam, um sich für ihn ärztlichen Rath zu holen. Herr Erichson war bei der Verfolgung eines Kudustieres mit dem Pferde in eine Regenmulde gestürzt und hatte sich argen Schaden zugefügt. Ich ließ sofort die nöthigen Medicamente bereiten, fügte die Gebrauchsanweisung bei und nachdem wir den Abgesandten bewirthet und sein Pferd gepflegt, trieb ich ihn zur Heimkehr an. Er hatte neun Stunden scharf zu reiten, bevor er Herrn Erichson zu erreichen vermochte. Beim Scheiden war ich nicht wenig erstaunt, von dem Engländer zu hören, daß es ihn Wunder nehme, daß ich sofort seinem Begehren willfahrt hätte. »Als Sie bei der Marico-Mündung an uns vorbeizogen, beobachteten Sie solch eine reservirte Haltung uns gegenüber, daß wir in der Meinung waren, Sie wären uns nicht gut gesinnt, und nun finde ich Sie so freundschaftlich und uns so gewogen.« Ich gab dem Besucher die dem Leser schon bekannte Erklärung ab, warum ich damals so verstimmt gewesen und daß ich nicht die geringste Abneigung, gerade das Gegentheil Erichson entgegenbringe. Zwei Wochen später besuchte uns Herr Errichson selbst, er zog damals nach dem Owampolande, um nach einer Heerde von mehreren hundert Ochsen, die er vom Damaralande erwartete, zu fahnden, da dieselbe schon weit über die Zeit ausgeblieben war und er befürchten mußte, daß sie auch von den Matabele geraubt sei. Unser werther Besuch, mit dem es ein wahrer Genuß ist, über die Ornithologie der Owampo- und Damaragebiete und des Limpopothales zu sprechen, gab mir die erfreuliche Versicherung, daß ihn meine Mittel — »ich hätte das von so einfachen und gewöhnlichen Mitteln, die ich selbst besitze, nicht erwartet« *

* So lauteten seine Worte.

— in wenigen Tagen geheilt, ja, daß sie ihm zwei Stunden nach ihrer ersten Anwendung schon bedeutende Linderung der heftigen Schmerzen verschafft hätten. Das war unser Verkehr mit Weißen am Limpopo. Mit welchem Gefühle man unter solchen Umständen jeden Weißen begrüßt, kann nur der ermessen, welcher lange unter Menschen anderer Rassen isolirt gelebt hat. Damit will ich aber keineswegs gesagt haben, daß wir nach Gesellschaft dürsteten oder lange Weile hatten. Im Gegentheile, die Zeit ward uns fast zu kurz, so viel gab es immer zu arbeiten.

Da wir am Tage selten abzukommen vermochten, so versuchten wir es einigemale bei Nacht, auf Anstand zu gehen, ohne jedoch etwas zum Schusse zu bringen. Das Einzige, was wir dabei genossen, war das Erlauschen der verschiedenen Stimmen der Wildniß, vom Rufe des Ziegenmelkers bis zum Hyänengeheul und dem unangenehmen Schrei des Leoparden. Bei unseren Ausgängen in den Dickichten des Thales, namentlich den dicht überwucherten Flußufern, im Schilfrohre und dem hohen Grase, wo wir jeden Moment auf einen Leoparden oder eine Hyäne oder in den Aesten über uns auf einen Python stoßen konnten, erwiesen sich unsere kleinen, leichten Carabiner als vorzüglich. — Ich werde auf unsere Kleinkalibergewehre, welche ich auch in einem vor kurzem im militärwissenschaftlichen Casino abgehaltenen Vortrage besprach, noch einigemale zurückkommen und den Gegenstand zum Schlusse des Reisewerkes etwas eingehender besprechen. Während unseres Aufenthaltes am Limpopo war es uns auch möglich, zwei Blechgefäße mit Honig zu füllen. Wir hatten diese Süßigkeit theils von Khamane's Leuten, theils von einigen in den Wäldern im Bakwenagebiete wohnenden Masarwa eingetauscht, zum Theile auch durch das Zuthun unserer eigenen Leute gewonnen. Solche Versuche der eigenen Mannen liefen jedoch für die handelnde Person nicht immer glatt ab; trotzdem hatten sie aber oft auch ihre humoristischen Seiten. Eine derartige Scene veranschaulicht eine meiner Illustrationen. Kaum 50 Meter vom Lager ab, in einer hohen Mimose unmittelbar am Ufer des Limpopo, etwa zehn Meter über dem Boden, da wo ein mächtiger, über den Fluß ragender Ueraſt dem Stamme entstieg, hatte der kleine, schlaue Isaak ein Nest wilder Bienen entdeckt und sofort darüber den Meinen berichtet. Da mich

meine Leute mit einem saftigen Honigkuchen überraschen wollten, so machten sich Fekete und Harry Meintjes, Isaak und der kleine Willi Becker auf, um die Allen so angenehme Süßigkeit herabzuholen. Weil jedoch der Baum ob seiner Stärke und der stellenweise ziemlich glatten Rinde schwer zu erklettern war, so wurden die Bienen, noch bevor beide Honigsucher die Höhe des Nestes erklommen hatten, rebellisch und fielen über die Kühnen so tapfer her, daß diese rasch retirirten und gebadeten Mäusen gleich ohne Sang, doch mit leiser Klage heimschlichen. Meine Frau wurde bald die geschwollenen Wangen gewahr, forschte nach und als sie die Sachlage erfuhr, meinte sie, man hätte es zu ungeschickt angefangen, sie müßten es noch einmal wagen, sie versprach auch, mitzugehen und zwei der Khamane'schen Jäger, welche die Erlegung eines jungen Kudustiers angesagt hatten, mitzunehmen. So zog die den armen, unschuldigen Bienen mit Verderben drohende und auf Raub ausgehende Schaar aus, um sich neben dem Vergnügen auch noch Süßigkeiten zu holen. Das alte Sprichwort, daß »Süßigkeiten selten ohne Bitterkeiten« sind, bestätigte sich auch in diesem Falle. Obwohl sich die Bienen dort droben noch immer in außerordentlicher Bewegung zeigten, obwohl dann und wann auch eine, plötzlich herabkommend, zornig summend, die Angreifer überfauste, ging man doch lachend und scherzend an die Arbeit. Die Schwarzen brachten auch Holz herbei und machten ein tüchtiges Feuer, doch der Wind erwies sich als nicht günstig, und so mußte man auf eine Betäubung mittelst Rauch vom Boden aus absehen und es den Emporkletternden überlassen, qualmende Feuerbrände mitzutragen und so die Bienen zu betäuben. Das aber war bei der Schwierigkeit des Emporkletterns nicht leicht und der Feuerbrand wurde den Emporkletternden mehr schädlich als nützlich. Die Bienen begannen zornig zu summen, allein die Muthigen, dadurch nur gereizt, ließen trotz Stich und Schmerz nicht ab, bis sie sich oben in der Gabelung befanden. Nun half wohl der Rauch ein wenig und so geschah es, daß, als Harry vor dem Ein- und Ausflugsloche eine größere Oeffnung zu machen begann, die Bienen dem Loche in Masse entströmten und Harry und Fekete zur schleunigen und abermaligen Flucht zwangen. Da half kein Zuspruch von Seite der Mrs. Holub und der übrigen edlen Genossen, als endlich die verunglückten Jäger herabgeglitten

waren, kam der Schwarm mit ihnen herab und auch die lieben Genossen sahen sich bald von den erzürnten Bienen verfolgt und nicht minder wie Harry und Fekete zur raschen Flucht gezwungen. Ich sprach eben mit Plati, dem Aushilfskoche, als Harry und Fekete herangestürmt kamen. Da man die Expedition vor mir geheim gehalten, wußte ich anfangs nicht, was dies zu bedeuten habe, die Gesichter beider waren bis zur Unkenntlichkeit geschwollen, von den Augen wenig zu sehen, jedoch hier und da Blutstropfen auf den Wangen und der Stirne. Bald darauf erschienen meine Frau und der weinende Willi, der auch von den Bienen etwas mit auf den Weg bekam; auch die beiden Schwarzen, die sich häufig bald da, bald dort kratzten und nun erst wurde mir die Situation klar. Das niedlichste jedoch an der Sache war, daß Harry und Fekete, obwohl förmlich unter Schmerzen stöhnend, doch das Lachen nicht zurückhalten konnten, so auch meine Frau, die vollkommen unbehelligt ausgegangen war, während die beiden Schwarzen in der ihnen üblichen Weise den ganzen Vorgang mit hochtrabenden Worten und mit großem Pathos und bis in alle Details wiederzugeben suchten. Eine schwache Ammoniaklösung (10 Tropfen auf einen Eßlöffel Weingeist und 0·5 Liter Wasser) mit einem Umschlag angewendet, linderte bald die heftigen Schmerzen. Diese Jagdepisode bildete aber noch lange den Gegenstand unserer Gespräche an nächtlichen Lagerfeuern.

Bevor ich dem Limpopo Ade sage, will ich noch einiger interessanter Momente gedenken, welche mir bei einem Rundgange längs des Ufers die Vogelwelt des Thales, das heißt jene der Uferbäume geboten. An einer der steilsten Partien des diesseitigen Limpopo-Ufers sah ich vom Boote aus zahlreiche kleine, kaum eigroße Löcher, welche von einer Bienenfresserart (Merops bullocoides) aufgesucht wurden. Sie befanden sich nahezu in einem Niveau und etwa einen Meter unterhalb des Uferrandes und doch hoch genug über dem höchsten der von den Pavianen längs der steilen krummen Lößwand getretenen Pfade, daß sie von den Affen nicht berührt werden konnten. Waren es Vogelnester, so hatte sie der Vogel in äußerst kluger Weise gerade an der geschütztesten Stelle angebracht. Um mich davon zu überzeugen, besuchte ich eines Morgens diesen Ort und fand auch, daß dem so sei, es waren Meropsnester, doch es war nicht möglich, ihnen beizu-

kommen, außer man hätte einen Theil der trügerischen Wand abgetragen, allein selbst das hätte bei einer mehrtägigen Arbeit nicht ohne Gefahr für die Arbeitenden bewerkstelligt werden können. Nachdem ich eine Weile dem Treiben der Vögel zugesehen, ließ ich mich fünfzig Schritte weiter an dem Uferabhang und im Schatten dichter Gelbholzbäume nieder; es war ein stilles, anmuthiges Plätzchen, das eine Aussicht auf den Fluß nach auf- und abwärts zuließ. — Etwa zwanzig Schritte hinter mir zog sich eine vom Walde umsäumte Lichtung nach Norden hin, geziert von einigen hundertjährigen Riesenmimosen, welche zahlreiche Aasgeiernester trugen. Von diesen hatte ich schon einige Aasgeier heruntergeschossen, während ein großer Uhu (Bubo Vereauxii) mit dem Carabiner in der Spitze des einen Baumes erreicht, in den Dornästen hängen blieb und wenn ihn nicht bereits Sturm und Wind herabgeschleudert, noch oben hängen mag. Ich saß noch nicht lange auf meinem Sitze, einem zwei Meter über dem Boden quer herabhängenden, starken und glatten Aste, mitten in einer Naturlaube, wie man sich selbe nicht anmuthiger denken kann, als mich ein bebänderter Schnurrvogel (Pogonorhynchus torquatus Dum.), der, an einer nahen Mimose herumkletternd, in meiner nächsten Nähe sein lustig Wesen trieb, erblickte und mich neugierig beäugelnd, plötzlich einen schrillen Pfiff ausstieß. Diese Schrei- oder Schnurrvögel, deren eine Art zu den gewöhnlichsten Erscheinungen in den Uferbäumen des Baal- und Oranjeflusses gehört, andere Arten, wie der obgenannte, die bewaldeten Flußdickichte der Ostküste des Limpopo und Zambesi bewohnen, während sich die kleinsten Arten gesellschaftlich nach Art der Brillenvögel (Zosterops) in den Gehölzen, ja selbst den Gärten der mittleren und nördlichen Transvaal und der bewaldeten Betschuanagebiete herumtreiben, sind durchwegs schön befiederte Geschöpfe. Ihre Farbe ist grau, schwarz-braun, grünlichbraun, schwärzlich, gelblichgrün und mit einigem Roth (scharlach-carmin); die rothe Farbe findet sich zumeist am Kopfe oder der Kehle, der Brust oder dem Unterleibe, oder an mehreren dieser Körperpartien zugleich vor; manche erscheinen schön roth gesprenkelt. Diese interessante Vogelfamilie gehört zu den Klettervögeln, sich wie diese durch zwei nach hinten gewendete Zehen auszeichnend, und in Südafrika durch einen auffallenden, lauten und schrillen Pfiff wohl bekannt; dem Pfiffe

nach würde man auf einen größeren Vogel schließen. Die Schreivögel bauen ihre Nester in morsche Bäume, benützen auch die verlassenen Nesthöhlen der Spechte oder machen sich in den natürlichen Höhlungen abgestorbener und von Termiten unbewohnter Bäume bequem. Nun, jener neugierige Schnurrvogel, der mich in meiner grünen Laube aufgefunden, rief einigemale rasch nacheinander und bald erschien ein zweiter, wohl sein Weibchen; beide ließen sich im Gezweige unmittelbar mir gegenüber nieder, duckten sich häufig, dabei ihren schönen, breiten, schwarzen Schopf emporrichtend, als wollten sie ihrem Rufe mit einem »wer bist du denn, was willst du denn hier in unſ'rem Revier« mehr Nachdruck geben. Ich hatte an den lieben Geschöpfen meine Freude, ihr lauter Ruf lockte jedoch bald noch andere nahe und entfernte Verwandte und zahlreiche Gäste heran. Der neugierigste und zutraulichste von allen aber war eine Abart des Fiscal, der sein rasches und lautes »Tack-Tack« mit einer nickenden Schwanzbewegung begleitete. Dem einzelnen Würger folgte eine lärmende Schaar, es waren die sonst sehr scheuen dohlengroßen »Go-aways«, auch Lärmvögel (Shizorhis coucolor A. Sm.) genannt.

In jener natürlichen durch die Gelbholzbäume am Limpopo gebildeten Laube machte mich namentlich ein Ton dieses Vogels stutzen, den stets nur eines und, wenn ich mich nicht täuschte, stets ein und dasselbe Thier ausstieß. Es war ein deutliches, girrendes Gelächter, auf das stets die übrigen mit ihrem Rufe erwiderten, der häufigste Ruf des Vogels ist ein deutliches »Go Away« (Go away), weßhalb diese Art auch von den südafrikanischen Engländern Goaway genannt wird, während ihn die Holländer seines grauen, mäuseartigen Gefieders halber den großen Mäusevogel, im Gegensatze zu den Colliusarten, welche sie die kleinen Mäusevögel nennen, benannt haben. Die zahlreiche Gesellschaft um mich herum, die nun im Chorus um die Wette schrie, um das ihnen fremd scheinende Geschöpf anzuäugeln, mehrte sich noch mit einem Olivendrosselpaar, ja sogar ein Dendropicus, ein südafrikanisches, unserem Grünspecht nicht unähnlich gefärbtes Spechtchen, kam herbei; zwar blieb dieser Geselle ruhig, allein er hatte die Kühnheit, sich so nahe über meinen Kopf zu setzen, daß ich ihn mit meinem Wincheſter hätte erreichen können. Die Vögel um mich herum boten mir so viel des

Intereſſanten mit ihrem Gebahren und den mannigfachen Stimmen, daß ich nicht wußte, welchem meiner Beſucher ich die meiſte Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte. Plötzlich aber wurde die Geſellſchaft ſtille, über uns flog ein Schatten dahin, ein zweiter und ein dritter, bald folgte ein lauter Ruf. Mich zurückbeugend und auf jene Lichtung in der dichten Laubkrone blickend, ſah ich einige Aasgeier auf die Rieſenmimoſen einfallen, einer der Vögel nahm am Wipfel des mir zunächſt kaum fünfzig Meter abſtehenden Baumes Poſto und bot mir ſo eine willkommene Gelegenheit, mich zu entſchließen, doch etwas für die Sammlungen heimzubringen. Wirklich glitt ich vom Baume herab und hätte ſchon angelegt, als mich ein Gedanke auf einen Moment von meinem Vorhaben abhielt. Mit einem Schuſſe ſie, die lieben Beſucher zu erſchrecken, wäre doch zu böſe geweſen; und ſo von dem dichten Laub vor mir gegen die Aasgeier zu gedeckt, wehte ich einigemale mit meinem Hute ſo lange hin und her, bis die nächſten meiner kleinen befiederten Beſucher weggeflogen waren, dann legte ich an und dem Schuſſe folgte ein dumpfer Fall. Am Bügel war dem Kolb'ſchen Geier die Kugel eingedrungen und an der Bruſt herausgetreten, das Thier fiel todt in das hohe Gras nieder. Ich ſtopfte von der für Schußlöcher ſtets in meiner Taſche mitgeführten Baumwolle einen Knäuel in den Schlund, zwei kleine in die Naſenlöcher und zwei in die Schußwunde, beugte ſo einer Verunreinigung des Vogelgefieders vor und traf Vorbereitungen zur Heimkehr. Der Aasgeier war ſehr ſchwer und zeigte einen unangenehmen Moſchusgeruch. Die Füße umband ich mit einem Sacktuche, daß ſie ſich beim Tragen nicht abwetzen, ſchnitt einen Stock ab, und indem ich das Thier über die Schulter warf, verließ ich die Stätte ſüdafrikaniſchen Waldesrauſchens und kehrte zum Lager zurück, wo man mich freudig begrüßte.

Einen geſuchten Erwerb in der Sammlung hundeartiger Raubthiere verſchaffte uns der beſte unſerer Hunde, der mir von Frau Schulenburg geſchenkte Phylax. Drei Khamafüchſe waren unſeren Hirten im Walde aufgeſtoßen, und dieſer hatte die mit ihm laufenden Hunde auf ſie gehetzt. Doch die drei kleinen muthigen Räuber vermochten die Angreifer zurückzutreiben, bis, durch das Gebell in der Ferne angezogen, Phylax und der kleine Daiſy, das Lager verlaſſend, ihren Genoſſen zu Hilfe geeilt

waren, wobei es Phylax gelang, zwei der Khamafüchſe zu ſichern, während der dritte mit einem Biß in die Kehle den ſonſt muthigen Witſtock wieder in die Flucht trieb.

Die Zeit des Aufbruches rückte immer näher; wir nahmen ſchwer Abſchied von der lieblichen Stelle, welche nun zwei und einen halben Monat unſer Standquartier geweſen. Vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt,

Die geſuchte Beute in Gefahr.

ſchwanden uns raſch die Tage an der Notuany-Mündung, ohne daß ſie einförmig geweſen wären oder ermüdet hätten; doch es mußte geſchieden ſein, wollte ich noch in der geſunden Zeit den Zambeſi überſchreiten.

Nach meiner Berechnung ſollten wir in zwei Monaten, alſo bis Ende September in Panda-ma-Tenka, das heißt im Zambeſigebiete, ſtehen. Dabei war der Aufenthalt in Schoſchong, der zuerſt auf vierzehn Tage berechnet, nun aber auf drei bis fünf Tage reducirt wurde, mit einbezogen. Hätte ich ahnen können, daß ich ſpäter am Zambeſi mehr als ſechs Monate in ſchwerer

Krankheit zubringen sollte, ich wäre vielleicht am Limpopo noch länger geblieben, obwohl die heranziehenden Bamangwato mit ihren Heerden alles Wild verscheuchten, so daß ich nicht viel mehr hätte erreichen können, als ich eben erreicht hatte.

Das an der Limpopo-Notuany-Vereinigung gewonnene wissenschaftliche Gesammtresultat, die täglichen Eintragungen in den verschiedenen Fachtagebüchern, die täglichen meteorologischen Lesungen, zahlreiche Ortsbestimmungen ꝛc. konnte wohl als ein befriedigendes angesehen werden. Zahlreiche Sammlungen wurden erworben, darunter waren wiederum an erster Stelle folgende Fächer vertreten: Säugethiere, Vögel und deren Nester, Reptilien, namentlich auch Schildkröten, Schlangen und Pflanzen, in zweiter Hinsicht: Fische, Käfer und Schmetterlinge, an dritter Stelle folgten: Hölzer, Samen, Früchte ꝛc. Von diesen Gruppen erwähne ich namentlich jene der Mammalia und davon die ausstopfbaren Felle: Paviane 3, Meerkatzen 26, Nachtäffchen 6, Leoparden 2, Wildkatzen 1, Ginsterkatzen 2, Honigdachse 1, Schakale (zwei Arten) 23, Khamafüchse 2, große Wasserbockantilopen 4, Rietbockantilopen 1, Buschbockantilopen 2, Deukergazellen 13, Steinbockgazellen 18, Rappenantilopen 1, Roenantilopen 2, Pallahantilopen 15, Kudus (südliche Varietät) 11, Zuluhartebeeste 1, gestreifte Gnus 1; ferner 1 Stachelschwein, 1 Schuppenthier, 3 Wildschweine und den Rest bis zu 154 brauchbaren Bälgen machten Baumziesel aus. Unter den unbrauchbaren Fellen, leider eine sehr große Zahl, nenne ich: 1 Roenantilope, mehrere Kudus, 1 Buschbockgais, zahlreiche Steinbock- und Deukergazellen, viele Meerkatzen und Schakale und 4 Hyänen.

Unter den drei erlegten Roenantilopen erwiesen sich nur zwei als für meine Zwecke brauchbar. Um die dritte, einen Stier, war ich eigenthümlicherweise gekommen. Zwei von Khamane's Leuten hatten ihn erlegt, und zwar nach vieler Mühe. Da es schon zu spät für einen Gang nach dem Lager war, so blieben die beiden Jäger bei dem Cadaver, um zu übernachten. Einer derselben erwachte in der Nacht durch ein intensives Hitzegefühl und sich erhebend, ward sein Auge durch ein Feuermeer im Westen geblendet; das ganze Buschveldt stand in Flammen; rasch weckte er seinen Genossen und beide rissen das Gras um die Antilope heraus und warfen Erde von

dem nahen Termitenhügel auf das Thier, dann aber mußten sie sich aus dem Staube machen, um nicht versengt zu werden. Am nächsten Morgen ließ ich das Thier holen, doch seine Haare waren beiderseitig so versengt, daß es sich zum Ausstopfen als unbrauchbar erwies.

Endlich kam der Tag, wo es definitiv hieß, das Lager abbrechen. Die Wagen wurden zuerst ganz abgeladen, gereinigt, die Achsen geschmiert, jeder der kleinen Schäden an den Wagen ausgebessert, dann wurde frisch beladen, dabei jene in Schoschong auszutauschenden schweren Objecte zur Hand gelegt und die leer gewordenen Proviantkisten überladen. Die Gewehre wurden gründlich gereinigt, die Kleider, die am Limpopo abgenützt worden, nochmals durchgesehen, um nichts Unnützes mit uns zu führen. Solche abgetragene Stücke wurden ausgewaschen und als Lappen benützt, um in dieselben gesammelte kleine Säugethiere zu packen; ich hatte viele alte Säcke zu dem Zwecke mitgenommen, allein diese waren aufgebraucht worden, und ich mußte die letzten drei Wochen hindurch schon leichten Kattun gebrauchen, obwohl ich damit doch die beste Tauschmünze für die Zambesigegend verlor. Glücklicherweise konnte ich in Schoschong noch einmal Kattun für Patronen eintauschen.

So sehr uns der Limpopo lieb geworden, so sehr freuten wir uns alle auch auf die Weiterreise, nicht ahnend, wie unangenehm und mühevoll sich die folgenden zehn Monate gestalten würden. Darüber war ja bei unserer Abreise der dunkle Schleier einer undurchdringlichen Zukunft ausgebreitet; wir sahen sie im Geiste hell und freundlich als die Morgenröthe einer hoffnungsvollen Zukunft vor uns und mit neuer Arbeitslust und aufrichtiger Zuversicht beseelt, verließen wir die uns so lieb gewordene traute Stätte.

VI.

Reise durch das südliche Ost-Bamangwatoland. — König Khama.

Der letzte Ausspann im Limpopothale. — Reise durch eine »Durststrecke«. — Scenerie und reicher Pflanzenwuchs im Sirorume-Thale. — Thierleben am Kadamuci. — Salzsee. — Gunova, der ersehnte Quellenweiher. — Wassermangel in Schoschong. — Ankunft in Schoschong. — Bei Francis und Clark gastlich aufgenommen. — Eine Begegnung mit englischen Truppen, welche aus dem Amatabelelande nach dem Süden zurückkehren. — Besuch des königlichen Gehöftes. — Geschenke an Khama und die Königin Ma-Besile. — Des Königs Gegengeschenk und der wiedergefundene Sattel. — Die europäische Ansiedlung zu Schoschong. — König Khama als Civilisator. — Abreise von Schoschong. — Aufenthalt an den Monakulungwe-Cisternen. — Khama's Lebewohl. — Origineller Gebrauch des Schlageisens beim Fange kleinerer Raubthiere von Seite der Bamangwatos. — Verlust unseres Kasgeiers. — Das Serue-Becken. — Das Klippbachsschloß. — Eine Pavianjagd im Felsgeklüfte der Ostwand des Serue-Beckens. — Die südafrikanischen Paviane. — Beschwerlicher Abstieg von dem Serue-Hochplateau zum Misathale. — Aufenthalt an der Misa-Spruit. — Abreise und Eintritt in das winterliche Durstland des centralen Ost-Bamangwatolandes.

Wir verließen die uns so lieb gewordene Stätte und zogen weiter nach Norden. Einmal noch machten wir einen »uit-pan« in der Nähe des Limpopo- (Krokodil-) Flusses, dann wandten wir uns in nordwestlicher Richtung landeinwärts, um Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwatolandes, zu erreichen. Wenn man den südafrikanischen Boer nach einer Distanz frägt, so wird er diese nach dem »Pferderitt« (üre tu perd) oder nach dem »Ochsenzug« bemessen. Er gibt z. B. den Bescheid, daß der Fluß, die Höhe ꝛc. zwei oder vier ꝛc. »Stunden zu Pferde« entfernt sei, was mit zwölf oder vierundzwanzig englischen Meilen gleichbedeutend ist, da man hier sechs englische Meilen, also etwa 8·5 Kilometer, mit dem Pferde in einer Stunde im Trabtempo zu bewältigen gewohnt ist. In vielen Fällen, und das namentlich, wenn von den Wildnissen der Betschuanagegenden

oder des Matabelelandes die Rede ist, bemessen die Leute die Entfernung mit »eene oder twe uitspanne« (Ausspanne), daß heißt man muß mit dem Ochsengespanne zwei Züge machen, einmal zumeist in der Mitte der Strecke, und zum zweitenmale, nachdem sie bewältigt ist, also zweimal »ausspannen«. Ein solcher Zug ist jedoch mit Rücksicht auf seine Distanz schwerer mit Genauigkeit zu fixiren; man fährt in der Regel zwei bis zweieinhalb Stunden lang, je nachdem der Boden »leicht« (trocken, glatt) oder »schwer« tiefsandig, feucht und klebrig oder sumpfig ist, so daß man im ersten Falle sieben bis acht englische Meilen, im letzteren kaum vier Meilen weit gekommen ist. Umstände, wie sehr schlechte Wege, Unglücksfälle ꝛc. zwingen den Reisenden, oft schon nach zwei englischen Meilen auszuspannen, und andere Ursachen wieder, wie Wassermangel ꝛc., zuweilen zehn bis zwölf englische Meilen in einem einzigen Zuge zu machen. Jener letzte Zug längs des Limpopo mochte neun Meilen lang sein und ich bewältigte ihn in drei Stunden. Der Boden war trocken, doch sahen wir nur zu deutlich, daß ihn ein Wagen in der Regensaison auch tagelang »pflügen« könne, bevor man die Strecke bewältigen würde. Der Boden war durchaus fetter Humus, bewaldet und unmittelbar am Ufer des Limpopo mit dichtem Mimosengebüsche bewachsen; an mehreren Stellen fanden wir Gruben mitten im Geleise mit eingeworfenen Steinen und Hölzern, da wo die Wagen in der letzten Regensaison, also etwa vor vier Monaten, mit einem oder zwei Rädern, gewöhnlich denen derselben Seite, tief eingesunken waren und herausgegraben werden mußten. Man macht die Räder frei und wirft dann Holz oder Steine vor dieselben, um das Rad, so wie die Zugthiere anziehen (»anfassen« in der Sprache der Holländer), auf eine harte Unterlage zu bringen. In und neben diesen Gruben lagen auch zuweilen Wagenbestandtheile, Speichen, Klammern ꝛc., deutliche Beweise, wie schwer es den hier Verunglückten ergangen war. Dabei ist zu bedenken, daß der nächste Wagner oder Schmied erst in Schoschong — demgemäß dritthalb Tagereisen weit — zu finden ist. Die Stelle, an der ich meinen ersten »uitspan« nach dem Verlassen der Notuany-Mündung wählte, ist einer der berühmtesten Raststätze auf dieser Route. Man sagt hier dem Limpopo auf dem Zuge nach Norden vielleicht auf Monate hin, als dem letzten stets fließenden

Gewässer, »Adieu« oder man begrüßt ihn mit Freuden auf dem Gegenzuge — als den ersten lebenden Strahl, als Oase nach langer Wüstenreise. — Diese Limpopo-Ausspannstelle ist unter dem Namen der »Waydry«, das heißt der Stelle, an welcher der Weg vom Limpopo abbiegt, bekannt und war schon »bevölkert«, als wir sie erreichten. Ein früherer Theilhaber der Schoschonger Firma Francis Clark, Mr. Charles Clark, stand da mit einem mit Mabele- (Kafir-) Korn und Antilopenhörnern beladenen Lastwagen, um nach Mafeking, dem Lager der englischen Truppen am Molapofluſſe zu fahren, und da seine Fracht nebst einem Trupp Rinder und Ziegen an den Mann zu bringen. Ich habe diesem Mr. Charles Clark, namentlich bei unserer Rückkehr aus dem Norden, viel Freundlichkeit zu danken. Einer seiner früheren Diener, ein Matabele mit Namen »Jan«, der jetzt bei König Khama in Schoschong »nach Bedarf« Constablerdienste versieht, begleitete Clark bis zum Flusse und wurde uns damals als Wegweiser bis Schoschong mitgegeben, eigentlich weniger des Weges halber, obwohl man einen anderen Weg, als den mir von den früheren Reisen her bekannten fuhr, als vielmehr, um uns Wasser zu verschaffen.

Die nahezu hundert Kilometer weite Entfernung wies nur eine Wasserstelle etwa 24 Kilometer diesseits Schoschong auf und in Schoschong selbst eine schwache Quelle, die nur den für die zahlreiche Bevölkerung nöthigen Bedarf bot. Jan erwies sich sowohl auf dem Marsche nach Schoschong als auch während meines dortigen Aufenthaltes als ein sehr verwendbarer Bursche. Wir verließen die Ausspannstelle am selben Tage kurz nachdem Herr Clark abgereist war, und hatten zwei schwere Sandstrecken zu bewältigen. Spät in der Nacht langten wir an einer unter dem Namen Moruleng bekannten Wasserstelle an, wo wir über Nacht und bis gegen Mittag blieben, um für die beträchtliche »Durststrecke« die Zugthiere nochmals tränken zu können. An solchen Stellen ist es gut, erst gegen 10 Uhr Vormittags aufzubrechen, damit die Zugthiere das für die nächsten achtzehn Stunden benöthigte Wasserquantum zu sich nehmen können. Man reist dann in folgenden Etappen: von 10 bis 12 Uhr, zum zweitenmale von 3 bis 6, zum drittenmale von 8 bis 10 Uhr in der Nacht, dann wieder Früh von 3 bis 5 und 8 bis 10 Uhr Vormittags, wenn man

nicht schon vorher an ein Wasser gekommen. Ist dies zum großen Leid der armen Thiere nicht geschehen, so wiederholen sich dieselben Züge so lange, bis man endlich am zweiten oder dritten Tage eine Wasserstelle erreicht. Diese Wasserstellen sind in den Betschuanaländern und im Matabelegebiete ebenso wohl bekannt, wie in der Sahara die Oasen, allein es sind nur einige darunter vorhanden, welche das ganze Jahr hindurch wirklich Wasser enthalten, in der Regel sind diese sogenannten Quellen nur Regenbäche oder intermittirende Quellen, welche nur einige Monate hindurch Wasser enthalten. Man hofft und hofft, und findet sich in den meisten Fällen sehr enttäuscht. Diese Wasserarmuth eines großen Theiles von Südafrika wird in alle Ewigkeit ein unbesiegbares Hinderniß für die gute Exploitirung und Cultivirung des Landes bleiben, schon deshalb, weil die Frachtsätze bis ans Meer jede Concurrenz auf dem Weltmarkte unmöglich machen.

Bevor wir noch Moruleng verließen, war mir eine jener Unannehmlichkeiten begegnet, wie sie dem Europäer eine Reise »in the interior« (ins Innere) reichlich bietet. Willi Becker, der meine drei am Leben gebliebenen Pferde zu beaufsichtigen hatte, war bei dieser, wie er meinte, so »schlaprachen« (schläferigen) Beschäftigung eingeschlafen und die Rosse, denen das kümmerliche zumeist abgebrannte Gras ringsum nicht mundete, schienen auf die Bekanntschaft mit noch nördlicheren Theilen von Afrika verzichten zu wollen und machten sich wieder südlich zu dem weidereichen Limpopo auf.

Als zur Abfahrt geblasen wurde, fand sich weder Willi noch die Pferde vor. Wir suchten in der Spur und fanden in dem Laterit die Stelle, wo Willi gelegen, und fanden auch die Spur der nach dem Limpopothale zurückgehenden Pferde, Ich sandte drei Leute nach, von denen zwei am Abende mit Willi und den Pferden retour kamen. Der dritte — unser guter Spiral — war schon drei Kilometer von Moruleng auf »Bethel«, das nach dem Tode der anderen Pferde im Limpopothale von Harry Meintjes um 180 Gulden erkaufte Roß gestoßen, hatte es auch eingefangen und führte es heim. »Warum soll ich in der Hitze gehen«, dachte sich wohl der gute Mann, und schwang sich auf des Pferdes Rücken. Die Strafe folgte auf dem Fuße nach. Oh, Pionnier, der Du noch nie einen Sattel

unter Dir gehabt, noch nie eines Rosses Tücken erfahren, wie konntest Du es wagen, gegen meine Ordre »Bethel« zu besteigen?«

»Bethel« fühlte bald, mit wem er es zu thun habe, und mein guter Präparateur und Macerateur flog plötzlich hoch im Bogen über den Kopf des Thieres zur Erde. »Bethel« aber, laut wiehernd, nahm wieder die entgegengesetzte Richtung und eilte rascher denn zuvor seinen beiden Genossen nach. So kam Spiral allein zu dem Wagen zurück; er hinkte, hielt sich am Kreuze und machte dazu ein böses Gesicht; befragt, meinte er, das Pferd gefangen zu haben, allein gezwungen gewesen zu sein, es ob seiner Unbändigkeit wieder laufen zu lassen; den wahren Sachverhalt erfuhr ich erst zwei Monate später und dann nur durch einen Zufall. Ich hatte Spiral aufgefordert, mit »Bethel« mir einige hundert Schritte nachzureiten, da ersuchte er mich, ihn davon zu dispensiren; er würde »Bethel« nicht wieder reiten. — »Bethel nicht wieder reiten? Haben Sie denn das Pferd schon einmal geritten?« — Statt Spiral antwortete mir der übrige Troß mit einem nahezu einstimmigen, lauten Gelächter; befragt, gab Spiral den Fall von dazumal und seine Trennung von »Bethel« zum Besten.

Ich sah mich gezwungen, Moruleng zu verlassen, bevor noch die Pferde eingebracht worden waren, und spannte spät am Nachmittag unten im Sirorumethale aus. Der Weg war sehr beschwerlich, felsig, hie und da förmlich stufenförmig; stellenweise mußte man ihn verlassen und in den Busch einbiegen, da das Geleise, vom Regenwasser ausgespült, gefährliche Löcher bot. Der Sirorume, durch elf Monate im Jahre bis auf einige Süßwasserlachen trocken, zeigt in seinem Unterlaufe salzhaltigen Boden, und so ist sein Gewässer an diesen Stellen, die eben das ganze Jahr hindurch wasserhaltig erscheinen, für den Menschen ungenießbar, der Bittersalzgehalt auch den Zugthieren der Reisenden nicht zuträglich, während es den Rindern der Bamangwato, die hier einige Monate hierdurch ihr Lager aufzuschlagen pflegen, nach kurzer Angewöhnung gar nichts mehr schadet. Der untere Theil des Sirorumethales gehört zu den interessantesten Partien der Strecke Linokana—Schoschong, namentlich durch seine Sandsteinformationstypen und die überaus reichliche Vegetation. Die Fugen und Spalten im Gesteine bieten den fußlosen Reptilien äußerst willkommene und zahlreiche Schlupf-

winkel, so daß die Schlangen und darunter die Vipernarten zu dem häufigsten »Wild« des Thales gehören und eine Jagd auf dieselben äußerst lohnend ist. Auch meine Sammlung wurde dort wesentlich bereichert. Da dieser Theil des Thales auch vor Winden ziemlich geschützt erscheint, gedeiht die Vegetation hier ganz vortrefflich; man sieht oft umfangreiche Büsche schon aus der Entfernung hin mit reichem, buntfarbigem Blüthenschmucke behangen, stellenweise wie in weißem Flaum gehüllt, das letztere durch

König Khama.

das Product einer wilden Baumwolle verursacht, die hier üppig gedeiht. Auffallend erscheinen auch in solchen Theilen des Thales Tausende einzeln sowohl, als auch in Gruppen bis zu zehn Stück auf einem Dornbusche oder auch vereinzelt an einem entblätterten und herabhängenden Astende befestigte Hyphantornis- (Webervogel-) Nester, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, die Species zu bestimmen, da ich sowohl bei meiner Reise Ende Juli 1885 als im März 1887 die Nester leer vorfand und auch nicht eine Hyphantornis-Art im Sirorumethale antraf.

Wir lagerten am Abend, nachdem wir so den zweiten Zug gemacht hatten, weiter aufwärts im Thale. Schon um drei Uhr am folgenden

Morgen machten wir uns wieder auf den Weg und gelangten gegen sieben Uhr in einen schütteren und niederen Mimosenwald — nahe an der Mündung eines von Westen herkommenden Querthales, wo ich lagern mußte, um nach Wasser zu suchen. Jan, der mir von Herrn Clark mitgegebene Führer, wußte einige Kilometer in jenem Seitenthale nach aufwärts einen etwas salzhaltigen Brunnen, an dem ein Bamangwato mit seinen Rindern und Ziegen einsam hauste, und so gab ich ihm einen Kilo Blei für diesen Mann als Geschenk mit auf den Weg. Die Meisten der Meinen machten sich in seiner Begleitung mit den Zugthieren und den Pferden auf, um nach der Tränkstelle zu gehen. Sie trafen auch den Gesuchten an, er war ungemein freundlich, allein sein Wasser erwies sich als so spärlich und salzhaltig, daß meine Zugthiere nur wenig davon nahmen. Das Wasser wurde aus seichten Brunnen mittelst Eimern geschöpft und in Erdlöcher geschüttet, wo es zur Hälfte versiegte, bevor noch die Zugthiere partienweise herangetrieben werden konnten. Später benützte derselbe Bamangwato eine Forcepumpe, welche ihm auch vortrefflich zu statten kam.

Um halb vier Uhr Nachmittags verließen wir den Mimosenwald und zogen bis zum Abend längs des Sirorume weiter thalaufwärts bis zu der alten Furth, an welcher der neue und der alte Weg vom Limpopo her zusammentreffen. Es war spät, als wir endlich ausgespannt und die Zugthiere auf die Weide getrieben hatten. Wir machten noch einen Zug in der Nacht und einen zweiten zeitlich am Morgen etwa von zwei Uhr an. Als ich an jenem Morgen, wie schon hundertmal auf der Reise, die Wagen inspicirte, fand ich alles in Ordnung bis auf den letzten, den Sammelwagen. Hier lagen unter dem Dachzelte die Sättel, und siehe, an diesem Morgen fehlte einer und zwar der beste. — Er war wahrscheinlich an einer der argen Felsenwegstellen bei dem furchtbaren Rütteln des Wagens herausgeworfen worden. So sehr mir unter anderen Umständen solch' ein Verlust nahegegangen wäre, so glaubte ich mit Rücksicht auf das Redlichkeitsgefühl der Unterthanen Khama's — doch dies gilt in solchem Maße auch nur von diesen Ost-Bamangwato — dessen sicher zu sein, daß die Bamangwato den Sattel finden und dann auch unzweifelhaft nach Schoschong

bringen und ihn an König Khama abliefern würden. Ich sandte demgemäß Niemanden zurück, um den Sattel zu suchen, und wir eilten, so wie es nur der tiefsandige Weg gestattete, weiter, um noch an diesem Tage das ersehnte Wasser von Gunova zu erreichen.

Am Morgen kamen wir bei den verschütteten Quellen des Khamischen Salzsees, auch Kadamuci (Kadamutschi) genannt, an, rasteten hier und zogen gegen Mittag weiter. — Der Zug in der Mittagshitze wurde sehr ermüdend und den armen Thieren wurde die Arbeit in dem abermals tiefsandigen Wege sehr beschwerlich. — Um drei Uhr zogen wir weiter nördlich auf hartem Boden hin und bogen Jan's Führung gemäß etwa 28 Kilometer vor Schoschong links vom Wege ab, zogen querfeldein und spannten nicht wieder aus, als bis wir spät am Abend endlich die großen und ersehnten Gunova-Quellen erreicht hatten. Als wir uns dem beschilften und von Wasservögeln und Fischen reich bevölkerten Weiher näherten, begannen unsere Ochsen laut zu brüllen, und wir hatten wohl acht zu geben, um sie zurückzuhalten, da wir sonst allenthalben bei der Erregung der ungestüm gewordenen Thiere an die Bäume angefahren wären. So langsam, als die armen Thiere in der Mittagshitze dahinwankten, ebenso rasch trabten sie nun in der Abendkühle, das Wasser witternd, einher.

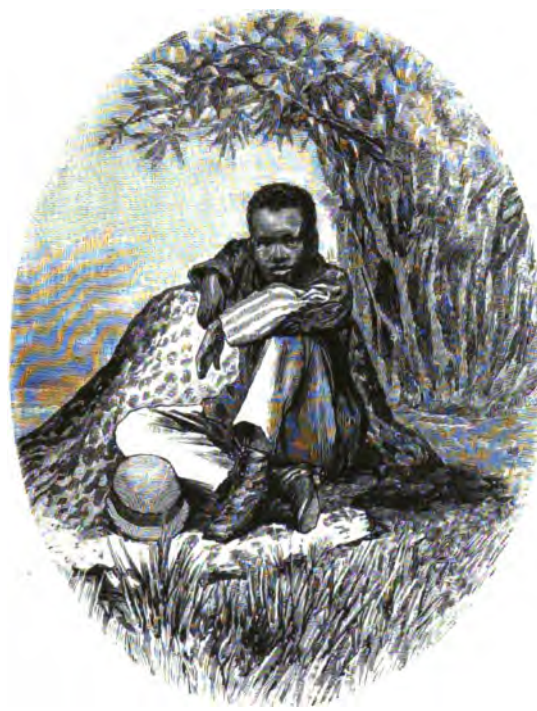
Unser dreitägiger Aufenthalt an dem Weiher, der am südlichen Abhange der Bamangwatohöhen gelegen und 17·5 englische Meilen von Schoschong entfernt ist, wurde durch die Erkrankung eines Zugthieres getrübt, das auch wenige Tage später in Schoschong verendete. Es war das von den Bakhatla am Marico so billig erkaufte Thier, ein prächtiger, mäßig großer Ochse von glänzend rothbraunem Haar. Ich hatte ihn, wie einen jeden Zuwachs in der Zugthierheerde, mit dem Lungenseuchengifte geimpft, ohne zu wissen, daß das Thier schon vor mir von den Eingebornen und statt an der Schwanzspitze an der Schwanzwurzel geimpft worden, aber durch die Nachlässigkeit seiner Pfleger schwer erkrankt war. Es hatten sich damals Abscesse gebildet, die man nicht entleert hatte und die, endlich aufgebrochen, eine langsame Heilung zur Folge hatten. — Nach meiner Impfung folgte eine Entzündung des Mastdarmes, an der das Thier zu Grunde ging. Erst nachdem es schwer erkrankt war,

theilte mir der Griquadiener Plati mit, er hätte von den Verkäufern am Marico erfahren, daß das Thier schon geimpft und in Folge schlechter Beaufsichtigung in diesem Zustande so schwer erkrankt wäre. Ich hatte früher alle meine Zugthiere rasch hintereinander zweimal geimpft, doch unternimmt man die zweite Impfung nur dann, wenn die erste nicht angeschlagen zu haben scheint, oder man macht sie viele Jahre später, nie aber darf man sie wagen, wenn die erste unter heftigen Symptomen vor sich gegangen. Einen ungünstigen Verlauf der ersten Impfung trifft man beinahe nie bei den Thieren der Boers im Süden und der englischen Händler in den Betschuanagebieten, sondern nur zumeist beim Vieh der Eingebornen an, welche nicht nachsehen, bei heftigen Erscheinungen eine Abscedirung nicht berücksichtigen und endlich auch die Thiere zu hoch oben, das heißt noch an der Schwanzwurzel, impfen, »damit das Gift rascher in die Blutcirculation gelangen möge«; und doch ist nichts sicherer, als eben an dem Schwanzende zu impfen; soll das Gift gut gewirkt haben, so muß entweder das Schwanzende oder doch ein Theil der Quaste abfaulen oder sich der Schwanz an dieser Stelle stark verkrümmen.

Ich habe schon mehrmals darauf hinweisen müssen, wie schlecht es mit der Pflege der Hausthiere bei den Eingebornen Südafrikas bestellt ist. Ganz unglaublich grausam und hirnwidrig benehmen sie sich z. B. bei der Kastrirung der Stiere und Hengste. Die Operation besteht in zwei Schnitten und einem Riß, ohne daß man die geringsten Vorkehrungen gegen die Blutung trifft oder irgend eine sonstige Nachbehandlung einleitet, so daß an zwanzig Percent solcher Thiere an Verblutung sterben; ich sah leider auch Europäer, welche aus eigener Unkenntniß der Sache die Arbeit ihren schwarzen Dienern überlassend, solche Grausamkeiten verschuldeten; doch was können wir von den Schwarzen in dieser Hinsicht, auf Pflege ihrer kranken Hausthiere, verlangen, da sie bei der Erkrankung ihres eigenen Körpers zumeist — eine Ausnahme machen in der Regel nur die Getauften — die größte Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit an den Tag legen?

Von Gunova sandte ich einen Boten zu Pferde nach Schoschong, um nachzufragen, ob denn daselbst in der That nur so wenig Wasser zu finden sei, daß ich nicht mit all' den vier Gespannen nach Schoschong gehen und

da einige wenige Tage verbleiben könnte. Mein Freund, der König, sandte mir die Antwort, es wäre für ein Doppelgespann wohl Tränke da, doch die Thiere hätten dabei eine halbe Stunde weit über solch' lästiges Felsgeröll zu gehen, daß es besser wäre, sie bei der Firma Francis und Clark, in deren Hofraum sich ein Brunnen befände, aus Kübeln zu tränken. Wir wollen hoffen, daß nun England, welches doch das Protectorat im Ost-



Sekhomo, Khama's Sohn.

Bamangwatolande übernommen, diesem größten Uebelstande der bedeutendsten der Betschuanastädte durch Anlage mehrerer Tiefbrunnen abhelfen werde. Der Brunnen im Francis'schen Gehöfte enthält Brackwasser* und die Quellen in der Kluft sind in der Trockenzeit so arm, daß die schöpfenden Frauen auf die Füllung ihrer Gefäße lange zu warten haben. König Khama hatte diesem Uebelstande durch die Anlage eines Reservoir abhelfen wollen.

* Schwach bittersalzhältig.

Zu dem Behufe ließ er an dem Ostende der Stadt einen großen Damm aufführen, um das aus der Kluft zur Zeit der Regen hervorströmende große Wasserquantum aufzufangen und so für die regenlose Zeit aufzubewahren. Zur Regenzeit halten die Bamangwato ihre Gespanne und Milchkühe von jeher in der Nähe der Stadt, das Vorhandensein des Dammes aber gestattet dies jetzt auch für einige Monate nach der Regenzeit. Leider behandeln die guten Unterthanen des weisen Königs dieses Reservoir nicht mit der gehörigen Rücksicht und Achtung. Nicht nur ihr Vieh verunreinigt das Wasser durch Herumtreten in dem durch die Wasserentnahme immer seichter werdenden Teiche, sondern sie selbst nicht weniger.

Für Menschen wird das Reservoir auch auf Jahre hin kein Trinkwasser abgeben können, so lange nämlich, als die Reinlichkeitsgefühle der Ost-Bamangwato nicht etwas geläutert sein werden, und die Schoschonger das Bett der Schoschong-Spruit als Closetmulde benützen.

Unser Aufenthalt an dem Gunovaweiher gestaltete sich zu einem recht angenehmen. Gunova liegt am Kreuzungspunkte zwischen dem (von Osten) vom Limpopo und dem (von Süden) von Mochuri (am centralen Notuany) führenden Wege. An seinen Ufern wurde von General Sir Warren, als er mit seiner Truppe von Sechele nach Schoschong zog, um die Bedingungen des englischen Protectorates mit König Khama abzuschließen, ein Stück guter Straße, eine Wasserstation und später eine Polizeistation errichtet. Am Fuße einiger den Horizont nach Norden abschließender Hügel und mitten im Niederwalde gelegen, breitet sich der schilfumrandete, buchtenreiche Weiher recht malerisch aus. Reges Leben herrscht in dem dichten, von zahlreichen Wildenten, Bläßhühnern und Tauchern bewohnten Röhricht; jahraus, jahrein gegen 8 Uhr Früh und um 4 Uhr Nachmittags wurden die nicht beschilften Uferpartien von zahllosen, auf den nackten Lateritbodenstellen der Wälder ringsum lebenden und daselbst auch nistenden Flughühnerarten besucht, während die langbeinigen Sumpfvögel wie Ibise, Reiher, Storcharten und Schnepfen durch die mit Feuerwaffen bewehrten Ankömmlinge vom Süden her vertrieben wurden; nur Kampfhähne und einige Strandläufer, als die einzigen Vertreter der hier sonst so zahlreich vorhandenen Sippe waren zurückgeblieben. Ringsum in den Bäumen finden sich Turtel-

tauben sehr zahlreich vor, am Boden der Francolinus und einige Trupps des behörnten Perlhuhnes, während sich in dem dichten Gebüsche Lärmvögel und Tukane herumtummeln und die schönen Mandelkrähen von den Spitzen der höchsten Bäume vorsichtig Umschau halten. Es gelang mir hier, ein bisher in der Sammlung noch nicht vertretenes Thier, einen Proteles oder bemähnten Schakalhund, zu erbeuten, dieselbe Art, von der ich ein lebendes Thier mit prachtvoller dichter Mähne mit nach Europa gebracht habe. Die an dem Walde bei anderen Weihern wohnenden Schwarzen versorgten uns mit frischer eingedickter Milch und wilden Früchten. Hochwild war damals selten; bei unserer Rückkehr zwei Jahre später dagegen, in Folge der Trockenheit im Kalaharifelde, häufig und leicht zu erjagen, wenn es auch am Gunovaweiher dann nicht mehr so stille herging, wie zur Zeit unserer ersten Ankunft, denn in der Zwischenzeit war das erwähnte Picket der Betschuana-Mounted Police daselbst stationirt worden. — Am Fuße derselben Hügelkette, an welcher sich Gunova ausbreitet, finden sich hie und da noch weitere Quellen vor, welche jedoch in Folge der Unreinlichkeit und Nachlässigkeit der Bamangwatohirten nahezu versiegt, den Eingebornen wenig nützen. Scheu vor der Arbeit ist noch immer den Bamangwato eigen, obwohl sie doch schon unter den Betschuana der am meisten vorgeschrittene Stamm sind und schon so manches Nützliche dem Europäer abgelauscht haben. In Bezug auf Geschicklichkeit und Fleiß bei häuslichen und Feldarbeiten sind sie von einigen Stämmen der in der Cap-Colonie lebenden Kaffern und den am Caledonflusse wohnenden Basuto überflügelt worden, obwohl gute Aussicht vorhanden ist, daß sie, wenn ihnen Khama's segensreiche Regierung noch auf lange erhalten bleibt, auch in dieser Richtung vorwärts kommen werden.

Bei meinen Ausflügen um Gunova fand ich als das Interessanteste zahlreiche, äußerst wohlriechende Früchte, dichter, auch im Winter grüner Bäume, welche, obwohl von den Eingebornen als giftig bezeichnet, wohl nicht giftig sein können, da ich sämmtliche abgefallene Früchte bis an den Kern tief abgenagt vorfand; auch sonst war die Ausbeute an Samen und Früchten reicher, als ich bei dem trockenen Winter dieser Gegend hätte erwarten dürfen.

Die geologische Formation war arm und zeigte die schon bei der ersten Reise an den Schoschonger Höhen erwähnten Eruptivgesteine, Granit und Diabas oder Diorite, was eben die vorzunehmende mikroskopische Untersuchung ergeben soll. Befragt, ob die eine zeitlang hier weilende Warren'sche Truppe so viele Bäume abgeschlagen und überall so viele Viehhürden zurückgelassen hätte, bedeuteten mir die Schwarzen, daß hier König Khama monatelang einen Theil seiner eigenen und einen großen Theil der Heerden seiner Unterthanen gehalten, um dieselben, welche zum größten Theile den Wohlstand der Bamangwato bilden, im Falle des von den Matabele angesagten Angriffes rasch an sich heranziehen und auf die Dauer des Kampfes in den Schoschonger Felsenhöhlen bergen zu können. Von hier waren eben die Heerden der Bamangwato, nachdem durch die Annahme des englischen Protectorates die Gefahr eines Krieges mit den Matabele abgewendet worden war, in die noch entfernteren, frischen und guten Weideplätze, so auch in das zu der Zeit von uns bewohnte Limpopothal getrieben worden.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft, als mir, wie schon erwähnt, bereits des Königs Botschaft bezüglich des Tränkens der Zugthiere zugekommen war und nachdem sich auch meine Zugthiere von dem anstrengenden Zuge durch die wasserarme Strecke vom Limpopo bis Gunova erholt hatten, machten wir uns eines Nachmittags auf den Weg, um das noch eine halbe englische Meile entfernte Schoschong, nach welchem wir uns förmlich sehnten, zu erreichen.

Mich zog in erster Linie die Sehnsucht, meine bekannten, mir von früher in Erinnerung gebliebenen Freunde begrüßen zu können; die Neugierde, endlich die größte Stadt im centralen Südafrika, von der die Wege nach Nord, Ost und West in das weite Innere führen und in welcher Khama, der allgemein so gepriesene und von Khamane (am Matlabatse) ebenso tief gehaßte Khama, als Herrscher residirt, zu erschauen, reizte meine Begleitung. Jene, denen ich die Obhut der beiden bei Gunova zurückgelassenen Wagen und Gespanne anvertrauen mußte, bedauerten sehr, nicht sofort mitkommen und Khama und Schoschong besuchen zu können. Spät am Abend des 23. Juli zogen wir auf eine der schütter bewaldeten Höhen,

Nilgänse und ihr Neſt.

welche bereits das Schoschongthal beherrscht, hinauf, um zu übernachten. Es war eine der schönsten und klarsten Nächte, die ich auf dieser Reise in Südafrika erlebte. Eine leichte Südbrise rauschte kaum hörbar in den dichteren Zweigpartien der nahen Mimosengebüsche; in deutlichen Umrissen hoben sich von dem Dunkel des Firmamentes die Kanten der Hügel ab — kein Schakalgekläff, kein Ruf der Nachtschwalbe oder des Zwergkäuzchens ließ sich hören. — Nur die neu zugeworfenen Holzstücke brachten die Flamme zum Auflodern und Knistern, oder das zeitweilige Stampfen der Pferde ließ auf die Nähe einer heranschleichenden Hyäne schließen; nichts störte sonst die feierliche Stille dieser südlichen Nacht.

Noch vor Tagesgrauen hatten wir gesattelt und erreichten nach einem einstündigen Ritte durch die pittoreske, zum Theile mit Mais angebaute Hügellandschaft das breite Schoschonger Thal. Drüben am Abhange der Nordkette der Bamangwatohöhen an der Mündung einer Kluft und nahe der Mündung der Schoschong-Spruit leuchtete uns die Stadt Schoschong entgegen. Wir erblickten zuerst die weiß blinkenden Häuser der kleinen europäischen Niederlassung, dann die Bantustadt. Bei meinem letzten Besuche waren ihre nächsten Hütten mehrere hundert Schritte von den Wohnungen der Europäer entfernt. Khama wollte es so haben, um die unter den Seinen so herabgekommenen sittlichen Zustände wieder zu heben; sein Befehl zielte namentlich darauf ab, daß am Abend kein schwarzes Frauenzimmer auf dieser kahlen Fläche gesehen werden dürfe. Doch unter seiner Regierung nahm der Wohlstand der Ost-Bamangwato so rasch zu, daß die meisten ihre Gehöfte vergrößerten und zahlreiche Familien, die weit von der Residenz des schwarzen Marc-Aurel auf dem flachen Lande wohnten, sich in Schoschong niederließen. Khama war diese Immigration erwünscht; er wollte Schoschong groß und stark machen, um im Falle eines Angriffes von Seite der Matabele oder der Boers kräftigen Widerstand leisten zu können, und so begann sich die Stadt rasch zu vergrößern. Da dieser Ausdehnung nach Nordost von der Felsenschlucht, der Schoschong-Spruit und den Felsenhöhen eine natürliche Grenze gesetzt war, mußte sie nach West und Südost, also nach dem europäischen Viertel hin, stattfinden. Auch hier waren die Verhältnisse mächtiger als ein Königswille, und so reicht gegenwärtig

Schoschong an einer Seite bis an das europäische Viertel und umschließt dieses bereits an der anderen Seite von Südwest her.

Die wichtigste öffentliche Frage in Schoschong war zu allen Zeiten die Wasserfrage. Sowohl in den Tagen des Friedens als in den trüben Zeiten eines Krieges. — Schoschong liegt, wie schon erwähnt, an der Mündung der Schoschongkluft, welcher es auch seinen Wasserbedarf entnimmt. — Diese einzige Quelle hat das ganze Jahr Wasser, und jeder Feind, der Schoschong angreifen wollte, muß, da der einzige künstliche Brunnen im Gehöfte der Firma Francis und Clark leicht verschüttet werden kann, sich dieser Quelle in der engen Felsenschlucht bemächtigen. Khama hatte für einen Angriff von Seite der Amatabele seinen Defensivplan seit Jahren fertig. Die offene Seite der Stadt war jene, wo sich das europäische Viertel befindet; hier aber hatte der König dichtes, stellenweise bis 100 Meter breites und nur an wenigen Eingängen offenes Dorngebüsch zu einer förmlich undurchdringlichen Mauer angepflanzt. Khama besitzt in den Masarwa, welche von den Amatabele bei ihren Raubzügen zumeist mitgenommen wurden, einen diese tief hassenden treuen Bundesgenossen und ein treffliches Informationscorps zugleich. Ein nordamerikanischer Indianer aus der alten ruhmvollen Zeit vermöchte sich als schlauer Kundschafter nicht gewandter zu benehmen, als solch ein Masarwa. Informirt über das Herannahen der Amatabele, hätte Khama die Heerden des Stammes von den 17·5 Meilen entfernten Gunova und den anderen Wasserstellen (die als Cisternen leicht zuzuschütten waren) rasch an sich gezogen und dieselben in den Felsenhöhen über Schoschong geborgen. Diese ganze Operation konnte binnen sechs Stunden von dem Momente, in dem die Hirten von berittenen Boten in Kenntniß gesetzt und von des Königs Ordre benachrichtigt worden, durchgeführt sein. Während dessen hätten die Frauen alle Kornvorräthe auf die hinter ihren Wohnungen sich erhebenden Felsenhöhen zu schaffen gehabt, und Khama, im Besitze der strategisch wichtigsten Punkte, sowie einiger tausend Gewehre, hätte jedem Feinde hier Trotz bieten können, vor allem aber den Amatabele. Diese ziehen immer zu Tausenden aus; sie sind in offener Feldschlacht gewaltig wie ein Orcan, und mit Recht von allen Nachbarvölkern gefürchtet, allein sie sind in

Bezug auf Speise und Trank verwöhnt; große Durststrecken können sie absolut nicht überwinden. Aus diesem Grunde war von ihnen Schoschong so lange nicht angegriffen und mit der Zeit für sie solch' eine harte Nuß geworden, daß diese tapferen Räuber mit dem Angriffe so lange zögerten, bis ihnen das englische Protectorat jede Möglichkeit eines erfolgreichen Raubzuges benommen hatte. Khamane, den Verbündeten Englands, anzugreifen, wagten sie natürlich nicht, so weit reicht auch bei den Schwarzen die Macht des Völkerrechtes und der Bajonnette. Daß sie vor Abschluß dieses Protectorates blos die Wasserfrage von einem Ueberfalle auf Schoschong abgehalten, ist positiv und erklärt sich aus ihrer Furcht vor Durst. Wie sehr die Amatabele Durstqual mehr denn Alles fürchten, bewies deutlich einer der kurz vor meiner Ankunft auf die West-Bamangwatos ausgeführten Angriffe. Ein Trupp der Amatabele kam nach der Bewältigung einer größeren wasserlosen Strecke zum Zugafluſſe, der hier sumpfig und von Krokodilen bewohnt, also nicht leicht überschreitbar ist. Die Amatabele kamen von Norden her und am Südufer des Flusses lag ein Khama gehörendes Makalakadorf. Kaum daß sie des Wassers ansichtig wurden, liefen die Amatabele auf dasselbe los und, obwohl sie am jenseitigen Ufer die mit Gewehren bewaffneten Makalaka, kampfbereit stehen sahen, erlagen sie dem übergroßen Durstgefühle und stürzten zum Ufer, um ihren Durst zu löschen. Die Makalaka, obwohl sehr schlechte Schützen, tödteten 38 Amatabele an Ort und Stelle, bevor die Truppe abzog, die sich so geberdete, wie wenn da drüben kein Gewehr und kein Feind vorhanden gewesen wäre und ihnen überhaupt nicht die geringste Gefahr gedroht hätte.

Aus den ornithologischen Aufzeichnungen dieser Strecke erwähne ich ein Nest der Chenalopex, der sogenannten Nilgans, welche über ganz Afrika von der Südküste bis über den Nil verbreitet ist. Sie baut auf Bäumen, doch benützt sie gewöhnlich die verlassenen Nester anderer Vögel oder sie »beißt« bei ihrer großen Streit- und Kampfeslust die Erbauer des Nestes aus demselben hinaus.

Je näher wir am Morgen des 24. Juli 1885 der Stadt Schoschong kamen, desto zahlreicher wurden die Menschen, denen wir begegneten. Es waren zumeist Frauen und Mädchen, darunter auch Greisinnen, welche

singend zur Bestellung ihrer Felder und um Brennholz zu holen hinauszogen. Um die Hüften ein aus gegerbtem Rindsfell gefertigtes kurzes kaum bis zu den Knien reichendes Röckchen, über die Schulter den ebenso weit nach hinten wie vorne hinabreichenden, zumeist aus einem Hartebeestfelle gearbeiteten, mit eingenähten kreisrunden, weißen und schwarzen aus Ziegenfellen gefertigten Verzierungen und Glasperlschnürchen geschmückten Mantel, ein europäisches Tüchel, recte ein buntes Sacktuch oder den spitzen in Schoschong als heimisches Fabricat kunstvoll gearbeiteten Strohhut am Kopfe, an den Armen und den Waden zahlreiche blau gefärbte, bis daumendicke Glasperlenschnüre und in der Hand oder am Kopfe die Körbe mit den Hauen; so zogen sie hinaus, um spät am Nachmittage wieder heimzukehren. Die Wohlhabenden benützten ihre mit vier bis zehn Joch Ochsen bespannten Wagen und knallten in fröhlichem und glücklichem Uebermuthe mit den riesigen Peitschen, daß es laut in den Höhen widerhallte. Nahezu ein jeder grüßte mit einem »Kia Tumela Bass« und die Frauen statt »Bass« — »Missis« rufend. Um 9 Uhr Früh langten wir in Schoschong an. Ich fuhr vor Francis' Gehöft, das größte unter denen der Europäer, und wurde sofort von dem Manager der Firma, dem Herrn A. King, ersucht, meine beiden Wagen — ich hatte den Ausrüstungswagen und den eisernen mitgenommen — in den Hofraum des Gehöftes einzustellen. Das Anerbieten, im Hause zu wohnen, nahmen wir wohl nicht an, allein umso willkommener war mir eine Kammer als Arbeitslocal und ein Magazin als Schuppen geworden, um daselbst die vom Limpopo mitgebrachten Sammlungen bis zur Rückkehr des holländischen Frachters von Brackfontein, Mynheer Fourier, einzulagern. Während unseres kurzen Aufenthaltes in Schoschong gelang es mir, zwei Kisten mit Holzarbeiten der Schwarzen und mit Antilopenhörnern zu füllen; auch gelang es, den ausstopfbaren Kopf eines Erdferkels (Orycteropus), welchen Thieres ich auf dieser Reise nicht habhaft werden konnte, und zwei ausstopfbare Felle des schwarzweiß gestreiften Zorilla von den Eingebornen zu erstehen. An dem Gehöfte der Firma lagerte eine Truppe der berittenen Betschuana-Polizei, welche, von zwei weißen Officieren geführt, soeben aus dem Amatabelelande vom Hofe La Bengula's gekommen waren. Diese Herren,

von denen einer früher Wien besucht hatte und nun mit Freuden eine Conversation über die schöne Stadt an der Donau begann, versicherten mich, daß La Bengula die ihm überbrachte englische Botschaft willfährig aufgenommen und für fernerhin als ein guter, artiger Junge sich zu betragen versprochen habe. Man brachte ihm nämlich officiell zur Kenntniß, daß die englische Regierung die beiden südlichsten Betschuana-Königreiche, das der Batlapinen unter Mankuruane und das der Barolongen unter Montsive, in welchen sich kurz zuvor die zwei Republiken Stellaland und Goschen etablirt hatten, auf Wunsch der in diesen Gebieten wohnenden Schwarzen und eigentlichen Herren in Besitz genommen und zu einer englischen Colonie umgewandelt habe, ferner daß man drei andere Betschuanahäuptlinge, Chatsitsive, Sechele und Khama, unter das englische Protectorat aufgenommen habe, so daß demgemäß diese Gebiete von La Bengula ebenso respectirt werden müssen, wie er bis dato die Grenzen der an ihn angrenzenden südafrikanischen Republik geachtet hatte, daß ferner jeder Marsch durch Khama's Gebiet, wie ihn La Bengula im Jahre 1885 (vor unserer Ankunft) auf dem Raubzuge gegen die Makalaka-Batowana und westlichen Bamangwato am Zugaflusse und N'Gami-See anbefohlen hatte, als Gebietsverletzung sofort zur Rechenschaftsforderung und nöthigerweise auch zur Anwendung von Waffengewalt führen müssen. Diesen Abgesandten der englischen Regierung zeigte sich La Bengula freundlich und zuvorkommend, so daß Niemand in ihm den Mörder von Tausenden, sagen wir mindestens 10.000 Menschen, die seinen Raubzügen seit dem Antritte seiner Herrschaft zum Opfer gefallen waren, vermuthet haben würde. Wie bekanntlich ist hier nicht von Kriegen im wahren Sinne des Wortes, sondern nur von Raubzügen und Plünderung an Gut und vom Raube und der Einsklavung der Gefangenen die Rede. Einer der beiden freundlichen Officiere nahm Herrn Francis' Gehöft mit meinen beiden innen stehenden Wagen photographisch auf und ich war vor wenigen Wochen nicht wenig erstaunt, in Mr. Mackenzie's Buche »Austral Africa« diese Photographie als eine getreue, wenn auch etwas matte Wiedergabe wieder zu sehen, selbe führt den Titel: »Dr. Holub's Expedition on its way to the Zambesi.«* —

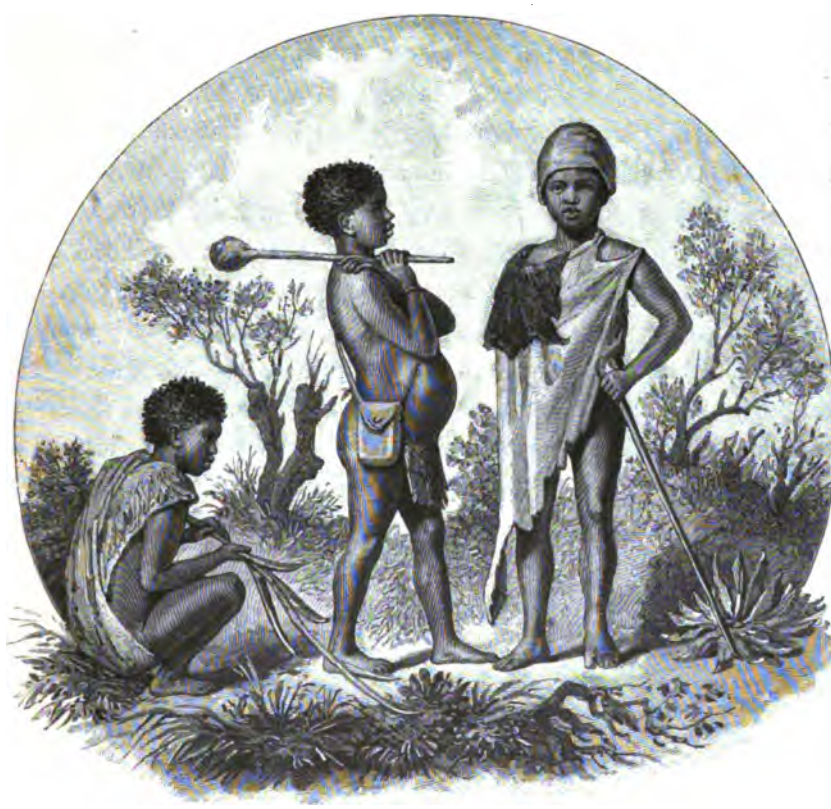
* Dr. Holub's Expedition auf ihrem Wege nach dem Zambesi.

Wir besuchten Khama in der Kotla und seine Frau Ma-Bessi — die Mutter der als Bessi getauften und verheirateten ältesten Prinzessin — in ihrem Häuschen, das sie nach Betschuana Sitte mit ihren Dienerinnen für ihren Herrn und sich gebaut hatte. Die Kotla ist der große mit Palissaden umsäumte Berathungsraum, um den sich des Königs Gehöfte und jene seiner nächsten Angehörigen und Diener, sämmtlich in der Rundform des Betschuanatypus, wenn auch geräumiger als die gewöhnlichen Hütten, in Kreisform gruppiren. — Ich überbrachte Khama als Geschenk einen Revolver, der Königin ein schönes Wolltuch, Decken und andere Sachen. Der König Khama nahm mich auf das herzlichste auf, er erkundigte sich über meine Schicksale, seitdem er mich im Jahre 1876 zum letztenmale gesehen, und rieth mir ab, zu den am Norduser des Zambesi wohnenden wilden Stämmen zu gehen, und dies umso mehr als ich in Gesellschaft meiner Frau die Reise zu unternehmen gesonnen sei. Beim Scheiden versprach er mir ein Fettschwanzschaf zu senden, was er auch that, und fragte noch zuletzt, ob ich nicht am Wege vom Limpopo hieher einen Sattel verloren hätte. Statt der Antwort konnte ich nicht umhin, meiner Frau zuzuwinken. »Habe ich's nicht gesagt, da ist der Sattel.« Ich dankte Khama, er aber wollte von meinem Danke nichts wissen und meinte nur, ob ich den Sattel nöthig hätte, und wenn nicht, ob ich ihn nicht verkaufen würde. »Gerne, uns sind drei Pferde umgekommen, wir haben hinreichend viele Sättel für den Rest.« — Was ich denn haben wollte, vielleicht einen Ochsen, da, wie er heute Morgens sah, einer meiner Ochsen (der in Gunova als schwer krank erwähnte) im Francis'schen Hofe seinem Ende nahe war. »Ja, ein tüchtiger Zugochse wäre mir sehr erwünscht,« erwiderte ich. Vierundzwanzig Stunden später stand ein solcher, ein wahres Prachtthier, zu meiner Verfügung. Bevor ich also den Verlust des Sattels dem Könige angezeigt und im Falle des Auffindens um seine Rückerstattung angesucht hatte, war Khama schon das Auffinden des Sattels gemeldet, ihm derselbe bei unserer Ankunft übergeben worden und der König selbst hatte das mir so erwünschte Tauschgeschäft obendrein noch für einen seiner Unterthanen besorgt und so beide Theile befriedigt. Ich ging nun daran, die nöthigsten Proviantartikel, Thee, Kaffee, Zucker, Reis, Pfeffer,

Salz, Mehl und Kafirkorn, ferner billigen Kattun und Holzarbeiten der Schwarzen von Sir Francis und Clark gegen die Pumpe, Snyderpatronen und einiges Eisenzeug, dessen ich nicht mehr bedurfte, einzutauschen. Außerdem verschaffte mir der Führer Jan drei Säcke Korn und Handarbeiten der Schwarzen gegen verschiedene mitgebrachte Kleinigkeiten. Ich ließ meine beiden anderen Wagen von Gunova herüberholen, um sie wieder von Neuem zu überladen und sandte dann alle meine Ochsen nach demselben Weiher für die weitere Dauer meines Aufenthaltes in Schoschong, um sie den Tag vor unserer Abreise, welche am 30. Juli Nachmittags erfolgen sollte, holen zu lassen.

Es war nicht allein der Wassermangel, der mich zu dieser Maßregel bewog, sondern auch die Nähe der Mais-, Korn- und Kürbisfelder in Schoschong, woselbst die Thiere leicht einen Schaden hätten verursachen können, ferner der Umstand, daß diese täglich 4 bis 6 Kilometer weit zu gehen haben, bevor sie endlich über die Felder hinaus in gerader Richtung nach Süden hin freiere Weidestellen zu erreichen vermochten. Die Bamangwato pflügen nun auch schon und vergrößern, wie alle Betschuanastämme, jährlich ihre Ländereien, so daß der Getreideexport von Jahr zu Jahr zunimmt und die Eingebornen damit an Wohlhabenheit gewinnen. Um das Gras in der Nähe für den Fall einer Kriegsgefahr zu schonen, ist es nicht gestattet, die Rinder auf die nahen Bergabhänge (an der Stadt) zu treiben. Die Vergrößerung des bebauten Landes um Schoschong nach Süden, Osten und Westen hin wird es den Leuten in nächster Zeit schon förmlich unmöglich machen, Rinder in Schoschong auch im Sommer zu halten, und in vier bis fünf Jahren werden selbe wohl schon sieben und acht Kilometer weit bis zur nächsten guten Weide zu laufen haben. Khama gestattet jenen Europäern, die sich tadellos aufführen, auf seinem Grund und Boden in jenem Viertel zu bauen und zu wohnen; verläßt der Europäer die Stadt, indem er sein Geschäft aufgibt, ohne weitere bestimmte Verfügungen zu treffen, so wird dieses Khama's Eigenthum. Jeder Verkauf und Kauf eines solchen Besitzes geschieht nur mit Khama's Zustimmung. Die Europäer zahlen an Khama monatlich 12 Gulden = 1 Pfd. Sterling als Miethe für den Grund und Boden ihres Gehöftes, einen Garten und Viehhürden mit inbegriffen, und

beglichen ihm auch die gleiche Summe für die Benützung des Brunnens im Francis'schen Gehöfte, den Khama von Francis übernommen hatte, so daß die beiden Engros-Geschäfte, das Francis und Clark'sche und ein Natalhaus dieselbe Steuer und Wasserabgabe an den König zu zahlen haben, wie der Schmied und Wagner, der eine baufällige Ruine bewohnt, id est



Bamangwatoknaben.

24 Gulden pro Jahr. Dafür steht es Allen auf ein gestelltes Ansuchen hin frei, irgendwo im Lande Handel zu treiben und an den vom Könige angewiesenen Stellen sich Viehposten zu errichten, Land anzubauen und nach Bedarf sich Bau- und Brennholz sowie Gras zum Decken der Häuser ꝛc. zu holen. König Khama sieht gar sehr auf moralische Aufführung sowohl seitens der Seinen, als auch der Europäer, er hat so nach und nach

unsaubere Elemente ausgewiesen, so daß die von uns in Schoschong angetroffene englische Bevölkerung durchwegs Männer von Charakter aufwies. Es ist gewiß interessant, einen Blick auf diesen so weit in den schwarzen Erdtheil vorgeschobenen Posten des europäischen Handels zu werfen. Wir finden als General Dealers »Kaufleute für Alles« mit Ausnahme von Spirituosen, zwei Engros-Händler und fünf Detailhandlungen, auch zwei Schmiede und einen Wagner, wobei die ersteren europäische Bedienstete im Geschäfte halten; am anderen Ende der Stadt wohnen die beiden Missionäre, so daß die europäische Niederlassung im Ganzen etwa 25 Männer und 10 Frauen zählen dürfte. Sie alle hat Gewinnsucht oder Glaubenseifer zu Pionnieren der Cultur gemacht, ihr Leben ist Entsagung. Am Ostende der Stadt findet sich eine Colonie von Mischlingen vor, welche zumeist als Wagentreiber, Schuster, Riemer, Jäger ꝛc. ihr Dasein zu fristen suchen, und sich sehr oft bei den Reisen der Geschäftsinhaber nach dem Süden an diese für die Dauer derselben als Kutscher oder Köche verdingen. Sie bieten auch dem Reisenden, der bis Schoschong gekommen, in das Innere ihre Dienste an, doch wäre es gut, in solchen Fällen Khama oder die Herren Charles Clark, T. Fry oder die Gebrüder Masson um die Conduite derartiger Leute zu fragen. Manche haben sich schon Wagen und Gespanne verdient, manche, die sich darauf verstehen, sehr gut zu leben, es noch zu gar nichts gebracht.

Kaum, daß wir in Schoschong angekommen waren, fanden sich diese Edlen an unserem Wagen ein, um mit kritischem Auge die schweren Lasten zu beurtheilen, und meinten, daß diese Wagen in den schwersandigen Wegen des Innern nicht fortkommen könnten; daß ihren Absichten aber, als Treiber gemiethet zu werden, *nicht* entsprochen wurde, versteht sich wohl von selbst. Eigenthümliches Volk, diese Mischlinge; die meisten von ihnen leben ganz sorglos von heute auf morgen, essen sehr gut, trinken viel, sprechen noch mehr von Früh bis Mitternacht, sind gute Pferdewärter und treffliche Ochsentreiber, ihren Frauen in der Regel treu ergeben und ihren Kindern innigst zugethan. Am liebsten sprechen sie von ihren Angehörigen oder geben das Wunderbarste aus ihren episodenreichen Kreuz- und Querzügen und aus ihren Jägererlebnissen zum Besten. Im allgemeinen übertreiben sie jedoch nicht,

wenn auch ihre Erzählungen überschwänglich an Breite und kraftvollen Ausdrücken zu leiden pflegen. »Ohm«, »Neff«, »Tante«, so tituliren sich auch jene, die zum erstenmale im Leben mit einander zusammentreffen, so daß der Fremde immer wieder staunen muß, wo sich überall so innige Verwandte vorfinden, daß alle Halb-Nartsches mit einander verschwägert sein müssen.

Was ich schon in meinem früheren Werke erwähnte und zu jener Zeit erkannt habe, muß ich heute, einige Jahre später, nur bestätigen, nämlich, daß König Khama sein Möglichstes thut und Außerordentliches leistet, um seine Bamangwato zu civilisiren. Er hatte glücklicherweise nur das Gute der Civilisation von dem weißen Manne angenommen und das sucht er auch den Seinen einzuimpfen. Der Erfolg wird von jedem Fremden, der vom Süden kommt und andere Betschuanastädte bereits besuchte, anerkannt; noch mehr aber ersichtlich erscheint es dem, der zuvor Schoschong zu verschiedenen Zeiten besuchte, sei es, als noch das heidnische Regime, recte das Regime des Aberglaubens unter Sekhomo und Matscheng herrschte, sei es später, während der ersten Regierungsjahre Khama's oder auch zu beiden Zeiten. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt, namentlich zwischen jenen Zuständen unter Sekhomo—Matscheng, und denen, welche Khama geschaffen, erweist sich als ein gewaltiger, wobei das Gute einzig und allein auf Khama's Seite fällt. Alle die für die Verhältnisse hierzulande fast unüberwindlichen Hindernisse, mit denen Khama zu kämpfen hatte, zu schildern, würde mehrere Capitel beanspruchen. Khama verdient es mit vollem Rechte, daß seine Regierung ihres guten Erfolges und der eisernen Thatkraft des Herrschers selbst halber in der Folge in einem bibliographischen Werke der Geschichte überantwortet werden möge. — Was er in Schoschong geleistet, ist wohl ein Unicum in der südostafrikanischen Geschichte der Schwarzen, und es darf nie verschwiegen werden, wenn von der Bildungsfähigkeit der Schwarzen im Allgemeinen gesprochen wird. Die Zunahme von Wohlstand und Fortschritt unter den Seinen ist Khama's sehnlichster Wunsch und Streben, und dieses Ziel verfolgt er seit Jahren mit immer größerem Eifer und Erfolge. Seine Unterthanen entsagen mehr und mehr den heidnischen Gebräuchen;

es sind nur noch einige der ältesten, welche sich den Neuerungen nur murrend fügen, aber doch fügen. Die Orgien haben aufgehört, so auch die Boguera oder Beschneidung bei Knaben und Mädchen als nationaler Ritus, früher ein wichtiges Ereigniß unter den Bamangwato nach dem man sein Alter und seine Waffenfähigkeit zu rechnen, das Regiment, in dem man diente, zu benennen und zu bestimmen pflegte. Die Macht der Regendoctoren ist für immer in diesem Stamme gebrochen, die mit Orgien verbundenen Kafirbiergelage haben ihr Ende gefunden. — »Ihr habt im Winter und auch im Sommer, wenn nicht ausgiebige Regen eure Mabelefelder befruchtet, so oft Hunger gelitten,« so sprach der König, und diesen euren Hunger, den Tod eurer Kinder, eure schlotternden Knie, die euch kaum zu tragen vermochten, habt nur ihr verschuldet. Und wisset ihr auch inwiefern? Habt ihr nicht im vorigen Jahre so viel Mabele und Mais geerntet, daß eure riesigen Gefäße bis an den Rand gefüllt waren?« — »Ja, das war aber auch der Fall.« — »Nun und mehr als die Hälfte aus diesen Gefäßen (Riesenurnen, welche auf Gestellen oder Steinen ruhen und bis 3—500 Kilo Korn fassen) habt ihr zum Butschuala verwendet, ja, ja die Hälfte dieser eurer Hauptnahrung habt Ihr als Butschuala (Bier) durch eure Gurgel gejagt. Der Regen blieb heuer aus, das Mabele kam nicht zum Vorschein, das Mabele in den Gefäßen war verbraucht, und so kam Hunger unter euch, während weder ich, noch die Meinen Noth gelitten haben.«

Die geistigen Getränke des Europäers sind im ganzen Lande verboten, und selbst den Europäern der Genuß nur innerhalb ihrer vier Mauern gestattet. Ein betrunkener Weißer auf offener Straße hatte früher schwere Strafen, heute noch Landesverweisung mit der Motivirung zu erwarten: »Warum soll ich den Meinen solch ein böses Beispiel, solch ein Aergerniß geben?« Vor zehn Jahren prophezeiten Besucher, die nach Schoschong kamen, daß Khama dieses Trunkenheitsverbot nicht lange in Kraft halten werde, daß er diesem Uebel der Civilisation absolut keinen erfolgreichen Widerstand werde leisten können; nun diese Propheten — Gott sei Lob und Dank — sind falsche Propheten geworden. Khama's Gesetze stehen fest und wir wollen hoffen, daß sie sich schon so

fest eingebürgert haben, daß sich ihnen auch Khama's zukünftiger Nachfolger wird fügen müssen.

Einige Beispiele mögen noch zeigen, wie Khama nach jeder Richtung als weitblickender Reformator seines Volkes aufzufassen ist. Er hat den Seinen die Kenntniß vom Werthe des Geldes beigebracht; er hat sie aber vor Allem an größere Bedürfnisse gewöhnt und der Arbeitslust und so dem Wohlstand der Seinen eine festere Basis gegeben. Er hat zur Vergrößerung der Ländereien angerathen und zur Einführung des Pfluges das Seinige gethan; er hat den Seinen zu den Heilmitteln der Europäer Vertrauen beigebracht, so daß sie ärztliche Hilfe in ihren Krankheiten suchen; er hat auch das Los der servilen Classen, das der Masarva und Makalahari, verbessert, doch mit unerbittlicher Strenge die unsauberen unzuverlässigen, sowie auch die meuterischen Elemente aus dem Lande entfernt; er hat seinen schützenden Arm über das Wild seines Landes ausgestreckt, bevor es, wie bei den südlichen Betschuanafürsten, zumeist durch den weißen Mann ausgerottet worden war; er hat so für Jahre den Seinen Nahrung und in den Fellen und Häuten eine Einnahmsquelle gesichert. Während sich früher die Bamangwatos zur Zeit der Winterdürre und des Wassermangels von den Europäern das Tränken der Zugthiere theuer bezahlen ließen, ist gegenwärtig das Wasser überall frei und nur in Schoschong und im nahen Unicoun-Passe ist es nöthig, des Königs Erlaubniß einzuholen. Die meisten der echten Bamangwatos gehen bereits europäisch gekleidet einher. Welch ein Contrast zu den Zeiten meines ersten Besuches im Jahre 1874, als nur die Prinzen und einige Häuptlinge europäische Kleider trugen und selbst König Sekhomo sich nur der Felle als Bekleidungsstücke bediente. Welch ein Unterschied ist zwischen der Bewaffnung von damals und von heute? Ich kaufte damals in Schoschong an hundert Assagaien, Gewehre waren nicht häufig, nun kann man nicht eine jener Urwaffen der Betschuana unter den Bamangwatos von Schoschong auftreiben und wenn die Leute welche anbieten, so stammen sie sicherlich vom Limpopo, wo sie von den Schmieden eines kleinen Betschuanastammes zu Verkaufszwecken an Weiße gearbeitet werden. Diese Waffen sind sofort von denen der Bamangwatos zu unterscheiden, da sie besser gearbeitet

und an dem Spießende des Schaftes mit Kupfer- oder Messingdraht schön umflochten sind, auch ist der Spieß breiter und schön geschliffen. — Sehr viele der von den Bamangwatos gearbeiteten Objecte, als Kiristöcke aus Rhinoceroshorn gefertigt, Schlachtbeile, Messer, Schilde, Boghuera-* Schürzen und Röckchen aus Schilfrohr und Ginsterkatzenschwänzen, Hüft- und Brustgewand, Mützen 2c., welche ich vor zehn Jahren massenhaft in Schoschong kaufen konnte, sind gegenwärtig nicht mehr zu erblicken. Auch die aus Löwen-, Leoparden- und Thalikrallen, aus Elfenbein, Horn, Thierzähnen, Holzstäben, Rüsselkäfern, verschiedenen Knöchelchen, aus Samen und Früchten und anderen Dingen gefertigten Amulette, die am Halse getragen wurden, sind nicht mehr zu sehen, oder nur als Seltenheiten hie und da bei anderen Stämmen, welche früher solche Objecte von den Bamangwatos erhalten hatten, theuer und schwierig zu erwerben.

Vor zehn Jahren waren nur sehr wenige Bamangwatos beritten und jetzt kann Khama ein Reiterregiment ins Feld stellen, welches zwar noch keine Hiebwaffen besitzt, allein in Folge der vielen und mühevollen Jagden in der Wildniß auf dem Carabiner nicht schlecht eingeübt ist. — Wenn sich auch diese Reiterschaar nicht mit einem europäischen Husarenregimente messen kann, so bedeutet sie doch einen gewaltigen Fortschritt in der Kriegskunst dieses Volkes, welches in dieser Hinsicht unter den südafrikanischen schwarzen Männern nur von den Basutos am Caledon überholt wird, als Reiter aber die kriegerischen Matabele, die als Fußvolk wohl noch immer die erste südafrikanische Truppe repräsentiren, weit hinter sich zurückläßt.

Alles dies ist Khamas Werk. — Khama verdient einen Denkstein bei Lebzeiten, da jedoch die Seinen wohl noch Jahrhunderte lang auch nicht den bescheidensten Phidias hervorbringen dürften, so wollen wir doch diesem edlen Menschen in unserer Erinnerung ein geschriebenes Denkmal setzen. Alle Europäer, welche mit ihm in Berührung kamen, müssen ihm dankbar sein, und werden meinem Wunsch beistimmen. Khama's Edelmuth, namentlich gegen die Seinen, hat keine Grenzen. Wir sehen dies am besten aus seinem Gebahren Khamane gegenüber, jenem Bruder Khama's, der uns

* Ceremonie der Beschneidung.

bereits seit unserem Aufenthalte an der Notuanymündung bekannt geworden und der mindestens schon zehnmal Verschwörungen gegen seinen königlichen Bruder ins Werk gesetzt, stets aber von diesem begnadigt wurde, ohne daß diese Großmuth etwas Gutes erzielt, Khamane gebessert oder umgestimmt hätte. Ich wünsche, Khama möge eines Tages seine allzu große Nachsicht nicht noch bitter bereuen, oder gar mit dem Leben büßen.

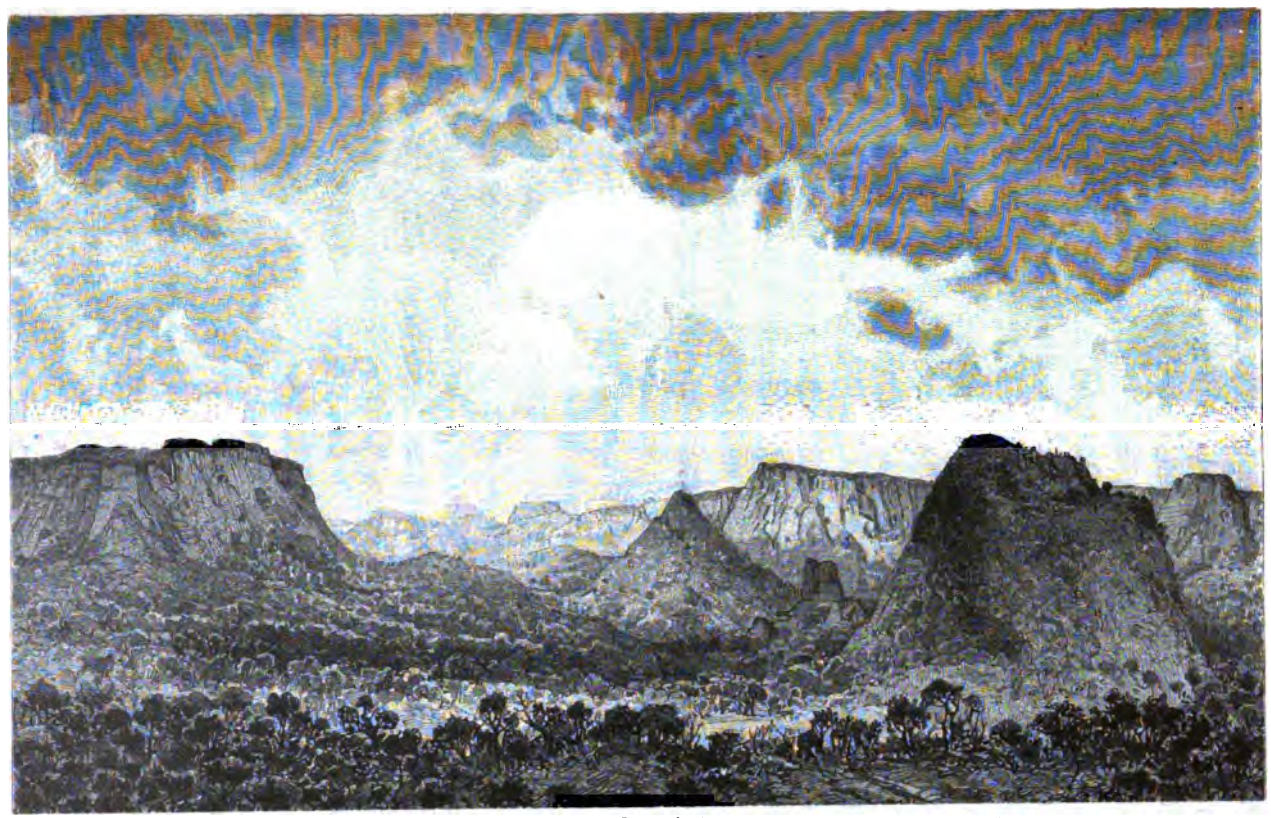
Unter den Europäern, welche in Schoschong wohnen, genießen Mr. Charles Clark, mit dem wir bei der Abreise aus dem Limpopothale zusammentrafen, und die beiden Missionäre Rev. Hephrun und Rev. Loyd, Khama's vollstes Vertrauen, er besucht sie auch zuweilen, um sich über Angelegenheiten, die namentlich Europäer betreffen, bei ihnen Rath zu holen. Die Folgen der medicinischen Aufklärung im Volke Schoschongs spürte ich sehr bald. Während des kaum siebentägigen Aufenthaltes hatte ich über sechzig Kranke zu behandeln, sonst ist der vorgenannte Mr. Clark, der eine kleine Apotheke besitzt, die höchste sanitäre Autorität in Schoschong. Gegen das Hauptübel allerdings, gegen die Syphilis, kann er als Laie nicht ankämpfen. Dieses Gift, für Naturvölker noch viel furchtbarer als für Culturvölker, wurde vor langen Jahren, schon zu Sekhomo's Zeit, durch Bamangwatos, die im Süden als Arbeiter gelebt, eingeschleppt und den Ihrigen eingeimpft. Auf meiner Rückreise sah ich mich gezwungen, dem englischen Gouverneur in Mafeking und auch Khama den Vorschlag zu machen, hauptsächlich dieser Lues halber einen europäischen Arzt in Schoschong anzustellen. Ich werde in der Darlegung der Erlebnisse der Rückreise nochmals und ausführlich auf diesen Gegenstand zu sprechen kommen.

Vor meinem Scheiden übergab ich dem Manager der Firma Francis et Clark in Form von Stoffen und Tüchern die Frachtspesen an Mynheer Fourier für den Transport der hier einstweilen belassenen sieben schweren Kisten nach Linokana und empfing nahezu von allen Weißen Geschenke an Proviant und von Khama so manch guten Rath mit auf den Weg. Da der von mir im Jahre 1875 befahrene Weg von Schoschong nordwärts in seinem südlichen Drittheil wegen Wassermangel und tiefem Laterit für diese Saison nicht benützt werden konnte, gab mir Khama einen Mann zu dem

nächsten Makalaharidorf mit, der mir daselbst je nach meinem Wunsche einen oder zwei Führer und Ochsenhirten zu verschaffen hatte.

Wir verließen Schoschong am 30. Juli, um nun auf die nächsten 25 Kilometer hin meinen früheren Weg zu benützen. Ich hatte die Wagen voraus fahren lassen und traf sie schon an der nächsten Wasserstelle im Einhornpasse und an den Monokulungwe-Cisternen lagernd. Wir schlachteten hier zwei der mir von einem Schoschonger Patienten geschenkten Fettschwanzschafe und präparirten ihre Felle für die Sammlung. Am folgenden Morgen erschien zu meiner nicht geringen Verwunderung Khama zu Pferde, um uns noch einmal die Hand zu drücken. Er war in Gesellschaft einiger Häuptlinge über die Berge querfeldein geritten und gab unserem Führer noch specielle Weisungen. Wegen der zahlreichen einmündenden Querthäler und der üppigen Vegetation an den herantretenden Höhen, darunter auch riesigen Euphorbiaceen, Aloën 2c. gehört der Monokulungwepaß zu den interessantesten Partien des Bamangwatohöhenlandes. Trotzdem, daß hie und da im Thale Viehposten zu finden sind und der ebene Theil bebaut erscheint, findet man hier an den Höhen stets Paviane und Klippspringer.

Am selben Nachmittage, an dem uns Khama verlassen, zogen wir unseres Weges weiter; wir benützten nahezu die ganze Nacht und schlugen anfangs eine nordöstliche, später eine nördliche Richtung ein, um an die Lachen der nach Osten strebenden Kaligespruit zu gelangen. Wir kamen hier früh am Morgen an und blieben bis über Mittag, da ich hier — wie ich es zuletzt in Schoschong gethan — Ortsbestimmungen machte. Die Lachen im Flüßchen boten uns einige Wildenten und das Gebüsch Rebhühner, Perlhühner und den Oedicnemus crepitans, den mit dem Regenpfeifer verwandten Waldstelzvogel, von den Holländern Dickkop genannt. Wir nahmen bis zur Nacht mit zwei Zügen eine westliche Richtung und lagerten dann, uns scharf nach Norden wendend, in der Nähe eines Makalaharidorfes, in dem uns unser Führer einen Stellvertreter für den weiteren Weg verschaffen sollte. Am nächsten Tage kam er mit der Nachricht zurück, es wolle sich niemand verdingen; ich verwies ihn auf Khama's Befehl und als er bis zum nächsten Nachmittag nicht kam, zogen wir weiter; doch der Weg, ein Jagdweg, verlor sich in einen Pfad und dieser



Das Seruebecken.

Pfad theilte sich einen Kilometer weiter ab, wieder in zwei Pfade, so daß ich unschlüssig wurde, welchen von beiden ich wählen sollte; in diesem kritischen Momente meldet mir einer der Diener das Herannahen von drei Schwarzen, die sich als mein Führer und zwei Makalahari entpuppten.

Bald waren wir einig. Ich nahm beide für die Dauer von sechs Monaten — bis zur Rückkehr der Wagen nach Schoschong — in Dienst, wofür ich an sie je eine Muskete (Pf. St. 4·50), ein Pfund Pulver (10 Sh.), vier Pfund Blei (4 Sh.), eine Büchse mit Zündhütchen (15 Sh.) und eine Baumwolldecke (10 Sh.), im Ganzen etwa 78 fl. nebst der Kost zu zahlen mich verpflichtete. Nachdem ich den alten Führer ausbezahlt hatte, zog er nach dem Süden und wir nahmen unseren Weg nach Norden wieder auf. Während unseres Aufenthaltes nahe an dem Makalaharidorfe besuchte ich einige der zahlreichen Granitkuppen ringsum, wie wir ähnliche in verschiedenen Partien des innerafrikanischen Hochplateaus, z. B. in Banquaketse, im mittleren Betschuanalande, im Sietsetemalande (im Nordzambesigebiete) und in größeren Dimensionen zugleich mit äußerst pittoresken Formen im westlichen Amatabele, der von Menons Makalakas bewohnten Provinz, an der Majtenquespruit und den Sandspruits: Schasha, Ramakoban, Tati und Matlouei vorfinden. Ich bestieg einen jener Hügel, welche zu den nördlichsten Ausläufern der Bamangwatohöhen gehören und deren Hauptmasse aus Granit gebildet ist, und sammelte mehrere Holzarten; leider waren die Bäume bis auf einen Ficus blattlos und bei einer Ahornart flatterte die lose Rinde allenthalben am Stamme und den Aesten, zahllosen Fahnenfetzen gleich, lustig im Winde.

Auf den Pfaden und im Wege fielen uns schon tags vorher, etwa je 1000 Schritte von einander entfernt, 40 Centimeter lange, an beiden Enden zugehauene, armdicke, in der Mitte mit einer eingeschnittenen Ringsfurche versehene Prügel auf, deren Bedeutung wir uns, bis zur Ankunft unserer neuen Führer nicht zu erklären wußten. Letztere lächelten, wie es schien, über unsere Begriffsstützigkeit. »Wir wüßten nicht die Bedeutung dieser Hölzer? Diese Makoa (Weißen), sie können wohl Gewehre machen und auch Schlageisen, um Raubthiere zu fangen und wissen nicht, was es zwischen den letzteren und den fraglichen Prügeln für eine Bewandtniß

habe? So seht denn. Wir stellen hier in den Pfaden die von Euch gekauften Schlageisen auf, um damit Schakale, Ginsterkatzen, Wildkatzen und anderes ähnliches Gethier zu fangen. Wir legen die Eisen in diese Pfade, denn zu jener Zeit, wann wir es thun, ist es thauig, die Schakale wissen, daß die Pfade ohne Thau sind und da sie in den kühlen Morgen das kalte Thaugras meiden, so wählen sie zumeist die trockenen Pfade oder Wege für ihre nächtlichen Raubzüge. Allein es ist nicht blos dies, was das kleine Raubgethier dazu bringt, sich solche kahle Bodenstellen zu wählen, es weiß wohl, daß auch Mäuse und Ratten, daß auch die Rebhühner, und namentlich die vielen Lerchen und die sehr zahlreichen Flughühner am liebsten, um eben im Grase nicht leicht vom Feinde überrascht zu werden, auf diesen freien Bodenstellen übernachten, daß ihnen also bei einiger Vorsicht — und gibt es denn auf der Erde ein vorsichtigeres Thier, als diese Schakale — nächtlich doch mindestens ein Bissen sicher sei.«

»Aus diesen Gründen legen wir eure Schlageisen* auf die Wege; wir befestigen diese Eisen jedoch nicht, wie Ihr es zu thun gewohnt seid, mit einer Kette** an einem eingegrabenen Pflocke oder an einem Baume, sondern an diesem schweren Prügel da, der versteckt nebenan vom Grase überdeckt liegt. Hat sich ein Schakal in der Falle, wie Ihr das Schlageisen handhabt, gefangen, so beißt er sich gewöhnlich den Fuß ab und rettet sich; in unserem Falle aber schleppt er, in der Hoffnung davon zu kommen und sich doch des Prügels zu entledigen, diesen fort. Der Prügel zeigt uns genau und in einer breiten Spur den Weg, den der flüchtige Schakal genommen. So finden wir die Thiere todt oder zu Tode ermattet; unsere Beute ist sicherer, als die Eure und das haben wir diesem Euch so räthselhaften Prügelholze zu danken.« Nun hatten wir die gewünschte Aufklärung, und ich mußte eingestehen, daß diese Ueberlegung von der regen Denkkraft südafrikanischer Schwarzer ein beredtes Zeugniß gibt. Den Tag nach der Ankunft unserer Führer, als wir in ein neues schmales Geleise eingefahren waren, spielte uns ein Zuluhartebeest einen Possen, der mich recht ärgerlich stimmte. Da wir weit und breit in dem schütteren Gebüsche kein Wild

* Sie nennen dieselben schlechtweg cipi = Eisen.

** Auch = cipi.

erblickten, ließ ich die Hunde laufen, und die Peitsche des kleinen, eisernen Wagens Tom Meintjes anvertrauend, ging ich von meiner Frau und dem kleinen Isaak begleitet etwa 400 Schritte voraus. Plötzlich schlugen die Hunde links vom Wege im dichten Ufergebüsche einer trockenen Spruit an, aber statt, wie es sonst bei uns Sitte war, sofort zu Pferde zu steigen und einen Carabiner zu ergreifen, nahmen weder ich noch die Meinen eine Notiz von dem Gekläffe. Wir sahen kein Wild, »wird wohl ein Hase sein,« meinte ich zu meiner Frau. »Ein Schakal ist wohl vor den Hunden in seinen Bau gefahren,« so sprachen unsere Leute an dem Wagen. Das Gekläff wandte sich nun nach der Richtung, aus der wir gekommen waren, da sprangen doch alle aus dem Wagen heraus, blickten nach dieser Richtung hin, und wir sahen zu unserem Erstaunen ein Zuluhartebeest, wie es von den Hunden verfolgt, längs des Weges und dann im Wege selbst zu flüchten suchte und auch erfolgreich mehr und mehr Boden gewann: Ein neuer, plötzlicher Aufschrei des kleinen Isaak hinter mir, der stehen geblieben war und zurückschaute, brachte auch mich zum Stehen und zog auch die Aufmerksamkeit der Wageninsassen auf ihn. Ja, was wir sahen! Wer hätte das gedacht, daß in jenem unscheinbaren Gebüsche ein Zuluhartebeestpaar übernachtet hätte, von dem alle Hunde bis auf einen das Thier verfolgten, während dieser kleine Daisy den Stier auftrieb und, ohne zu klaffen, ihm zu folgen suchte. Der Stier hatte aber eigenthümlicherweise die Richtung quer über den Weg genommen und als wir ihn erblickten, sprang er eben über den Weg und zwar zwischen dem eisernen Wagen und zwischen dem vordersten Ochsenjoch des nächstfolgenden zweiten Wagens. Ich war unbewaffnet und bevor die Meinen sich schußfertig gemacht hatten, war der Stier verschwunden. Daisy begann nahe am Wege zu bellen und wir hörten noch lange aus seinem dünnen Gekläffe, daß er dem Thiere folge; doch bald ließ das flüchtige Wild den kleinen muthigen Hund weit zurück und ich war froh, als der kleine Verfolger wieder bei uns heil angekommen war. Ich traf noch am selben Vormittage eine in dichter Phalanx von der Rechten (Osten) hergaloppirende Gnuheerde der gestreiften Art an. Bei meinem Anblicke, ich war vorausgeritten und befand mich etwa 250 Meter vor dem ersten Wagen, stutzten

die Thiere und mein Pferd Isaak, der neben mir ritt, überlassend, suchte ich mich auf einem Umwege anzuschleichen; die Thiere wurden jedoch unruhig und ich sah mich gezwungen, auf eine Entfernung von 600 Metern zu feuern, natürlich ohne Erfolg. Ich sah aus dem Aufstauben, daß ich der Richtung wohl vollkommen entsprochen, allein mich in der Distanz geirrt hatte, welche Irrungen den häufigst vorkommenden Fehler des jagenden Europäers hier zu Lande ausmachen, während eben das Gegentheil einen der Hauptvorzüge des südafrikanischen Boers als Jäger und Schütze bildet, der weiß, nahezu mit Präcision förmlich auf 2—5 Meter die Distanz für größere Entfernungen abzuschätzen. Sein ganzes Leben in der freien Natur, behält der Boer ein scharfes Gesicht, ja sein Auge gleicht an Schärfe und Trefflichkeit dem des Schwarzen und wir können uns auf seine Distanzschüsse verlassen und dies um so mehr, wenn er, ein Sohn der baumlosen Steppen des Oranjefreistaates und Nordcaplandes von Kindheit auf den Springbock zu jagen gewohnt ist.

Ich lagerte für den Mittag an der Mamarutse-Spruit, welcher Platz zwar schattenreiches und auch mit Vögeln bevölkertes Gehölz, doch leider kein Wasser bot. Als eine Art Entschädigung fanden wir im Spruitbett Löwen- und Leopardenspuren vor. Nachdem ich einiges für die Sammlung erlangt, darunter auch einige Baumzieseln, machten wir uns wieder auf den Weg und langten am Nachmittage an der nach Westen strebenden Shake-Spruit an, die sich mit einigen als Parallelspruits ziehenden Geschwisterrinnsalen vereinigt und nach Norden wendet, um in den Serue zu münden, der, wie auch sonst all' die Spruits und Flüßchen dieser Gegend, nach Süd-Osten, Osten oder Süd-Süd-Ost gegen den Mahalapsie und mit diesem nach dem Limpopo zu fließen. Beim Passiren der Shake-Spruit hatten wir bei der Herauffahrt eine sehr schwierige Stelle zu bewältigen, welche nach stundenlanger Mühe endlich bezwungen wurde. Wir blieben an der Shake-Spruit bis zum nächsten Nachmittage. Stellenweise zeigte die Spruit ein bis zwölf Meter tiefes Bett und hie und da Quellen in demselben, welche kleine Tümpel bildeten. Der Aufenthalt an der Spruit bleibt uns in unangenehmer Erinnerung, da uns hier unser zahmer Ohrengeier, den ich vom Oranje-Freistaate mitgenommen und für den Schön-

brunner Thiergarten bestimmt hatte, verloren ging. Wir ließen ihn, wie den zahmen Wüstenadler, sich immer frei bewegen; er scheint nun zum Wasser gegangen und hier von einem Raubgethier, wahrscheinlich einer Hyäne, getödtet worden zu sein. Da er zuweilen über Nacht ausblieb, legten wir anfangs seinem Verschwinden keine Bedeutung zu, um so größere Vorwürfe machten wir uns am folgenden Morgen, nachdem wir vergebens die nächste Gegend nach dem Vogel ringsum abgesucht hatten.

Am selben Tage, nachdem wir die Shake-Spruit verlassen hatten, betraten wir gegen Abend das Becken des oberen Serue, als Thalpartie die interessanteste Gegend zwischen Schoschong und dem Zambesi. — Der Seruekessel hat eine birnförmige Gestalt, das breite Ende nach Nord-West, die Spitze nach Süd-Ost gerichtet, wohin auch der Serue und seine Nebenflüsse fließen. Der Serue tritt von Westen her in den Kessel ein. Die ihn begrenzenden Felsenhöhen zeigen im Süden und im Norden zahlreiche kegel- und kegelstutzförmige Kuppen, mehr weniger gebüschreich, mit senkrechten Felsenwänden in ihrem oberen Drittel. Allein auch im Thale erheben sich zahlreiche Hügel und äußerst interessante Sandsteinfelsenformen, so das Klippdachsschloß. Zahlreiche parallel neben einander in der Thallänge laufende, bewaldete Sandhügel haben wir auch auf unserem Marsche nach Norden zu durchqueren. Als ich die grotesken Formen des Felsenschlosses der Klippdachse betrat, liefen mir diese Thiere förmlich zwischen die Füße; ich habe die Felsenpartie abgezeichnet, so gut es mir die Dunkelheit gestattete und bedauere, nicht im Stande gewesen zu sein, hier einen längeren Aufenthalt zu nehmen, da wir kein Wasser fanden. Ich fand erst Wasser in der Meci-Maschon-Spruit (schwarzes Wasser); ihr Felsenbett zeigte stellenweise pittoreske Sandsteinformation, nämlich Grotten, Höhlen, Canäle und Löcher, welche das flüssige Element in dem weichen Felsen ausgewaschen und mit Hilfe der eingeschwemmten härteren Melaphyrgesteine glatt ausgewetzt hatte. Wir rasteten das erste Mal gegen acht Uhr früh und um zwölf Uhr zum zweiten Male; etwa um drei Uhr Nachmittags langten wir am Norduser des auf Meilen hin — eine große Seltenheit zur Winterszeit — fließenden Moque-Mokni-Flüßchens an, wo wir in der Nähe einer schattigen Mimose unser Lager aufschlugen.

Ich blieb am Moqueflüßchen bis zum 9. August und war mit diesem Aufenthalte mehr zufrieden, als mit vielen anderen von gleicher Dauer. Das Moqueflüßchen ist wohl der nördlichste Zufluß des Serue im Seruebecken, es könnte leicht zur Bewässerung verwendet werden und zwei bis drei Bamangwatodörfer hinreichend ernähren. Holz in Menge und sehr gute Weide sind vorhanden; das Thal scheint stellenweise gut gegen Nordwestwinde geschützt, das Wasser selbst ist vortrefflich und das Thal sammt der Umgebung war noch zur Zeit unserer Besuche nicht wildarm zu nennen. Ich machte mehrere Ausflüge und sammelte die Typen der Gebirgsformationen; auch sah ich den hier zu Lande so seltenen, in Nordafrika bedeutend häufigeren Wüstenraben. Ich schoß zwei Exemplare, leider entkamen mir beide; der eine, als ich den niedergestürzten Vogel ergreifen wollte und der andere kurze Zeit, nachdem ich ihn eingefangen; er schien nur betäubt und so barg ich ihn in einem Käfige; das Thier erholte sich sehr rasch und entkam gleich seinem Gefährten, indem es auf eine sinnige Weise sich den Käfig zu öffnen verstand. Es war mir nicht mehr möglich auf der Heimreise ein drittes Exemplar zu erlangen. Ich traf damals allerdings noch ein Pärchen dieser schönen und prächtigen Rabenart in Schoschong vor; es flog dreist zwischen den Wohnungen der Europäer hin und her, um Unrath und Abfälle aufzulesen. Da schien es mir jedoch zu grausam, ein für den Ort so nützliches Thier zu tödten; ich traf später nie mehr wieder mit dem Vogel zusammen und so ist diese Species in meiner gegenwärtigen Sammlung nicht vertreten.

Die an einer Felsenlehne im Osten des Moque-Flüßchens wohnenden Bamangwatohirten brachten uns Milch und den frischen Kopf eines Rounantilopenstieres zum Kaufe; wie sehr bedauerte ich, daß sie nicht das ganze schöne Thier gebracht hatten; auch die Schwarzen machten sich heftige Vorwürfe, als sie nun erfuhren, was ich ihnen für die Haut des Thieres geboten hätte. Die Nacht und am Morgen hörten wir auf einem, etwa zwei Kilometer entfernten langgestreckten Tafelberge ununterbrochen Paviane schreien und so entschloß ich mich zu einer Jagd auf die Thiere, wozu ich vier meiner Leute, darunter auch Oswald Söllner, bestellte und auch zwei Pferde benützte. Da wir jedoch wegen Arbeiten im Lager nicht gleich am

Morgen unseren Plan verwirklichen und erst am Nachmittage nach der Höhe aufbrechen konnten, so waren wir nicht mehr sicher, ob sich die Paviane wirklich noch an Ort und Stelle befänden, umsomehr, als das Gebell schon lange zuvor verstummt war. Umso freudiger war aber unsere Ueberraschung, als wir auf unserem Ritte, kaum noch einen Kilometer vom Lager

Partie aus dem Klippdachsschloß.

entfernt, auf eine sich in den niedrigen Bäumen der Thalebene herumtummelnde Pavianheerde stießen. Die Thiere zogen sich rasch zurück und wir folgten ihnen auf dem Fuße nach, ohne jedoch einen Schuß anbringen zu können; so gelangten wir bis zu jenem mehrere Kilometer langen und etwa 150 Meter hohen Tafelberge, der in seinem oberen Theile eine etwa 15—20 Meter hohe, schroffe, zerklüftete Felswand aufwies, an der die Paviane ihren Wohnort aufgeschlagen zu haben schienen. Als wir am

Fuße angelangt waren, sahen wir die Thiere an der steilen Wand emporklettern und als wir zu dieser ebenfalls emporgeklommen waren, erblickten wir die meisten, wie sie sich eilends nach Norden flüchteten. Da ich vermuthen mußte, daß sich einige Thiere in dem Geklüfte versteckt hielten, sandte ich Oswald mit noch einem in der nächsten zugänglichen Felsenrinne empor

Partie aus dem Klippdachsschloß.

und begann mit ihnen die Felsspalten und Klüfte abzusuchen. Das Jagdglück war uns günstig, wir erlegten eine Anzahl Paviane, darunter ein fehlerloses, trächtiges Weibchen. St. Hubertus war an diesem Tage besonders Oswald hold gewesen; bisher ging es ihm mit der Kugel so schlecht, daß er mit seiner schönen Expreßrifle, einem mir von Seite des Großgrundbesitzers Herrn Satzger zugekommenen Geschenke noch kein Thier getödtet hatte. An diesem Tage aber blieb er Meister, indem er zwei Paviane erlegte.

Wir stiegen auf das Plateau empor und genossen auf der Nordseite den Anblick der, etwa 150 Meter unter uns, sich tummelnden Pavianheerde, wie sie, Wachen ausstellend, von Hügel zu Hügel, von Block zu Block setzte, und dann, gegenüber an einer mit dem Nordwestende des Plateaus sattelförmig zusammenhängenden Felsenkuppe Posto nehmend, uns anglotzte und anbellte. — Da gab es bemooste Häupter, welche auf der Flucht solche, die ihnen in den Weg kamen, mit einem wahren Baritongebrüll zur Seite warfen oder ihnen Schläge mit der flachen Hand ertheilten. Zumeist humpelten diese alten Führer langsam und gravitätisch hinter der Heerde als die letzten einher, von Zeit zu Zeit sich umschauend, um die Flucht mit einem oder mehreren Sätzen wieder aufzunehmen. Die Mütter trugen ihre Kleinen je eins auf dem Rücken, während die halb erwachsenen zumeist dicht aneinander einherliefen, jeden Strauch und die stärkeren (doch wohl nur Männchen) jeden Baum im Wege benützend, um sich emporzuschwingen und von der Spitze oder einem seitlich hervorragenden Aste aus, uns anzubellen.

Es war schon spät, als wir endlich an die Heimkehr dachten, und wir waren bei unserem Abstiege, da wo sich jener Sattel zum Plateau erhob, nicht wenig überrascht, noch auf einige flüchtige Nachzügler der Pavianheerde zu stoßen, welche in dem Felsgeklüfte der senkrechten Wand wohl versteckt, von uns nicht erblickt worden waren. Die Thiere entwichen sofort nach der Seite, woher sie gekommen waren und die zunehmende Dunkelheit hinderte uns daran, sie zu verfolgen. Spät in der Nacht fanden wir uns im Lager ein; es war der Dunkelheit und der zahllosen Erdlöcher, sodann der schroffen, wenn auch nur 1 bis 2 Meter tiefen Rinnsale wegen ein sehr beschwerlicher Ritt, ja der Weg wurde so unangenehm, daß wir zuletzt absteigen, die Pferde führen und auf die trügerischen Stellen wohl Acht geben mußten, um ein Unglück zu verhüten; trotzdem gab es zweimal einen unangenehmen Fall, doch ohne böse Folgen.

Die Paviane Südafrikas bieten dem Beobachter so viel des Interessanten, daß sie zu den nennenswertheften Säugethieren dieses Welttheils gerechnet werden müssen. — Sie sind naturgeschichtlich noch nicht genau bearbeitet. Ich kenne drei Arten: die gemeine, welche von der Südküste bis am

Zambesi und wohl auch darüber hinaus verbreitet ist, dann eine Varietät dieses Thieres am Limpopo und eine dritte Art, die gelbliche mit langem Schwanze und kleinem Kopfe, welche ich bisher nur in den Zambesi-klüften und Wäldern gefunden, ohne damit sagen zu wollen, daß sie nur hier lebe, da sie möglicherweise die Nebenflüsse des Zambesi empor-wandert oder an der Ostküste auch südlich von der Zambesi-Mündung vorkommt.

Betrachten wir den Cynocephalus in seinem Verhältnisse zur Natur im Großen und Ganzen, so kommen wir zu den folgenden Schlüssen: die Paviane sind die zahlreichsten Affen Südafrikas von der Südküste bis zum Zambesi; sie sind die schädlichsten Affen, weniger vielleicht für spärlich bewohnte Landstriche, doch in solchen sind sie im allgemeinen auch seltener anzutreffen; in civilisirte Gegenden sind sie eines der schädlichsten, in manchen das schädlichste Säugethier, das dort existirt. Sie erscheinen dann als Räuber nach zwei Richtungen hin, worauf auch ihr Gebiß hinweist, einmal als Pflanzenfresser, indem sie der Menschen Gärten und Felder plündern, und als wirkliche Raubthiere, indem sie der Milch halber Zicklein und Lämmern den Bauch aufreißen und die Milch aus deren Magen schlürfen, aber auch indem sie Hühnerställe und Vogelnester plündern. Ihr einziger Nutzen besteht im Verzehren der Scorpione und Spinnen; doch ist es wieder bekannt, daß Scorpione und Spinnen täglich Massen von Insecten verzehren und somit auch nahezu nur nützlich erscheinen. — Ein Igel ist nützlicher, als ein Trupp von zwanzig Pavianen. Die Paviane als Sportthiere zu betrachten, ist wohl zu verwerfen. An Plätzen, wo sie ununterbrochen sowohl im Sommer an den Feldern und in den Gärten, als auch im Winter zur Lämmersaison unter dem jungen Kleingethier und in den Straußzüchtereien Schaden anrichten, müssen sie ununterbrochen gejagt oder sogar ganz und gar ausgerottet werden. Für jene Gegenden, wo sie nur wenig oder gar nicht schaden, doch könnte man solche in Süd-afrika gewiß an den Fingern abzählen, muß ich ihre Schonung befür-worten, da sie bereits hier und da das einzige wildlebende, größere Säugethier geworden sind, welches die einförmige, ermüdende Scenerie südafrikanischer Landschaften zu beleben vermag.

Der Anblick der Klippschliefer und das Geschrei der Paviane, ihre Sprünge von Fels zu Fels und aus dem hohen Grase auf die Bäume, ja ihr Tummeln an den »Kränzen«, den zerklüfteten, langen und senkrechten Felsenwänden der oberen Höhenpartien, fesseln sofort und bieten sowohl dem Einheimischen wie dem Fremdlinge immer etwas Abwechslung und Anregung. Die Cynocephali stehen den Hunden an Vernunftgaben nicht nach, ja manche Individuen übertreffen in dieser Hinsicht selbst diese gelehrigsten aller Hausthiere. Hoch stehen sie über ihren südafrikanischen Verwandten: den Nachtaffen und den Meerkatzen, allein sie haben bei der Zähmung eine viel strengere Behandlung von nöthen, als die anderen Affenarten, oder die Caninae und Felidae. Wie weit die Paviane abrichtungsfähig sind, ist fast unglaublich. Die Fälle sind wiederholt vorgekommen, daß Paviane, Vorloopers oder Leaders, das heißt die Leiter des vordersten der mehrjochigen Ochsengespanne abgegeben haben; beim Durchschreiten von Flüssen und Wasserlachen am Wege springen diese Thiere auf das Jochholz (Joch) des vordersten Ochsenpaares. Bei Uitenhage auf der Graaf Reinet-Zweigbahn des Midland-Systems ist sogar ein Pavian als Weichensteller wohl bekannt. Er machte seinen Dienst durch Jahre hindurch tadellos, wobei allerdings der äußerst schwache Verkehr jener Bahn zu berücksichtigen ist.

Sehr wichtig für die Naturgeschichte der Paviane ist die Frage ihres Domicils. Dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte gemäß unterscheide ich solche, welche zumeist im Süden und an den Terrassenabfällen des Hochplateaus die felsigen Höhen und namentlich die schroffen Felsenwände derselben bewohnen. Dann gibt es solche, welche an den mit höheren Bäumen bewaldeten Ufern größerer Flüsse, wie des Zambesi, des Limpopo und Oranje, hausen und endlich solche, welche sich die südlichen, schütter bewaldeten Ebenen der Betschuana und der südlichen Transvaal- und die niedrigen Hügel derselben zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt haben. Dieser dreifache Aufenthaltsort übt auf den Charakter des Thieres einen wesentlichen Einfluß aus. Die Thiere der ersten Gruppe (dem Aufenthaltsorte nach) sind die keckſten, boshaftesten und schädlichsten, ihre stellenweise unzugänglichen Schlupfwinkel gestatten es ihnen, sich sehr oft den Nachstellungen der Rächer zu entziehen. — Bei ihren Raubzügen gehen die Thiere sehr vorsichtig zu

Werke: die stärksten derselben bilden die Avantgarde, die halberwachsenen, die sich auf den hervorragendsten Stellen postiren, die »Look out men«, das heißt die ausgestellten Wachen, welche nach allen Richtungen hin gut Umschau halten, um über jede nahende Gefahr sofort zu berichten; die Säuglinge werden von den Müttern mitgeschleppt und die nächst älteren, allein auf den unzugänglichsten Stellen oder im dichten Gebüsche an den Abhängen der Felsen belassen. — Diese letzteren sind es, welche in der Regel durch lautes Schreien die Aufmerksamkeit des Jägers auf sich lenken. Bei einer Verfolgung treten die Avantgarde und die Wachen in der Regel äußerst rasch einen so wohlgewählten Rückzug an, daß die Verfolger ihnen gewöhnlich nicht beikommen können, außer sie bedienen sich guter, für diese Art Jagd dressirter Hunde, welche zugleich sehr schnellfüßig sein müssen, um die Avantgarde derart zu überraschen, daß diese zerstreut hie und da in den Bäumen oder auf den nächsten Felsen, ohne sich decken zu können, Zuflucht suchen oder daß die Wachen auf den Bäumen, von welchen aus sie Umschau gehalten, auch verbleiben müssen. Diese Paviane sind von den, nach ihrem verschiedenen Aufenthaltsorte charakterisirten drei Gruppen die flinksten und lärmendsten. Solche Pavianheerden verlassen ihre Jagd- und Nährplätze, welche sich bei niedrigem und ausgedehntem Hügellande auf eine Entfernung von 1—25 Kilometer Länge erstrecken, selten, im Gegensatze zu denen der zweiten und dritten Gruppe, welche ununterbrochen auf der Wanderung begriffen sind. Diese Wanderpaviane, welche in unbewohnten Gegenden hausen, sind zumeist auf Beeren, Früchte, Zwiebeln, den Julus und den Gummi der Mimosen angewiesen, finden selten oder nie Gelegenheit, die Anpflanzungen der Menschen zum Behufe einer feineren Mahlzeit aufzusuchen und sind so der Nahrungssorge halber zu einem Wanderleben gezwungen; sie sind die am wenigsten scheuen, werden auch leichter als die Felsenpaviane in zwei bis drei Haufen auseinandergesprengt und somit auch leichter gejagt. Wir können füglich die Felsenpaviane mit dem Namen der »ständigen Räuber«, die Uferpaviane mit dem Namen der »Zigeuner« und die Wanderlustigen der bewaldeten Ebene mit dem Namen der »Vagabunden« bezeichnen. Die Uferpaviane übernachten in den dichten Uferbäumen, verlassen dieselben selten, nur einen bis zwei

Kilometer weit landeinwärts streifend, um stets nahe am Wasser zu bleiben; sie sind in der Regel die feigsten und untereinander die unverträglichsten, so daß man nicht selten einzelnen, aus der Bande verbannten Männchen begegnet, ähnlich, wie dies bei den die Flußufer und nicht die Inlanddickichte bewohnenden Meerkatzen vorkommt. Die Paviane der Ebenen (»Vagabunden«) haben sehr viele Schlummerstätten, an einem Tage den einzigen Hügel in der Ebene, am anderen ein ausgetrocknetes Fluß-Rinnsal ein anderesmal wieder ein Gebüsch oder dichte Karoo-Bäume. Sie vergreifen sich, wie schon erwähnt, selten an des Menschen Gut, und wo es geschieht, haben sie es recht schwer zu büßen, da sie auf den Ebenen dann zumeist von Reitern verfolgt, unschwer eingeholt und gezüchtigt werden können. Diese Paviane sind auch an Hunde mehr gewöhnt, als die in den Uferbäumen lebenden, welche nur selten Hunden Stand halten. Da sich die »Vagabunden« weniger gegen die Einflüsse der Witterung schützen können, sind sie auch viel zäher, als die beiden anderen Gesellschaften; die Felsenpaviane finden in dem Geklüfte, in den Spalten und Höhlen, in dem dichten am Felsen wuchernden Gebüsche, sowie auch in dem hohen und überaus dichten, zwischen den Felsblöcken wachsenden Grase, die Uferpaviane in den Uferbäumen, welche in dem Innerhochplateau Südafrikas die dichtesten Waldpartien ausmachen, in dem bis zwei Meter hohen Ufergrase und den Schilfrohrdickichten, sowie auch den beinahe das ganze Jahr hindurch trockenen Mündungen der zahlreichen, zumeist dicht belaubten Nebenflüßchen ihre trockenen Zufluchtsstätten. Die Truppe der »Vagabunden« ist auch weniger zahlreich, als die der andern; sie stellt auch seltener Wachen aus, da sie es bei den freien Ebenen weniger nöthig hat. Diese Thiere sind auch im Stande, längere Zeit hindurch zu laufen; wenn sie verfolgt werden, ermüden sie bedeutend weniger, als die anderen; ihre ärgsten Feinde sind Schlangen, Hyänen, der Lycaon pictus und der Gepard; für die jungen Thiere werden die Wüstenadler und der Gaukler gefährlich, während den Cynocephali, welche Felsen bewohnen, zumeist Leoparden, den in den Uferbäumen wohnenden ebenfalls Leoparden und Riesenschlangen nachstellen. Obgleich die Cynocephali Babuin stets gesellig zusammenleben und in Gefahr einander beistehen, so übertreffen doch die »Vaga-

bunden« in dieser Beziehung ihre anderen Genossen, indem sie sich bei einem Angriffe eng aneinanderhalten und einander getreu beistehen. Werden sie z. B. von mehreren Hunden verfolgt, so werfen sich alle Wehrhaften auf den ersten Ankömmling und machen diesen ab, bevor noch sein nächster Genosse zu Hilfe angelangt ist. Die Verfolgung der »Vagabunden« ist die leichteste und bequemste, doch wird sie nur selten in Anwendung gebracht, am seltensten von den Schwarzen, die da behaupten, daß die Paviane in ihrem Gebahren Menschen und unsere Brüder seien.

Die Varietät des gemeinen Cynocephalus, wie ich sie am Limpopo gefunden zu haben glaube, ist größer, wie die gemeine Art und hat eine auffallend längere Mähne. Sie bewohnt die Uferbäume und ihr Charakter stimmt mit dem der »Zigeuner-Paviane« der gemeinen Art vollkommen überein. Neben hohen Bäumen sind es namentlich die nur selten am Limpopo anzutreffenden hohen, steilen und schwer zugänglichen Uferstellen, die sich die Thiere zum Lager auszuwählen pflegten. Es ist eben diese Art, deren ich häufiger in dem vorigen Capitel gedachte. Die zweite Art, jene des Zambesi (ich fand im britischen Museum ein solches Exemplar vor), fälschlich Cynocephalus Babuin benannt, hält sich in den Uferbäumen, den angrenzenden Wäldern und den Felsenschluchten auf. Die Zambesi-Paviane fand ich in Heerden bis zu 200; sie sind weniger scheu als die anderen und leiden so sehr durch die Angriffe der Leoparden, daß trotz aller Vorsicht gewiß jede Heerde jährlich einige Thiere durch dieselben einbüßt. Wenigstens an den Pavian-Cadavern, welche ich antraf, fanden wir fast immer Spuren, welche verriethen, daß die meisten dem Gebisse der erwachsenen Leoparden zum Opfer gefallen waren.

Nun kehren wir nach diesem Excurse über die Paviane, der vielleicht manchem Naturhistoriker erwünscht sein dürfte, wieder zu unserem Marsche zurück.

Am 9. August Früh verließen wir das freundliche Moqueflüßchen, dem *ersten* fließenden Strahl, seitdem wir den Limpopo verlassen, und dem *letzten* bis zum Deikha, dem nächsten über 300 englische Meilen entfernten Nebenflüßchen des Zambesistromes. Die Ueberwindung dieser wasserarmen, breit hingelagerten, hügeligen Wasserscheide kostete uns viele

Arbeit und viele Schweißtropfen. Nach einem Doppelzuge langten wir am Abend an der Schokospruit an, wo wir bis zum nächsten Vormittage verblieben. Das Hügelland dieser stellenweise in einen, eisenhaltige und Moorquellen zutage fördernden Löß eingewühlten Spruit gehört mit zu den nördlichsten Ausläufern der Bamangwatohöhen. Es senkt sich von den Schoschonghöhen, steigt dann bis zu dem Plateau über der Schokospruit wiederum, und zeigt von diesem einen stufenförmigen Abfall zur Moqueebene. Diese Hochebene selbst besitzt wieder eine allmälige Neigung bis zu dem jähen Abfall zum großen Salzseebassin des Ost-Bamangwatogebietes.

Am 11. August Früh langten wir an der Misaspruit an, welche entgegen den meisten Zuflüssen des Seruebeckens mit einer Westrichtung beginnt, um dann nach Norden abzubiegen und in die Moqueebene einzutreten; ich glaube, daß sie sich später nach Osten wendet und sich in Südosten mit einem der Zuflüsse des Limpopo verbindet. Wir machten an diesem Tage drei lange Züge. Sie wurden recht unangenehm, theils weil das Terrain anstieg, theils aber des schlechten Weges und des Wassermangels wegen. Am Morgen des folgenden Tages, nach einem langen Nachtzuge, als Willi Becker die Pferde beaufsichtigte, nahmen diese reißaus und Wasser suchend, galoppirten sie nach der Richtung, woher wir gekommen waren, mir blieb nichts anderes übrig, als einige meiner Leute zurückzusenden, den eisernen Wagen Mr. Tom zu überlassen und selbst den einen der großen Lastwagen zu treiben. Der Morgen war frisch und dies half, daß die so durstigen Thiere in der Morgenkühle, des schweren Laterits ungeachtet, rüstig darauf loszogen. Zu unserer Linken öffnete sich hie und da ein Ausblick in die Maqueebene, da wir eine zeitlang längs des Abfalles einherzogen, bevor wir in eine Schlucht nach Norden einbogen und so das Plateau verließen. — Dieser Abstieg gehört zu den schwierigsten Partien, welche wir auf der Reise mit dem Wagenparke von Colesberg bis zum Zambesi zu bewältigen hatten. Der sogenannte »Weg«, das heißt eine ziemlich graskahle, röthliche Bodenstelle, welche in der Tiefe der Schlucht nach abwärts führte, war derartig mit zahllosen Blöcken und Geröll überstäet, daß einigemale die Wagen nahe daran waren, umzuschlagen, die Riemen rissen und die Kisten herabkollerten; die Gesammtladungen waren verschoben,

so daß der eine Wagen sofort unten in der Tiefe, die anderen die kurze Strecke weiter hin am Ufer der Misaspruit, wo wir lagerten, umgeladen werden mußten. Ich erinnere mich an diese böse Fahrt so wohl, wie wenn wir gestern erst diese Folter durchgemacht hätten. Auf dem Wagen zu sitzen, war vollkommen unmöglich; man wäre gleich beim Beginne der schroffen Abfahrtspartie herabgeschleudert worden. Bei jedem Rucke des Gespannes nach vorne wurde solch' ein Stoß auf die Ladung, solch' eine Zerrung auf die Taue und die aus roher Rindshaut gefertigten und eingetrockneten Riemen, welche die Kisten gleich Eisenspangen festhielten, ausgeübt, daß die Stricke gedehnt und gestreckt wurden, während die Riemen nach und nach rissen oder sich bis zur Unbrauchbarkeit durchscheuerten. Es wurde gefährlich, neben dem Wagen einherzugehen, und doch war dies äußerst nöthig, um die letzten vier Ochsenpaare in der Gewalt zu erhalten und ein Umkippen des riesigen Wagens zu verhüten. Sonst sind die vier hinteren und kräftigsten der acht Ochsenpaare eines jeden Wagens oder auf gutem Wege auch nur die zwei hintersten Paare, die »Achter und Naßachter Osse«, im Stande, wenn der Kutscher seiner Sache vollkommen gewachsen ist, den Wagen von kurzen Hindernissen, Baumstämmen, Baumwurzeln, Felsblöcken, Löchern rasch abzustoßen; allein hier konnten die beiden letzten Zugthierpaare nichts ausrichten, hier waren sie durch die steile Abfahrt und den kräftigen Zug der vorderen fünf Paare, sowie die enge Beschaffenheit des Weges vollkommen machtlos. Ob der großen Steine konnten wir nur manchmal die Wagenschleife in Verwendung bringen; durch das Anfahren an all' die Blöcke wurden die Wagen förmlich hin- und hergeschleudert; sie sprangen von Stein zu Stein, von Stufe zu Stufe, statt daß sie dahinrollten. Die letzten zwei Ochsenjoche waren dabei vollkommen ohnmächtig und wurden im Gegentheile noch von dem Wagen hin- und hergeworfen, namentlich die beiden Thiere unmittelbar an der Deichsel wurden arg von derselben mitgenommen. Der in den Wagenzelten eingelagerte, nicht befestigte Inhalt, wie unser Bettzeug, viele während der Fahrt zum Sammeln benöthigte Objecte und auch unsere Sättel, das Kochgeschirr in den unter den Wagen hängenden Kisten, alles wurde hin- und hergeschleudert, zum Theile auch herausgeworfen, ein Spiritusgefäß barst und das, das Pistor'sche Antibacterion enthaltende

Gebinde wurde neben vielen der Kisten und Kolli stark beschädigt. Zahlreiche Jockskeys, das heißt die kurzen, in das lange, horizontale Jochstück senkrecht eingelassenen, zu beiden Halsseiten der Zugthiere herabhängenden und unten am Halse mittelst eines kurzen gedrehten Riemens, der Strapp zusammenhängenden Jochhölzer barsten und brachen mitten entzwei und die Schraube der Schleife (Ramme) am schwersten, dem Zambesiwagen, schnappte über; einige der Zelte am Sammelwagen barsten und das am eisernen Wagen geladene Ponton kam mit dem einen nach aufwärts strebenden Ende bis auf den Rücken der hintersten Zugthiere, daß diese, erschreckt emporfahrend, nahezu das ganze Gespann im raschesten Laufe bergab mit. fortgerissen hätten, wenn nicht der Wagen zufällig an einen Baum zur Rechten angefahren und so zum plötzlichen Stillstand gekommen wäre. Doch auch diese Höllenfahrt fand ihr Ende! Ein Wagen nach dem andern kam mehr oder minder übel zugerichtet in der Tiefe an. An dem von mir getriebenen fanden sich zufällig noch die wenigsten Beschädigungen vor, und so konnte ich, obwohl ich als der letzte ausgefahren war, als der erste an der Furth des Flüßchens die Lagerstätte wählen. Ich fuhr an den drei anderen Wagen vorüber, die alle in der Thaltiefe hielten und ihre Ladungen vorerst in Ordnung bringen mußten, bevor sie die Weiterfahrt bewerkstelligen konnten.

Wir lagerten am rechten Ufer an einer Stelle, wo sich in einem mit Strahlstein durchsetzten Melaphyr im Spruitbette eine Quelle befand; die Stelle, von dichtem Gebüsche umgeben, könnte sogar den Anspruch auf eine für dieses südafrikanische Plateau nicht uninteressante Scenerie erheben. Nach Norden, zu unserer Rechten, erhoben sich zwei nebeneinanderstehende, etwa hundert Meter hohe Trachythügel — mit Sandstein überlagert — und von diesen aus genoß man einen schönen Anblick in ein Hügelland nach Norden und Osten und eine von demselben umschlossene Ebene, den südöstlichen Theil der Maqueläche. Nach Süden erblickt man das bewaldete Thal der Misaspruit und den Abhang des nördlichsten Ausläufers des Bamangwato-Höhenzuges, nach Westen die westlichen Ausläufer derselben Höhen mit dem berüchtigten Lateritplateau, »Pupu Sandbult« genannt. Zur Zeit meines Besuches war die ganze Gegend ringsum bis auf zwei Menschen, einem kleinen Masarwa und sein graues Mütterchen,

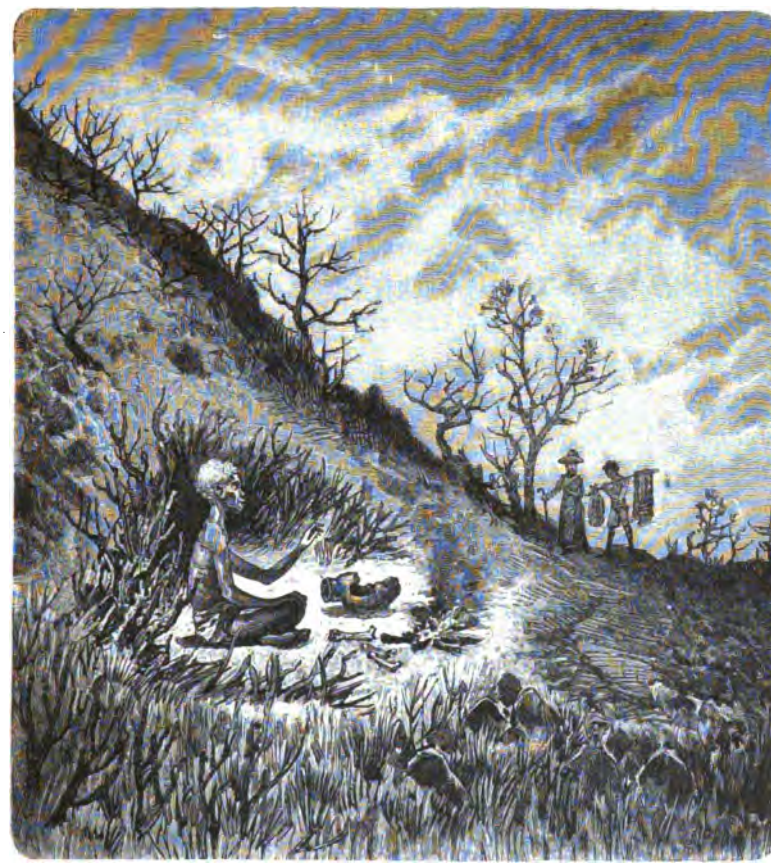
unbewohnt. — An der jenseitigen Hügelseite, nahe an einer kleinen Quelle zwischen Gestein, in einem erst vor kurzem durch Feuer verkohlten Gebüsche, fand meine Frau auf einem ihrer mit dem kleinen Isaak unternommenen Ausflüge die alte Eingeborene. Die Alte, die wohl noch nie eine Weiße gesehen, schien sehr überrascht und klatschte in die mageren Hände. — Auf der Erde, mitten in einer kaum zwei Meter im Durchmesser haltenden niedrigen Umfriedung von Dornbüschen, lag die einer Mumie nicht unähnliche Gestalt auf einem harten Felle. Dies war ihr und ihres Sohnes Lager; ein Holzstück diente den beiden als Kopfkissen, ein Holzblock als Stuhl, das ausgehöhlte Rückenschild einer Landschildkröte als Wassergefäß. Ein kleines roh gearbeitetes Thongeschirr und ein spatenförmiges Holzstäbchen als Löffel repräsentirten die ganzen Küchenutensilien dieser beiden anspruchslosen Sterblichen, welche bis auf den Umstand, daß sie öfters Hunger litten, keinen Wunsch an das Leben und die Menschheit stellten. Für einen Eimer Mabele (Hirse) offerirte mir der Masarwa ein Leopardenfell als Tauschartikel; ich nahm sein Anerbieten an, gab ihm noch zwanzig Becher zu, so auch etwas Schießbedarf für eine alte verrostete Muskete, während meine Frau dem alten Mütterchen ein Kochgeschirr und eine Wolldecke verehrte, wofür sich die Alte am nächsten Tage auch bedanken kam. — Sie wollte ihren Dank persönlich überbringen, und so kam sie denselben verdolmetschen zu lassen und theilte ihn unserem Bamangwatoführer mit. Der Masarwa gedachte meiner Frau Straußfedern zu verehren, aus Furcht jedoch, daß es die Bamangwato sehen möchten, getraute er sich nicht, seine Federn zu zeigen, da sie ihm dann von diesen im Namen des Königs weggenommen worden wären.

Ich machte zahlreiche Ausflüge im Thale nach auf- und abwärts, besuchte auch einigemale die nahen Höhen und fand hier bei dieser Gelegenheit unter Anderm auf den Tafelflächen Spuren menschlicher Wohnstätten, doch mußte es schon lange, lange her sein, daß hier Menschen gewohnt, denn die gegenwärtigen Bamangwato — als Herren des Landes — suchen Höhenkuppen nur in Kriegsgefahr auf, Masarwa aber gar nicht. Diese Mauerreste müssen wir auf längst dahingegangene Zeiten und kriegerische Tage zurückführen, als noch die Betschuana von Norden her ihre

ersten Wanderzüge ins Land unternommen hatten, oder wir müssen sie als kurz nach der Aufrichtung des Bamangwatoreiches entstanden betrachten. Damals hatten die Bamangwato keine Gewehre und die nur mit Speer und Schild ausziehenden Jäger mochten sich in ihren nichtigen, in der Ebene erbauten Hütten gegen den Löwen, die Büffelheerden, das tückische Nashorn und die Elephantenheerden nicht hinreichend sicher fühlen und darum solche in unmittelbarer Wassernähe gelegenen Hochflächen, welche durch die Steilheit ihrer Abhänge, vornehmlich der obersten Partien, diesen Thieren schwer oder vollkommen unzugänglich waren, aufsuchen und dort ihre provisorischen Wohnstätten aufgeschlagen haben. Hie und da, wo die schroffen Felsenpartien eine stufenförmige Abdachung bildeten, die von den Menschen schwer, aber von den Löwen leicht erklommen werden konnten, suchte man mit dem hierzulande so überaus reichlichen Dorngebüsch die Stelle auch für diesen mächtigen Feind unzugänglich zu machen, während man die engen Spalten, in denen man emporkletterte und herabkroch, durch von oben eingelassene Pfähle gegen Menschenangriffe zu verbarricadiren wußte. Ich sammelte im Thale zahlreiche Samen, einige Holzarten, sowie die Proben der vorherrschenden Formationen, und fand die Stelle im allgemeinen eines wenigstens zweiwöchentlichen Besuches wohl werth.

Vor unserer Abreise war mir noch ein Unfall beschieden, der uns Allen, obwohl er im Gegensatze von anderen Heimsuchungen weder einen materiellen Schaden, noch eine Verzögerung der Reise nach sich zog, doch sehr nahe ging. Unser zahmer Adler, ein Aquila rapax, den ich vom Oranje-Freistaat mitgenommen, den wir groß gezogen und der auf Lagerplätzen, wo wir mehrere Tage blieben, in der Regel in einem der nächsten Bäume zu übernachten pflegte, hatte sich diesmal an einem niederen Aste eines dichten benachbarten Gehölzes seine Schlummerstätte gewählt und war hier, ohne daß wir durch unsere Hunde auf die Annäherung der Schakale aufmerksam gemacht worden wären, bei Nacht von diesen zerrissen worden. Leider geschah dies eben in der letzten Nacht unseres viertägigen Aufenthaltes, und da unsere Abreise schon drängte, konnte ich keine Gifte ausstellen, um »Jakob's« Tod zu rächen. Was uns Allen den Verlust so herb machte, war der Umstand, daß ich mich entschlossen hatte, weiland Sr. kaiserlichen Hoheit

dem Kronprinzen Rudolf um die Annahme des Thieres zu bitten, welcher ſich für die Raubvögel und insbeſondere für die Tagraubvögel ſehr intereſſirte. Es that mir damals ſehr leid, zwei Wüſtenadler, die ich von Südafrika mitgebracht hatte, in London weggeſchenkt und nicht nach



Altes Maſarwaweib im Miſathale.

Oeſterreich gebracht zu haben, umſo mehr ließ ich es mir auf dieſer Reiſe angelegen ſein, lebende Adler mit nach der Heimat bringen zu können. Doch alle Verſuche mißlangen; wie ſchon erwähnt, erbeuteten wir zwei junge Adler, beide ſtarben bald; dann erhielten wir Jakob, das heißt, wir fanden ein Adlerneſt und nahmen das Thier aus. Ein unſcheinbares,

nichtiges Nest war es, auf einem kaum fünf Meter hohen Dorngebüsch, nahe am Baalflusse gelegen, dem wir den Vogel entnommen hatten, und Jakob gedieh vorzüglich. Leider war es mir wieder nicht beschieden, mich seiner lang zu erfreuen und ihn in der Heimat dem dahingeschiedenen hohen Naturfreunde überbringen zu können.

Ein Vergleich zwischen den beiden zahmen Raubvögeln, diesem Wüstenadler und dem an der Schake-Spruit verloren gegangenen Ohrengeier war nicht uninteressant und fiel stets zu Gunsten des ersteren aus. Bei beiden Thieren machten sich in ihrem Gebahren zwei ausgesprochene Gegensätze bemerkbar: Der Wüstenadler suchte die Spitzen der Büsche und Bäumchen und später das Dach unserer Kammer zu seinem Standorte aus und zeigte sich dem Geflügel gegenüber als geborner Herr und Gebieter. Laut schreiend begrüßte er den, der ihn fütterte und schlug schreiend die Flügel, so oft ein Schuß im Garten fiel, denn der Vogel hatte von seinem hohen Standpunkte schon erblickt, daß wieder eine oder zwei der zahllosen Turteltauben für ihn geschossen worden waren. Sein schönes Auge war stets aufmerksam, wenn es auch den Anschein hatte, als ob er theilnahmslos zur Erde blicke. Plötzlich wendete er seinen Kopf seitwärts und, das eine Auge nahezu horizontal haltend, blickte er in die Höhe, wo dem menschlichen Auge kaum sichtbar, ein Aasgeier in weiter Höhe langsam seine Kreise zog. Zuweilen machte mich auch bei meiner Arbeit in der Kammer sein lauter Ruf auf die Nähe der vorüberstreichenden Adler, Sperber und Falken aufmerksam. Stieg das Thier vom Dache herab, so suchte es mit Vorliebe freie Stellen auf, so das Feld, den Garten oder die Wiese.

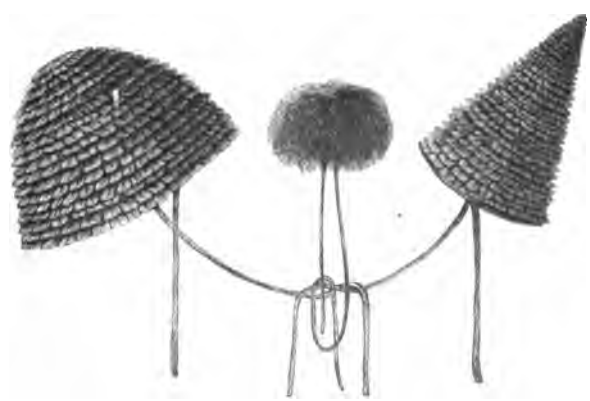
Der Ohrengeier blieb zumeist auf der Erde, sein höchster Standort war zuweilen ein niedriger Baumstumpf oder der Düngerhaufen, er vergriff sich nie an dem zahmen Geflügel, auch der Adler nur einmal an einer Henne, als man ihn an diesem Tage zu füttern vergessen hatte. Der Aasgeier zeigte sich stets feige, doch war er auch immer zum Spielen aufgelegt und zeigte Eigenschaften, die ich in den »Beiträgen zur Ornithologie Südafrikas« den Ohrengeier anlangend im allgemeinen besprach. Die einzige Abweichung war die, daß mein gegenwärtiger Vogel von uns aufgezogen und gezähmt worden, sich vollkommen zutraulich und harmlos erwies,

während das andere, der Thiersammlung des Stadtparkes zu Prag geschenkte Thier, bereits groß eingefangen, heimtückisch blieb und nicht fingerzahm wurde. In allem aber zeigte sein gebundener Geist, wie tief er unter dem Niveau der Denkkraft seines Collegen stand.

Interessant ist noch folgende Episode aus seinem Leben. — Bei der Fahrt von Linokana ins Notuanythal fiel das unbeholfene Thier bei einem plötzlichen Ruck des Wagens herab und es wurde ihm der rechte Armknochen überfahren und zertrümmert. Drei Stunden später wurde mir der leidende Vogel überbracht und ich legte ihm sofort Pappendeckelbandagen an, obgleich ich wegen den fühlbaren Splittern auf eine gute und rasche Heilung nicht zu hoffen vermochte. Wider mein Erwarten ging diese jedoch sehr rasch vor sich und die Fractur heilte vollkommen, nur einen unbedeutenden, länglichen Callus bildend.

Am Nachmittage des 15. August (1885) verließen wir die Misaspruit und betraten eine Stunde später die große, zumeist bewaldete Moqueebene, betraten mit ihr die südlichste der in der Wintersaison auf dem Wege nordwärts sich ausdehnenden Durststrecken.

Den vier im Winter wasserarmen, zwischen Schoschong und dem Zambesi sich erstreckenden Erdstrichen: Misa—Dinokana, Dinokana—Tschuane, Tschuane—Nata und Nata—Klamaklenjana, sei das folgende Capitel gewidmet.



Kopfzierden der Matabele aus Strauß- und Trappenfedern.

VII.

Die Durststrecken des centralen Ost-Bamangwatolandes.

Das wasserarme Durstland im Hochsommer ein gefährlicher Sumpf. — Mapanibäume und Knopidorn-Mimosen, ihr Nutzen und ihre Verbreitung. — Drohendes Unheil bei der Ankunft an den Dinokanaquellen. — Der Abhang zum Salzseebassin. — Die Ma-Karri-Karri-Salzsee-Gruppe. — Unfall bei einer der nächtlichen Fahrten. — Eine Scene am Ufer der Ma-Karri-Karri. — Hydrographische Befunde am Ost-Ufer der Ma-Karri-Karri. — Die Salzlachen im Soabette und das Wild an seinen Ufern. — Sehr beschwerlicher Zug im Natathale. — Die Raubzüge der Amatabele gegen die Eingebornen am Zuga und N'Gami-See. — Die furchtbaren Schicksale der ausgezogenen Räuber. — P. Boome's Erfahrungen unter den Matabele im Felde. — Das verlassene Lager der Bamangwatojäger. — Das Palmengehölz und das Gewinnen der Frucht der Fächerpalme. — Verirrt. — Albino-Thiere auf der Hornslichtung. — Schlummerstätten der Elephanten. — Ankunft an den nördlichsten Klamaklenjana-quellen. — Eine verdächtige Pflanze. — Unser Lager daselbst.

Unsere erste Haltestelle am 15. August lag in der Maqueebene zehn Kilometer nördlich vom Misa-Lager. Bei Gelegenheit meiner ersten Reise hatte ich die Maqueebene weiter westlich betreten; am folgenden Tage langten wir an den eingetrockneten Maquelachen an und liefen da in den im Jahre 1875 benützten Weg ein. — Klingt es für uns Europäer nicht wie ein Märchen, sagen zu müssen, es gäbe irgendwo ein Gebiet, in dem während des Winters Mensch und Thier vor Wassermangel nahezu verschmachten, während dieselbe Gegend die Sommerszeit hindurch, in Sumpf und Morast verwandelt, dem Reisenden durch Unwegsamkeit und Fieber noch schrecklicher wird, als im Winter. — Ein solches Land existirt nicht etwa im Kopfe des Märchenerzählers; ein solches Land ist das von uns betretene Ost-Bamangwatoland, welches das Salzseebecken, einen der tiefstgelegenen Theile im Hochplateau Südafrikas, umfaßt.

Obwohl der Durst nahezu das ärgste Ungemach ist, was wir auf unseren Forschungsreisen in Südafrika zu erdulden hatten, so zog ich doch eine solche Reise nach Norden und zu einer Zeit, wo diese Strecken eben zu einem Durstland geworden, noch immer meiner Rückkehr nach Süden zur Sommerszeit vor. Wir kamen aus dem Süden, in welchem seiner größten Ausdehnung nach die Malaria unbekannt ist; wir kamen in voller Kraft, unser Muth und Wille war durch die auf der Reise bereits ge-

Flughühner zur Tränke einfallend.

sammelten Erfahrungen gestählt und von frischen Hoffnungen beseelt; wir sahen uns auch gezwungen, sehr rasch, ja bei Tag und Nacht zu reisen und konnten so hoffen, rasch über die durch den Wassermangel bedingten Hindernisse hinwegzukommen, da der Weg, wenn auch stellenweise tiefsandig, sich als trocken erwies. Wie es sich hier zur Sommerszeit reist, hatten wir leider bei der Rückkehr vom Zambesi, also nachdem wir am Zambesi schon die Bekanntschaft mit der Malaria gemacht, erfahren. Wer zu dieser Zeit vom Norden kommt, kann, wenn die Malaria überhaupt etwas nachgelassen, sofort bei dem Betreten des Salzseebassins, das dann

einen einzigen Sumpf bildet, gefährlicher Recidiven sicher sein. Der endlose Morast bringt die Zugthiere bis zur Erschöpfung herab, so daß man dieselbe Strecke kaum in so vielen Monaten bewältigt, als man im Winter Wochen braucht.

Am 16. August, also mitten im südlichen Winter, machten wir in der Maqueebene drei lange Züge; der salzhaltige Boden, im Sommer ein Sumpf oder ein Dünensand, war für uns als solcher auch im Winter beschwerlich. Trotz zahlreichen Wildspuren war doch kein Wild zu sehen; ein schütterer Niederwald mit langen, schmalen Lichtungen und hie und da zutage tretenden, weißen Karookalken säumte unseren Weg ein. — Am 17. abermals drei lange Tag- und Nachtzüge! Das Land war etwas hügelig, mit einem merklichen Abfall nach Westen hin, wohl zu einem trockenen Rinnsal, das hier in nördlicher Richtung zum Salzseebassin sich windet.

Am Abende des 17. langten wir an einem Karookalkbulte an, der von Westen nach Osten quer über unseren Weg sich zog; hier fand ich zu meinem Erstaunen Spuren von Karoosandsteinfossilen, zumeist kleine Molluskenschalen vor. Es war unser siebenter Zug ohne Wasser. — Unglaubliche Staubmassen, welche aus dem durchbrannten Sand- und Lateritgrunde, so auch dem salzhaltigen Thonboden aufwirbelten, hüllten unsere Karavane ein. Der Staub reizt die Lungen und namentlich die Respirationsorgane der durstigen Zugthiere, weil er den Schleimhäuten rapid die Feuchtigkeit entzieht, bis zu wahren Qualen.

Am folgenden Morgen, noch an jener niedrigen Kalkerhebung lagernd, fand ich die Zugthiere so abgemattet, daß sie nicht mehr im Stande waren, die Wagen weiterzuschleppen, und so sandte ich sie mit drei Dienern nach der noch etwa 17 Kilometer entfernten Dinokana-Quelle zur Tränke, und benützte diese Verzögerung, um nochmals so viele Petrefacten als nur möglich zu sammeln. Leider konnte ich nur Fragmente von Schnecken (Turritella) und Muscheln (Cyclas) finden; dafür fanden sich aber viele Schlangen, Scorpione und Scolopender vor, welcher Umstand leicht erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß auf weit und breit nur dieser niedrige Kalkbult Gestein, Blöcke 2c. aufwies und damit jenen Kriech- und Gliederthieren ihre gesuchtesten Schlupfwinkel bot. Am Abend zuvor er-

blickten wir eine Gemsbockantilopenheerde im Westen, sahen auch Rauch, wohl von Makalaharihütten herrührend, doch waren wir Alle und auch die Pferde von dem anstrengenden Marsche über die Maqueebene allzu müde, um dem Wild folgen oder die Makalahari der Ziegenmilch* halber aufsuchen zu können.

Nachmittags am 18. kehrten die mit den Zugthieren nach Dinokana zur Tränke Ausgesandten zurück; trotzdem daß die Zugthiere schon an diesem Tage 34 Kilometer zurückgelegt, schienen sie sich so erholt zu haben, daß wir weiter zogen. Wir spannten bei einer Cisterne aus und langten dann weiter, nach einem zweiten Zuge spät in der Nacht an den Dinokana-Quellen an, welche in meinem ersten Reisewerke den Namen Nokane-Quellen und Bergfontein führen. Viele Oertlichkeiten wurden mir während dieser Reise mit anderen Namen bezeichnet, als bei der ersten; der Grund davon war, daß je nach der Gelegenheit, die sich uns bot, bald König Khama, bald seine Häuptlinge oder unsere Führer, oder auch die in der Wildniß angetroffenen Eingebornen oder jagende Boers, Mischlinge u. s. w., um die Ortsnamen befragt werden mußten und wir so die verschiedensten Aussprachen zu Gehör bekamen. Oft wußte der Gefragte den Hügel, Fluß oder die Quelle nicht zu benennen; er ging vorerst seinen Nachbar zu befragen, und so kam oft schon das Wort verunstaltet zurück. In meiner Gegenwart stritten sich oft solche Eingeborne, Herr und Sklaven, oder die Vertreter verschiedener Stämme bezüglich der Ortsnamen, ja ich fand auch, daß diese Stämme für dieselben Hügel, Flüsse, Quellen 2c. verschiedene Namen besitzen; fragt man brieflich bei Missionären, Elfenbeinhändlern oder den holländischen Jägern nach, so erhält man Namen, welche holländisch, deutsch, englisch 2c. geschrieben sind und von denen eine jede Schreibweise, wenn der Fragesteller alle diese Sprachen nicht kennt, abweichend ausfallen muß.

Bei der Reise durch die Maqueebene fällt dem Reisenden unwillkürlich ein mittelgroßer, zumeist 30 bis 70 Centimeter starker Baum mit dunkler rissiger Rinde und glänzenden Doppelblättern — ähnlich denen mancher Proteen — auf, der stellenweise Gebüsche und Wälder bildet. Es ist der hier und weit über den Zambesi reichende Mapani, eine Bauhinea-Art,

* Die Makalahari bewachen hier Ziegen- und Schafheerden der Bamangwato.

die sich bald zu einem wichtigen Export- oder auch localen Industrieartikel gestalten dürfte. Bei näherer Besichtigung erkennt man stark harzige Blätter und Samen, aus den letzteren quillt ein schönes, durchsichtiges, gelbbräunliches Harz hervor; und man sieht auch leicht, daß die Stämme sehr harzhaltig sind. Die Rinde verwenden die Eingeborenen zum Gerben, das Harz zu verschiedenen Hauszwecken. Zur Zeit des Spätsommers bedecken stellenweise große grüne Nachtfalterraupen die Bäume, den Masarwa und den ärmeren der Zambesistämme ein willkommener Anblick. Die Raupen werden gesammelt, getödtet, über dem Feuer und an der Sonne getrocknet, und dann entweder sofort am Feuer geröstet oder in ein Grasgeflechte verpackt und an Nachbarstämme als ein beliebter Leckerbissen gegen andere Objecte vertauscht; es gewährt einen ekelerregenden Anblick, die fetten, mit schwarzen Haaren besäeten fingergroßen Raupen verspeisen zu sehen; geröstet verbreitet dieses Lieblingsgericht einen Geruch nach getrockneten Sardinen. — Dieses Schauspiel ist aber noch nichts gegen den Anblick der Makalaka vom Zambesi, wenn sie die fingerdicken, häßlichen, weißen, mit großen Köpfen und Kiefern versehenen Engerlinge einer großen Elaterart verspeisen. — Diese Thiere bringen in der Regel durch ihre in den Stämmen verursachten Zerstörungen die großen Mimosen zum Absterben; sie strotzen von Fett, werden gebraten und ebenfalls als ein Leckerbissen angesehen.

Neben den Mapani sind die auffallendsten Bäume in der Maque stellenweise eine Kameeldornart (Acacia Giraffae Pers.) und der Knopidorn. Beide sind Mimosen, erstere so genannt, weil die Giraffen, von den Boers fälschlich Kameele benannt, gerne die Krone dieser Bäume abzuweiden pflegen, während die zweite Mimose ihren Namen zumeist den, an dem schlanken Stamme und den dicken Aesten sich vorfindenden, kegelförmigen, 5—10 Cent. langen und an der Spitze mit einem kleinen, scharfen und gekrümmten Dorn versehenen Rindenfortsätzen zu verdanken hat. Auch diese Mimose ist ein langsam wachsender und harter Baum, der sich mit seinem geraden Stamme zu vielen Zwecken und namentlich zu Wagnerarbeiten eignet, er liefert ganz besonders gute Achsen, da wo die eisernen Achsen entbehrt werden müssen.

Der Knopidorn reicht gleich dem Mapani weit über den Zambesi nach nordwärts, hat jedoch südlich einen ausgedehnteren Verbreitungsbezirk als dieser; ich fand den Knopidorn schon im Buschveldt, nahezu bis zum 26. Grad südlicher Breite, vor. — Die schönsten Knopidorn-Mimosen fand ich im Zambesithale nahe an der Tschobe-Mündung, die schönsten Mapani, einen förmlichen englischen Park bildend, im Salzseebassin des Ost-Bamangwatolandes an den Ufern der demnächst zu besprechenden Tschuane-Spruit.

Bei der Einfahrt zu den Dinokana-Quellen — es war schon spät in der Nacht und dunkel und da die Quellen von dichten Bäumen umschattet erschienen, hier vollkommen finster — hätte ich um ein Haar argen Schaden erlitten. Der Zambesiwagen war durch die Nachlässigkeit des vorausschreitenden Leaders (Ochsenführers) aus dem übergrasten Wege gekommen und nahezu in eines der Quellenlöcher, die am Rande des sumpfigen Weihers ausgegraben waren, gestürzt.

Wir blieben an den Dinokana-Quellen vom 18. Nachts bis Nachmittag des 21. August. Ich nahm während dieser Zeit Ortsbestimmungen vor, untersuchte die Gegend und fand verwitterten Trachyt als herrschendes Gestein vor. Die Dinokana-Quellen liegen am steilen nördlichen Abfalle eines Hochplateaus zu dem Salzseebassin, in einer Senke, und zeigten sich im Vergleiche zu ihrem Zustande vom Jahre 1875, als ich sie zum letztenmale besuchte, als sehr versumpft. Das Wasser war schlecht und floß nur einige Meter weit in einem dünnen Strahle ab, um dann zu versiegen; die tiefen Felsenschluchten ringsum zeigten aber in verschiedenen Erosionsmulden, welche große Wassermassen sich jährlich in der Regensaison hinab zu dem Salzsee wälzen. Der zerrissene, bewaldete Abhang mit den nahen Salzseen bildet unstreitig eine der interessantesten Partien des Ost-Bamangwatolandes. Hier begegnet der vom Süden kommende Reisende zuerst der tropischen Vegetation in größerem Maße; ein wahrer Schmuck dieses Beckens mit seinen weithin sichtbaren, schneeig scheinenden, salzhaltigen Flächen sind neben den Mapaniwäldern die Baobabbäume und die falschen Fächerpalmen. Lange standen die Meinen, versunken in Bewunderung vor den schönen Palmenbäumen und wollten sich von der Stelle nicht trennen.

wo sich die vier ersten schlanken Riesen mit ihren schönen, mit reichlichen Fruchttrauben geschmückten Kronen erhoben. Auf den mehr kahlen Flächen stehen, riesigen Schildwachen gleich, einzelne, zwei Meter hohe, mannskörperstarke, und von der Ferne oft für Menschen gehaltene Aloestämme; an den Lichtungen am Fuße der felsigen Höhe prangen mehrere Cactusarten und Stapelien in prächtigem Blüthenschmuck, Liliaceen und schönblüthige Orchideen, Ranunculaceen und großblüthige Malven beleben mit ihren schönen, gelben, weißen, violetten und blauen Blüthen die Gebüsche und die von Mimosen gegen die Sonne etwas geschützteren Stellen in den mit hohem Grase überwachsenen Auen. Die unmittelbaren Salzseeweiherufer haben ihre eigene salzliebende Vegetation, wovon das Stechgras, dichte, meilenlange Rasen bildend, der berüchtigste Vertreter zu sein scheint. Die Blumen und die Bäume von der zarten Oxalis an bis zu den Riesenstämmen des Baobab, sie waren dieselben geblieben, hatten nichts an Ueppigkeit verloren, hatten nicht an Zahl abgenommen, seitdem ich sie zum letztenmale bewundert, umsomehr aber ein anderer, nicht minder interessanter Anziehungspunkt dieses Salzbassins — der Wildreichthum. Zwar die Species waren noch alle vorhanden, wie im Jahre 1875, allein die Individuenzahl war decimirt; und selbst das Wenige, was wir fanden, konnten wir nur mit Hilfe der hier wohnenden Masarwa und nur im Winter erjagen, wenn das Wild aus Wassermangel gezwungen ist, die Wälder zu verlassen und die wenigen, von den Schwarzen scharf bewachten Wasserstellen aufzusuchen. Es fanden sich in den Wäldern noch vor: Kudu-, Gemsbock- und Eland-Antilopen, Zulu- und gemeine Hartebeeste, Deuker- und Steinbockgazellen und in der nördlichen Partie Giraffen, auf der Ebene zahlreiche Gnus, Zebras und Springbock-Antilopen; an Raubthieren: Leoparden, Geparde, Caracale, Wild- und Pantherkatzen, Ginsterkatzen, Ichneumone, die gefleckte Hyäne, der Hyänenhund, zwei Arten Schakale und spärlich hie und da auch noch der Honigdachs; zur Sommerszeit erscheinen Tausende von Wasser- und Sumpfvögeln, während Perl- und Rebhühner das ganze Jahr hindurch zu ständigen Bewohnern des Beckens und seiner Abhänge gehören.

Eine nennenswerthe Erscheinung sind die Tausende von Flughühnern, welche sich im Winter täglich gegen Abend und am Morgen an den

wenigen Wasserstellen einfinden und die uns an den Dinokana-Quellen täglich unseren Bedarf an Fleisch sicherten; so erlegte Oswald in einem Tage 32 Stück zweier Arten dieser schönen Flughuhnsippe, welche unter allen Hühnern das beste Flugvermögen besitzt. Wir untersuchten die Pfade nach frischen Raubthierspuren, und ich fand an einer Felsenkuppe Anzeichen des Aufenthaltes eines scharrthierähnlichen Geschöpfes; Tellereisen wurden aufgestellt, und meine Mühe mit dem Erbeuten eines in der Sammlung noch nicht vertretenen bräunlichgelben Ichneumon mit schwarzer Quaste entlohnt.

Die Flughühner bewohnen die etwas grasarmen, nackten Stellen der Waldlichten. Spät am Nachmittage erscheinen sie dann in kleineren oder größeren Rotten von zwei bis vierzig Stück, oft Hunderte binnen einer Stunde an den Regenlachen, den Spruittümpeln oder den von den Eingeborenen in den sandigen Wäldern aufgegrabenen Wasserlöchern. Sie fallen ein, ohne sich viel um die in der Nähe Lagernden zu kümmern, wobei ihnen zuweilen diese Zutraulichkeit zum Verderben gereicht. So oft ich in den Bamangwatowäldern dieses Flughuhn erblickte, und so oft ich noch jetzt an sein reichliches Einfallen in solche Tränkstellen zurückdenke, störte und stört mir noch immer der Gedanke an den Jagdstolz eines Elephantenjägers die Erinnerung an die ebenso interessanten, wie durch das Absuchen zahlloser Insecten so nützlichen Vögel. Jene berüchtigten Worte lauteten etwa: »I can assure you that I secured a whole bag full of those birds in a few minutes. I don't believe of having fired five shots.*

In dem Gebüsche befanden sich sehr viele, große Schalen von abgestorbenen Landschnecken (Achatina Lam.), welche im Sommer nach Regen in Masse dem feuchten Boden und Grasstellen, in welche sie sich eingewühlt hatten, entsteigen und zumeist durch die Waldbrände zu Grunde gehen. Von Leeb begleitet, machte ich zu Pferde einen Ausflug von dreißig Kilometern (hin und zurück) zu den nächsten Salzseen, die mir von den Masarwa im Jahre 1878 als Tsitani benannt wurden, während zur Zeit meines jetzigen Besuches kein Masarwa sich an diesen Namen zu erinnern wußte.

* Ich kann Sie versichern, in wenigen Minuten einen vollen Sack mit diesen Vögeln gefüllt zu haben, kaum daß ich fünf Schüsse auf die Thiere abgefeuert hatte.

»Die Masarwa von damals,« so sprachen sich die jetzigen Bewohner der im Gebüsch versteckten Hütten aus, »sind theils nach dem Westen ausgewandert, theils todt!« — Ich stimme Major Serpa Pinto bei, alle die Salzseen, Ma-Karri-Karri zu nennen, während mir auf der ersten Reise nur der mittlere Salzsee Karri-Karri genannt wurde, allein ich behaupte, daß sich mehrere große Salzseen vorfinden, während Major Serpa Pinto nur von einem Salzsee spricht. Seine Berichterstatter, die wir zufällig weiter nördlich am Natafluſſe antrafen, sagten uns gegenüber auf das bestimmteste aus, es wären mehrere Seen — so meine Angabe vom Jahre 1875 — während sie den Major des Gegentheiles versicherten. — Leider waren zur Zeit unseres gegenwärtigen Besuches auf unserer Strecke nur drei Wasserstellen vorhanden, und davon enthielt die eine nur salzhaltiges Wasser, deshalb war uns ein längerer Aufenthalt und ein eingehendes Studium der Sache nicht möglich. Die eine Tränkestelle für Zugthiere fand sich in Dinokana, eine in dem Bette der Tschuanespruit, die dritte am Nata an der nördlichen Grenze des Salzseebassins.

Am 21. August, nachdem der dreitägige Aufenthalt an den Quellen unsere Zugthiere hinreichend gekräftigt zu haben schien, verließen wir Dinokana und betraten die zweite Durststrecke des Bamangwatolandes, welche die südliche Hälfte und den Ostrand des Salzseebeckens in sich begreift, die Strecke Dinokana—Tschuane. Wir machten einen acht Kilometer langen Zug und blieben dann über Nacht, sandten am folgenden Morgen die Zugthiere nochmals zu den Dinokana-Quellen zurück und reisten am 22. weiter nach Norden. Vor unserer Abreise fing Spiral zwei der giftigsten Schlangen, welche Südafrika besitzt, zwei Mambas (Cobra-Arten), und zwar die braune Varietät, der ich in meinem ersten Reisewerke bereits gedachte.

Am 22. Abends rasteten wir an dem südlichsten Salzsee (Tsitani vom Jahre 1875); dann ging es durch sandige Wiesen und Waldgrund und mitten durch den trockenen Schoni-Salzsee zu dem nächstfolgenden, wo wir übernachteten und, am folgenden Morgen von zwei Uhr Nachts wieder sechs Stunden lang bis zum Nordostufer des Karri-Karri fuhren. Auf der Frühfahrt trieb ich den eisernen Pontonwagen und war weit dem anderen Wagen voraus, als meine Zugthiere, durch irgend ein Raubthier

scheu geworden, plötzlich zur Seite sprangen. Es war etwa drei Uhr Früh und noch dunkle Nacht, — ein Krach, und die Deichsel war an der Zange entzwei gebrochen; im nächsten Momente raste auch schon das vier Joch starke Gespann (acht Ochsen) mit der losen Deichsel querfeldein. Das war eine Mühe, die Flüchtigen durch Peitschengeknall wieder zusammenzutreiben und an den Wagen zu bringen. Sechs Nächte zuvor in der Maqueebene war ein Aehnliches bei demselben Wagen Tom Meintjes als

Fahrt durch den Ma-Karri-Karri-Salzsee.

Treiber passirt. Bei der Ankunft der Wagen wurde der Schade wieder reparirt, das heißt die Deichsel wieder verkürzt, aber nun so stark, daß sie auf der nächsten Haltestelle durch eine vollkommen neue ersetzt werden mußte. Trotz der erlittenen Verzögerung war ich bald wieder mit meinem feisten Gespann dem übrigen Wagenparke voraus; der kleine, schwarze Isaak in seiner weißen Kutte führte das vorderste Ochsenpaar, da das Geleise in den Buchten der Karri-Karri vollkommen verweht war und nur mit größter Anstrengung in dem Dunkel unterschieden werden konnte. Stundenlang ging es über und längst den Buchten und am Rande der Karri-

Karri dahin. Trotz der Nacht rings um uns blinkte die weiße Fläche zur Linken. Nach und nach schwand die Dunkelheit und über uns begann sich der Himmel matthell zu färben, im Osten hing jedoch ein dunkler Streifen, der die Helle wie mit einem bläulich-schwarzen Schleier deckte. — Dieser trübe Schleier über der eigentlichen Lichtquelle, verbunden mit einer eigenthümlichen, bleiernen Schwüle, der dunkle, fast schwarze Horizont im Westen, die hell schimmernde Fläche unter ihm und das Gefühl des unsicheren, in dem Halbdunkel kaum sichtbaren Weges übten solch' eine eigenthümliche Wirkung auf mein Gemüth aus, daß mein Inneres — ohne sonst je viel Furcht kennen gelernt zu haben — unter dem Einflusse der Atmosphäre sich wie von einem Alp bedrückt fühlte. Dieses Gefühl überwältigte mich nach und nach immer mehr und mehr, ja endlich in einem Maße, daß ich mich unwillkürlich plötzlich zur Stelle gebannt fühlte und stehen blieb. Von Isaak geführt, bewegte sich inzwischen das Gespann langsam auf der feinen, weißen, salzhaltigen Thonfläche geräuschlos vorwärts. Bald hatte es sich an hundert Schritte von mir entfernt und das mystische Halbdunkel täuschte mich derart, daß ich das Gespann schon in einer unendlichen Ferne von mir wähnte. Ich stand auf einer hochbegrasten, höheren Insel — gespensterhaft erschien nun der lange, schwarze Zug, der sich trotz der eingebildeten großen Entfernung deutlich von der hellen Farbe des Salzsees abhob. — Ich weiß es nicht mehr, wie lange ich so versunken in mich an die Stelle gewurzelt stand; nach und nach färbte sich der Himmel über mir schwach röthlich; der Osten blieb zwar noch immer dunkel, doch im Westen begann die lichte Fläche des unabsehbaren und spiegelglatten Salzsees aus dem Dunkel der scheidenden Nacht hell zu schimmern. Da krachte ein Peitschenknall hinter mir — mein Wagenpark nahte heran und ich — nun der Gegenwart wiedergegeben, eilte raschen Laufes meinem eisernen Gefährte nach und fühlte mich wieder erleichtert, als ich es eingeholt.

In dieser Nacht des 22. auf den 23. August 1885 machten wir die rascheste Fahrt auf der ganzen Reise, indem wir über die glatten Flächen der im Sommer versumpften und schwer passirbaren Salzseen drei englische Meilen — über vier Kilometer — in einer Stunde zurücklegten. Während unserer Rast suchten wir nach Wasser, konnten aber keines finden,

außer einer schmutzigen Lache im nächsten Spruitbette. Hier trafen wir zwei Makalahari an, welche mit einer an hundert Stück zählenden Schafheerde nach Norden zogen; sie hüteten die Schafe für ihre Herren, die Bamangwato, und hatten ihre Weide verlassen, da das Quellwasser an ihrem Aufenthaltsorte versiegt war. Am Nachmittage weiter ziehend, spannten wir noch einmal aus und ich verließ dann den Wagenpark, um von Oswald und Tom Meintjes begleitet, vorauszureiten und im Tschuane nach Wasser zu fahnden. Mein Ritt hatte jedoch auch noch einen anderen Zweck, nämlich mich zu überzeugen, ob die Tschuane- — die mir als Tschaneng auf der ersten Reise von den Masarwa bezeichnete Spruit — nach den Salzseen zu oder nach Südosten fließe und so, wie man mir mitgetheilt, die Verbindung mit einem der Limpopozuflüsse vermittle oder nicht. Auf dem Ritte kreuzten wir zwei Kilometer vor der Spruit einen frisch betretenen Pfad, ich sandte Meintjes denselben entlang, um nachzusehen, wo sich hier ein Makalaharidorf vorfände, da wir auf diese Weise am raschesten über eine Quelle und die Tränkstelle für die Zugthiere im Tschuanebette belehrt werden könnten.

Ich selbst ritt mit Oswald weiter, und da Meintjes versprochen hatte, bald nachzukommen, ließ ich ihm meinen Carabiner. Kaum einen Kilometer vom Wagen ab fand Meintjes ein Dörfchen von Bamangwatojägern vor, die mit Gerben der Felle der erlegten Leoparden, mit dem Nähen von Schakal- und Cyphafellkaroſſen und dem Trocknen von Kudu- und Gnuhäuten beschäftigt waren. Sie lebten an einer Cisterne, während sich die Tränkstelle dreizehn Kilometer weiter westlich im Bette der Tschuanespruit vorfand. Statt uns sofort nachzureiten und uns über diesen Befund zu belehren, erwartete Tom die Wagen an der Kreuzung und überredete meine Frau, hier in der Nähe der Cisternen das Lager für die Nacht aufzuschlagen. Da wir von dieser Disposition keine Ahnung hatten, erwarteten wir Meintjes von Stunde zu Stunde, auf freiem Felde campirend, sahen aber nichts von ihm, bis zum folgenden Morgen kurz vor Sonnenaufgang. Daß wir des Kopflosen die Nacht hindurch mit »wahrer Dankbarkeit« gedachten, braucht erst nicht näher erläutert zu werden. Zum Tschuane herabgekommen, überzeugte ich mich sofort, daß der Tschuane-Tschaneng ein Zufluß der Karri-

Karri-Salzseen sei, nach dem Nata, wohl der größte an dem Ostufer derselben. Er gleicht vielen der Zuflüsse dieser Salzseen, deren Wasser, nur durch einige Tage im Jahre fließt, nur spärlich oder gar nicht die offenen, seichten Salzseepfannen erreicht, und die mit ihrer überaus reichlichen Alluvial-Ablagerung die Mündungen verstopfend, oberhalb derselben ihre tiefste Stelle zeigen. Dieser hydrographische Aufbau nun erzeugt eine Stauung und in manchen Jahren, wo nur unbedeutende Regenschauer die Gegend heimsuchen und die Spruit — wenn auch stark angeschwollen, sich in die seichten Seen nicht zu ergießen, das heißt sich einen Ausgang nicht zu erzwingen vermag, stagnirt das Wasser eine Strecke weit in den tieferen Partien seines Unterlaufes, um bei plötzlichem geschwächten Zufluß selbst auf kurze Strecken hin eine Rückströmung aufzuweisen. Im großen Maßstabe tritt dieser Fall am Zugaflusse ein, wo einmal im Jahre das Wechselspiel zu beobachten ist, daß der Fluß einmal nach Osten, das anderemal nach Westen fließt.

Nachdem wir von unserem Ritte und unserer Untersuchung stromauf- und abwärts zurückgekommen waren, sattelten wir an dem jenseitigen Ufer der Tschuanespruit ab, um der Dinge, die da kommen sollten, respective unserer Wagen zu harren.

So lang als uns noch das Tageslicht zu Gebote stand, fand ich ringsum in dem parkähnlichen, mit den höchsten Mapanibäumen Südafrikas bewachsenen Thale, des Interessanten genug, um mich zu zerstreuen, und als der Abend bereits heranrückte, auch meine Ungeduld bezüglich des langen Ausbleibens beider Wagen zu bemeistern. — Das beste wäre wohl gewesen, bevor es noch dunkel geworden war, den Unseren rasch entgegenzureiten; allein in der Erwartung, daß wir jeden Augenblick die wuchtigen Peitschen hören würden, blieben wir immer wieder. Ich wußte ja, daß sich die Tränkestelle für unsere Zugthiere im Tschuane befinde und konnte nicht denken, daß meine Leute vor Erreichung derselben ausspannen würden; leider geschah dies, und deshalb harrten wir vergebens Stunde um Stunde. Als es bereits Nacht geworden war und die Peitschen sich noch immer nicht hören ließen, war an einen Rückzug nicht mehr zu denken, da wir unbewaffnet in der Dunkelheit die Stelle nicht wohl verlassen konnten, und

so saßen wir denn in einer äußerst unangenehmen Lage. Unter anderen Verhältnissen hätten wir über unser Mißgeschick gelacht, allein diesmal waren drei Umstände vorhanden, welche uns mehr wie gewöhnlich verstimmten: wir hatten einmal keine Waffen zur Hand, dann Löwengebrüll in der Nähe und endlich eine Pferdewache. Ein jeder Mensch erfreut seinen Gaumen gerne mit einer Leibspeise, wundern wir uns also nicht, daß auch alle Thiere ein Lieblingsfutter besitzen, die Löwen z. B. rohes Pferdebeefsteak jedem anderen Braten vorziehen. Das machte unsere Lage recht unangenehm, da wir davon überzeugt waren, daß der Löwe die Pferde auf weite Entfernung hin wittern müsse. Wäre eine Axt in unserem Besitze gewesen, so hätten wir einfach eine kleine Umfriedung gemacht, und so etwas beruhigt, die Nacht hindurch nicht wachen müssen, so aber blieb nichts anderes übrig, als die Pferde zwischen drei, nur einige Meter von einander stehende Bäume nahe aneinanderzustellen, ein tüchtiges Feuer anzuzünden, die hie und da herumliegenden Mimosenäste herbeizuschleppen und derart um die zwei Pferde eine nothdürftige Umzäunung zu bilden. Wir selbst aber, mit tüchtigen Prügeln zur Hand, ließen uns vor derselben nieder und wachten beide die ganze Nacht hindurch. Diese Nacht am Tschuane war sicher eine der unangenehmsten dieser Reise, da ich aber leider noch gar viel des Unangenehmen über die Weiterreise dem Leser zu berichten habe, so will ich die eingehendere Schilderung der Tschuanenacht unterlassen; ich will nur erwähnen, daß wir das gefürchtete Raubthier wohl hörten, allein seiner nicht ansichtig wurden, und daß beim Tagesanbruch, als wir eben die Pferde gesattelt hatten, Tom Meintjes herangeritten kam. — Ich fand die Meinen alle wegen unseres Ausbleibens ängstlich geworden, da ihnen namentlich die Schwarzen von dem schlimmen Gebahren der Tschuanelöwen nicht genug Arges erzählen konnten, meine Leute waren daher um ihre Nacht auch nicht zu beneiden gewesen.

Die Wagen waren spät am Abend an die Kreuzung gekommen; die Diener hatten die Zugthiere unter Führung der Eingebornen sofort nach der Tschuane-Mündung zur Tränke geführt, und es war schon zwei Stunden nach Mitternacht, als sie, gar sehr ermüdet und hungrig geworden, wieder den Wagen erreichten. Haluschka hatte sich in der gewohnten Weise dabei

verirrt, und es war schwer, in dem dichten Walde und in der Dunkelheit die sechzig Zugthiere, die überall stehen blieben, um zu grasen, beisammenzuhalten und vorwärts zu bringen.

Die Schwarzen, welche hier für den König Khama mit Hinterladern, Tellereisen und Fallen jagten, waren dabei sehr glücklich gewesen.

Weit und breit war kein Wasser, als das am Tschuane, und stellte sich das arme Wild, oft tagelang dürstend, an demselben endlich ein, so fiel es in der Regel den Jägern am folgenden Morgen zur Beute. Die Schwarzen wohnen gewöhnlich einen halben bis einen Kilometer entfernt von solchen zerstreut liegenden und auch im Winter wasserhaltigen Stellen, zumeist unter dem Winde, und suchen Früh und Abends ein solches Gewässer auf, um nach frischen Wildspuren zu fahnden. Hat das Wild um diese Zeit oder in der Nacht seinen Durst gestillt, so entfernt es sich gewöhnlich nur eine kurze Strecke weit, um etwas zu grasen und dann nochmals zur Tränke zurückzukehren, die schwarzen Jäger aber folgen dann seiner Spur und können dessen sicher sein, es in der Zwischenzeit in der Nähe vorzufinden. Auf meinem Heimritte vom Tschuane zum Lager traf ich einen prächtigen erwachsenen Silberschakal an, das Thier glotzte mich auf zwanzig Schritte an und ich hatte kein Gewehr zur Hand, um mich seines schönen Felles zu versichern. An diesem Tage ging Tom Meintjes brauner englischer Hühnerhund verloren; ich bin überzeugt,, daß er von den Masarwa beiseite gebracht worden war.

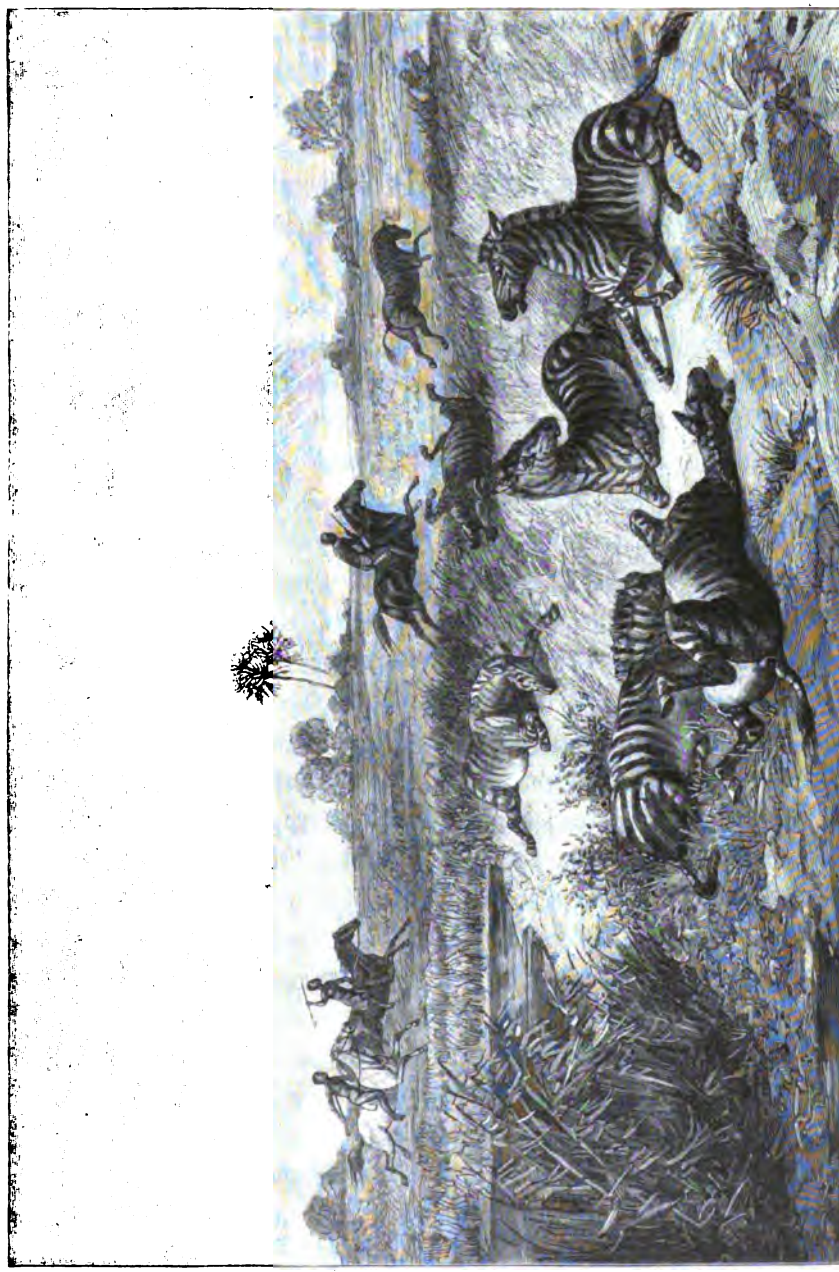
Mit der Ankunft am Tschuane, den wir am selben Tage Abends passirten, hatten wird die zweite Durststrecke des Bamangwatolandes passirt und selbe mit acht Zügen bewältigt, so traten wir nun am 24. Nachmittags den Marsch durch die dritte an und spannten auf einer Waldlichtung etwa sieben Kilometer über der Tschuanespruit hinaus und nach einem beschwerlichen Zuge durch dichten Lateritboden aus. Während des Marsches hatten wir zwei Gnuheerden und einige Zebras erblickt; wir waren aber alle so sehr bei den Gespannen nöthig, daß an eine Jagd gar nicht zu denken war. Vom Tschuane an hatte sich uns eine Begleitung von Bamangwato angeschlossen, welche mit einem mit zwölf Zugthieren bespannten Wagen und mit einigen Lastochsen nach dem Natafluſſe zog, um von da

die Beute einer Jägerkaravane abzuholen. Wir waren nicht wenig erstaunt, als uns der Führer von seiner »Kost« anbot.

Auf der Reise von Schoschong bis zum Nata lebten diese nur von dieser einzigen Nahrung, einer etwa bohnengroßen Lilienzwiebel, von der sie Töpfe voll kochten und rösteten, und welche zur Winterszeit von den Masarwa- und Makalahari-Frauen für die Bamangwato ausgegraben und an dieselben als »Abgabe« abgeliefert werden muß. Unsere Mitreisenden führten etwa 50 Kilogramm dieser Entjes (auch Enkies) mit; ich habe diese kleine Liliacee nie blühend gefunden; sah sie jedoch zur Zeit meiner Rückreise im Hochsommer in schütteren Mapaniwäldern, da wo ein grasarmer Boden aus einem mit Löß gemengten Laterit bestand, dichte Rasen bilden. Wir machten zwei Züge in der Nacht, spannten dabei bei dem auf der Tour Dinokana—Zambesi bekannten, größten Baobab aus, machten am 25. drei Züge und kamen spät am Abende bis zum unteren Nata. Gegenwärtig wird der Nata von da an, wo sein Wasser gegen die Mündung zu salzhaltig zu werden beginnt, von den hier wohnenden Masarwa, Soa genannt, während zur Zeit meines ersten Besuches der größte der Ma-Karri-Karri-Salzseen mit dem Namen Soa-Schoa genannt wurde. Wir hatten mit dem letzten Zuge den Niederwald, der diese Salzseen vom Osten her umsäumt und der nun weit nach Osten zurücktritt, verlassen und jene große Hochlandsteppe des unteren Nata betreten, welche dem Leser schon aus meinem ersten Reisewerke durch ihren Wildreichthum bekannt geworden. Hier erlegten wir damals ein Zuluhartebeest, ein Zebra und eine Steinbockgazelle; hier war es, wo ein Trupp der Zulu-Matabele meinen Diener Meriko erschlagen wollte und wo ich eine Nacht hindurch einem Löwen aufgelauert habe; hier war es auch, wo wenige Wochen vor unserer Ankunft einem englischen Jäger ein schweres Unglück widerfuhr. Zwei Jäger, von denen der eine hier als Elfenbeinhändler schon gereist war und seinem Begleiter, einem reichen, englischen Brauer und früheren Husaren-Officier in der indischen Armee, Mr. R., für die Summe von fl. 6000 als Führer und Jagdarrangeur diente, hatten hier in den Ebenen einige Tage lang Zebras gejagt, dabei war das Pferd des letzteren in einem Schuppenthierloche zu Falle gekommen, und zwar so unglücklich, daß sein Reiter sich

ein Bein brach. Sein Freund schickte Boten nach Schoschong und der Missionär Herr Hephrun kam zur Stelle und that sein Bestes; da jedoch schon eine abnorme Verwachsung der Knochen stattgefunden, war es ihm nicht möglich, das Bein wieder einzurichten, und der arme Mr. W. ist ein Krüppel geblieben.

Kaum hatten wir am Ufer der Soa ausgespannt, so eilten die durstigen Zugthiere über die helle Kalkböschung zur Tiefe hinab. Es war ein eigenthümlicher Anblick von oben her, in dem weißen, tiefen und breiten Sandbett größere und kleinere, je nachdem sie seicht oder tief waren, ockergelbe bis schwarzbraune, stellenweise jedoch auch carminrothe Salzlachen zu erblicken, die sich gar eigenthümlich von dem lichten, ja stellenweise schneeweißen Boden ringsum abhoben. Auf der Ebene sahen wir Heerden von Springböcken, mehrere kleine Trupps des gestreiften Gnus und des Zebra. Am 26. fuhren wir schon nach Mitternacht aus und kamen nach drei Zügen Nachmittags drei Uhr bei der mittleren Furth des Nata an. Diese Natafurth liegt zwischen jener, die ich auf der Hinreise zum Zambesi im Jahre 1875 passirte und jener, die ich bei der Rückreise im Jahre 1876 auf dem Zuge nach dem Matabelelande kennen lernte. Die Züge am 26. gehörten wieder zu den beschwerlichsten, denn tiefer Sand und Laterit bilden die Ufer des Nata auf Blätterkalk, grünem Sandstein und Trachyt ruhend. Am Nata angekommen, schlugen wir unmittelbar am Flusse auf einer Halbinsel in der Senke unser Lager auf; wir waren froh, hier jene erwähnte Jagdgesellschaft, von der wir am Tschuane gehört, vorzufinden, und ich gedachte namentlich der Zugthiere halber, sieben bis zehn Tage hier zu verweilen. Die Bamangwato suchten mir auch den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, doch sah ich mich gezwungen, schon Nachmittag den 28. abzureisen; heftige Stürme waren in das Thal eingebrochen, und ich fürchtete, daß vorzeitige Regen auch die Fieberzeit am Zambesi vorzeitig heranbringen würden. Der Natafluß ist eigentlich auch nur eine Spruit, obzwar er dann und wann während zweier Monate lang im Jahre fließt, die übrige Zeit hindurch zeigt er nur tiefe, reichlich mit Fischen bevölkerte Lachen; von jeher gelten seine Ufer als der eigentliche Wildpark des Bamangwatolandes und sie sind in dieser Hinsicht auch bis



Zebraherde von Kamangwalojägern verfolgt.

heute noch, wenn auch nicht mehr das, was sie waren, doch die wildreichste Gegend des Khama'schen Territoriums geblieben. In Folge des schweren Weges und der Mühsale, unter denen die Zugthiere bei dem Zuge durch die drei bereits bewältigten Durststrecken zu leiden hatten, sah ich mich gezwungen, den zur Verhütung von Beschädigungen der Kisten durch Bäume im Walde mitgenommenen Vorrath an Brettern hier liegen zu lassen und abermals die Wagen umzuladen.

Die Bamangwatojäger bildeten einen Trupp von über sechzig Menschen. Es waren drei hervorragende Häuptlinge anwesend, welche zu Pferde jagten und bereits zahlreiches Wild erlegt hatten. Ihnen zur Seite standen einige zwanzig Bamangwato, wohl nicht, wie die Häuptlinge, mit Hinterladern, doch mit Musketen bewaffnet und den Troß von Treibern und Lastträgern bildeten eine Truppe der Masarwa mit Weib und Kind. Wir sahen an den Bäumen aufgehängt — um sie vor den Termiten zu schützen — Gemsbock-, Harrisbock-, Eland- und Roenantilopenhäute, ferner Häute von Zebras, gestreiften Gnus und Giraffen. Strauße und Elephanten waren noch nicht erbeutet, obwohl letztere schon gejagt worden. Einer der Häuptlinge verehrte meiner Frau ein paar prächtige, einen Meter lange Gemsbock-Antilopenhörner und mir ein Bündelchen fetter Giraffenbeltong.* Ich kaufte bei dieser Gelegenheit für Patronen verschiedenes an. Mir zu Liebe ging dieser Häuptling am folgenden Tage auf die Jagd, um für mich ein Zebra zu jagen. Er erlegte jedoch sieben Zebras, was ich ihm sehr übel nahm, da er sich dabei mehr wie ein Schlächter benommen. Wohl hatte ich Aussicht, zwei bis drei schöne Zebrafelle anzukaufen, allein der plötzlich eingetretene Orkan zwang mich, sofort die Stelle zu verlassen, ich bedauere dies noch heute, denn im Laufe der nächsten achtzehn Monate machte es mir unendlich viel Mühe, sechs ausstopfbare Zebrahäute zu erlangen. Der Jäger hatte die Zebras in der hierzulande üblichen, häßlichen Manier gejagt. Er verfolgte sie mit einem schnellfüssigen Pferde, und so in die Heerde gekommen, schoß er sie rechts und links nieder, das heißt verwundete die meisten, so daß sie niederstürzten, denn bei solch' einer Jagd, wo man vom Pferde aus im raschen Galopp auf sein Thier schnell zu feuern

* In Stränge geschnittenes, lufttrockenes Fleisch.

hat, gehört ein tödtlicher Schuß zu den seltenen Fällen. Der Jäger läßt dann solche leicht oder schwer getroffenen Thiere liegen und überläßt es den ihm folgenden Masarwadienern, die Thiere mit den Assagais vollends zu tödten, wobei diese oft die brutalste Grausamkeit an den Tag legen.

Die Bamangwato berichteten uns auch über den letzten Raubzug, welchen die Amatabele nach dem Westen gegen die westlichen Makalaka und Bamangwato unternommen hatten. Es war dies innerhalb zweier Jahre der zweite Raubzug der Amatabele in das Gebiet der letztgenannten Stämme, und außer dem Verbrechen des Raubes den westlichen Bamangwato gegenüber auch noch eine Gebietsverletzung des östlichen Bamangwatolandes. Auf dem ersten Raubzuge im Jahre 1884 war man quer über den Natafluß gegangen und hatte mehrere Tausende der den östlichen Bamangwato unterthänigen Masarwa getödtet; man fand jedoch an dem vermeintlich nichtigen Feinde am Zugaflusse und dem N'Gami-See einen so wackeren Gegner, daß sehr viele der Angreifer und Räuber getödtet wurden und der Führer der Amatabele nur 2000 Rinder erbeutete. 2000 Rinder aber, als der Ertrag *eines* Raubzuges, sind bei den Amatabele eine so geringe Beute, daß dieser Raubzug als Mißerfolg angesehen und die ausgezogenen Krieger, welche zumeist nur aus der untergeordneten Classe der jungen Männer gebildet waren, der Verachtung preisgegeben wurden. Im folgenden Jahre bewarben sich die besten Kriegsrotten — wir würden sagen Regimenter — die eigentlichen Zulumänner, um dieselben Lorbeern, und zogen in acht langen Reihen nach dem Westen.

»Kurz bevor wir noch den Nata erreicht hatten,« — so erzählten die Bamangwatojäger am Nata — »kehrte diese Amatabeletruppe über den Nata in *zwei* Zügen zurück.« Die Amatabele haben sich alle ihre Nachbarn zu Todfeinden gemacht, und darum gaben auch die Bamangwato lachend und in heiterer Laune folgenden Bericht über diesen zweiten und vollkommen mißlungenen Raubzug des gehaßten Zulustammes zum Besten. Von diesem hatten sich die so zahlreich ausgerückten Matadore unter den Amatabele einen anderen Erfolg in Aussicht gestellt, als ihn die Sclavenmänner vor ihnen erzielt hatten, und siehe da, dieser Feldzug endete mit einer schmählichen Niederlage. Die bedrohten Stämme hatten einen abermaligen Angriff

von Seite ihrer Feinde vorausgesehen und demzufolge sich auch darauf vorbereitet. Sie hatten sich und ihre Heerden weit nach Westen in für Fremde unzugängliche Sümpfe geflüchtet, so daß sie dem Feinde vollkommen unerreichbar waren.

Nahezu alle Matabele, welche aus einem der gesündesten Hügelländer Südafrikas stammen, erkrankten an Malaria und wurden in großer Anzahl kampfunfähig. Viele erlagen den Feuerwaffen derer, die sie zu berauben gesucht; viele ertranken in den Sümpfen, davon hundert allein bei dem Versuche mit einem Flosse, welches die Bamangwato absichtlich als Falle aus Schilfrohr und Holz gefertigt hatten, über einen der Flüsse zu setzen. Die Amatabele erbeuteten hier weder einen einzigen Ochsen noch einen Knaben, ja sie kamen noch um ihre Proviantrinder, die ihnen ihr König mit auf den Weg gegeben. Nur eine geringe Anzahl der auf die Plünderung Ausgegangenen kehrte zurück, viele kamen auf dem Rückzuge in Folge von Erschöpfung, Hunger und an den Folgen der Malaria um. Niemand kümmerte sich um die Schwerkranken, Niemand um die Ermatteten, die nach und nach, hier einer, da zu zweien, dort mehrere zurückgeblieben, oder niedergesunken waren. Jene, die an der Ruhr litten, starben zuerst dahin, während sich andere, welche die Malaria erfaßt hatte, noch eine Strecke weiterschleppten, bevor sie für immer zur Erde sanken.

Eines der ersten und schmerzvollsten Symptome der Malaria ist ein sehr heftiger Kopfschmerz, und so sah man die Schwerkranken taumelnd einherwanken, mühsam ihre kleinen, schwarz-weiß gescheckten Schilde über dem Kopfe haltend, um in dieser Weise doch etwas den sengenden Sonnenstrahlen zu wehren. Die Zusammenbrechenden starben nach qualvollen Stunden, wenn sich Löwen oder Hyänen ihrer nicht erbarmten. Es war gewiß für sie ein gräßlicher Tod im Gebisse dieser Bestien das Leben auszuhauchen, aber er war noch erbarmungsvoll gegen die langen, furchtbaren Qualen, welche mit dem Verhungern und Verdursten in der Wildniß verbunden sind. Obgleich die Matabele ihr hartes Los selbst verschuldet, so waren sie eigentlich doch nur Werkzeuge in der Hand ihres tyrannischen Königs, und so kann man den Räubern, mit Rücksicht auf ihr so qualvolles Ende einiges Mitleid nicht vorenthalten.

Die wasserlosen Wälder, Gebüsche und Steppen Südafrikas fordern jährlich so manches Opfer, das dem Hunger und Durste, oder der Ermattung in Folge mühevoller, langer Märsche erliegt.

Fälle, wo selbst Europäer einem solchen Schicksale zum Opfer fallen sind nicht selten; so sind mir zwei Fälle aus jener Zeit bekannt. — Kurz vor unserer Ankunft in Schoschong zeigte mir Jan, der Führer von Kadamutschi nach Gunova, die Stelle, wo unter einem Dorngebüsche ein ärmlich gekleideter Europäer todt aufgefunden worden. König Khama gab sich viele Mühe mit der Untersuchung des Falles, und es stellte sich heraus, daß der Aermste ein Irrsinniger war, der vierzehn Tage vorher die Transvaal verlassen hatte und aufs Gerathewohl längs des Weges nach Schoschong fortgegangen war. Man hatte bei dem Manne nur einen leeren Theekessel und ein kleines Messer gefunden. Am Marico war er hie und da mit einigen Bakhatla von Mochuri, an der Notuany-Mündung mit den Leuten Khamane's zusammengetroffen und die Schwarzen hatten ihm, ohne daß er darum angesucht, aus Erbarmen etwas Nahrung gereicht. Auf der Strecke Limpopo—Schoschong hatte er mit Ausnahme in dem Moruleng-Weiher (nahe am Limpopo) kein Wasser vorgefunden und da er unglücklicherweise, wie man aus seinen Feuerstellen ersehen konnte, nur am Tage in der Hitze reiste, bald seinen Wasservorrath im Theekessel aufgebraucht und war so dem Durste und der Ermattung erlegen.

Der zweite Fall betraf einen gebildeten Franzosen, der leider durch eigene Schuld seinen Tod gefunden. — Er jagte in Gesellschaft eines Freundes im Tschobethale; da er jedoch vernahm, daß sich auf der Halbinsel zwischen dem unteren Tschobe und dem Zambesi zahlreicheres Wild vorfände, als am Südufer des ersteren Stromes, so ließ er sich übersetzen und folgte der Spur einer zahlreichen Elephantenheerde. Ein langer ermüdender Marsch überzeugte ihn nach anderthalb Tagen von der Erfolglosigkeit seines Vorhabens, und so entschloß er sich zur Rückreise. — Hiebei passirte ihm das, was den Europäern oft geschieht, mir selbst auf meiner ersten Reise und meinem Diener Haluschka mehrmals zugestoßen ist, daß man sich bei der Heimkehr über die Richtung, in welcher das Lager lag, irrt und sich so von demselben mehr und mehr entfernt, statt sich

demselben zu nähern. Als die schwarzen Begleiter sahen, daß ihr Herr eine falsche Richtung eingeschlagen, machten sie ihn wohl darauf aufmerksam, allein wagten es gar nicht, ihn dringend aufzufordern, die falsche Richtung aufzugeben, ja sie verließen ihn sogar und eilten zum Tschobe, um nicht selbst zu verschmachten. Das wenig löbliche Betragen jener Leute ist nur aus der Eigenthümlichkeit des excentrischen Charakters dieses Mannes zu erklären. Derselbe duldete nämlich nie eine Widerrede und behandelte die Schwarzen, wobei er sie jedoch nebenbei wie ein Fürst entlohnte, so hart, daß sich jeder derselben vor ihm mehr wie vor einem Luanika oder La-Bengula fürchtete. Auf dem Marsche durfte es kein Schwarzer wagen, vor ihm herzuschreiten; er selbst, ein großer, starker Mann, hatte auch Schnellfüßige leicht eingeholt. Ging ihm dann der Schwarze nicht sofort aus dem Wege, so ertheilte er demselben, ohne vorerst eine Mahnung hören zu lassen, einen solchen Schlag oder Fußstoß, daß der Schwarze zur Seite flog. Unter solchen Umständen wagten es auch seine beiden letzten Begleiter nicht, ihn ernster zu ermahnen, aus Furcht, sofort eine Tracht Prügel als Lohn zu empfangen. Zwischen dem unteren Tschobe und dem Zambesi finden sich in dem Binnenlande wie in dem sandigen Lachenplateau keine Flüsse, sondern nur einige wenige, die meisten Monate im Jahre hindurch trockene Regenlachen vor; die Richtung, welche der französische Jäger einschlug, war weit und breit hin vollkommen wasserlos. Obgleich ein guter Tourist, wirkten doch bald Hunger und Durst unter dem Einflusse der sengenden Zambesisonne derartig auf den Mann, daß er sich oft auf einige Augenblicke niederzulassen gezwungen sah. — Diese Rasten mehrten sich, sie dauerten länger und endlich hatte sich der Aermste so müde gelaufen, daß er sich nicht mehr von der Stelle zu erheben vermochte. Was mochten seine Qualen gewesen sein, bevor dieser Riesenkörper erlag. Inzwischen waren seine Diener, trotz der eigenen Müdigkeit, zum Tschobe zurückgelaufen, füllten ihre eigenen Kürbisgefäße mit Wasser, liehen sich von den Maschupia noch weitere aus und begaben sich sofort auf den Rückweg, ihre Stärkung, getrocknetes Wildfleisch im Gehen genießend, um sich ja selbst nicht einmal mit ihrem einfachen Mahle aufzuhalten. — Mit tüchtigen Feuerbränden versehen, waren sie im Stande, auch die ganze Nacht zu gehen, und kamen

etwa nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen an jene Stelle, an welcher sie Tags zuvor ihren mürrischen Herrn zurückgelassen hatten, von hier folgten sie vorsichtig seiner Spur; sie fanden alle seine Raststellen, sahen auch am Nachmittage, wie sich diese mehrten und, das Schlimmste befürchtend, suchten sie nun so rasch wie möglich vorwärts zu kommen, soweit es ihre Müdigkeit gestattete. Endlich erblickten sie den Gesuchten und fanden — — einen Todten. Der Aermste mußte bis zum letzten Augenblicke bei voller Besinnung gewesen sein, denn auf seinem Gewehrkolben fand man die folgenden Worte eingeritzt: »Ich sterbe ohne zu murren, da ich meinen Tod selbst verschuldet habe!«

Das Los der von ihrem zweiten Raubzuge heimkehrenden Amatabele war wohl noch ein schrecklicheres, als das der beiden Europäer, derer ich soeben Erwähnung gethan. Die Bamangwato hatten viele Todte gefunden, die Masarwa waren auf so manchen Sterbenden gekommen, ohne ihnen irgendwelche Hilfe zu leisten, waren doch die Amatabele ihre Todfeinde, welche in diesen Gegenden den Masarwa erschlugen, sowie sie seiner auf ihren Raubzügen nur habhaft wurden. — »Zwei Tagreisen von hier,« so schlossen die Bamangwatojäger den über die Matabele gegebenen Bericht, »werdet Ihr den Weg der Räuber kreuzen. Ihre acht Züge, die durch Dick und Dünn, je nur wenige Schritte von einander entfernt und noch näher beisammen nach dem Westen führten, findet Ihr in dem Sandboden deutlich als acht nebeneinander laufende Fußpfade eingeprägt, allein Ihr werdet auch sehen, daß sich in der Richtung nach Osten (das heißt als auf der Rückkehr begriffen) frische Spuren nur in zweien der acht Pfade vorfinden; die anderen sechs Pfade zeigen keine frischen Spuren, sind auch schon zum Theile vom Sturme bereits verweht, und scheinen sicher schon lange nicht benützt.« Und diese Pfade harren noch bis heute derer, die sie festgetreten, ja harren noch der bei ihren Raubzügen so entmenschten, im Kampfe so heldenmüthigen Krieger, die sie jedoch nie mehr begehen sollen. Einige Tage später fanden wir auch die Pfade genau so, wie sie mir von den Bamangwato geschildert worden. Ein Freund von mir, der Missionär Jesuitenpater Vater Booms, begegnete dem Reste der Heimkehrenden auf seinem Zuge von La Bengula's Residenz nach dem Zambesi und berichtete mir

über dieses Zusammentreffen Folgendes: »Ich hatte schon Tags zuvor vernommen, daß ich auf das zurückkehrende Commando stoßen würde, und meine aus den feigen Zambesistämmen recrutirten Diener zeigten bei dieser Nachricht solch' eine Furcht und solch' ein Entsetzen, daß ich sie kaum an dem Wagen zu halten vermochte; da ich jedoch den Amatabele an dem mir angesagten Tagen nicht begegnete, so war ich der Meinung, daß sie

Termitenpyramide im Palmengehölz.

den von mir benützten Makalaweg noch nicht gekreuzt hätten, und daß ich bei einer raschen Fahrt einer Begegnung mit diesen unfreundlichen Gesellen ausweichen könnte. Da ich jedoch direct von ihrem Könige kam, so hatten wir persönlich nichts von ihnen zu befürchten, allein ich wußte, daß sie sehr hungrig seien, und wenn sie von mir Nahrung verlangen, ich ihnen dieselbe als den Mannen des Königs nicht verweigern dürfe; ich war aber auch davon überzeugt, daß der von mir für die Zambesimission auf die Dauer von zwölf Monaten mitgenommene Proviant nicht hinreichen würde, um den Hunger so Vieler zu stillen, und darum schätzte ich mich schon glücklich,

Lager der Bamangwatojäger am Natafluſſe.

daß ich die Amatabele passirt hätte, ohne von ihnen belästigt worden zu sein. Ich gab meinem Wagentreiber die nöthige Weisung bezüglich der Fahrt, und legte mich zur Ruhe, indem der Wagen weiterzog. Ich mochte ziemlich lange geschlafen haben, als mich mein Wagentreiber aufweckte und mich davon benachrichtigte, daß vor uns in der Dunkelheit mitten im Walde zahlreiche Feuerchen schimmerten, welche wohl von einem Lager der Schwarzen und höchst wahrscheinlich aus dem Lager der heimkehrenden Amatabele herrühren dürften; ich ließ sofort halten und wollte mich eben mit dem Treiber besprechen, was da zu thun sei, während sich meine Zambesidiener ängstlich unter den Wagen verkrochen, als zu beiden Seiten des Wagens einige dunkle Gestalten auftauchten, welche sich sofort als Amatabele entpuppten, uns mit einem »Woher und Wohin« anriefen. — Ich antwortete: »Vom Könige und nach dem Zambesi.« Die ersten Worte erweisen sich bei den Amatabele im Felde als der beste Geleitsbrief. Man ließ uns weiter herangehen, und zwar bis an das Lager, das zufällig unmittelbar am Wege lag; die »südliche Nachtwache«, das heißt jene, die uns angehalten, berichtete nun dem Induna, der nach dem Tode des eigentlichen Heerführers, eines Bruders des Königs, welcher in dem Momente, wo er auf das Pferd zu steigen im Begriffe war, von einem Bamangwato erschossen wurde, das Commando übernommen hatte, und der nun herankam, um sich selbst zu erkundigen. Zur Linken in Form eines Kreises war das Nachtlager errichtet, aus Büschen und Aesten hatte man eine schwache Umfriedung gemacht; innerhalb lagen die Krieger zu dreien und sechsen; jede Gruppe hatte ihr eigenes Feuer; von dem üblichen Lärm und Gesang, diesem Stamme sonst so eigen, war jedoch diesmal — selbstverständlich nichts zu hören.« Ohne weiter belästigt zu werden, machte sich Pater Booms wieder auf den Weg, nachdem ihn der Commandant nur um etwas Nahrung angesprochen und ihm der Missionär zwei Eimer Mais überlassen hatte. — Einige Jahre zuvor war Pater Booms denselben Weg gegangen und auch unweit der oberen Nata-Drift auf eine bedeutend kleinere Jägertruppe der Amatabele gestoßen. Die Leute hatten es bald weg, daß der Europäer nicht von ihrem Könige, sondern von Schoschong via Tati komme und nicht von La Bengula die Erlaubniß, sein Land

durchreisen zu können, erlangt habe; sie suchten auch damals um Nahrung an, und da nur acht von den Jägern herangekommen waren, verabreichte Pater Booms ihnen acht Becher Mais; da begannen die Leute zu lachen und meinten: »er müsse doch das Geschrei ihrer Genossen gehört haben, sie wären fünfzig Mann stark, und so wären wenigstens fünfzig große Becher nöthig.« Pater Booms sah sich gezwungen, um nicht im nächsten Augenblicke eine noch größere Forderung zu hören, dem Ansuchen sofort zu willfahren.

So hat das Reisen gegen den Zambesi seine eigenthümlichen Abenteuer. Ein Sieg der Civilisation ist es aber jedenfalls, daß ein weißer Mann mitten durch die hungernden Schwarzen seinen Wagen treiben kann.

Während unseres Aufenthaltes am Nata bemerkten wir zahlreiche Löwenspuren von alten und jungen Thieren und unsere Nachbarn riethen uns, schon am ersten Tage eine tüchtige Umzäunung, das heißt einen Kraal für unsere Zugthiere zu machen, was wir auch thaten. In den Tümpeln des Natafluss es fingen wir zahlreiche Fische, Welse und die braungestreiften Springer. Am selben Tage, Nachmittags den achtundzwanzigsten August, als ich mich in Folge der plötzlich eingetretenen Stürme gezwungen sah, den Nata schon acht Tage vor der geplanten Abreise zu verlassen, verließen auch die Bamangwatojäger das Thal und zogen südwärts, ihren Wohnstätten zu; ihre eigentliche Jagdzeit fällt in die Wintermonate April bis September. Jedes Jahr werden von dem Könige einige Abtheilungen von Jägern, mit Munition wohl versorgt, entsendet, welche wie jene, die wir am Tschuane getroffen, ihren gesammten Jagdertrag an den König abzuliefern haben, während andere nur einen Theilbetrag an den König abgeben müssen.

Bereits in meinem früheren Werke gedachte ich bei zwei Gelegenheiten der großen Salzpfannen des Natazuflusses, welcher zu einer der anziehendsten Partien zwischen Schoschong und dem Zambesi gezählt werden müßte, selbst wenn die tropische Vegetation seiner Ufer nicht im grellsten Gegensatze zu den dürren Durststrecken stünde.

Mit dem Verlassen der Oase am Nata betraten wir die vierte Durststrecke des Bamangwatolandes, welche im Winter bis an die süd-

lichsten der Klamaklenjanaquellen reicht; wir bewältigten sie mit elf Zügen. Diese ärgste der Durststrecken führt zum größten Theile nur durch sandige Dornbickichte. Dieser Umstand erschwerte namentlich die Nachtzüge, auch waren die Zugthiere durch die drei überstandenen Durststrecken, da ich ihnen an den Zwischenstationen in Dinokana, am Tschuane und am Nata nur eine kurze Rast von ein bis zwei Tagen zu gönnen vermochte, schon so hergenommen, daß wir nur mit der größten Noth die südlichsten der Klamaklenjanaquellen zu erreichen vermochten.

Am Nordufer des Nata, thalaufwärtsziehend, spannten wir zum letztenmale am Nata aus. Wir fanden hier das verlassene Lager unserer letzten Nachbarn der Bamangwatojäger. Die Einrichtung dieses Lagers inmitten der Wildniß bot einen interessanten Anblick; sie zeigte sich aber auch sehr sinnreich. Auf einem niedrigen, mit Mapanistämmen und Palmengebüsch bewachsenen, links von einer Wiese, rechts von dem Flusse umsäumten Hügel lagen die Hütten und der Pferdekraal mit den halbmondförmigen durch einen Zaun nach hinten und durch Feuer nach vorne geschützten Schlummerstätten der Jäger.

Abends ging es weiter durch dichten und beschwerlichen Sandboden, ein langer, Mensch und Thier erschöpfender Zug bis zu einigen in Karoo-Kalk gegrabenen, damals trockenen Cisternen, wo wir gegen zehn Uhr ausspannten. Während dieser Nachtfahrt hatten wir kennen gelernt, was Dornengebüsche bedeuten; unsere Kleider waren zu Fetzen zerrissen, unsere Schuhe beschädigt, Hände und Antlitz von den vielen Dornen blutig geritzt. Doch da gab es kein Rasten, jede versäumte Stunde konnte für die ganze Expedition entscheidend werden; um drei Uhr Früh ging es wiederum weiter und es wurde erst um sechs Uhr Früh ausgespannt.

Nachdem wir rasch das Frühstück gekocht und eingenommen hatten, zogen wir schon wieder weiter, doch nur bis halb zehn. Da der Tag trübe und kühl war, so daß die Zugthiere weniger ermüdeten, hätte ich wohl bis Mittag reisen können, allein ich fand mich bewogen, einer Pflanzenstudie halber auf zwei Stunden stille zu halten. In Anbetracht, daß wir noch weitere achtunddreißig Stunden (Marsch- und Rastzeit) brauchten, bevor wir das nächste Wasser zu erreichen vermochten, mußten es wohl wichtige Gründe

sein, welche mich zu dieser Rast veranlaßten. — Das Interessanteste der Gegend und die Ursache meiner vorzeitigen Rast waren die vielen Palmen ringsum. Im centralen Südafrika und südlich vom Zambesi zeigt diese Hochebene am Natafluſſe den umfangreichsten, wenn auch an sich nur schütteren Palmenwald. Diese unter dem Namen der südafrikanischen, falschen Fächerpalme bekannte Palmenart erreicht auf dieser Hochfläche nicht jene Höhe wie am Zambesi. — Da die meisten Palmen mit reifen Früchten beladen waren, so war es mir namentlich darum zu thun, einiger der letzteren habhaft zu werden; nach vieler Mühe gelang es mir, zwei der Riesentrauben herabzuholen, diese, sowie Stammdurchschnitte der Sammlung einzuverleiben; auch versorgten wir uns mit den gelblichen, noch verborgenen jungen Blatttrieben, welche als durststillend sehr willkommen waren. Nächst den Palmen waren es die vorhandenen Termitenbauten, welche mein Interesse in Anspruch nahmen. Nur im Thale des Limpopo fand ich auf der Reise vom Süden her ähnlich interessante Termitengebilde. Dasselbe Thier wie am Limpopo hatte sie aufgebaut; es waren dieselben Pyramiden, Säulen, Prismen, Kegelstutze und Kegel mit einem einfachen oder einem stufenförmigen Unterbau, ähnlich wie an dem genannten Flusse, und doch waren sie hier mitten in einem Kreise von Palmen stehend, andere und boten dem Auge zuweilen solch' interessante Bilder, daß ich nicht umhin konnte, einige als Skizzen meiner Reisemappe einzuverleiben.

Termitenbau.

Kurz nach Mittag zogen wir weiter und machten zwei weitere Züge. Während wir bis zum Mittage langsam nach aufwärts gestiegen waren,

ging es nun wieder abwärts und betraten wir mit dem Nachmittagszuge eine weite, etwa fünfzehn Meter tiefer liegende, von drei Seiten von Palmengehölz umsäumte, nach Norden jedoch von einem höheren, quer nach Osten ziehenden, dicht bewaldeten Lateritbult begrenzte riesige Ebene. Wir waren nicht wenig überrascht, hier Trupps von Springbock-Antilopen, welche zusammen einige hundert Stück zählten, vorzufinden; ich sandte sofort Haluschka und die beiden Meintjes zu Pferde aus und den Thieren nach, ohne daß jedoch die Jäger einen Erfolg erzielt hätten.

Nach meiner Rückkehr bezeichnete ich meinen Leuten den Fuß des Lateritbultes als Ausspannstelle und verließ die Wagen, um auch einen Jagdversuch zu wagen, wobei ich aber ebenfalls nicht glücklich war, sondern mich nur verirrte und mit genauer Noth wieder in die Wagenspur gelangte. Obzwar wir gar sehr des frischen Fleisches bedurften, so war es mir doch mehr um die Haut der Springbock-Antilope zu thun, da ich nur einen Ramm dieser schönen südafrikanischen Antilope (mit einem abnormen Gehörn) besaß und ich außerdem der Meinung bin, daß diese von den südlichen Springböcken durch eine bewaldete Ländermasse getrennten Thiere eine heller gefärbte Varietät seien. Um dieses constatiren zu können, wäre mir die Haut eines solchen Thieres sehr erwünscht gewesen. Sehr erstaunt war ich bei meiner Ankunft am Zambesi, zu hören, daß daselbst vor kurzem eine Springbockgais erlegt worden, seit Menschengedenken das erste Thier und wohl das letzte einer kleinen Heerde, welche von der Westküste hergekommen sein mag. Die Zambesischwarzen zeigten nicht geringes Erstaunen, da sie noch nie zuvor ein ähnliches Thier gesehen. Unter den Betschuana ist diese schönste Antilope unter dem Namen Cepi bekannt.

Am Abende machten wir bis spät in die Nacht den vierten Zug dieses Tages. Es war ohne Zweifel der beschwerlichste und bleibt uns unvergeßlich. In der Tiefe der Senken nahe an unserem Lager und nach dem Lateritbult zu passirten wir die Pfade des Amatabele-Commandos und überzeugten uns von der Richtigkeit des von den Bamangwato gegebenen Berichtes. Der Aufstieg auf diesen Lateritbult war nicht allein steiler, wie gewöhnlich, sondern der Lateritsand war auch tiefer und das Geleise an vielen Stellen und bei kurzen Windungen durch niedergestürzte Baumstämme

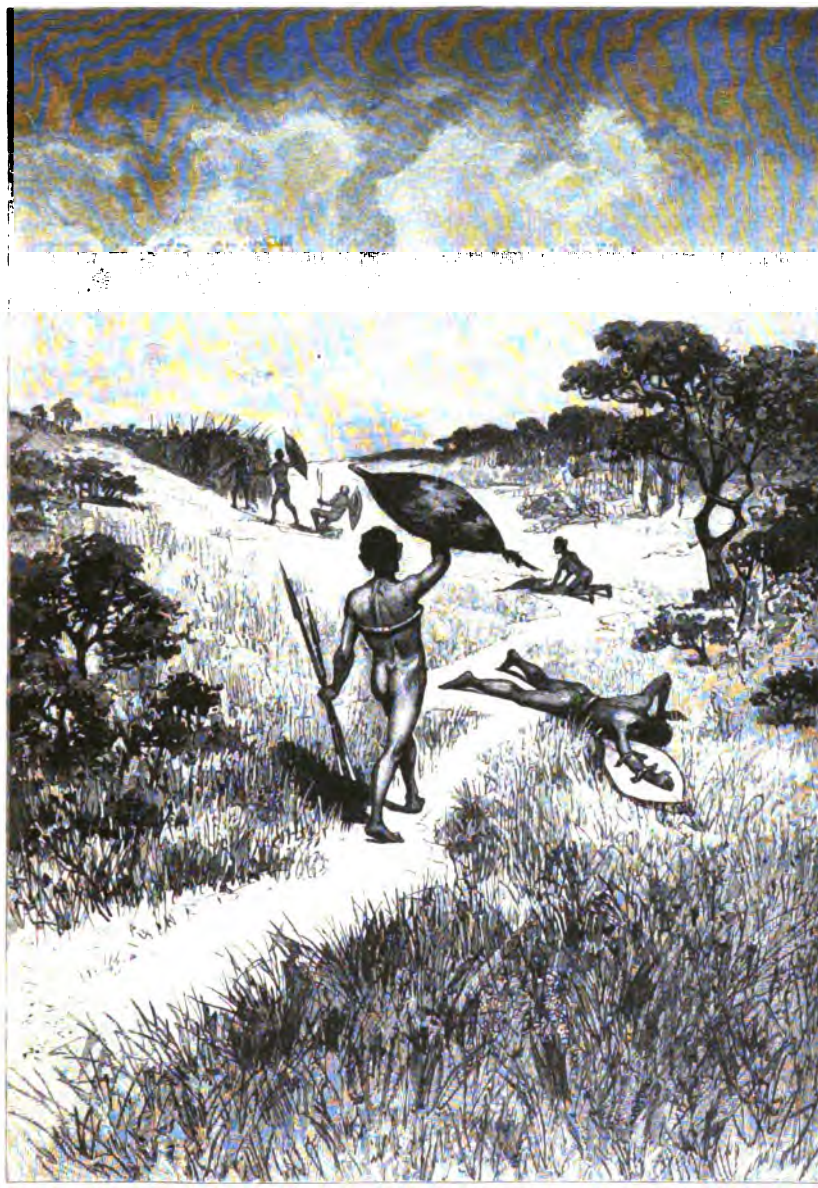
so behindert, daß wir ungemein viel Zeit verloren und es uns so mehrere Stunden nahm, bevor wir die verhältnißmäßig kurze Strecke von etwa fünf Kilometern bewältigt hatten. Das Geleise, wie üblich, kaum zwei Meter breit, war zumeist mit dichtem Baumwuchs und noch dichterem Dorngebüsch so eng umsäumt, daß wir uns in der dunklen Nacht zuweilen zwischen den Bäumen förmlich eingekeilt sahen. In den dichten Dorngebüschen waren wir nicht im Stande, dem Gespanne immer zu folgen, und doch war dies sehr nothwendig, um die Zugthiere durch ununterbrochenem Zuruf im Zuge zu erhalten; denn so wie die Gespanne von selbst stehenblieben, waren sie bei ihrer großen Abmattung ohne Peitschengeknall gar nicht wieder von der Stelle zu bringen. Das Knallen war aber in diesem dichten Gebüsche rein unmöglich, wir waren nicht im Stande, am Kutschbock zu sitzen und die Peitsche zu schwingen, da die Dorngebüsche von beiden Wegseiten aneinandertrafen und selbst die Zugthiere von den Dornen vielfach zerstochen und gerissen wurden.

So verzögerte sich die Fahrt über alles Erwarten, und ich begrüßte freudig eine kleine Lichtung zur Linken, um sofort in dieselbe einzubiegen und daselbst zu übernachten. Allein nur der eiserne Wagen und der Zambesiwagen waren zur Stelle. — Ich blieb mit meiner Frau als Wache zurück und sandte, nachdem die 26 Zugthiere ausgespannt und an die Zugketten gebunden worden, alle meine Leute, die mit uns gekommen waren, dem Lateritbult nach abwärts, um den anderen Wagen zu Hilfe zu eilen, welche auch nach vieler Mühe gegen Mitternacht zur Stelle kamen. Nun fand es sich aber, daß sich die kleine Lichtung als Lagerraum für die vier langen Gespanne als zu klein erwies, und so sahen wir uns gezwungen, rasch mit Aexten und Faschinmessern ringsum zahlreiche Bäumchen und das Dorngebüsch abzuschlagen, auch begann es zu regnen, so daß unsere nächtlichen Feuer nicht hell brennen wollten.

Obzwar wir alle todtmüde, hungrig und durstig waren, so dachte doch Niemand daran, nach einem Nachtmahle zu fragen; das Bedürfniß nach Schlaf siegt in solchen Fällen über Hunger und Durst. Bei Tagesanbruch verließen wir das Lager und machten einen fünfstündigen Zug über eine große, stellenweise mit Gebüsch oder Bäumen überwachsene Lichtung

Verſuch, Palmenfrüchte zu gewinnen.

und raſteten in einem Mapaniwalde. Auf dieſem Zuge ging ich mit Tom Meintjes voraus, als uns einige hundert Schritte vom Wege, ſo weit es eben das ſchwache Licht des werdenden Tages geſtattete, einige dunkle Körper, die ſich langſam vorwärts bewegten, auffielen. Da wir über das Weſen dieſer Schatten nicht klar werden konnten, ſo riefen wir January, einen der Bamangwatoführer, herbei und wurden auch ſogleich von ihm belehrt, daß es eine Truppe von neun dahinſchreitenden Straußen ſei. Ich ließ Tom Meintjes aufſatteln, und bald jagte der Holländer, ſeinen Snyder-Carabiner in der Hand, den Straußen nach. Kaum war er weg und ich hatte meinen Weg den Wagen voraus wieder aufgenommen, ſo zeigte ſich zu meiner Ueberraſchung an dem Rande eines etwa 300 Schritte vor mir zur Rechten ſtehenden Gebüſches eine Heerde des geſtreiften Gnus, welche ſich auch ſofort in Bewegung ſetzte. Ich gab eine Verfolgung auf, da ich in der Dunkelheit den zahlreichen Löchern der in der Erde bauenden Thiere im Galopp ſchwer auszuweichen vermochte. Kurze Zeit darauf kehrte auch Tom Meintjes unverrichteter Dinge zurück, auch er ſah ſich gezwungen in Folge desſelben Hinderniſſes, die Jagd aufzugeben. Gegen neun Uhr ſpannten wir aus und zogen gegen Mittag weiter; es war dies der längſte Zug, den wir mit unſeren Ochſengeſpannen auf dieſer



Matabelekrieger auf dem Rückzuge.

Reise gemacht hatten. — Ohne zu rasten, sahen wir uns gezwungen, bis in die Dunkelheit weiter zu ziehen. Von meiner Frau und Willi Becker anfangs zu Fuß, später zu Pferde begleitet, ging ich voraus, um nach Wasser zu suchen. — Wir durchritten eine mit Mapanibäumen bewachsene, hie und da mit Gehölz umsäumte Ebene, auf welcher mir die große Menge der in den Steppen des Südens so häufigen Knorhan-Zwergtrappen auffiel. Ich hatte auf der Reise vom Süden her diese Art nur stellenweise, hie und da auf den größeren Lichtungen beobachtet. Für die hier gesehenen Trappen ist noch ein anderer Umstand erwähnenswerth, nämlich, daß ich mehrere Exemplare als partielle und eines als ein vollständiges Albino bemerkte. Dieser Befund gewinnt aber noch an Interesse, weil an dieser Stelle auch andere Thiere und von anderen Reisenden als Albinos beobachtet worden sind. Höchst wahrscheinlich übt in dieser Gegend der vorwaltende weiße Sandgrund sowohl in den Ebenen, als in dem nahen Klamaklenjanawalde, demgemäß die »Localität« einen bestimmten Einfluß auf die Gewandfarbe der genannten Thiere aus. So wurden kurz vor unserer Rückreise ein vollständiger Albino-Steinbock und ein ebenso gefärbter Kudustier beobachtet.

Zu einer anderen Zeit hätte ich es mir zur Pflicht gemacht, wenigstens eine der abnormal gefärbten Zwergtrappen für die Sammlung zu sichern, diesmal jedoch, wo mich der große Wassermangel und der Zustand meiner Thiere zwang, so rasch wie möglich vorwärts zu kommen, blieb mir nichts anderes übrig, als zu trachten, baldigst an ein Wasser zu gelangen und jedes Sammeln sein zu lassen.

Spät am Nachmittage sahen wir vor uns einige hohe Hardekohlbäume, welche uns beim Ausritte als nahe den Hornsvleys* gelegen bezeichnet worden waren. Mit freudigem Zurufe spornten wir wohl unsere Rosse zum raschen Laufe an, doch das Fehlen aller Vögel, die sich sonst in einer solchen Gegend schon von weitem um die so seltenen Wasserstellen sammeln, belehrte uns leider, bevor wir noch zur Stelle kamen, daß wir auch hier nicht viel Wasser zu erhoffen hätten und wohl bis Klamaklenjana, das jedoch noch diesseits der Hornsvley liegt und bis zur Nacht zu erreichen

* Hornslachen.

sei, reiten müßten. Trotz der großen Müdigkeit aber, die wir empfanden, fielen meiner Frau und dem kleinen Willi die Zeichen einer zerstörenden Gewalt, rings um die beiden kleinen, trockenen Vertiefungen auf. Zahlreiche Gebüsche und kleinere Bäume lagen entwurzelt ringsumher, einige mannsschenkeldicke Bäume waren mitten entzwei gebrochen und zahlreiche, noch stärkere Aeste, von großen Bäumen herrührend, lagen am Boden zerstreut umher. Erstaunt fragten mich die Begleiter, welche Ursachen wohl diese Verwüstung verursacht hätten. Da wies ich auf die zahlreichen tellergroßen, ringsum den Boden bedeckenden seichten und breiten Spuren. Es war eine Truppe Elephanten gewesen, die in der vorhergehenden Nacht hier ihr Wesen getrieben. Wir hatten also die ersten Elephantenspuren vor uns, welche meine Begleiter auf dieser Reise beobachten konnten. Dieser Fund überzeugte mich, daß sich Wasser an den Klamaklenjanaquellen finden müsse, denn nur in der Wassernähe und wo sich die Elephanten ziemlich sorglos fühlen, werden sie übermüthig und spielen in dieser Weise. Rasch ging es weiter, jedoch über einen schweren, dicht bewaldeten Sandbult, an dem es mir bei dem Gedanken, daß meine schon so schwer heimgesuchten Zugthiere heute noch diesen schwierigen Weg zu bewältigen haben, gar trübe ums Herz wurde.

Auf dem etwa drei Kilometer langen Ritte sahen wir weitere Zeichen der Anwesenheit der Elephanten und an einer Gruppe starker Baumstämme eine Schlafstelle der Riesen des Waldes; die Rinde dieser Bäume war abgewetzt, zum Theile losgerissen, und der Boden zeigte ringsum zahlreiche runde Löcher, die Stellen, in denen die Elephanten zu wühlen pflegen. Hier versammeln sich die Thiere zumeist Mittags und mußten wohl auch in der Nähe seit längerer Zeit durch nichts gestört worden sein, da sie sonst solche Schlummerstätten nur in großer Entfernung vom Wasser zu wählen pflegen.

Endlich langten wir an der ersehnten, und zwar der südlichsten der Klamaklenjanaquellen an. — Gottlob, sie zeigten Wasser, allein auch hier fanden sich die meisten Quelllöcher von Elephanten aufgewühlt, die Thiere mußten hier die Nacht zuvor ihren Durst gestillt haben. Da, wo sie nicht gestört werden, nehmen die Elephanten täglich Wasser zu sich, da, wo sie jedoch gestört werden, suchen sie, wenn sie überhaupt nicht ganz aus

der Gegend fliehen, nur jeden zweiten Tag ihre Tränkestellen auf. Leider zeigte sich die Nähe des Wassers in einer anderen Hinsicht als nicht sehr einladend, das sonst so schöne trockene Wintergras war von den Buschmännern der Strauße halber abgebrannt und so der Boden des Waldes graskahl. Er wies bis auf die frischen dunkelgrünen Triebe einer kleinen rauhblätterigen Pflanze, welche hie und da zerstreut, dann wieder dicht aneinander, förmliche Rasen bildend, stand, keine Vegetation auf. Unwillkürlich kam mir das Wort »Machau« in den Sinn, der Name einer hier im October und November wachsenden Giftpflanze, welche schon manchen Elfenbeinhändler in wenigen Tagen um sein ganzes Gespann gebracht hat; da ich von dem Gifte wohl gehört, aber es nie gesehen hatte, so fragte ich Willi Becker, ob er wohl »Machau« kenne und ob diese Triebe nicht Machau wären? Willi, der in der westlichen Transvaal zu Hause war und schon so manchen Sand- und Lateritbult in den östlichen Betschuanagebieten kennen gelernt, antwortete mit Bestimmtheit: »Nein, das ist nicht Machau. Ich kenne Machau gut. Diese Triebe gehören einer Pflanze,« und er nannte ihren Namen, »deren Beeren genießbar sind und wiederholt von mir gegessen wurden.« Trotz dieser Versicherung konnte ich mich eines unangenehmen Gefühles nicht erwehren, daß diese Pflanze doch Machau sein könnte, und ich beschloß bei der Ankunft der beiden Bamangwatoführer, auch diese über die Pflanze zu befragen. Ich hatte auf der ersten Reise in Erfahrung gebracht, daß Machau eine längs des Bodens sich hinziehende, nach dem ersten Regen im October erscheinende Schlingpflanze sei. Die vor mir grünende Pflanze zeigte 5—15 Centimeter tief in dem dünnen Sande liegende, viele Meter lange Stränge, von denen zahlreiche grüne Triebe emporschossen, sie war demnach ein »Kriecher«.

Wir machten rasch ein Feuerchen und kochten Thee, bevor ich noch Willi Becker zu Pferde wieder zurücksandte, um an die Wagen die Nachricht von dem Wasserfunde zu bringen. Wir lagerten uns unmittelbar an den Quellen, welche an dem Abhange einer Waldsenke gelegen waren und sahen viele vollkommen frische Spuren von Giraffen, Kudu-, Gemsbock-, Eland- und Roen-Antilopen und zahlreichem anderen Wilde, als Zebras, Wildschweinen, Hyänen, Leoparden ꝛc. ꝛc. Von den Strapazen der letzten

Tage aufathmend, genossen wir endlich einige ruhige Augenblicke und erquickten uns an dem frischen Quell und dem lieblichen Geruche einer röthlich-violett blühenden Chamomilla, welche in einem dichten, leider nur schmalen Rasenstreifen die Quelle in der Tiefe umsäumte.

Meine Wagen hatten inzwischen Hornsvley erreicht und ausgespannt, als sie der kleine Becker traf und ihnen meine Botschaft überbrachte. — Etwa um zehn Uhr Abends hörte ich die Peitschen knallen und eilte den Ankommenden entgegen, damit sie einige hundert Schritte über und vor der Senke stehen blieben, da die Abfahrtsstelle versumpft war und wir vorerst eine Abfahrtsstelle durch den Wald zu hauen hatten, was aber in der Dunkelheit sehr schwer von statten ging.

Die Leute berichteten nun, daß die Zugthiere nur mit Anstrengung der letzten Kräfte die Wagen durch den schweren Sand herangeschleppt hatten und sie nahezu vier Stunden brauchten, die kurze Strecke von Hornsvley zu bewältigen.

Die Wahrheit dieser Worte fand ich auch durch eine flüchtige Betrachtung der Zugthiere vollkommen bestätigt, denn die Thiere legten sich sofort nieder, kaum daß ihnen die Treiber mit einem »Hanau« ein Halt zugeschrien.

So waren von uns endlich die seit Schoschong ersehnten südlichsten der Klamaklenjanaquellen erreicht und die Durststrecken im Bamangwatolande, bis auf eine, jene weiter nördlich gelegene, glücklich überwunden und somit die schwierigste Partie der Strecke Capstadt—Zambesi nach so vielen Drangsalen bewältigt worden.

Die reichlichen Wildspuren rings um uns ließen mich auch hoffen, daß die an den Quellen geplante Rast für meine Sammlungen sehr lohnend sein würde und auch unseren bereits stark geschmälerten Proviant mit frischem Fleische reichlich vermehren dürfte.

Auf dem Wege von Schoschong bis hieher hatten wir durch das in Folge des Wassermangels bedingte rasche Reisen sehr wenig für die Sammlungen thun können, umsomehr hoffte ich hier zu erwerben.

Solch' freudige Gefühle beseelten uns bei der Ankunft an diesem südlichsten der Klamaklenjana-Quellenweiher.

Keiner ahnte die furchtbare Gefahr, die in den nächsten vierundzwanzig Stunden ihr Verderben über uns ausspeien, uns den möglichst größten Schaden zufügen, ja die österreichisch-ungarische Afrika-Expedition abermals einem Schiffbruche nahebringen sollte.

Matabele mit einem aus den Federn des gehörnten Perlhuhns (Numida cornuta) gefertigten Kopfschmucke.

VIII.

Das sandige Lachenplateau. — Die Katastrophe im Klamaklenjanawalde.

Arbeiten im Lager an der Klamaklenjanaquelle. — Gemsbock-Antilopen. — Die gefürchtete Giftpflanze »Machau«. — Tod zweier Zugthiere. — Grasstehlen im Oranje-Freistaate und seine Folgen. — Weitere zahlreiche Todesfälle unter den Zugthieren. — Symptome der Krankheit. — Typhus in Folge der Verwesung der Thierleichen. — Heilungsmethode durch Adstringentia. — Das Fleisch der vergifteten Rinder genießbar. — Weitere Reisemethode nach Norden.

Wir hatten die lang und innig ersehnte Klamaklenjanaquelle endlich und nach so vielen Mühen erreicht. Es war, wie schon erwähnt, Nacht geworden, und obgleich ein Verlaufen der Zugthiere zu befürchten war, sahen wir uns doch gezwungen, sie loszumachen und an das Wasser zu treiben, denn, von wahnsinnigem Durste gequält, hatten manche, kaum daß sie das Wasser witterten, die Jochhölzer zerbrochen, die Riemen zerrissen, um dem erlösenden Quell zuzustürmen. Nach einer Stunde trieben wir sie wieder an die Wagen, um sie für die Nacht festzumachen, denn sehr viele Wildspuren ringsum ließen mich befürchten, daß einige Löwen in der Nähe seien. Am nächsten Morgen untersuchten wir unsere nächste Umgebung genauer und ich fand, daß an dieser Stelle nahezu gar kein Gras vorhanden, weil selbes von den Masarwa durch Feuer vernichtet worden war, daß also unseres Bleibens hier nicht wäre. Deshalb sandte ich zwei meiner Leute zu Pferde aus, um die nächste nur unweit gelegene zweite Klamaklenjanaquelle zu besichtigen und sich nach einer besseren Weide umzusehen, durch die übrigen ließ ich eine Hürde für die Zugthiere machen. Drei

der großen durch ihre Dornen so berüchtigten »Wartebiche«-Bäume, welche vor unserem Lagerplatze standen, schienen für unsere Hürde wie geschaffen; man hatte nur die Aeste abzuhauen, um das nöthige Dorngebüsch für die Umfriedung zu erhalten. Es war dies das erstemal seit Monaten, daß ich nicht selbst das Machen der Hürde überwachte, sondern es den Schwarzen unter Harry Meintjes' Leitung überließ. Ich fand die Hürde am Abende wohl fertig, doch so schlecht gemacht, daß ich, ohne ein Prophet sein zu wollen, ein Ausbrechen der Heerde in der Nacht vorhersagen konnte, was leider auch in der That geschah und den wichtigsten Grund zu jener Katastrophe abgab, von der ich in den nächsten Tagen heimgesucht wurde. Am Nachmittage kehrte Tom Meintjes heim und brachte die Nachricht, daß sich am zweiten etwa vier englische Meilen entfernten Weiher gutes Weideland vorfinde, zum Theile schon grünes Gras, doch das trockene wäre auch schön, da die Brandstelle der Masarwa nicht so weit nach Norden reiche, auch hätte er zahlreiche frische Wildspuren von Giraffen, Eland-Antilopen und Straußen wahrgenommen. Ich entschloß mich am folgenden Morgen, nur von January, dem einen der Bamangwatoführer, und dem kleinen Isaak zu Pferde begleitet, nach dem Gewässer zu reiten und am Heimwege nach Wild zu fahnden; waren ja doch alle darüber einig, daß sich ein saftiges Stück Wildpret nach den Anstrengungen der letzten Woche als höchst willkommen erweisen dürfte.

Bald nach Sonnenaufgang und nachdem ich den Meinen eine neue Hürde zu machen und die Wagen zu reinigen anbefohlen, ritt ich fort, und hatte gegen zehn Uhr den nächsten, in einem für den Zug sehr schwer zu befahrenden, lichten Walde gelegenen Klamaklenjana-Weiher erreicht. Auf diesem Ritte und an dem Gewässer fielen mir abermals die zahlreichen, saftig grünen, überall aufgesproßten und von mir für Machau gehaltenen Pflanzentriebe auf, ja selbe bildeten stellenweise sogar dichte Rasenstellen. Je weiter ich ritt, desto unruhiger wurde ich; der Gedanke, daß diese Pflanze das den Zugthieren so gefährliche Gift sein müsse, bohrte sich immer tiefer in die Seele, und er wurde immer quälender. Als ich endlich bei einem anderen nahen Weiher die Spuren eines kurz zuvor gefallenen Regens erblickte — denn nach dem ersten Regen in der Frühlingssaison

Verluſt unſerer Zugthiere im Klamaklenjanawalde.

beginnt das Machau zu sprossen — wurde mir der Verdacht zur Gewißheit. Die Furcht steigerte sich zum Entsetzen, so daß ich mich zu einer möglichst raschen Rückkehr ins Lager entschloß, um ja ein Unheil zu verhüten, wenn ein Fernhalten der Heerde von den verderblichen Pflanzen überhaupt noch möglich wäre. Isaak und January lachten über meine Besorgnisse und wiederholten nur stets »Naja Monari ha — Machau«; ich hörte sie nicht; ich war vollkommen sicher, daß ich Machau vor mir sähe. — Von allen Seiten grinste mich das häßliche Gewächs an; das saftige Grün schien mir eine Arsenikfarbe zu sein, mit der die Pflanzen übertüncht worden. Schon sah ich meine Zugthiere, jetzt noch eine musterhafte, preiswürdige Heerde, dahinsinken unter dem Einflusse des verderbliches Giftes, und ich spornte immer wieder mein Pferd Pluto, so wie es nur — wir ritten quer durch den Wald — die dichten Gebüsche und die gestürzten, Baumstämme zuließen, zum raschen Laufe an. Wir stießen auf Wild, auf vier im Grase ruhende, wiederkäuende Gemsbock-Antilopen; es war dies das erste und auch das letzte Mal, daß ich diese schönste der Oryxarten Afrikas auf dieser Reise erblickte. Doch wo war diesmal meine Kaltblütigkeit und meine Sehnsucht, ein werthvolles Stück für die Sammlung zu erwerben? Ich sah nur die frischen grünen Triebe, und so ließ ich die ausgezeichnete Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, ohne gefeuert zu haben; weiter reitend, kamen wir an einen Tümpel, an dem kurz vorher Giraffen und Elephanten geweidet haben mußten; meine Begleiter, die sich schon ob der Gemsbock-Antilopen mir gegenüber zu Vorwürfen erkühnten, wollten den Giraffen um jeden Preis folgen, doch ich verbot es und warf das Pferd rasch um, um nach dem ersten Klamaklenjana-Weiher zu eilen. Mißmuthig folgten mir die Schwarzen nach und bald hatte ich sie auch weit hinter mir zurückgelassen. An einem Baume zur Rechten saß ein Haubenadlerpaar — mir sonst eine höchst willkommene Beute, heute ließ ich sie ungeschoren, doch sie flogen auf und mir in den Lüften hoch oben folgend, stießen sie wiederholt ihren sonst so weithin und wohlklingenden Ruf aus; damals erschien er mir so häßlich und mißtönend, meine aufgeregte Phantasie hörte deutlich aus dem Gekrächze ein »Machau — Machau«. Von der Ferne traf mein Ohr das dumpfe Gebrüll einer einsamen Hyäne, allein auch dieses Raubthier

schien mir ein heiseres »Machau-au, Machau-au« zuzugellen. Der Schweiß tropfte mir von der Stirne; ich hatte Mühe, mich vor dem herabhängenden Zweigen und mein Pferd vor dem Anrennen an die dichten Baumstämme zu schützen. Endlich hörte ich Hundegebell, ich hatte gottlob keine falsche Richtung eingeschlagen und war dem Lager nunmehr nahe. Einige Momente später und ich befand mich mitten im Lager selbst. Erstaunt sehe ich mich um, Niemand im Lager, keine lebende Seele; wo sind sie denn alle? — Daß das Unheil in mein Lager eingezogen sei, wurde mir in der nächsten Secunde zur vollständigen Gewißheit. Ich sehe mich um — da stehen sie ja — ja alle drüben über dem Weiher am Waldesrande mitten in der Heerde. Kaum meiner ansichtig geworden, ruft mir meine Frau auch schon zu: »Oh rasch, Emil, zwei unserer Zugthiere sind plötzlich schwer erkrankt!«

Ich flog durch den Weiher, »Machau, das ist Machau«, rang es sich mir aus der beklommenen Brust. Ja, zwei aus der Zahl der besten Ochsen vergiftet, die ganze Heerde muß Gift gefressen haben, kein größeres Unglück konnte uns zustoßen. — Ich fand die beiden mir vorgewiesenen Thiere lebensgefährlich krank, die Vergiftungssymptome lagen klar am Tage, allein auch andere Thiere zeigten bereits Zeichen der Vergiftung. Die beiden erstgenannten taumelten wie betrunken einher, zeitweilig griffen sie uns an, doch schienen sie dabei mehr unserer Stimme nachzugehen und nicht ihren Augen zu folgen, sie geberdeten sich wie halberblindet, die Muskeln, namentlich jene der hinteren Extremitäten, zuckten ununterbrochen, und die Thiere schienen fortwährend große Schmerzen zu haben, die Bindehaut des Auges und die Schleimhäute der Nüstern und des Maules waren stark geröthet. Ich trieb die beiden kranken Thiere aus der Heerde zum Wagen; ich reichte starke Abführmittel, doch alles vergebens, binnen einer Stunde verendeten beide, laut brüllend in Krämpfen. — Es war nun eine erwiesene Thatsache, daß die grüne, verdächtige Pflanze Machau sei, daß die Thiere Machau gefressen hätten. Es ist allgemein bekannt, daß südafrikanische Rinder jahraus, jahrein nur auf die freie Weide angewiesen, ihre Futterpflanzen wohl kennen und selten Giftpflanzen genießen, da wo es vorkommt, z. B. in dem civilisirten Südafrika, geschieht es nahezu

stets unter einem besonderen, und zwar folgendem Umstande: »Transportrider«, d. h. Frachter, welche mit Frachten von den Cap'schen Bahnen nach dem Freistaate fahren, oder Farmer, die ihr Getreide, Holz, Salz ꝛc. nach Kimberley an den Markt bringen, haben nie Futter mit, sondern lassen ihre Thiere weiden, als Ausspanngeld, recte Gras- oder Tränkegeld, für ihre Zugthiere, zahlen sie, so oft sie auf einer Farm ausspannen, 60 bis 90 kr. für drei Stunden bis einen Tag. Um dieser Abgabe aus dem Wege zu gehen, suchen Viele, sowie man es in jenen Gegenden zu benennen pflegt, »das Gras zu stehlen«, das heißt sie fahren zumeist am Tage, statt wie üblich in der nächtlichen Kühle zu reisen, spannen in der Nacht gewöhnlich zwischen je zwei Farmhäusern aus, lassen ihre Zugthiere tüchtig weiden und brechen in der Regel zeitlich Früh, ohne das Ausspanngeld gezahlt zu haben, wieder auf. Da nun geschieht es nicht selten, daß die Zugthiere bei Nacht Giftpflanzen, die ihnen sonst bekannt wären, die aber nicht besonders scharf riechen, zumeist lilienartige Gewächse, in ihrem Heißhunger mitfressen und so sich vergiften; und so haben schon viele Frachter ihr unredliches Benehmen schwer büßen müssen. Natürlich wer einmal Schaden gelitten, verbrennt sich nicht wieder, trotzdem ereignen sich jedes Jahr einige solche Fälle. So hatte auch Harry Meintjes, der in meinem Dienste stand, in früheren Tagen einige Zugthiere eingebüßt. Jetzt erkannten mit einem Male alle, daß die Pflanze Machau sei und daß das nahezu gleichzeitige Ausbrechen der Zugthiere aus der Hürde in der vorhergehenden Nacht die Vergiftung verschuldet hätte. Was geschähe mit uns, wenn hier mitten in der Durststrecke alle oder die meisten Zugthiere erlagen? — Ich wagte diesen Gedanken nicht zu denken, sondern strebte die Stelle so bald wie möglich zu verlassen, und zur zweiten Quelle, die ich am selben Tage untersucht hatte, zu ziehen. Der Zug gestaltete sich zu dem beschwerlichsten mit Zugthieren auf dieser Reise verwirklichten Marsche. — 32 Thiere, sage zweiunddreißig große Ochsen spannten wir an je einem Wagen ein, die Thiere aber waren nicht im Stande, zweihundert Schritte weit die Wagen, ohne zu rasten, vorwärts zu bringen, sie fielen alle Augenblicke im Joche nieder. Stunden und Stunden nahm es in Anspruch, bevor wir die wenigen Kilometer bewältigt hatten, und dabei sahen wir uns gezwungen, einen

Wagen mitten auf der Strecke zurückzulassen und konnten denselben erst einige Tage später nachbringen. Ich hatte allen Grund zur Befürchtung, die gesammte Heerde zu verlieren. Innerhalb dreier Tage lagen bereits zwölf Cadaver um uns und wir selbst waren durch die Anstrengungen, die uns das Abladen der Wagen und die Behandlung der kranken Thiere bereitete, so unwohl geworden, daß wir kaum unsere Glieder zu schleppen vermochten. Eine typhöse Erkrankung machte sich in Folge der entstandenen Miasmen bald bemerkbar und so mußten wir uns, trotz unserer Müdigkeit und unserer Krankheit daran machen, doch die Cadaver etwas weiter weg zu schleppen, da es eben die Zugthiere nicht zu thun vermochten; wir spannten uns alle ein, das heißt wir zogen an den um die Hörner und die Extremitäten der Thiere geschlungenen Tauen, und brachten so die todten Thiere etwa 160 Meter weit ab unter den Wind; diese Arbeit beanspruchte zwei volle Tage. Zwei kranke Thiere blieben auf der Weide im Walde liegen und konnten nicht gefunden werden. — Der Tod der erkrankten Thiere erfolgte entweder erst nach stundenlangen Convulsionen oder plötzlich; das Thier erhob den Kopf, spreizte die Vorderfüße auseinander und stieß ein kurzes Gebrüll aus und mit dem letzten Brüllaut stürzte es auch todt zur Erde nieder. Die meisten kranken Thiere kamen zwischen die Wagen und an uns heran, ja sie kamen bis an unser Küchenfeuer herangewankt und brüllten, wie wenn sie um Hilfe flehen würden.

Schon am zweiten Tage saßen dicht an den Bäumen des tiefsandigen Waldes ringsum die »Abdecker« und Wohlthäter jener Regionen, die das Aas vertilgenden Geier. Da gab es Kolbische, die größten unter der Sippe, dann Ohrengeier, Kuttengeier und eine kleine Art, die ich am Zambesi oft beobachtete, auch weißköpfige fehlten nicht und endlich zeigte sich auch the last but not the uselesst one der Marabustorch.

In der folgenden Nacht stellten sich auch Hyänen ein, nicht einzeln, sondern ganze Familien. Ihr häßliches Gebrüll, so unangenehm es uns sonst gewesen, war uns diesmal nicht weniger willkommen, als die Gegenwart der Geier; denn beide Raubthiere waren diesmal unsere treuen Freunde, sie trugen wesentlich zur Reinigung der Atmosphäre bei. Für immer jedoch unvergeßlich blieb uns der Ruf einer Ziegenmelkerart, die sich in den

nahen Zweigen Nacht für Nacht hören ließ. — Ich glaube nicht, daß ich in jenen zehn Tagen fünf Stunden geschlafen; die Nacht über wälzte ich mich ruhelos, von den ärgsten Sorgen für das Wohl der Expedition geängstigt, auf dem Lager hin und her, und Nacht für Nacht klang unaufhörlich der monotone Ruf dieser Nachtschwalbe, wie wenn sich die Thiere abgelöst hätten, um uns selbst dann, wenn sich vor Müdigkeit die Augenlider zu schließen begannen, nicht ruhen zu lassen.

Unsere Hauptsorge war natürlich die Machaupflanze, wir suchten das Gift ringsum auszujäten, doch die Gegend absolut giftfrei zu machen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Immer wieder kamen die Hirten und berichteten von dem Niederstürzen der Zugthiere und von den wiederholten Krampfanfällen. Manchmal erhob sich wohl solch' ein schwerkrankes Thier wieder, doch sie starben zumeist oder lagen stundenlang da, in Schmerzen stöhnend, bevor wir sie wieder mittelst Hebeln auf die Beine zu bringen vermochten.

Selbstredend versuchte ich vom ersten Ausbruche der Krankheit an medicinische Eingriffe, alle versagten, auch Brech-Purgiermittel. Je mehr ich beobachtete, desto mehr kam ich zu dem Urtheile, daß Machau ein Narcoticum sei und ich entsprechende Gegengifte anwenden müsse. Ich entschloß mich, den Thieren Tannin und schwarzen Kaffee zu verabreichen. Leider hatte ich nur mehr zwei Drachmen Tannin, welche Dosis nur für acht Thiere genügte. Sieben von diesen Thieren genasen darauf; das achte, bei dem das Uebel schon so weit vorgeschritten war, daß es mein Mittel in den Krämpfen herauswarf, starb schon einige Augenblicke, nachdem ich ihm eingegeben hatte. Der Erfolg bei den sieben Thieren, war der erste Lichtblick in diesen trüben unseligen Tagen. Vergeblich wünschte ich mehr Tannin mitgenommen zu haben; von jenen gerbsäurehältigen und mir bekannten Rinden einer Protea und einer Mimosenart war in dieser Gegend nichts zu zu sehen, und so konnte ich kein Mittel gewinnen, was mir in diesem Falle ähnliche gute Dienste wie das Tannin geleistet hätte.

Seit Tagen lebten wir nur von Polenta, kein Wild war erbeutet worden, wir waren zu sehr niedergedrückt, um auf die Jagd zu gehen,

und der Mangel der gewohnten Fleischnahrung machte sich namentlich bei meinen Leuten durch eine auffallende Erschlaffung bemerkbar.

Es war an einem Abende, da traten meine Schwarzen, der Griqua-diener Plati, die beiden Bamangwato-Makalahari vor mich hin und baten mich, ihnen den Genuß des Fleisches der an dem Gifte Machau umgekommenen Ochsen zu gestatten. Die Schwarzen in Südafrika essen in der Regel das Fleisch aller verendeten Ochsen, wenn es eben ein anwesender Europäer nicht zu verhindern sucht, was jedoch wiederum nur selten geschieht.

Ich hatte, diese Gelüste voraussehend, schon am ersten Tage anbefohlen, daß man ja keinen Cadaver in solch' einer Absicht anrühren solle. »Ja, das Gift wird euch schaden.« »Nein, Herr! schau das schöne, fette Fleisch, das hier so verdirbt; ist es nicht schade darum? Und sind es nicht auch unsere Ochsen? Wir haben ein Recht auf sie, wir, die wir sie auf der Weide behütet, ja, wir haben nun, da sie todt gegangen, ein Recht darauf, ihr Fleisch zu genießen! Sieh' doch die Geier, die schon tagelang von ihnen sich nähren, hat ihnen das Fleisch geschadet? Sie sind munter und wohl bei Apetit, wie am ersten Tage. Auch uns wird der Genuß des Fleisches nicht schaden, die Eingeweide werfen wir den Geiern zu, wir essen nur das gesunde Fleisch.« — Da gab ich nach, und die Sprecher — auch Isaak und der kleine Willi Becker — schmausten nun die Nacht und den folgenden Tag hindurch. Meine Landsleute und die beiden Holländer beobachteten sie anfangs mit stiller Verachtung, nach und nach aber mit neidischen und lüsternen Blicken. Am Abend desselben Tages bemerkte ich Oswald Söllner, wie er an die am Feuer schmausenden Schwarzen näher heranrückte, sich endlich zu ihnen setzte und dem angenehmen Geruche des Roastbeefs nur mit größter Noth noch Widerstand zu leisten vermochte. Da, in einem Momente, wo er mich in Gedanken vertieft, also unaufmerksam wähnte, schob January ihm heimlich einen fetten Bissen zu und Oswald beginnt das Kaugeschäft, natürlich abgewendet, so rasch als es eben nur möglich ist. Doch auch die Uebrigen, wie ich so heimlich erspähte, ließen Oswald nicht aus den Augen; Einer nach dem Anderen findet sich am Feuer ein; ein Haufe hat sich schon gebildet, einige hocken, die Anderen stehen; was die Hockenden eben thun, kann man vom Wagen

nicht sehen, doch ich weiß es zu wohl, daß ihnen das Rentthier trefflich mundet. January läßt nun die Bratpfannen offen stehen. Welch' ein Geruch! Wie saftig muß doch der Braten sein: dieser herrliche Duft, er dringt bis hieher an meinen Wagensitz! Da erscheint Oswald aus dem Haufen, thut, wie wenn er etwas suchen möchte, derweilen er von der Seite nach mir schielt, ob ich auch noch immer in meine medicinischen Nota vertieft sei, so wie ich es dem Anscheine nach seit der letzten halben Stunde schon

Das Wegschleppen der verendeten Zugthiere.

gewesen. Als er mich nun wirklich in mein Buch »vertieft« wahrnimmt, schleicht er sich hinter den Wagen, kommt gleich wieder zum Vorschein, verliert sich wieder in den Haufen, um jedoch sehr bald und mit einem rückwärts auf einer Gabel gehaltenen Bissen zu erscheinen. Ich bücke mich, so tief ich nur kann, zum Buche hernieder, da ich mich, trotz des mich bedrückenden großen Unheils, eines Lachens nur mit Noth zu erwehren vermag, schleicht doch Oswald mit dem saftigen Braten zu meiner Frau hinter dem Wagen. Mich rasch zurücklehnend und die Wagenleinwand etwas wenig lüftend, sehe ich eben, wie er den Bissen, mit großem Pathos

meiner Frau übergibt, die auch ohne Sträuben mit den Fingern den Bissen empfängt und — davon kostet; sie wird den Brocken doch nicht genießen, sie wird ihn doch von sich stoßen? Doch, im Gegentheil, sie hat ihn schon zu sich genommen und was soll dieser ihr emporgehaltener Mittelfinger der rechten Hand, was sollen diese winkenden Bewegungen bedeuten, doch nicht, daß noch mehr davon erwünscht und eine zweite und vielleicht sogar vermehrte Auflage beansprucht wird? — Meine Leute, ja sogar meine Frau, essen gegen meinen Befehl das verbotene Fleisch, sie Alle gegen mich in offener Revolte? »Doch dieser herrliche Geruch, wie er die Sinne beeinflußt«, ich stand auf, stieg herab, ging spazieren, doch bald war ich wieder zur Stelle. Diesmal war es jedoch nicht, wie sonst, in Sorge um meine Tagebücher, diesmal war es die menschliche Natur, die siegte; ein berückendes, seit zwei Wochen vermißtes, wohl bekanntes Aroma, eine köstlich duftende Speise, warf alle Theorie über den Haufen. Den Meinen, die mich scharf zu beobachten schienen, wurde dieser Zustand bald klar, ja bald hatten sie mich auch wohl verstanden, denn in einem Nu saßen sie Alle ums Feuer, ja sogar meine Frau unter ihnen, jeder mit einem Rostbeafstücke von dem armen »Buschkopf« (einen prachtvollen, feisten, doch sonst sehr widerspenstigen Ochsen) am Teller. Ich suchte wohl zu frown* — doch es ging nicht, statt des Zürnens kam das lang verhaltene Lachen, das erste während dieser traurigtrüben, unglücklichen Zeit bei mir zum Ausbruch. Schon stand Oswald militärisch ernst dreinblickend vor mir mit einem Prachtbissen am Teller, während seine freie Rechte salutirte. — Ich genoß auch von dem Fleische des kranken Thieres und wir genossen Alle davon, und zwar so lange, als wir kein anderes Fleisch zur Verfügung hatten, also bis zum Eintreffen im Zambesireiche. Der Genuß hat uns nicht im mindesten geschadet, ja wir trockneten noch viel von dem Fleische, denn außer den zwölf bereits gefallenen, starben noch siebzehn andere Rinder und eines ließ ich als sterbend zurück; es erholte sich später wieder, doch ich sah es nicht mehr, ein vorbeiziehender Engländer hatte es sich von den in Klamaklenjana zurückgelassenen Dienern ausgeliehen. — Bei der Obduction der Thiere fand ich nur die Schleimhaut des Panzens

* Die Stirne in Falten zu ziehen und damit meinem Unmuthe Ausdruck zu geben.

etwas entzündet mit diffusen, bei manchen umschriebenen entzündlichen Erscheinungen, sonst war makroskopisch nichts Pathologisches nachweisbar.

So oft ich hierauf den beiden Bamangwatoführern vorwarf, daß sie durch ihre Unkenntniß des Machaugiftes mir gar sehr geschadet, so schwiegen sie stets, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Besprach ich jedoch mit ihnen das Wesen der giftigen Pflanze, ohne dabei etwas von einem Vorwurf einzumengen, so wurden sie redselig und theilten mir mit (was ich durch weitere Erhebungen später auch bestätigt fand), daß die frischen, jungen Triebe und die Pflanze in der Blüthe die schädlichsten Wirkungen hervorbringen, nach der Blüthe und in der Fruchtreife aber nahezu unschädlich seien. Ich nahm eine Quantität der Pflanze mit, um sie einer Analyse zu unterziehen, leider ging die Hälfte davon verloren.

Meine Hirten hatten eine dritte Klamaklenjanaquelle gefunden und fanden hier das Gift bedeutend spärlicher als an den anderen, so daß unsere Heerde, das heißt jene Thiere, die den Weg überhaupt noch machen konnten, dahin getrieben wurden. Nach dem Tode der ersten zwölf, wohl der besten zwölf meiner Zugthiere, trat eine Besserung ein, der Zustand der Thiere wurde befriedigender, bis wohl ein weiterer Giftgenuß eine schwere Recidive und weitere Todesfälle verursachte. So sah ich meine Absicht, doch den Zambesi mit allen vier Wagen zu erreichen, von Tag zu Tag mehr und mehr schwinden und endlich mußte ich sie vollkommen fallen lassen. Als ich diese Ueberzeugung gewann, entschloß ich mich zur raschen That, um nicht noch alle Zugthiere vor dem Verlassen der Klamaklenjanapartie einzubüßen.

Bevor ich meinen Entschluß ausführte, berief ich meine Leute zu einer Art Kriegsrath, welches Vorgehen ich sonst im Allgemeinen bei Expeditionen nicht für vortheilhaft halte, auch selten anwendete. Ich berief die Leute mit den Worten: »Hat Jemand von Euch eine bessere Idee als ich, so möge er selbe zum Ausdruck bringen, ich werde seinen Rath berücksichtigen und wohl erwägen. Mein Plan geht dahin: hier an der gegenwärtigen Stelle ein Lager zu bilden, zwei Wagen, die schwersten, mit allem was für die Nord-Zambesireise nicht von Wichtigkeit ist, unter der Obhut von Plati und dem einen der Bamangwato zurückzulassen und nur mit zwei Wagen,

und zwar den beiden leichtesten, das heißt dem Sammelwagen und dem eisernen nach dem Zambesi zu reisen. Da man den schwerkranken Zugthieren keine schwere Last aufbürden konnte, sollten die Kisten bis auf die beiden Tagebuchkistchen hier zurückgelassen und die Ausrüstungsgegenstände in Säcke verpackt und eingenäht werden; das Gewicht des Sammelwagens würde dann 3500 Kilo, jenes des eisernen etwa 2000 Kilo betragen. In Panda-ma-Tenka am Zambesi angekommen, müßte ich dann von dem Elfenbeinhändler G. Westbech Zugthiere auszuleihen trachten, um die beiden zurückgelassenen Wagen holen zu lassen.« So lautete mein Vorschlag und ich schloß meine Ansprache mit den Worten: »Ihr habt mir bis heute treu zur Seite gestanden, ohne Murren all' Ungemach und alle Mühen willig getragen, es harret nun Euer die schwerste Mühe und eine Arbeit, wie sie nicht schwerer gedacht werden kann; weiß einer von Euch einen besseren Vorschlag, so möge er ihn darthun«. Nach einer Weile erhob sich Fekete mit den Worten: »Herr Doctor, so ist es gut, wie sie sagen, es ist die beste und die einzige Möglichkeit, den Zambesi vielleicht zu erreichen, und wir folgen Ihrem Rathe und gehen mit Ihnen, wohin Sie wollen.«

Auch machte ich meine Leute darauf aufmerksam, daß, im Falle die noch kranken Zugthiere die Wagen nicht durch den tiefen Sandweg würden schleppen können, wir ihnen einen anderen, leichteren Weg durch den Wald bahnen müßten, wo Gras-, Baum- und Gebüschwurzeln das Einsinken der Räder zum guten Theile hintanhielten, wo aber die bei dem Antreiben der Thiere nicht in Anspruch Genommenen das Gift auf dem Zuge in dem vorgeschlagenen Pfade auszujäten hätten. — Meine Leute erklärten sich mit allem einverstanden, und da auch meine Frau, wie immer, mit gutem Beispiele nicht zurückblieb, warfen sich Alle mit wahrer Lust auf die ihnen zugewiesenen Arbeiten und drei Tage später waren wir im Stande, den Ort zu verlassen. Wir bauten einen Schuppen; das Baumateriale, Holz, grüne Zweige, hohes Gras und Binsen, bot die Umgebung. Ich benützte vier Bäume als natürliche Eckpfeiler, Wände wurden aus Pfählen gefertigt und mit Bast aneinander gebunden, das Dach mit Reisig und obenauf mit Gras und Binsen gedeckt, dann wurden alle Wagen abgeladen, der Zambesi- und Ausrüstungswagen in den Schuppen geschoben und mit den Kisten und

schwersten Objecten, so der Schulhoff'schen Pumpe, an 10.000 Patronen ꝛc. beladen. Darauf wurden alle Ausrüstungsobjecte nochmals durchgesehen und das wichtigste in Säcke gethan und damit die obgenannten beiden leichtesten für die Fahrt zum Zambesi bestimmten Wagen belastet. Von Utensilien zum Sammeln und Präpariren von Naturobjecten wurde nur das Allernothwendigste mitgenommen, da ich rasch über den Zambesi setzen wollte, um so für diesen Sommer dem im Zambesithale herrschenden Fieber entgehen und das vermeintliche Nord-Zambesihochland erreichen zu können. Eine Recognoscirung der Strecke vor uns, ergab für zwei Tagereisen reichliches Wasser, aber zumeist immer tiefsandigen Dünenboden, mithin einen sehr schweren Weg. Ich versorgte die zurückgelassenen Diener mit Proviant und Schießbedarf, gab ihnen auch Tauschmittel, um nöthigenfalls von herumstreifenden Madenessana oder Matabele Nahrung zu kaufen oder Antilopenhörner auszutauschen.

Am 7. September verließen wir das Lager und zogen nördlich. Das war abermals ein Leidenszug, nur mit größter Mühe vermochten die Zugthiere die zwei so leicht beladenen Wagen vorwärts zu schleppen, das Geleise war hier besonders tiefsandig und von Mäusen so arg durchwühlt, daß die Wagen bis auf die Achsen einsanken. Mehrere Zugthiere stürzten bald unter lautem Gebrüll todt zur Erde nieder. Sollte die Expedition wirklich so nahe am Ziele scheitern?! Wenn sich der Verlust des Tages dreimal wiederholte, war es der Fall. — Nach stundenlangen Mühen erreichten wir endlich eine, sechs Kilometer nördlich von unserem Lager gelegene Klamaklenjanaquelle. — Es war spät in der Nacht, als wir hier sehr ermüdet anlangten, und doch dachte Niemand daran, nach einem Abendimbiß zu fragen, und auch Schlaf stand uns fern; jeden Augenblick wähnte ich das bekannte Getrampel, die Krämpfe der schwerstkranken unter den Zugthieren, wieder zu hören. Endlich — endlich, nach stundenlanger Sehnsucht begann sich der ferne Osten hell zu färben und ich sprang auf und zugleich mit mir, gleichsam wie wachgerufen, erhoben sich Alle und wir machten uns sofort daran, die Zugthiere gründlich zu untersuchen. Die Beschau aber ergab keine unbefriedigenden Resultate. Da ringsum nichts Grünes als nur Gift zu sehen war, ließen wir die Thiere nicht erst grasen,

sondern spannten sofort wieder ein, und ich entschloß mich, nur eine ganz kurze Strecke, etwa zwei bis drei Kilometer zu fahren und dann die Thiere auf einer giftfreieren Stelle grasen zu lassen; das wichtigste jedoch zum Behufe einer erfolgreichen Weiterreise war die Wahl eines neuen Weges, auf daß die Räder nicht so tief einsänken und den Zugthieren die Arbeit erleichtert wurde, und so ging ich stets einen Theil der Strecke, so lange wir noch in dem »sandigen Lachenplateau« zu reisen hatten, voraus, um nach etwaigen unbedeutenden Bodensenkungen zu fahnden, die gewöhnlich, von einem härteren, thonhaltigen Boden gebildet, das Einsinken der Wagen nicht zulassen, dann aber, um mit Fekete oder Mehreren mit Beil, Faschinenmesser und Säge einen neuen Weg durch den Wald und die Dornbüsche zu bahnen. Jedesmal, wenn ich vor der Ausfahrt den Weg untersucht hatte, begann ich mit Fekete, wo es möglich war, mindestens schon eine Stunde vor der Abfahrt der Wagen mit dem Fällen der Bäume; gewöhnlich nahm jeder eine Weghälfte auf sich. Dünne Stämme, namentlich weiches Holz, wurden mit dem Faschinenmesser zum Falle gebracht.

An manneskörperdicken Stämmen knieten wir nieder und arbeiteten zusammen, wobei wir von den Aexten und bei noch stärkeren Bäumen auch von der Säge Gebrauch machten. Das Beiseitewälzen großer Bäume machte uns größere Schwierigkeiten, als das Fällen derselben; noch ärger jedoch gestaltete sich das Fällen der morschen Bäume; ein Absägen der zumeist mit Termitensand gefüllten hohlen Stämme war nach den ersten Versuchen für immer ausgeschlossen, denn beim Abhauen wurden wir von oben her nicht allein von diesen meterhoch lagernden Sandkörnern, sondern auch von dem morschen Holze und Rindenstücken überschüttet und nicht selten auch von den herabfallenden, morschen Aesten verletzt. Wir suchten solche Stellen zu umgehen, was leider nicht immer zu ermöglichen war, und doch, lieber Leser, waren alle diese Arbeiten von uns nicht so gefürchtet, als das Beseitigen der zwei bis drei Meter hohen Rothdorngebüsche. Die Stämmchen und auch die dünnsten Zweige trugen in kurzen Abständen zahllose, starke, nach abwärts gekrümmte Dornhaken; sie wachsen von einem Stocke aus in zahlreichen daumen- und zwei Finger starken, nach allen Seiten hin ragenden Zweigen, das Ganze einen wahren Stachelkopf darstellend. Man

kann diesem furchtbaren Busch nicht anders beikommen, als daß man seinen Kittel über den Kopf zieht, und tiefgebeugt die schwächsten der Triebe auseinanderdrängt und mit einer kleinen, langstieligen Axt einige davon an der Wurzel abhaut und so eine Bresche in den Busch zu schlagen sucht; ist das geschehen, so geht die Beseitigung des ganzen Busches dann leichter vor sich. Im allgemeinen war dies jedoch die unangenehmste Arbeit an unserem mühsamen Wegbau, und doppelt unangenehm zur Nachtzeit oder da, wo das Gebüsch oder der Niederwald so dicht waren, so daß wir nicht wußten, wohin wir die abgehauenen Dornbüsche werfen sollten; da blieb nichts anderes übrig, als sie emporzuheben und auf die Nachbarbüsche und in die Bäume zu schleudern. Es gehörte, wie ich heute selbst sagen kann, die ganze Liebe zur Forschung dazu, diesen endlosen Kampf mit der Pflanzenwelt nicht aufzugeben, nicht zu erlahmen und immer wieder auf bessere Tage zu hoffen.

Der erste Zug brachte uns zumeist durch Sandahornbüsche, eine Strecke, welche zuvor ein Wald gewesen, der jedoch durch das periodische Abbrennen von Seiten der Masarwa zerstört worden war. Unsere meiste Arbeit auf diesem ersten Pionnierzuge betraf zumeist das Beiseiteschaffen der zahlreichen, schweren und halb verkohlten Baumstämme und das Niederhauen von etwa 400 armdicken Sandahornbäumchen. Ich glaubte sogar auf diesem Zuge des 8. September die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Zugthiere auf hartem Wege, wenn sie nicht neuerdings Gift fressen würden, die beiden Wagen zum Zambesi schaffen könnten. Die beschwerlichste Fahrt an diesem Tage war die vierte in der Nacht, der Boden tiefsandig, sehr viele Bäume waren zu fällen und ich hatte mich mit Fekete wohl zu sputen, um die uns folgenden Wagen nicht aufzuhalten. Aus dem dichteren Gehölz kamen wir in ein vor etwa zwei Jahren abgebranntes Gebüsch, in welchem nach dem Brande 60 Centimeter hohe Dornbüsche das Feld so dicht bedeckten, daß wir in der Dunkelheit mit der Axt in demselben nichts auszurichten vermochten; da hieß es einfach durch »Dick und Dünn«, so gut es ging, höchstens, daß wir uns bemühten, vor den Wagen die Dornbüsche mit Pfählen niederzuschlagen. Unsere Kleider, so gut sie auch sonst den afrikanischen Dornen Widerstand zu leisten vermochten, waren bald in Fetzen,

unsere Füße bluteten und die Zugthiere widersetzten sich nach dem ersten halben Kilometer, weiter zu gehen und wollten nicht von der Stelle. Ihre Extremitäten und der Bauch waren mit Dornen besäet. In der Nähe des Weges fand ich eine kleine Lichtung, eine erst kürzlich abgebrannte Stelle und da dem Brande auch die Büsche zum Opfer gefallen waren, erschien der Ort glücklicherweise ziemlich kahl und für ein Nachtlager wie geschaffen. Rasch wurde ein Feuer gemacht und die Stelle nach Gift untersucht; es fand sich auch Machau vor, doch nur wenige Triebe, die wir auch sofort abjäteten und dann ein Lager errichteten. Der Erfolg des vierfachen Zuges an diesem Tage gönnte uns eine etwas bessere, als die vorhergehende Nacht, wir wagten wieder zu hoffen. Auch wurde mit wahrem Heißhunger der Abendimbiß genommen und alle wünschten nur vier bis fünf ähnliche unfallslose Reisetage, dann hofften wir, daß wir die nördliche Grenze des Dünensandes passiren und, auf härterem Lateritboden dahinziehend, doch den Zambesi erreichen könnten.

Am 12. September gelangten wir nach einem mehrstündigen, von häufigen Rastintervallen unterbrochenem Zuge an Watsa, der nördlichsten der Klamaklenjanaquellen, an. Nur in der sumpfigen Senke unmittelbar an den Quellen fand sich etwas Rasengras und kein Gift vor, dagegen wuchs umso mehr von demselben am Abhange zur Quelle und wir mußten uns alle an das Ausjäten machen, um die Zugthiere so bald wie möglich auf die kleine Weide in der Tiefe treiben zu können. Leider sah ich mich hier gezwungen, den stärksten von den nachgetriebenen schwerkranken Ochsen, der sich auf dem Morgenmarsche wiederholt niedergeworfen und sich nur mit größter Noth hieher zu schleppen vermochte, zu erschießen. Hier am Watsa-Weiher wurden wir durch den Besuch zweier Madenassana-Männer, welche im nahen Walddickichte wohnten, überrascht; sie halfen uns beim Abschlachten der Ochsen und ich verwies sie auf unser Klamaklenjanalager, und sagte, sie sollten für meine dortselbst zurückgelassenen Diener jagen. Um sie gleich im vorhinein für meine Zwecke zu gewinnen, schenkte ich ihnen den Kopf, auch Fleisch und die Haut des erschossenen Ochsen. Da wir an dem Watsa-Weiher mehrere Stunden blieben, machte ich mich schon zwei Stunden vor unserer Abreise auf, um wiederum die beiden Wegseiten

nach härteren Bodenstellen zu untersuchen. Leider ließ ich bei diesem Ausgange meinen Compaß zurück und, da ich ohnehin in Folge der furchtbaren Hitze und der großen Anstrengungen der letzten Tage ununterbrochen an sehr argen Kopfschmerzen litt, so geschah es, daß ich mich verirrte und stundenlang umherlief, bevor ich wieder auf den richtigen Weg kam. Der Nachmittagszug und der Abendzug waren sehr beschwerlich. Ersterer war wohl kaum zwei Kilometer lang und doch nahm er mehr als zwei Stunden in Anspruch, da die zu bewältigenden Bodenerhebungen gar so sehr tiefsandig waren und die Waldpartien so dicht, daß ich auch Spiral zum Abhauen der Bäume und zwei weitere Männer zum Beiseiteschleppen der abgehauenen Stämme heranziehen mußte, um die Gespanne nicht gar zu sehr aufhalten zu müssen. Wir bemerkten auf diesem Zuge und auf unserer Ausspannstelle eine zahlreiche Zebraheerde, sowie ein Gauklerpaar, ohne jedoch ob der Müdigkeit Lust zu verspüren, eine Jagd zu versuchen; eine Jagd auf Zebras in diesen Gegenden ist nur zu Pferde anzurathen, und in unserer Lage war es doch nicht leicht möglich, von unseren Pferden Gebrauch machen zu können, da sie sämmtlich schwere Glasperllasten zu tragen hatten und für die kurze Rast auch wirklich der Ruhe bedurften. Der Zug am Abende erwies sich als noch beschwerlicher, denn trotzdem er höchstens zwei Kilometer betrug, nahm er vier volle Stunden in Anspruch; viele Ochsen fielen wiederholt nieder und wir mußten so lange stehen bleiben, bis sie sich wieder erholten und sich zu erheben und weiterzuschleppen vermochten. Der zu bewältigende Sandbult ist einer der höchsten im sandigen Lachenplateau, war auch so dicht bewaldet, daß wir wiederholt gegen die zur Seite stehenden Stämme anfuhren. Es war absolut unmöglich, in solch' kurzer Zeit einen geraden Weg durch den Wald zu bahnen, und wir fuhren einen stark gewundenen Weg, auf welchem bei dem langen Gespann von achtzehn, einander paarweise folgenden Zugthieren und dem langen Riesenwagen ein Anfahren oder, richtiger, ein »Festfahren«, wobei der Stamm zwischen Rad und Wagen eingeklemmt wurde, gar nicht zu vermeiden war. Die unangenehmste jener Episoden war die, welche in einer Skizze vorzuführen ich mir erlaube;*

* Des besseren Ueberblickes halber habe ich die im Vordergrunde zahlreich stehenden Bäume nicht in die Zeichnung aufgenommen.

Hindernisse im Klamaklenjanawalde.

wir waren beiderseits an den Vorderrädern festgefahren, und es erheischte die größte Vorsicht, die Bäume unter dem Wagen abzuhauen und dann, schadlos für Mensch, Thier und Fracht, seitwärts zum Falle zu bringen. Das einzig gute war, daß wir solche Hindernisse, indem wir alle zu gleicher Zeit daran gingen, in sehr kurzer Zeit aus dem Wege zu räumen vermochten. Dies war auch nur bei dem abgematteten Zustande unserer kranken Zugthiere möglich, da wohl ein frisches und gesundes Gespann in diesem Dornenwalde und bei dem mit dem Fallen der so nahe stehenden Bäume verbundenen Lärm nicht ruhig geblieben wäre, sondern durch wiederholtes Anziehen viele Schwierigkeiten bereitet hätte.

Schon um zwei Uhr Morgens verließen wir die Stelle und zogen weiter, da der Weg zumeist bergab führte, waren wir sogar im Stande, diesmal drei ausgiebigere Züge zu machen und den Quellenweiher Yoruah um die Mittagszeit zu erreichen. — Zahlreiche über den Weg führende Sandalenspuren zeigten deutlich, daß sich irgendwo im Dickicht jagende Madenassana aufhalten müßten, doch war von den Menschen keine Spur zu sehen, obzwar wir sicher waren, daß sie uns auf dem Zuge von Watsa hieher heimlich beobachtet hatten und sofort herantreten würden, wenn es uns gelänge, ein Stück Wild zu erlegen.

Wir blieben in Yoruah vom 12. September Mittags bis zum 14. Nachmittags, zumeist um den Ochsen in der engen Yoruahsenke bei giftfreier, guten Weide eine längere Rast zu gönnen. Am vierzehnten, gerade zur Zeit, als ich meine mittägige Breitebestimmung machte, kam ein Trupp von Schwarzen vom Norden her zu uns. Die Madenassana auf Watsa hatten uns schon früher mitgetheilt, daß ein Trupp Matabele von dem Könige nach dem Zambesi gesendet worden wäre, um Europäer, die sich dahin gewendet hatten, aus dem Lande zu weisen. Ich konnte dies nicht glauben und suchte es meinen Leuten, die den Bericht als baare Münze aufnahmen, auszureden. — Als nun jene Schwarzen zu uns herankamen, erkannte ich sofort, daß einige davon Matabele, der Rest Eingeborne vom Zambesi wären, und bald klärte sich alles, was ihre Mission anbelangte, vollkommen auf. — Die Matabele waren, von Tati ausgesandt, nach dem Zambesi gegangen, um den Jesuiten-Missionär daselbst zu benach-

richtigen, daß der Superior der Zambesi-Mission, welcher zu Tati im West-Matabele residirte, dem Sumpffieber, das er sich am Zambesi geholt, erlegen sei. Die Boten waren, auf der Rückreise begriffen, mit einigen Zambesi-Schwarzen zusammengetroffen und hatten dieselben, obzwar ihnen selbe an Zahl zweimal überlegen waren, gezwungen, ihre Wassergefäße und ihren Nahrungsbedarf — Sclaven gleich — zu tragen. Da sich die Matabele sehr mittheilsam und überaus freundlich erwiesen, schenkte ich ihnen ein gutes Stück Fleisch.

Bevor wir die Stelle verließen, fanden wir an dem Yoruah-Weiher die Hörner eines Kudustieres, der hier, nach der Beschädigung des Skelets zu urtheilen, bei der Tränke von Löwen getödtet worden war; auch erfuhren wir von den Madenassana zwei Tage später, daß sie hier an einer der Quellenlachen kurze Zeit vor unserer Ankunft einen vor Hunger gestorbenen, ausgewachsenen weiblichen Leoparden vorgefunden hätten. Die Yoruah-Weiher, obzwar von Quellen gespeist, führen ein sehr ungesundes Wasser, da sie keinen Abfluß haben und seit Jahrzehnten von niedriger Vegetation durchwuchert, als der tiefste Theil der Senke zum Ablagerungsorte der von dem Dünenplateau von Regengüssen herabgeführten Abfallstoffe dienen. — So zeigten sich unsere Pferde, nachdem sie kaum mit den Vorderfüßen zur Tränke in das Wasser getreten waren, mit Blutegeln übersäet und bluteten bedenklich.

Am 14. Abends brach ich wieder auf und gelangte gegen acht Uhr am nächsten Tage an den nördlicheren der beiden Tamasopa-Weiher; mit zwei weiteren Zügen am selben Tage durch mehrere dichte Laubwälder und über zwei leichter zu befahrende, hochbegraste Lichtungen hin, erreichten wir am Abende den Tamasetse-Weiher. Hier blieben wir bis Mittags des 18. September. Ich war erstaunt, an dieser Stelle drei Europäer zu treffen; es waren die beiden englischen Jagdgenossen Herren W. und R., deren ich bei dem Aufenthalte am Soa-Ufer Erwähnung gethan und von denen der erstere auf einer Zebrajagd sich den Fuß gebrochen; der dritte Schütze war der holländische Jäger Mynheer Weyr, der für den englischen Elfenbeinhändler Westbech jagte und zu diesem Zwecke einen Troß von Madenassana und Masarwa bei sich hielt; die beiden Engländer

aber waren auf dem Rückwege von ihrer Jagd aus dem Zambesigebiete begriffen. Der Zustand des Herrn W., der mühsam auf Krücken nachhinkte, dauerte mich herzlich, und ich sprach meine Befürchtung aus, daß sich sein verkrüppelter Fuß auch in England nicht bedeutend bessern dürfte. Mr. W. war nämlich im Begriffe, nach England zu gehen, um dort die besten Chirurgen bezüglich seines Leidens zu consultiren und sie zu ersuchen, einen künstlichen Bruch der geheilten Bruchstelle am Fuße und damit eine Besserung des Zustandes herbeizuführen; sein Genosse und der Holländer waren eben von einem zwanzig Kilometer im Osten entfernten Waldtümpel heimgekehrt, wo sie Tags zuvor drei Giraffen erlegt hatten. Die Engländer berichteten mir, daß sie mit ihrem Jagderfolge vollkommen zufrieden gewesen seien und noch nicht das Innere verlassen hätten, wenn nicht Mr. R., der Millionär und Nimrod, ein reicher englischer Brauer, der als Husaren-Officier schon in Indien viel gejagt, nicht plötzlich Sehnsucht nach der Heimat bekommen und sich nicht vorgenommen hätte, am Weihnachtsabende wieder bei seiner Familie in Old-England zu sein.

Der Holländer berichtete minder Günstiges, nämlich, daß Mr. Westbech vor kurzem nahezu alle seine Zugthiere an einer ansteckenden Krankheit verloren hätte, welche Mr. C., ein Missionär aus dem Basutolande, mit seiner kranken Heerde hieher verschleppt haben sollte. Den Symptomen nach zu urtheilen, konnte dieses Uebel nichts anderes als nur jene Milzbrandseuche gewesen sein, welche meine Heerde in Linokana heimgesucht hatte. Die vor uns weidenden Zugthiere des Mr. W. waren aber auch in einem elenden Zustande, sie waren nur wandelnde Skelette, welcher Zustand aber nicht Folge einer Krankheit, sondern nur durch Ueberbürdung und eine allzu rasche Reise verursacht worden war.

Am zweiten Abende unseres Aufenthaltes in Tamasetse ließ der holländische Jäger seine Schwarzen einen Tanz aufführen, wozu die Frauen und Mädchen den Tact schlugen; das letztere geschah unter fortwährenden Verbeugungen, während die Männer die verschiedenen Wildgestalten in einer auffallend steifen Haltung des Körpers zu versinnlichen suchten. — Anfangs schien uns dieser Tanz, den wir nie gesehen hatten, nicht uninteressant, allein da die Bewegungen der Leute immer wieder dieselben und

Tanz der Masarwa und Madenassana.

auch die Singweisen stets gleich monoton blieben, hatten wir bald unsere Schaulust gesättigt. — Dies ist der einzige Tanz, den die Masarwa und Madenassana aufzuführen pflegen. Die Frauen waren vorne nur mit kurzen Lederschürzen, hinten nur mit einem gegerbten, kurzen Ziegenfell bekleidet, am Halse und an der Brust waren sie mit zahlreichen Glasperlen belastet, sie strotzten vor Schmutz und ich konnte, außer ein paar schönen Augen an einem der Mädchen, nichts Angenehmes an diesen schwarzen Schönen erspähen. Die Männer hatten nur die bekannten engen Lederhülsen und Riemen um die Lenden geschlungen, von denen manchem ein Paar bis dreißig Centimeter langer mit Glasperlen und kleinen Messingriemen geschmückten Riemchenquasten herabhingen, am Arme und den Waden trugen sie Ringe aus Gnu- und Zebrahaut und manche auch um ihr Haupt einen kranzförmigen Schmuck, aus Zebramähnenhaaren gefertigt. Die Madenassana waren von mattschwarzer, die Masarwa von rothbrauner Farbe. Die bei dem einstündigen Tanze, wofür die Tänzer und ihre »singenden Musikanten« von Mr. R. mit Dacha (Hanfart zum Rauchen) entlohnt wurden, zur Darstellung gebrachten Thiergestalten waren der Strauß, der Büffel, die Säbelantilope, das Hartebeest und der Elephant.

Nachdem ich noch an Ort und Stelle Messungen vorgenommen, verließen wir Tamasetse. Da das eine Gespann etwas gekräftigt schien, belud ich seinen Wagen mit den Glasperlen, welche die Pferde von Klamaklenjana hiehergetragen, und ließ nun Willi Becker aufsitzen, der wiederum, wie in früheren Tagen, den Affen »Pit« zu sich aufs Pferd nahm; während nun sonst »Bettel« die beiden Freunde ruhig gewähren und aufsitzen ließ, schien er sich diesmal plötzlich eines anderen besonnen zu haben, denn kaum daß er den Affen auf seinem Rücken verspürte, riß er sich von dem nebenanstehenden Willi los und rannte davon. Der arme Pit behauptete seinen Sitz so lange es halbwegs möglich war; allein da er in seiner Todesangst leider ganz erbärmlich schrie, machte dies das Pferd so wild, daß es mitten in ein Gebüsch jagte und hier mit einigen Sätzen unseren armen Affen aus dem Sattel brachte. Pit wurde nun, weil mit seinem Riemen an einem der Sattelringe festgebunden, von dem Pferde wie ein Ballen hin- und hergeschleudert und flog dabei wiederholt bald gegen die Stämme,

bald gegen die Füße des Pferdes an, so daß wir schon die Hoffnung ihn wieder lebend in die Hände zu bekommen, aufgaben.

Herr R., der dem Pferde zunächst stand, als es seinen wilden Lauf begann, lief demselben sofort nach, und es gelang ihm auch, da das Pferd in dem Gebüsche nur schwer vorwärts konnte, das Thier einzuholen und unseren guten Pit, der erstaunlicherweise bis auf einige Aufschürfungen

Willi und Pit auf ihrem Rosse »Bettel«.

keinen wesentlichen Schaden gelitten zu haben schien, uns wieder zu überbringen. Pit jammerte zwar eine zeitlang, schien aber dann sein Unglück vollkommen vergessen zu haben, denn zwei Tage später saß er schon wiederum hinter Willi oben auf demselben Pferde.

Der Abschied von den Engländern, die uns ja ganz fremde Menschen blieben, hatte doch etwas Ergreifendes, wie jedes Lebewohl, das sich Weiße in Gegenden, fern der Cultur, zurufen.

Der erste Zug von Tamatsetse brachte uns aus dem beschwerlichen weißen Dünensand heraus und wir betraten einen wohl noch immer schwer

zu befahrenden und ſpeciell für unſere kranken Zugthiere noch gar ſehr anſtrengenden bräunlichen Lateritboden.

Da zwiſchen Tamatſetſe und Deikha auf eine Strecke von etwa 98 Kilometer kein Waſſer zu finden war, erbat ich mir von dem holländiſchen Jäger gegen Bezahlung von Schießbedarf einen Führer; dieſer wurde nun vorausgeſendet, um nach einigen Waſſerſtellen, die außerhalb des Weges liegen ſollten, zu ſuchen und mit Hilfe zweier mir ebenfalls von Mr. W. geliehenen Schwarzen, für den Fall, als ſich dieſe Stellen

Pit in Gefahr.

trocken erweiſen würden, an denſelben nach Waſſer zu graben. Der genannte Führer, Mynheer Weyr's geſchickteſter Straußenjäger, der einige Monate ſpäter beſchuldigt wurde, einen Diener des Elephantenjägers Afrika im Walde meuchlings getödtet und beraubt zu haben, verließ den Ort den Tag vor uns und wir trafen ihn am Tage nach unſerer Abreiſe nahe an dem derzeit trockenen Henrys-Weiher. Er hatte mit Hilfe ſeiner beiden Genoſſen nach Waſſer gegraben, und glücklicherweiſe wenigſtens ſo viel gefunden, daß wir unſere Trinkgefäße füllen und unſere Pferde zu tränken vermochten, leider war für die Zugthiere ringsum kein Tränkwaſſer zu finden.

Von Henrys-Weiher machten wir am selben Tage und in der Nacht zwei Züge; am folgenden Morgen einen weiteren Zug und erreichten mit diesem abermals einen trockenen Weiher, der den Elephantenjägern unter dem Namen Kybekay'span bekannt ist; hier glaubte unser Führer sicher zu sein, in der Nähe Wasser zu finden. Meine Leute machten sich nun mit allerlei Wassergefäßen, darunter auch mit einer großen Blechtrommel, mit ihm auf, um nach Wasser zu suchen; doch erst am Abende kehrten die Ausgesandten heim. Was unsere Führer »nahe« genannt, erwies sich volle zehn Kilometer entfernt, und meine Leute kamen von dem Tragen der schweren Wassermengen in einem vollkommen erschöpften Zustande zum Lager; eine derartige Arbeit war bei einer solchen tropischen Hitze eine Aufgabe für Riesen und nicht für gewöhnliche Sterbliche, welche durch die Anstrengungen der letzten Tage ohnehin schon sehr abgemattet waren; das Wasser für die Zugthiere lag aber noch zwei Stunden weiter entfernt, also für uns unerreichbar.

Auf dem Wege zum Wasser waren meine Leute mitten in dem schütteren Walde auf Giraffen gestoßen und der Führer hatte das Wild sofort beschlichen, auf ein Thier auch gefeuert, allein — nichts erbeutet; er behauptete, es getroffen, allein bei der Absicht, so rasch wie möglich das Wasser zu erreichen, eine Verfolgung aufgegeben zu haben. Nach seiner Rückkehr vom Wasser verabschiedeten wir den Führer und zogen gegen Abend wieder weiter. Wir verwirklichten bis gegen Mitternacht zwei Züge, von denen mir der eine deshalb wohl in Erinnerung geblieben ist, weil mir beim Wegräumen eines Stammes ein schwerer Ast recht unsanft auf Kopf und Schultern fiel. Früh am folgenden Morgen kamen wir nach einem langen Zuge zu jener, den Zambesi-Reisenden unter dem Namen des Baobabs bekannten Ausspannstelle. Mit dem Betreten des Lateritsandes fanden wir den Boden nicht allein leichter, sondern den Wald auch offener und längs des Weges bedeutend weniger Gift vor, als in den letzten Tagen.

Unsere mühevolle Arbeit mit dem Wegbahnen begann sich endlich weniger schwierig zu gestalten, wir konnten auf längeren Strecken schon größere Lichtungen benützen. Es war auch die höchste Zeit, daß sich die

Verhältnisse besserten, denn wir hätten es nicht mehr zu Stande gebracht, noch weitere dreißig Kilometer in jener Hast und ohne Rast den Weg durch den dichten Niederwald und die Dornbüsche zu bahnen.

Der Dünenboden, die tiefste Lage der Gegend im sandigen Lachenplateau, und die zahlreichen Quellen in dem weißen Sande, alles dieses weist deutlich darauf hin, daß dieser Theil des Plateaus lange unter Wasser gelegen haben muß, bis sich dasselbe irgendwo nach Süden gegen die großen Salzseeflächen Ma-Karri-Karri einen Abfluß geschaffen. Die höchste Partie des Hochplateaus findet sich unmittelbar an den Stellen, wo das Zambesigefälle nach Norden zu beginnt.

Am 20. September erreichten wir eben dies Gefälle, eine im Winter trockene wasserlose Ebene, welche sich aber im Sommer in einen gefährlichen Sumpf verwandelt. Ich wußte nun, daß ich an diesem Tage auch dem Lateritboden Valet sagen, und noch die bereits mit frischem Grase geschmückten Deikhathäler erreichen würde. — Dies munterte uns nun zum rascheren Schritte auf; von meiner Frau begleitet, ging ich ein Stück Weges vor dem Zuge voraus, ihr Pferd »Pluto« am Zügel führend. Als wir aus dem Lateritwalde herausgekommen, die stellenweise abgebrannte und stellenweise noch mit hohem trockenen Gras bedeckte Ebene betraten, hob sich zum erstenmale unser Muth, wir sprachen von überstandenen Mühsalen und hatten die Ueberzeugung, daß es jetzt wieder gut gehen würde.

Die Hoffnung und Zuversicht war wieder in unser Gemüth eingezogen. Die in den schweren Tagen vollkommen eingeschlummerte Jagdlust war wieder erwacht; ein gutes Zeichen! Und als sollte dieser Tag mit guter Vorbedeutung beginnen, zeigte sich bald edles Wild. Ich ging mit meiner Frau, deren gesatteltes Pferd ich am Zügel führte, langsamen Schrittes einher; Willi Becker folgte mit den beiden anderen Pferden, auch dem meinen, etwa 300 Schritte zurück. In der Sonnenhitze war der gute Junge im Sattel eingeschlafen, ohne daß wir es merkten. Da mit einemmale zeigt sich unter einem Baume zur Rechten des Weges eine Steinbockgazelle, welche so rasch in dem hohen trockenen Grase verschwand, daß ich ihr nicht einmal eine Kugel nachzusenden vermochte. Während ich noch aus den

Bewegungen der hier und da hervorragenden höheren Grashalme die Richtung auszunehmen suchte, welche das Thier genommen, erschien plötzlich, kaum zwanzig Meter vor uns und mitten im Wege — aus der Richtung eines einzelnen Baumes her — ein rostgelbes, schwarzgeflecktes Thier — ein großer Leopard. Das Thier lag jedenfalls nahe am Baume, am Wechsel der Steinbockgazelle, auf der Lauer, als wir zufällig, ohne es zu ahnen, der Gazelle Rettung brachten. Kaum daß uns der Leopard erblickte, sprang er mit einem Satze über den Weg in das trockene Gras zur Linken; ich lief ihm sofort nach und suchte ihn durch lautes Schreien zum momentanen Stillstande zu bringen, um einen guten Schuß wagen zu können. Als ich jedoch im nächsten Augenblicke schon das Raubthier aus den Augen verlor, sah ich das Nutzlose eines solchen Beginnens ein, lief rasch zurück, und ergriff Pluto's Zügel, um mich in den Sattel zu schwingen. Ich saß wohl bald oben, allein in einem Damensattel, der mir ungewohnt und bald lästig war. Der Leopard gewann umsomehr Vorsprung, als ich die ersten hundert Meter eine falsche Richtung eingeschlagen, während das Thier gegen den Lateritbult, von dem wir gekommen waren, seine Flucht nahm und unmittelbar an Willi vorübergekommen sein mußte, der zu meinem großen Erstaunen und Aerger, mit dem Vorderkörper an »Bettels« Mähne festliegend, glücklich und zufrieden im Sattel schlief. Der Leopard entkam in dem dichten Gebüsche des hochbegrasten Lateritbultes. Hätte Willi am Pferde nicht geschlafen, so hätte er leicht von seinem hohem Standpunkte aus nicht allein die wahre Fluchtrichtung des Thieres sofort wahrgenommen und mich davon unterrichten können, sondern auch unschwer die Stelle erblickt, von welcher aus das Thier im Gehölz seinen Lauf genommen; so aber hatte er die ganze Episode verschlafen und wurde erst durch die Unruhe seiner Pferde aus dem Schlafe gerüttelt. Inzwischen hatte der kleine Daisy, im Wege vorauslaufend, die Fährte des Raubthieres aufgenommen, und der kleine muthige Hund folgte in gewohnter Weise laut bellend. Wären die anderen größeren Hunde zur Stelle gewesen, so hätte ich mit ihrer Hilfe die Verfolgung sofort aufgenommen; so aber rief ich Daisy zurück, da ich sicher war, daß der Hund vor mir mit dem Leoparden in Berührung kommen und von ihm getödtet werden würde, bevor ich es verhüten könnte.

Doch was war zu machen? Ich mußte die ſchöne Jagdtrophäe verſchmerzen und ließ einen Kilometer weiter ſeitlich in einem kleinen Gehölze abſatteln, um die Wagen zu erwarten und während der heißen Mittagszeit zu lagern.

Mit einem weiteren Zuge hofften wir die Deikhaquellen zu erreichen. Gegen Mittag waren die Wagen zur Stelle. Statt zu graſen, ſuchten die Zugthiere den ſpärlichen Schatten einiger wenig belaubten Mapanibäume auf, während die Pferde »gekniehalftert« in einer Entfernung von etwa 500 Metern graſten. Wir waren eben mit unſerem Imbiß beſchäftigt und ſaßen unter den Wagen, um uns in dieſer Weiſe vor den heißen Sonnenſtrahlen zu ſchützen, und plauderten von der Erfüllung unſerer innigen Wünſche, wie wir trotz des letzten Ungemaches, den Zambeſi nun doch erreichten, als uns ein Ruf in die Gegenwart zurückrief. »Was iſt denn das für ein Thier, das ſich dort nähert«, rief plötzlich Oswald, der aufgeſtanden war, um ſich am Feuer einen Löffel Polenta zu holen. Wir ſprangen auf und blickten nach der bezeichneten Richtung hin, wo im Gehölz am öſtlichen Waldesrande dann und wann ein hellgefärbtes Thier erſchien. Wenige Augenblicke ſpäter erkannten wir in demſelben ein Zebra, das bald darauf den Wald verließ, um ſich im raſchen Trabe unſeren weidenden Pferden zu nähern; ſo kam es immer näher; ja es kam zwiſchen uns und die Pferde, ich hatte auch bereits angelegt, als Oswald durch ein vorzeitiges Aufſtehen — meine Gefährten hatten ſich alle flach auf den Boden geworfen — das Thier ſo ſcheu machte, daß es mit einem Satze zur Seite ſprang und davon galoppirte. Ich folgte dem Thiere nach, doch zum Unglücke war dieſe Strecke der Ebene, bis auf einige wenige hier und da ſtehengebliebene Grasbüſchel abgebrannt und es war mir nicht möglich, mich dem Wilde auf eine gute Schußweite zu nähern; ich feuerte aus einer Entfernung von 500 Metern und traf einen naheſtehenden Baumſtamm ſtatt des für meine Sammlung ſo ſehr erſehnten Wildes.

Gegen zwei Uhr verließen wir die Stelle und knapp vor Sonnenuntergang erreichte ich die erſte fließende Deikhaquelle.

Wir hatten ein nach Norden abfallendes, niedriges und bewaldetes aus Lateritbulten und Felſenhöhen gebildetes Hügelland betreten, das von

Eine Leopardenhetze.

zahlreichen, in ihrem Oberlaufe nach Nord, in ihrem Mittellaufe nach Nordost und zuletzt nach Ost und Nord bei Ost eilenden Flüßchen berieselt ist. Diese Wasseradern schlängeln sich durch schmale, sozusagen immergrüne von zahlreichem Wilde bewohnte Thäler. — Wir hatten mit dem Betreten dieses Hügellandes den südlichsten Theil des Albertslandes erreicht und die schreckliche wasserlose Strecke für lange hinter uns.

Bei einbrechender Dunkelheit kamen meine Wagen zur Stelle, und obgleich ich am Ufer der Quellenweiher Löwenspuren gesehen, so entschloß ich mich doch, in dieser giftfreien Au unsere Zugthiere unter guter Aufsicht weiden zu lassen, um ihnen nach monatelanger, trockener Weide die Wohlthat des frischen grünen Grases angedeihen zu lassen. Ich beschloß, hier einige Tage zu verweilen in der sicheren Voraussetzung, daß es uns möglich werde, die Sammlungen durch einige Exemplare größerer Säugethiere zu vermehren und auch einmal wieder frisches, saftiges Wildfleisch zu genießen. Je mehr sich auf dem Zuge nach Norden, die guten Wirkungen des etwas leichteren Lateritweges fühlbar machten, desto mehr nahmen die Symptome des Uebels der am Machaugifte erkrankten Zugthiere ab, und am Deikhaflüßchen angekommen, war ich gewiß, keines der Thiere mehr einbüßen zu müssen, wenn auch noch eines, der »alte Muff«, ziemlich bedenklich sich geberdete.

Die beiden folgenden Tage, den 27. und 28. September, benützten wir zur Erforschung der Gegend und zu Ausflügen nach Norden. Das Resultat meiner Arbeiten lieferte zumeist Frühlingspflanzen und Aufnahmen von Gebirgsformationen. Da in der Nähe keine Schwarzen wohnten, waren wir selbst auf die Jagd angewiesen und hatten mehrere interessante, wenn auch nicht sehr erfolgreiche Jagdepisoden erlebt und einiges Interessante für die Sammlungen gewonnen.

Kurz vor unserem Eintreffen in Deikha jagten hier für den noch oft zu nennenden Händler Westbech die nur wenige Meilen westlich auf der Panda-ma-Tenka-Station wohnenden Mischlinge. Einer davon hatte in der Nähe unseres Lagers einen bösen Strauß mit einem Leoparden ausgefochten, der leicht sehr schlimme Folgen für den Waghals hätte nach sich ziehen können. Der Jäger mit Namen Niklas, ein Sohn des in

dieser Reisebeschreibung noch oft zu nennenden Elephantenjägers »Afrika«, war mit anderen Genossen in die Deikhagegend auf Büffeljagd ausgegangen und, auf der Heimkehr begriffen, auf einen flüchtigen Leoparden gestoßen. — Diese Mischlinge, wenn auch durchwegs arme Ritter, spielen sich, etwa so manchem spanischen Gauchos Südamerikas gleich, gerne auf noble Herren hinaus. Sie sind zumeist rohe, aber im Herzen gute Jungen, welche sich viel auf ihre weißen Ahnen zu gute thun; so ist eine ihrer Gewohnheiten, sich bis auf den Moment des Feuerns stets ihre Gewehre von ihren schwarzen Dienern nachtragen zu lassen. — Das that auch Niklas, als er mit dem Leoparden zusammentraf. Es hatte schon sein Genosse auf das Thier gefeuert, es jedoch gefehlt, und Niklas, seinem zurückgebliebenen nackten Waffenträger zurufend, eilte einstweilen unbewaffnet dem Thiere nach, um es durch lautes Geschrei zum Aufbäumen zu bringen. Dies gelang wohl nicht, allein der Leopard flüchtete in eine Hyänenhöhle; — Niklas erkannte sofort, daß es ein verlassener, wahrscheinlich zugefallener Bau wäre, welcher dem Leoparden nicht hinreichend Schutz gewähren würde. — Der Jäger sprang zu einigen naheſtehenden Mapanibäumen, brach die niedrigsten morschen Aeste ab und eilte mit dem Holze zu dem Bau. Er kam eben an, als der Leopard vorsichtig seinen Schlupfwinkel zu verlassen im Begriffe war. Der beherzte Niklas schlug mit dem Holze nach dem Thiere, um es in der engen Höhle festzuhalten, und stieß dann, als er so den Leoparden auf einen Moment zurückgescheucht hatte, das Geäste in das Loch. Nun aber suchte sich das Raubthier doch den Ausweg zu erzwingen, und Niklas, welcher dieses mit den bloßen Händen zu verhindern suchte, hatte bereits arge Bißwunden an beiden Armen davongetragen, als sein Genosse noch vor dem Waffenträger zur Stelle gelaufen kam und den Leoparden aus unmittelbarer Nähe mit einer Kugel niederstreckte. — Dieser Niklas und dieses Jagdabenteuer sind wohl sehr bezeichnend für den ganzen Typus der südafrikanischen Professionsjäger, weshalb ich diese Episode dem Leser mir vorzuführen erlaubte.

Sehr erstaunt war ich, als mir Fekete meldete, in den Gesteinspartien der bewaldeten Hügel eine dem Greysbocke — den wir an der Südküste des Caplandes getroffen — sehr ähnliche kleine Gazelle gesehen zu haben;

einige Monate später überzeugte ich mich von der Richtigkeit der Beobachtung und ich glaube, daß das Thier sich der ganzen Ostküste entlang zieht und auch das Thal des Zambesi (ob am Nordufer ist mir nicht bekannt) bewohnt. Mit Rücksicht auf ihren warmen Pelz glaube ich, daß die Verbreitung dieser Gazelle von Süden her vor sich ging.

Am 25. September Nachmittags verließen wir Deikha, wohl ungern, denn wir hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß wir uns hier zu verproviantiren vermöchten und ich auch reichlicher Forschungsresultate sicher sein könnte, doch die Zeit drängte, wollte ich doch noch vor dem Beginne der Regenzeit den Zambesi nicht allein überschreiten, sondern auch ein gutes Stück Weges jenseits desselben vorwärts kommen.

Ich zog nun nach dem etwa zwanzig Kilometer, am Oberlaufe des Matetse-Flüßchens gelegenen Panda-ma-Tenka, einer mir von der Zeit meines ersten Besuches bekannten, einige Hütten zählenden Handelsstation, dem eigentlichen Ausgangspunkte für eine Central-Zambesi-Tour.

Obzwar neunundsechzig englische Meilen von der Tschobe-Mündung und etwa fünfundfünfzig englische Meilen von dem Victoria-Katarakte des Zambesi entfernt, ist dies neben der Leschumo-Station der nächste Ort, den die Zambesi-Schwarzen zu Tauschzwecken oder wenn sie Arbeit wünschen, aufsuchen. Panda-ma-Tenka wurde von dem Elfenbeinhändler Westbech gegründet und hatte seine Glanzperiode von 1872—1875.

Nach vier beschwerlichen Zügen erreichten wir am 26. September 1885 Panda-ma-Tenka, den seit 1876 so heiß ersehnten Ausgangspunkt für meine neue Zambesi-Tour. Es war erreicht, allein mit Schwierigkeiten, welche ich mich bemühe, dem Leser in Kürze vorzuführen, die nachzuempfinden wohl jedem Nichtbetheiligten unmöglich sein wird.

Ich hoffte in Bälde den afrikanischen Riesenstrom übersetzen zu können, allein auch hier kam es anders. — Was wir am Zambesi selbst erlebten, sollen die nächsten Capitel berichten.

IX.

Erster Aufenthalt im Matetse-Thale.

Die Jesuiten-Mission am centralen Zambesi. — Panda-ma-Tenkas Niedergang. — Die Stämme des Marutse-Reiches. — Die Ursachen der Mißerfolge der Zambesi-Mission der Gesellschaft Jesu. — Die Gemeinschaft am Friedhofe im Matetse-Thale. — Der Jagdausflug nach Deikha. — Die Ereignisse im Marutse-Reiche seit 1876. — Das Marutse-Reich von 1875 und jenes von 1885. — Sepopo's Grausamkeiten, seine Absetzung, Flucht und Verwundung. — Sepopo vollkommen verlassen; sein Tod am Süduser des Zambesi.

Es waren traurige Gefühle, die mich erfüllten, als ich anfangs des Jahres 1876 das Matetse-Thal und mit demselben den Bereich des Zambesistromes verließ, und nach dem unglücklichen Versuche, die Westküste zu erreichen, wieder meine Schritte nach dem Süden zuwenden mußte.

Nun stand ich wieder auf dem Boden, von dem ich Jahre hindurch geträumt, den zu erforschen mein nächstes Lebensziel war. Mein Herz hob sich in Freude. Alle Leiden, die es gekostet, den Zambesi zu erreichen, waren für den Augenblick vergessen, doch nur für den Augenblick, denn die Sorge, das graue Gespenst beschlich mich schon bald nach der Ankunft im Matetse-Thale in Form böser Nachrichten.

Es war am 26. September, die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als wir durch ein reich begrastes Thal der kleinen, aus einigen Hütten und drei aus Pfählen gebauten Häuschen bestehenden Station Panda-ma-Tenka vor uns liegen sahen. Von einer die Ebene beherrschenden nicht sehr hohen, aber steilen Felsenkuppe lachte es uns zwischen Mapani-bäumen entgegen.

»Sehet«, rief der kleine Bukacs, der mit der Chronometercaſſette am Rücken neben dem Pontonwagen einhertrollte, »welch ein anmuthiges, welch ein ſchönes Plätzchen; wie wonnig wäre es, unter dieſen breiten Palmenfächern von des Tages Mühen ausruhen zu können!« Der arme Junge! Wer hätte geahnt, daß ſich ſeine Sehnſucht, wenn auch in einer anderen, in einer furchtbaren Weiſe erfüllen ſollte! Ja, ein halbes Jahr ſpäter ruhte auch er hier neben vielen Anderen, die den centralen Zambeſi aufgeſucht hatten, von den Mühen und Laſten des Tages aus!

Das erſte, was uns nächſt den Wohngebäuden auffiel, waren die zahlreichen Steinhaufen, welche die nicht umfriedete Stätte der Todten kennzeichneten und zwei einfache, aus rohem Holz gezimmerte Kreuze — der Friedhof der Europäer. — Ein memento mori für jeden kühnen Eindringling in die Region der Tropen.

Die Station am Matetſeflüßchen hatte ſich ſeit meinem letzten Beſuche um einige Hütten vergrößert; trotzdem war ſie commerciell als Ein- und Ausgangspunkt des Central-Zambeſi nur ein Schatten deſſen was ſie im Jahre 1875 geweſen. Damals beſuchten Panda-ma-Tenka zahlreiche Elephantenjäger, welche im Bamangwatolande, am ſüdlichen Zambeſi-Ufer und ſelbſt im Matabelelande jagten, ſie erſtanden hier ihre Bedürfniſſe und ſetzten ihr Elfenbein und ihre Straußfedern ab. Damals hauſten auch noch Tauſende von Elephanten in dieſen Regionen und der Elfenbein-Export vom Nord-Zambeſi-Ufer der Marutſe-Mabunda war ein gewaltiger zu nennen. Auch zahlreiche wohlhabende engliſche Vergnügungsjäger und noch zahlreichere Elfenbein- und Straußfedernhändler fanden ſich ein und ſo herrſchte die meiſten Winter- und Herbſtmonate hindurch vom April bis Ende October hier ein reger Verkehr. Nun iſt das alles vorbei. — Die Elephanten haben abgenommen und die Eingebornen, welche den Werth des Elfenbeins als eine ihrer bedeutendſten Revenuen erkannten, hatten den Europäern das Jagen erſchwert oder vollſtändig unterſagt. So iſt Panda-ma-Tenka zu einer unbedeutenden halbverödeten Handelsſtation herabgeſunken.

In einer leicht begreiflichen Aufregung eilten wir den elenden Hütten zu, die für uns ſchon lange ein heiß erſehntes Ziel waren.

Bevor ich noch meine Zugthiere ausspannte, verfügten wir uns zu Herrn J. Westbech, dem schon von meinem ersten Werke dem Leser bekannten einzigen Handelsmanne am centralen Zambesi, der als Pionnier des europäischen Handels hierher kam, viele böse Tage mitmachte, aber auch große commercielle Erfolge aufweisen konnte.

In das best ausgebaute Holzhäuschen eintretend, war ich nicht wenig erstaunt, einen mir unbekannten Mann vorzufinden, der uns freundlich begrüßte, uns aber auch gleich an das Nachbarhäuschen, einem aus Pfählen errichteten und mit Gras gedeckten, in einer Umfriedung stehenden Holzbau verwies, wo unser Freund Mr. Westbech wohnen sollte. »Darf ich dann fragen«, antwortete ich, »zu wem wir hier in dieser Wildniß gekommen sind?« — »Mein Name ist Father (Pater) Booms, ich bin Mitglied der Zambesi-Mission der Gesellschaft Jesu«, antwortete der Herr des Hauses. Panda-ma-Tenka war seit meiner Abreise auch zu einer Missionsstation geworden. Wir hatten bereits manches über die mühevollen Versuche der Jesuiten, sowie eines englischen und französischen Missionärs, am centralen Zambesi Missionsstationen zu gründen, vernommen. Mein Gegenüber gehörte also der Gesellschaft Jesu an, welche hier am Zambesi zur Verbreitung der christlichen Lehre und Cultur große Opfer gebracht und, wie man mir auch schon in Schoschong erzählte, schwere Mißerfolge aufzuweisen gehabt hat. Ich versprach, bald wiederzukommen, doch vorerst zog es mich zu Mr. Westbech, dem »Herrn« der Handelsstation und dem provisorischen Besitzer von Grund und Boden von und um Panda-ma-Tenka.

Wir fanden Mr. Georg in seinem primitiven Verkaufslocale, eben beschäftigt, einigen am jenseitigen Ufer des Zambesi seßhaften Makalaka, die in den Diamantenfeldern gearbeitet und mit Gewehren und etwas Baargeld heimgekehrt waren, Pulver und Blei zu verkaufen; er schien gar nicht gealtert zu sein, seitdem ich ihn im Jahre 1876 zum letzten Male gesehen, und doch, welche stürmische Laufbahn hatte er hinter sich! Vielleicht wird es mir später möglich sein, dieses Prototyp eines südafrikanischen Trappers und Händlers unter den Schwarzen, jedenfalls des muthigsten und verwegensten, der auch unschwer sehr reich hätte werden können, näher zu

gedenken. Ich hatte ihm auf meiner ersten Reise und nun auch nach meiner Rückkehr in dieselben Gefilde viel Gutes zu danken; diesmal hätte er mehr für uns gethan, wenn seine Hände nicht durch einen Compagnon gebunden gewesen wären. Westbech war krank, doch führte er uns in seine Hütte — wie in früheren Tagen, nur eine runde Kafferhütte.

Bald war mir das Wichtigste von dem, was ich wissen wollte, auch von ihm mitgetheilt worden. Meine Fragen gingen in erster Linie um Träger, ob ich in allernächster Zeit verläßliche Träger miethen könnte, um noch vor dem Eintritte der schon nahenden Regenzeit den Zambesi überschreiten und meine Reise nach Norden fortsetzen zu können. Die Nachrichten, die mir der Elfenbeinhändler bot, waren die denkbar traurigsten. Im Marutsereiche herrschte Anarchie. — Sepopo wäre todt, sein Nachfolger wäre ermordet und Luanika Leboschе, der zweite Nachfolger, wäre von den Marutse selbst vertrieben worden und eben im Begriffe heimzukehren, um sich seinen Thron wieder zu erstreiten. Es wäre nun kein Herr in jenem Reiche, wer sollte mir denn die Erlaubniß geben, den Zambesi zu überschreiten und nach Norden, in dem Marutsereiche reisen zu dürfen, wer sollte mir Träger geben?

In dieser Nothlage sah mein Berichterstatter für den Fall, daß ich nicht in Panda-ma-Tenka verbleiben und den Erfolg der Waffen Luanika's abwarten wolle, nur den einen Ausweg, mir bei dem Makalakahäuptling Wanke Träger zu werben, eine Idee, die ich im vorhinein und aus mehreren Gründen verwerfen zu müssen glaubte und, wie später die Erfahrung lehrte, mit Recht verwarf. Seitdem die Zulu-Matabele die Makalaka-Königreiche am Tati, Schaschа, Rhamakoban, Inguisi ꝛc., zwischen dem centralen Limpopo und dem unteren Zambesi unterjocht und zum Theile vernichtet, und seitdem der Rest der Zambesi-Makalaka zur Flucht ans Norduser gezwungen war, ist der Charakter dieses Stammes — bis auf seine streng moralische Seite — der denkbar schlechteste geworden. — Die Treulosigkeit und der diebische Sinn der Makalaka als Diener, hatten mich schon auf der ersten Reise, in den Süd-Zambesigegenden, wo im allgemeinen doch das Reisen den Schwarzen gegenüber weniger gefährlich ist, vor ihnen gewarnt, und nun sollte ich diesen Makalaka das ganze Wohl

und Gelingen, den Erfolg meiner Nord-Zambesireise anvertrauen!? Den Makalaka, welche Dr. Scholz, wie man mir hier in Panda-ma-Tenka berichtete, als sie ihn auf seiner Süd-Zambesi-Tour begleiteten, soviel Unannehmlichkeiten bereitet, den Makalaka, die noch jeden ihrer früheren Herren (Elephantenbeinhändler) bestohlen hatten.

Westbech gab mir Recht, aber meinte, ich müßte unter den gegebenen Verhältnissen doch die Makalaka als Diener und Träger annehmen, und glaubte mir einen Liebesdienst zu erweisen, wenn er zwei der Makalaka, die zu ihm gekommen waren, mit dem Ansuchen um Träger zurücksandte. Bevor ich Westbech an diesem Tage verließ, bat ich ihn, noch zwei seiner Diener nach dem Victoria-Katarakte zu senden, um die am Nordufer des Zambesi wohnenden Matoka aufzufordern, uns Hirse und Mais, Ziegen und sonstige Lebensmittel zum Austausche zu bringen, da mein Proviant bis auf Kaffee und Salz vollkommen aufgebraucht war und ich einstweilen von Westbech einen Sack Hirse kaufen mußte.

Wirr war es in meinem Kopfe, nachdem ich die Hütte des Engländers verlassen. Ich hatte schon in Linokana Böses über die gegenwärtigen Zustände im Marutse-Reiche vernommen, doch die Sachen nicht so arg erwartet, als ich sie nun in der That vorfand. Was ließ sich da für die nächste Zukunft erhoffen? Jenseits des Stromes herrschte Anarchie. Jeder dieser Zaunkönige, Häuptlinge oder wie man diese Dorfvorstände nennen soll, erklärt zuerst in anmaßender Weise, Herr und Gebieter in seiner Provinz zu sein, und im nächsten Moment mußte man erkennen, daß er alles eher vermöchte, als mir die Erlaubniß, oder besser die Möglichkeit zur Durchquerung eines größeren Stückes Landes zu geben. Ich mußte warten und ausharren; obwohl ich wußte, daß Warten einfach der Malaria in den Rachen laufen hieß. Bukacz und Spiral hatten schon — nebenbei gesagt — während unseres afrikanischen Aufenthaltes, ersterer in Linokana, letzterer am Limpopo, Fieberanfälle erlitten und ließen nun die Befürchtung rege werden, auch hier als die ersten zu erkranken. Was war aber in solcher Zwangslage zu thun? Ich hatte immer gehofft, doch noch bis Mitte October das Zambesithal zu passiren, so dem ärgsten Fieber frühzeitig genug entweichen und Ende October schon die Vorstufen des

vermeintlichen, nach Norden zu liegenden Höhenzuges, das fieberlose Nord-Matokagebiet erreichen zu können. Und nun schien dies absolut unausführbar. Ich konnte es nicht glauben, und dennoch war es so. Mir geschah hier, was wohl jedem Reisenden öfters passirte, und sei sein Name noch so groß; die Dinge sehen an Ort und Stelle oft ganz anders aus, als in der Vorausberechnung. So viel stand bereits wenige Stunden nach meiner Ankunft in Panda-ma-Tenka fest, daß ich für Wochen nicht über den Zambesi käme. Selbst wenn im Marutse-Reiche eine königliche Autorität gewesen wäre, so hätte diese seit dem Tode Sepopo's nicht mehr in der Nähe Panda-ma-Tenkas residirt, sondern wie vor Sepopo, dem alten Brauche gemäß in der Barotse, welche in raschen Märschen und Bootfahrten, unter achtzehn Tagen nicht zu erreichen gewesen wäre. Mit dem Aufenthalte in den Residenzen der einzelnen Statthalter des Königs, um Träger zu erlangen, waren mindestens sechs Wochen erforderlich, um im günstigen Falle des Königs Antwort zu erhalten, dazu käme aber noch, nach erfolgtem Bescheide von der Barotse unsere Reise von Panda-ma-Tenka zum Zambesi und ein mindestens achttägiger Aufenthalt an der Tschobe-Zambesi-Vereinigung, um diese Träger werben zu können. So wäre unter Voraussetzung dieses leider nicht zutreffenden günstigen Falles, daß eine Autorität, wie weiland Sepopo, im Marutse-Reiche geherrscht hätte, eine Abreise vom Zambesi nach Norden unter acht Wochen nicht denkbar gewesen. — Acht Wochen und wir schrieben den 26. September. Die ersten Regengüsse und mit ihnen die ersten Fieberanfälle waren mit Ende October zu erwarten.

Für den Fall, daß ich mich aber nach Westbech's Rath sofort entschlossen hätte, Makalakaträger zu werben, wären dieselben auch vor Ablauf von vier Wochen nicht zu haben gewesen, da derartige Engagementsverträge in Afrika sehr umständlich behandelt werden. Unsere Boten mit der bloßen Anfrage hätten für ihre Tour- und Retourreise zwölf Tage bedurft, dann hätten sie die Bewilligung und die Bedingungen gebracht, so daß Träger binnen 28 Tagen in der Residenz Wanke's beigestellt werden konnten. Dazu kam unsere Reise bis zu Wanke und der Aufenthalt daselbst von mindestens zehn Tagen, so daß hier im besten Falle nahezu 5½ Wochen

verstrichen wären, bevor wir den Zambesi via Wanke verlassen hätten können. Wanke, so meinte Mr. Westbech, würde die Erlaubniß gerne und sofort ertheilen. Doch wer war Wanke, der Makalakahäuptling? Er selbst, der erfahrene, ergraute Mann, nennt sich »einen Hund der Marutse«, also einen Unterthanen des Marutse-Königs. Er darf unter keinen Umständen jene Erlaubniß ertheilen. Er hätte wohl die Geschenke für sich und den leider im Augenblicke nicht vorhandenen Marutse-König in Empfang genommen; die Marutse selber aber hätten uns bei der ersten Gelegenheit mit sammt dieser Erlaubniß wieder über den Zambesi zurückgejagt.

Daran, unbemerkt und ohne Erlaubniß durch das Land der Marutse zu schleichen, war nicht zu denken. Dafür sind Reisen von Europäern nördlich vom Zambesi derzeit noch viel zu selten, und die Weißen, welche das von mir zu betretende Land durchzogen, an den Fingern abzuzählen. (Livingstone, Blockley, Westbech's früherer Compagnon, der Elfenbeinhändler Thomas, der englische Elephantenjäger Selous und zwei andere.)

Die Kunde vom Besuche eines Europäers eilt gleich einem Lauffeuer durch das ganze Land und ich konnte vollkommen sicher sein, daß uns schon nach einigen Tagen der Weitermarsch untersagt sein würde. Nach Stanley's Art mit Gewalt den Durchmarsch zu erzwingen, war bei der Feigheit der Makalaka, ihrem verrätherischen und diebischen Sinne absolut ausgeschlossen. Obwohl ich aus den angegebenen Gründen nicht die Absicht hatte, diese Makalaka als Träger zu benützen und ihnen das Wohl der Expedition anzuvertrauen, hatte ich nichts gegen Westbech's Absicht, die beiden Boten, die ohnehin zu Wanke zurückzukehren im Begriffe standen, zu beauftragen, die Trägeraffaire zum Gegenstande einer wirklichen Botschaft an Wanke zu machen.

Ich anerkannte Westbech's guten Willen, wenn ich auch mit ihm nicht ganz einverstanden war. — Unser Verhältniß war bald ein ganz gutes, und um mir den Mann, der mir bei seiner großen Kenntniß der Zambesi-Sprachen und seinem Ansehen unter den Eingebornen sehr viel nützen konnte, umso willfähriger zu machen, entschloß ich mich, ihm nach dem Principe: »Kleine Geschenke festigen die Freundschaft!« einen der beiden im Klamaklenjanawalde zurückgelassenen Wagen zu schenken. Ich knüpfte

blos die Bedingung daran, daß er, wenn er denſelben holen ließe, für mich einige Utenſilien, die ich dort zurückgelaſſen hatte, mitbrächte.

Als alle dieſe Unterhandlungen mit Mr. Georg zu Ende geführt waren, hatten auch die Meinen das proviſoriſche Lager, unſer neues Heim in Panda-ma-Tenka, aufgebaut.

Mynheer von Weyr's Gehöft zu Panda-ma-Tenka.

Der mitgenommene Sammelwagen und der Eiſenwagen wurden vier Meter von einander aufgefahren und dann mit doppelter Segelleinwand nach drei Seiten ringsum überſpannt, ſo daß wir ein förmliches Segeltuchhaus zur Wohnung hatten. — Auf den erſteren Wagen wurden die Geſammtausrüſtung von Kleidern, Kattun ꝛc. ꝛc. und die Inſtrumente aufgeladen, während der eiſerne Wagen für Schießbedarf und Nahrungsmittel als Pulver- und Proviantkammer diente.

Nach vorne zu bis auf einen engen Eingang zur Rechten wurde durch einen Mapaniaſtzaun der Raum vor dem Wagen abgeſchloſſen, um

in der Nacht das unmittelbare Herantreten der wilden Thiere zu verhindern, da Hyänen, Leoparden oft und Löwen zuweilen die Station mit ihren nächtlichen Beſuchen beehrten und oft ſchon Hunde im Kampfe getödtet, geraubt und auch davongetragen hatten. Schon die erſten Tage, nachdem wir unſer Lager bezogen, ſollten wir erkennen, daß wir Mitte

Die verlaſſene Miſſionsſtation der Jeſuiten in Panda-ma-Tenka.

September, zur unrechten Zeit, nach Panda-ma-Tenka gekommen waren. Wir fanden uns unmittelbar vor der Regenzeit, das heißt in der Zeit der großen Stürme ein, welche in der Regel vom frühen Morgen bis zum Abend wütheten, ununterbrochen unſer Lager mit Lateritſtaubmaſſen überſchütteten und unſere wichtigſten Arbeiten, wie das Zeichnen, Schreiben und Präpariren, nahezu unmöglich machten. Sehr oft riß der Sturm die Stricke entzwei, und dann auch die ſchützende Leinwand, oft dachten wir ſchon, daß unſere luftige Wohnung hinweggeſchleudert oder niedergeworfen

werden müßte, und klammerten uns an die Haftseile, um das Ausreißen der Pflöcke zu verhüten.

Noch am selben Tage, unserem ersten Aufenthaltstag in Panda-ma-Tenka, besuchten wir Pater Booms und fanden in ihm einen jovialen und seelenguten Menschen, den wir in der Folge so viel zu danken hatten, daß ich nicht umhin konnte, ihn unseren zweitbesten Freund in Panda-ma-Tenka zu nennen. Ich sage es ganz offen, daß ich mich darnach sehne, diesen Mann im Leben noch einmal zu sehen. Der Jesuitenpater Booms ist den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition als eine jener Gestalten in Erinnerung geblieben, wie Charles Poppe, Thomas Jensen, Khama und Charles Clarks, einfach unvergeßlich. »Mir ist es nicht bekannt, wohin Dich, lieber Vater Booms, seitdem der strenge Befehl Deiner Ordensregeln verschlagen; möge Dich aber dieser Zuruf wo immer erreichen, davon sei versichert, wenn Du je einen Freund brauchst, wenn Du je in Nothlage bist und ich Dir helfen kann, ich meine letzte Brodrinde mit Dir theilen würde!« — Hier bei Pater Booms kam auch ein wissenschaftlicher Streit, den ich in Europa mit einem anderen Mitgliede der Gesellschaft Jesu, dem Pater D. führte und welcher die Marutse betraf, zur Sprache. — Der Gegenstand, um den es sich handelte, wurde gewiß in passender Umgebung, nämlich sozusagen angesichts des Marutse-Reiches, zwischen Westbech, Blockley und Pater Booms und mir erörtert und meine Ansicht als die richtige anerkannt. Pater D. bezweifelte meine Ansicht über das Vorhandensein so zahlreicher Stämme im Marutse-Mabunda-Reiche, wie sie in einer an die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien gerichteten und von ihr im Jahre 1878 publicirten Abhandlung genannt erscheinen. In diesem Schriftstücke heißt es ausdrücklich, daß ich nur acht Stämme, wenn wir die Einwohnerzahl und die politische Stellung berücksichtigen, als die wichtigsten ansehe (Seite 4), aber daß in ethnologischer Hinsicht, fünfzehn bis achtzehn Stämme anatomische Messungen (Seite 7) erfordern würden. Viele dieser Stämme haben sich seit undenklicher Zeit einer bestimmten Beschäftigung gewidmet und arbeiten, sei es als Canoe- oder Ruder-, als Lanzen- oder Bootverfertiger, als Fischer 2c. 2c., sind also Zünfte geworden und führen diesbezügliche Namen,

welche sich nach und nach zu Stammnamen herangebildet haben. Wenn die Leute auch Marutse sind, so besitzt doch jeder dieser Zweigstämme schon seine bestimmten Vorrechte und Abgaben, die ihn von den anderen Bruderstämmen unterscheiden. Wir haben hier ein Beispiel, wie sich ein Volk in verschiedene Zweige auflöst und wie mit der Zeit selbst das Bewußtsein der Einheit verschwindet. Mein Berichterstatter über diese Stämme im Jahre 1875, zur Zeit meines ersten Besuches am centralen Zambesi und am Hofe Sepopo's war kein geringerer als Sepopo, der Herrscher und König in eigener Person. Er war es, der mir vor Blockley diese Stämme vorführte und sie benannte, ich hatte mein Tagebuch zur Hand und so wie er sie mir als die einzelnen Vertreter vorführte, so schrieb ich deren Namen nieder, denn alle Völker seines Gesammtreiches waren damals in Scheschеke repräsentirt. Warum hätte Sepopo in Gegenwart Blockley's, der die Stämme zum Theile schon seit Jahren kannte, in Gegenwart seiner Großen Unwahres berichtet? Man legt eben im Marutse-Reiche großen Werth auf die Stammeintheilung, und so wurden mir speciell all die Vertreter vorgestellt. Welche praktische Bedeutung diese Stammeintheilung hat, zeigen verschiedene Thatsachen, so daß die königlichen Nachkommen zur Erziehung an verschiedene Zweigstämme des Marutsevolkes gegeben, diese zu ihrem Lieblingsstamme machen, deren Wohnsitze für ihre engere Heimat erklären, andererseits wieder der Umstand, daß die verschiedenen Volkszweige, ihre Blutsverwandtschaft verleugnend, einander offen befehden und abschlachten. Der Haß dieser Zweigstämme ist wohl ein Beweis für die Thatsache einer solchen Sonderstellung, welche mir das Recht gab, sie einfach als Stämme aufzuzählen, wenn auch selbe streng genommen Substämme der Marutse, Substämme der Matoka ꝛc. genannt werden könnten. In Wahrheit sind die durch Auswanderung gebildeten Zweige durch Klima Nahrung und Bodeneinfluß vielfach schon so dem Urvolke entfremdet, daß sie eine wissenschaftliche Sonderstellung beanspruchen könnten. — Kein aufmerksamer Leser meines Werkes konnte hierbei auf einen Irrweg gerathen. Pater D. griff mich hier an und bezweifelte das Vorhandensein so vieler Stämme, ohne dabei jene Zweigtheilung derselben, die uns z. B. bei den Betschuana die Lösung sehr wichtiger Ursprungsfragen von einem

Urstamme der Bantus an die Hand gibt, auch im geringsten zu würdigen; ich kann wohl seine Behauptung nur mit der Unkenntniß dieser Thatsachen erklären.

Die östlichen Bamangwato in Schoschong sind ein Stamm. Neben ihnen wohnen Makalaka, Makalahari, Masarwa und andere; doch wenn die Bamangwato unter einander sprachen oder einem Europäer, der ihre Verhältnisse wohl kennt, über den oder jenen aus ihrer Mitte etwas berichten, so wird er nicht Bamangwato, sondern mit seinem Substammnamen benannt.

Die Berücksichtigung der Verzweigung der Urstämme ist nun nicht nur unsere Grundlage für ethnologische Studien, sondern von höchst praktischem Werthe für die Colonialpolitik, welche nur mit diesen Einzelstämmen zu rechnen hat.

Hiermit möchte ich diesen wissenschaftlichen Streit, der vielfach auf Mißverständnisse beruht haben mag, abgethan haben, und zu unserer Mission, respective deren Inwohnern zurückkehren.

Vater Booms ist einer aus der Schaar jener Männer, die sich für die Civilisation des centralen Zambesi aufgeopfert haben. Die Mission der Gesellschaft Jesu ist auch für Afrika von so allgemeinem Interesse, daß ich nicht umhin kann, ihrer im Folgenden zu gedenken.

Die Missionsstation, die Father Booms bewohnte, bestand aus einigen Hütten und ebenerdigen Holzhäuschen. Eines der letzteren diente als Refectorium, aus dem man in die kleine am Nordende des Häuschens angebaute Capelle gelangte. In der Station wohnte, abgesehen von einigen Schwarzen, neben dem Geistlichen nur noch ein Laienbruder, der schon eine interessante, wenn auch sehr gefährliche Reise ins Maschonaland unternommen hatte. Als wir ankamen, hatte man eben die Vorbereitungen begonnen, um sich für eine Reise nach dem Süden, recte die Rückkehr und die Auflassung dieser Abtheilung der Zambesi-Mission, zu rüsten. Diese Mission wurde von der Gesellschaft Jesu am 25. Juni 1880 von sechs Missionären unter Pater Depelchin als Superior gegründet. Depelchin fehlte jener meisterhafte richtige Blick, welcher die Jesuiten bei Anlage ihrer Missions-Stationen tausendmal in allen fünf Erdtheilen begleitet hat und den Freund und Feind an ihnen bewundern müssen. Das wichtigste

Reich der Eingeborenen am Zambeſi iſt doch das der Marutſe, und ſo ſprach ich nicht blos meine eigene, ſondern auch die Anſicht aller derer aus, denen die Verhältniſſe am centralen Zambeſi bekannt ſind, daß Pater Depelchin ſein ganzes Augenmerk, ſowie die der Miſſion zur Verfügung ſtehenden Mittel dem Marutſe-Reiche hätte angedeihen laſſen ſollen. Hat erſt hier das Chriſtenthum feſten Fuß gefaßt, ſo dringt es dann von da nach allen Seiten ſtromauf- und abwärts vor. — Die erſte Station hätte müſſen im Marutſe-Reiche, und zwar in der Reſidenz des Fürſten errichtet werden. — Pater Depelchin zerſplitterte ſeine Kraft im Matabelelande und am Zambeſi, ohne daß bis heute unter den Matabele ein nennenswerther Miſſionserfolg aufgewieſen werden könnte. Die Errichtung der Miſſion im Oſten, im Movembaland, die Pater Depelchin ſofort nach ſeiner Ankunft am Zambeſi in Angriff nahm, eine Miſſion unter Stämmen, welche mir ſchon auf der erſten Reiſe als Menſchen eines ſchlechten Charakters bekannt waren, beanſpruchte viele Opfer. — Die beiden Miſſionäre, die hier walteten, erkrankten lebensgefährlich; einer davon, Pater Terörde, erlag ſehr bald dem Fieber, während ſein Genoſſe, Laienbruder Vervenne, mit Noth am Leben erhalten wurde; allein auch er kehrte, an einer Körperſeite gelähmt, zurück nach Panda-ma-Tenka. Die Leiden der beiden Braven im Movembagebiet (öſtlich von Wanke am Nordufer des Zambeſi) waren ſchrecklich geweſen. Nach Terörde's Tode lag ſein Genoſſe neben dem Todten lange im Fieberdelirium, als glücklicherweiſe Laienbruder S. Nigg, von Panda-ma-Tenka zugeſendet, zur Stelle kam und ſo doch noch den Bruder Vervenne zu retten vermochte.

Kinder von Miſchlingen in Panda-ma-Tenka.

Pater Depelchin machte bald darauf einen Versuch, bei den Marutse festen Fuß zu fassen; er erhielt auch Zugeständnisse, Versprechungen, die sich jedoch, bis auf einige wenige zumeist als trügerisch erwiesen.

Zu gleicher Zeit mit dem Unglücke im Mowembalande erlag Pater Law den Anstrengungen an der Ostgrenze des Matabelelandes im Umsila-gebiete, und bald darauf am 12. Mai 1881 R. V. Wehl in Sofala, der sich schon auf dem Marsche mit Pater Law, Nebly und Bruder Ladebeers durch Verirrung furchtbaren Gefahren ausgesetzt hatte und nur mit knapper Noth dem Tode entronnen war, indem seine Hinrichtung bei einem Häuptlinge nur durch die Intervention eines englischen Jägers, Mr. Robert Norby, verhindert wurde.

Im Juni 1881 wurde in Panda-ma-Tenka einer der ersten Getauften, ein Makalaka mit Namen Steuermann, meuchlings ermordet. Im selben Jahre auch unternahm Pater Depelchin eine neue Reise nach der Barotse und erhielt neue Zugeständnisse, diesmal von Luanika Lebosche. Am 21. März 1882, ein Jahr nach dem Tode des Missionärs Pater H. S. Fuchs, starb am selben Orte zu Tati im Matabelelande Pater Witt in Folge eines Sturzes vom Pferde, als er vom Besuche zweier kranker Goldgräber eben heimzukehren im Begriffe war. Mit schönen Hoffnungen und regem Eifer war die Zambesi-Mission in Angriff genommen und von welch' furchtbaren Schlägen war sie heimgesucht worden!

Was den Stationen im Zambesigebiete am furchtbarsten zusetzte, war das mörderische Klima mit seinen Dysenterien, seiner Malaria. Allein die Jesuiten wichen auch diesem furchtbaren Feinde nicht so leicht.

Im Jahre 1882 kam Pater Booms, unser Freund, mit Pater Kroot und einem Laienbruder in Panda-ma-Tenka an, um sich als Mitglieder der Mission diesen Gebieten zu widmen. Bald darauf auf einer abermaligen Tour von der Transvaal nach Norden fiel Pater Depelchin's Lastwagen in einer der Regenschluchten des Marico zur Seite und Pater Depelchin erlitt hier einen complicirten Beinbruch des linken Unterschenkels; er hatte tagelang furchtbare Schmerzen zu leiden, bevor der Wagen mit der ärztlichen Ausrüstung nachgekommen war und von dem nöthigen Verbandzeug Gebrauch gemacht werden konnte. Inzwischen machten sich die Patres Engel

und Kroot mit den Laienbrüdern Vervenne und Nigg abermals auf, einen Verſuch zu machen, das durch den Tod Pater Torörde's aufgelaſſene Mowembagebiet nochmals zu betreten. Sie bauten hier eine Station, mußten jedoch nur zu bald krankheitshalber den Ort wieder verlaſſen. Zur ſelben Zeit hatte es Pater Perghegge verſucht, nach dem Barotſelande zu kommen, um von den verſprochenen Ländereien zu Miſſionszwecken Beſitz zu nehmen und die der Miſſion, ſowie auch dem Herrn Superior Pater Depelchin zugeſprochenen Stationsplätze zu errichten.

Nach vieler vergeblicher Mühe ſah er ſich gezwungen, wieder umzukehren, da man ihm allen nur denkbaren Widerſtand geleiſtet und es ihm nicht möglich geworden, die Reiſe nach der Barotſe, der Reſidenz des Königs, fortzuſetzen.

Am 12. März ertrank auf dieſer Reiſe des Pater Verghegg der Laienbruder De Bülder durch das Umſchlagen ſeines Bootes in einer der Stromſchnellen des hoch angeſchwollenen Zambeſi. Am 1. Juli erlag in Panda-ma-Tenka Pater Weißkopf, der nach P. Depelchin Superior der Central-Zambeſi-Miſſion geworden, dem Malariafieber. Die im Jahre 1881 am unteren Zambeſi in Angriff genommene Miſſion forderte nicht minder ſchwere Opfer; es ſtarben hier die Patres Moulinards, Vierins, Rivieres und am 26. Juli 1884 verſchied in dieſer Gegend, ebenfalls der Malaria erliegend, Pater Veſteneck, Sohn des k. k. Majors Ritter von Veſteneck, der im Jahre 1841 zu Wien das Licht der Welt erblickt hatte. — Er ſtarb an dem Tage vor der Plünderung ſeiner Station durch blutdürſtige Eingebornenſtämme, die ſich gegen die wenigen Europäer (Engländer und eine portugieſiſche Beſatzung, welch letztere ſammt den Frauen niedergemetzelt wurde) am Schirafluſſe erhoben hatten. Im Jahre 1885, zur Zeit, als Pater Kroot Superior in Panda-ma-Tenka geworden war, erlag der Laienbruder Allen dem Fieber, indem bei einem heftigen Schüttelfroſte die Berſtung einer Lungenarterie erfolgte. Pater Booms arbeitete ſeit ſeiner Ankunft auf das erſprießlichſte an der Vergrößerung der Station in Panda-ma-Tenka, ohne dabei ſeine Pflichten als Seelſorger zu vernachläſſigen; er hatte auch ein Stück Land urbar gemacht, das mit ſeinem Ertrage an Weizen, Mehl, Hülſen- und ähnlichen Feldfrüchten die Miſſionäre von

Westbech und der Schoschonger Kaufstation unabhängig machte, gewiß ein großes Verdienst, wenn man bedenkt, daß diese Proviantartikel oft gar nicht zu haben sind, und wenn schon, so nur für schweres Geld (80 Kilogramm Weizen für $3^1/_2$ Pfd. St. = 42 Gulden) erstanden werden können; doch alle diese Anstrengungen vermochten nicht mehr zu retten, was bereits verloren war.

Die Station Mowemba hatte man in Folge der Treulosigkeit des Häuptlings aufgeben müssen, die Stationen im Marutse-Reiche waren durch die Wortbrüchigkeit des Königs Luanika Lebosche zu Seifenblasen geworden, und Panda-ma-Tenka hatte auch keine besseren Aussichten. In Wahrheit war es nur eine Jagd- und Handelsstation, wo zumeist Mischlinge die Einwohnerzahl ausmachten, denen zum Theile kein reiner Eifer mehr für die Aufnahme einer Religion eigen war oder die als Andersgläubige an ihrem Glauben festhielten. Nur zwei Familien, die des August und die des April, zeigten sich willfährig, den katholischen Glauben anzunehmen. Diese geringen Erfolge der eigentlichen Missionsthätigkeit gegenüber den furchtbaren Kosten und den noch schwerer ins Gewicht fallenden Opfern an Leben und Gesundheit ließen bei den Jesuiten den Plan reifen, die Central-Zambesi-Mission aufzulassen. Als wir Panda-ma-Tenka erreichten, da war zu unserem größten Bedauern eben Pater Booms in seinen Vorbereitungen für die Reise nach dem Süden begriffen. Die Central-Zambesi-Mission wurde aufgelassen, jene zu Tati und eine zweite im Matabelelande dagegen beibehalten. In Tati wird meiner Meinung nach die Gesellschaft ebenfalls nie reussiren; Tati ist ebenso ungesund wie der Zambesi; das Innere des Matabelelandes dagegen ist sozusagen ein fieberloses Land zu nennen und in dieser Richtung den Bemühungen der Jesuiten ein besseres Prognostikon zu stellen.

Es fällt mir nie und nimmer bei, in irgend einer Weise gegen die Jesuiten-Missionen im allgemeinen aufzutreten. Wer überlegt, was die Patres im tropischen Amerika geleistet, wird ihnen gewiß auch die eminente Fähigkeit, die Neger auf eine höhere Culturstufe zu heben, nicht absprechen. Allein die ganze Anlage der Zambesi-Mission im Großen macht auf mich den subjectiven Eindruck, daß die leitende und befehlende Gewalt in Rom

Wildreichthum am Deikha-Flüßchen.

über die physischen und ethnographischen Verhältnisse des Zambesibeckens nicht gehörig informirt war. Das Marutsereich mit seiner wißbegierigen Bevölkerung wäre nach meinem Dafürhalten das richtige Arbeitsfeld. Die an der Transvaalgrenze zu Fleshfontein errichtete Zwischenstation sowie Panda-ma-Tenka hätten als Stütz- und Verbindungspunkte dienen müssen. Die in Mowemba, im Matabelelande und in Sofala zersplitterte Kraft hätte auf der doppelten Basis, Fleshfontein und Panda-ma-Tenka ruhend, auf die das Marutsereich bewohnenden Stämme geworfen werden müssen. Man wollte ein sehr weites Feld in Besitz nehmen und verlor das Ganze. Man hätte sofort nach des Königs Sepopo Zusage welche die Jesuiten bereits in der Tasche hatten, in Barotse eine Station gründen sollen. So aber ließ man Monate verstreichen, während welcher Zeit die wortbrüchigen Marutse sich die Sache wieder anders überlegt hatten. In dieser Richtung hätten meine traurigen in dem früheren Werke hinterlegten Erfahrungen mit den Marutsefürsten den Jesuiten einen deutlichen Wink geben können. Die Mission in der Barotse hätte eine feste Burg des Katholicismus und der Cultur werden können, von wo aus man später Zweigmissionen besonders nach Westen errichten, ja eine Verbindung mit dem nahen Mossamedes und mit Benguela herstellen hätte können.

Ich weiß, daß die meisten Herren der Gesellschaft Jesu hier ebenso opferreich wie Pater Booms gearbeitet hätten. Mit solch' todesmuthigen und willigen Streitern hätten andere Erfolge errungen werden müssen, als jene, die man wirklich errungen hatte. Daß meine Ansichten nur auf Thatsachen beruhen, zeigt das Vorgehen und der Erfolg des Hugenotten-Missionärs Herrn Coillard, und doch hätte die Zambesi-Mission der Gesellschaft Jesu, da sie über weit größere Mittel und eine noch größere Anzahl von Kräften verfügte, noch mehr leisten müssen, wenn man ihr dasselbe Feld, wie es Coillard gewählt, einzig und allein das Marutsereich, zugewiesen hätte. Abgesehen von den strategischen Fehlern, möchte ich mir noch eine zweite Aeußerung gegenüber dem Vorgehen der Jesuiten erlauben.

Es ist nothwendig, daß jeder Mission mindestens ein ärztlich geschulter Missionär beigegeben wird. — Ich behaupte, daß jene großen

Menschenopfer nicht so zahlreich geworden wären, wenn unter den Herren Einer ärztliche Kenntnisse besessen hätte; wollte man Sofala, das Matabeleland, Mowemba und die Barotse in Angriff nehmen, so wären mindestens vier Missionsärzte nöthig gewesen und man besaß nicht einen! Ich sah das opfervolle Wirken der Gesellschaft Jesu auf afrikanischem Boden; ich lernte diese Männer hochschätzen, ich besuchte ihre Kirchen und bin ihnen für manchen Trost und mannigfache Hilfe dankbar, ja ich bin ihr inniger Freund geworden. Als solcher trage ich nur meinem Gefühle Rechnung, wenn ich sage, daß man das Leben dieser heroischen Männer höher halten solle, als es bis jetzt geschah.

Ich spreche in dieser ganzen Frage, wie ich glaube, von einem neutralen Standpunkte aus. Wie jetzt die Sachen stehen, ist nach meiner Meinung der centrale Zambesi verloren und ich würde auch rathen, das Matabeleland als Missionsfeld, außer wenn Hoffnung vorhanden ist, es bald unter einem europäischen Regime zu sehen, so bald wie möglich fallen zu lassen.

In dem kleinen Friedhofe zu Panda-ma-Tenka ruhen viele müde Streiter der Kirche — sie kamen von der Ferne, aus Holland, Frankreich, ja auch aus Oesterreich und einer von der blauen Donau her, mit frischem Muth im Herzen und dem festen Willen, Gutes zu thun, heilsam zu wirken; allein das Klima und die Feindschaft ihrer Mitmenschen raffte nahezu alle hinweg. Friedlich, wie sie gekommen, ruhen sie nun in dunkler Nacht neben einander und neben ihnen auch andere, die ihr Beruf oder auch nur Gewinn oder Jagdvergnügen in diese Gegenden gelockt hatten; nun sind sie einander gleich, bleiche Gebeine, aller Erdensorgen und der Erdenlust bar. Friede ihrer Asche!

Als Pater Booms sah, wie schlecht es mit unserer Kost bestellt war, bevor die Matoka vom Victoriafalle Nahrung gebracht, lud er mich und meine Frau zu Tische und versorgte im allgemeinen unsere Küche mit so manchem lange schon entbehrten Genußmittel. Der Erfolg der Jagd am Deikhaflüßchen bewog mich, Fekete Janos, Oswald Söllner, Harry Meintjes und Ignaz Leeb mit zwei Pferden nach Deikha zur Jagd zu senden.

Harry Meintjes und Leeb kehrten nach vier Tagen, Oswald und Fekete nach sechs Tagen heim. Die Ausbeute, welche sie mitbrachten, drei Roenantilopenhäute, war zufriedenstellend, dagegen war die höchste Gefahr, daß Oswald und Fekete bei dieser Excursion zu Grunde gingen, mit Noth überwunden. Beide verirrten sich nämlich, zogen ohne Nahrung vier Tage im Kreise herum, bis sie endlich das von Leeb bereits verlassene Lager am Deikhaflüßchen halbtodt erreichten. Daselbst fanden sie an einem Baume befestigt etwas Nahrung und einen Zettel mit der Weisung, daß Leeb und die anderen bereits nach Panda-ma-Tenka aufgebrochen seien. Dahin eilten nun auch meine beiden Verirrten. Trotz der wundgelaufenen Füße und der ärgsten Ermattung langten sie zwei Tage nach Leeb wieder wohlbehalten bei uns an. Sie konnten Gott danken, daß sie keinem Raubthiere in ihren ungeschützten Nachtlagern und nicht dem Durste in den heißen Mittagen erlagen.

Die in die Nachbarschaft von Panda-ma-Tenka selbst ausgesandten Jäger stießen wohl auf Wild, doch erwies sich dieses als so scheu, daß an eine ergiebige Jagd nicht zu denken war.

Da ich vor dem Eintritte der nahen Regenzeit meine Tage nach Möglichkeit wohl ausnützen wollte, entschloß ich mich, die Victoriafälle des Zambesi aufzusuchen; einmal, um meiner Frau und meinen Leuten das seltene und erhabene Naturwunder zu zeigen, dann aber auch, um in dieser an Naturschätzen so reichen Gegend meine Forschungen fortzusetzen. Da die Matoka aus Furcht vor den Matabele mein Ansuchen, Nahrungsmittel zum Austausche zu bringen, abschlägig beantwortet hatten, so dachte ich auch Nahrungsmittel an Ort und Stelle anzukaufen und heimzubringen. Um die schweren Lebensmittel und eventuell erbeuteten Sammlungen ohne Träger nach Panda-ma-Tenka bringen zu können, entschloß ich mich, mit meinem eisernen Wagen die Victoriafälle aufzusuchen. Ich konnte dieses nur dadurch wagen, weil mir sichere Kunde geworden, daß auf dem Wege zu dem Katarakte und an demselben die giftige Tsetsefliege durch periodische Waldbrände ausgerottet worden sei.

Und so befuhr wirklich ein österreichisches als erstes Gefährt die Strecke »Panda-ma-Tenka—Victoriafall«! Da wir jedoch die felsigen

Fußpfade nicht benützen konnten, das ganze zu durchreisende Albertsland aber den für Westbech jagenden Mischlingen sehr gut bekannt war, entschloß ich mich, »April«, den getauften Basuto, als Führer, Dolmetsch und Jäger für diese specielle Tour zu engagiren.

April erwies sich als sehr brauchbar und ich habe ihm Vieles auf diesem Ausfluge zu danken. »April« gehörte zu den fertigen Jägern, aus der »guten Zeit«, als noch (vor zehn und zwölf Jahren) die Elephanten und Strauße in Menge diese Gegenden bevölkerten und in Folge dessen Europäer und Boers als Elfenbeinhändler und Jäger an den centralen Zambesi kamen. Mit diesen Herren kamen zahlreiche Mischlinge, welche sich zu Jägern vervollkommneten und dabei ihr schönes Stück Geld an Elfenbein und Straußfedern verdienten, so daß viele sich ein eigenes Gespann, ein eigenes Haus anschaffen konnten. Im Ganzen waren sie, als ich die Gegend im Jahre 1876 verließ, trotz so mancher Schwäche in Puncto Weib und Becher wohlhabende Leute. Bei der sinnlosen Verfolgung der Elephanten und Strauße mußten ihre Erwerbsquellen versiegen, und so traf ich diese Mischlinge bei meiner Rückkehr im Jahre 1885 in größter Armuth an, so daß sie nur nothdürftig ihre Bedürfnisse zu decken vermochten. An Fleisch hatten sie wohl stets nahezu Ueberfluß und haben uns in dieser Hinsicht oft ausgeholfen, doch alles Andere, namentlich Kleider, waren schwer zu beschaffen, da ihr Verdienst zu den gewohnten großen Auslagen in keinem Verhältnisse stand.

Ein eigenthümliches Leben, welches diese Menschen führen. Es würde sich lohnen, einmal eine Skizze dieses südafrikanischen Trapperlebens zusammenzustellen. Sie würde gewiß viel Originelles, viele Licht-, aber auch viele Schattenseiten zeigen.

Aus Rücksicht für das uns erwiesene Gute, lasse ich hier einen Schleier über das und jenes fallen und will nur einer Episode gedenken. Einer dieser Mischlinge hatte die Tochter eines redlichen Buschmann-Mischlings zur Frau genommen. Diese war gut und arbeitsam, aber nichts weniger als eine Schönheit. Dennoch war der Herr Gemahl auf sie ungemein eifersüchtig, ja diese seine Leidenschaft trieb ihn so weit, daß er einen Madenassana-Doctor, recte Zauberer, zu Hilfe nahm, um sich die

Treue seiner Frau für immer zu sichern und seine etwaigen Nebenbuhler zu züchtigen. Der betreffende »Zauberer« war auch gleich bei der Hand, und bald wurde das Geheimmittel in Anwendung gebracht. Man beschmierte mit einem Pflanzengifte die Pfosten des Bettes, um den vermeintlichen Nebenbuhler am Bette festzuhalten, die Thürschwelle, um, wenn sich der erste Zauber doch nicht als hinreichend wirksam erweisen sollte, dem Manne das Verlassen der Hütte unmöglich zu machen, ja um ganz sicher zu sein, ging man so weit, gewaltsam das Mittel an die Lippen und Augen des unschuldigen Weibes selbst zu schmieren. — Das Mittel mußte aber ein sehr kräftiges Gift gewesen sein, denn das arme Weib erkrankte noch am selben Tage unter heftigem Erbrechen und unter Vergiftungssymptomen. Nachbarn eilten zu Hilfe und diesen gestand die Unglückliche den Vorfall ein. Auch Blockley eilte mit seinem Medicinkasten herbei, doch die angewendeten Gegenmittel erwiesen sich als erfolglos und die Frau starb unter gräßlichen Schmerzen. Da die Elephantenjäger, den californischen Goldsuchern gleich, das weitgehendste Selfgovernment üben, sind sie ihre politische Behörde, ihre eigene Jury und ihre eigenen ausübenden Richter. So nahmen sie auch sofort diesen Fall in die Hand. Blockley hielt es für gut, den schuldigen Mann, nachdem der Hauptschuldige Madenassa eiligst geflohen war, sieben Tage lang bei sich in seinem Häuschen zu halten und die Urtheilsvollstrecker, die als Richter den Tod über den Schuldigen verhängt und auch als Scharfrichter das Urtheil zu vollziehen hatten, an der Ausübung des Urtheils zu hindern. Nach acht Tagen und nachdem man die Erregung durch den reichlichen Genuß des aus der Mabelehirse zubereiteten Butschualabieres etwas beschwichtigt hatte, legte sich auch der Zorn und mit ihm milderte sich, da nebenbei der Panda-ma-Tenka-Codex auf einer sehr wankelmüthigen Grundlage beruht, auch das Urtheil von selbst, bis es endlich in einen Freispruch auslief. — S . . . . . lebt noch heute, wenn ihn auch ein Morbus-Brighti plagt, an dem ich ihn auch während meines Zambesi-Aufenthaltes wiederholt zu behandeln hatte. Aus der Ehe entstand ein Mädchen, dem der Vater leidenschaftlich ergeben ist. Er versah zu jener Zeit Kutscherdienste bei Mr. Westbech und erwies sich als ein äußerst genügsamer und treuer Diener. Zur Zeit unserer Ankunft

wohnten außer diesem S. abseits, etwas nach nordostwärts von der Handels- und Missionsstation in einigen Kafirgehöften noch der Elephantenjäger April, verehelicht an ein Pflegekind des früheren Waffendepothäuptlings, des Königs Sepopo Masangu; ferner Auguſt, der redlichſte von allen, dem ſein Lieb, ein grundhäßliches Buſchweib — doch heller als er — gar viel Kummer bereitete; dann der alte Niclas van der Berg mit ſeinem Don Juan-Sohne Gert, ein zweiter Kutſcher des Mr. Weſtbech Jan und endlich Niclas, den wir ſchon bei Gelegenheit eines Handgemenges mit einem Leoparden am Deikha kennen gelernt haben.

Abſeits und getrennt von dieſen Hüttengruppen nach Weſten hin (ſiehe Abbildung) ſtand das ebenfalls aus mehreren Kafirhütten beſtehende Gehöft des Holländers Jan Weyr, der eine Marutſe-Sclavin zur Frau genommen.

Die Reiſe zu dem Victoriafall ſoll den Gegenſtand des nächſten Capitels ausmachen. Bevor wir an dieſes herantreten, will ich zum Abſchluß des erſteren die Geſchichte der Marutſe ſeit meinem Scheiden aus ihrem Gebiete ſeit dem Jahre 1876 dem Leſer vorführen, wie ich ſelbe zum Theile ſchon als Mitarbeiter der »Deutſchen Rundſchau für Geographie und Statiſtik« in dieſem Journale beſprochen.

Livingſtone war der erſte Europäer, welcher die Welt von dem Beſtehen dieſes mächtigen Reiches in Afrika in Kenntniß ſetzte. In den Karten Südafrikas finden wir das Land, welches ſich am Mittellaufe des mächtigen Zambeſiſtromes ausdehnt, bis zum Jahre 1878 als das Königreich der Makololo verzeichnet. Die Makololo gehörten zum Stamme der Baſuto; ſie verließen ihre Heimat am Caledonfluſſe und zogen zum Tſchobe, wo ſie die Völker bekriegten, das alte Marutſereich unterjochten und ein neues Königreich gründeten. Doch der innere Unfriede im Lande — verbunden mit Malariafieber — und anderen Krankheiten hatten in Bälde die Sieger decimirt. Die geknechteten Marutſe faßten neuen Muth, ſtürzten mit vereinten Kräften auf die Makololo und ſiegten auch. Diejenigen der letzteren, welche von den Marutſe nicht getödtet wurden, ließ Letſchuatabelle, der Führer der Marutſe, niedermetzeln. Letſchuatabelle aber reſidirte am Zugafluſſe und dem N'Gami-See als König der weſtlichen Bamangwato. Als

ich auf meiner ersten Reise diese Gegenden besuchte, fand ich blos einige Makololoweiber, welche unter die Sieger als Beute vertheilt worden waren, und zwei junge Männer vor, von denen es der ältere, Manengo, nur seiner lichten, braunen Gesichtsfarbe zu verdanken hatte, daß er dem Tode entrann. Moquai, die älteste Tochter Sepopo's, erwählte Manengo zum Gemahl — und die Marutse senkten in Ehrfurcht ihre Assagais vor dem Erwählten der allgemein beliebten jungen Fürstin, der Tochter des grausamen Königs. Fürstin Moquai erbte von ihrer Tante den nachbarlichen Mabundathron; sie übernahm wohl die Regierung, doch entsagte sie bald dem Throne, da sie wahrgenommen, daß König Sepopo, ihr regierungssüchtiger Vater, nach Erweiterung seiner Macht auch im Mabundareiche trachte und seine Tochter zwingen wolle, zu seinen Gunsten auf die Regierung zu verzichten. Moquai blieb zwar nach wie vor die Königin der Mabunda und sämmtlicher dazu gehöriger Länder, doch blos dem Namen nach. König Sepopo vereinte das Königreich Mabunda mit seinem Lande und es hieß von nun an das Marutse-Mabunda-Reich.* Als ich nun wieder die Gegenden an der Mündung des Tschobe besuchte, erstaunte ich nicht wenig über die seitdem vor sich gegangenen großen Veränderungen in diesem Reiche. Das ehemals vereinte Marutse-Mabunda-Reich hatte sich zum Marutse-Reiche umgestaltet, denn das Mabunda-Königreich war aufgehoben und alle ihm zugetheilten Länder dem Marutse-Reiche als Provinzen einverleibt worden. Dies geschah nach Sepopo's Tode im September des Jahres 1876; es kam mir wohl die Nachricht von Sepopo's Ableben zu, doch nicht von den Veränderungen im Lande. Sepopo war ein sehr grausamer Mann, der, um seine Pläne zu erreichen, ohne Zagen über Leichen schritt. Er hatte als jüngster Sohn, um die Regierung erlangen zu können, seine Brüder hinmorden lassen. Sepopo war eine gewaltige, blutdürstige und energische Regentennatur, vor der sich alles beugte; allein er ging in seiner Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit zu weit, und er scheiterte daran, daß er in dieser Richtung dem Nationalcharakter seines Volkes zu viel zumuthete. — Seine Grausamkeit forderte Hunderte von Menschenleben und eben seine Greuelthaten hatten den Grundstein zu seinem Untergange gelegt. Zauberer

* Auch Marutse-Mambunda-Reich.

hatten im Marutse-Reiche für gewisse religiöse Ceremonien Menschenopfer eingeführt; indem aber der jeweilige König stets für den weisesten und berühmtesten Zauberer angesehen und geachtet wird, so wurde aus diesem Anlasse so manche grausame That als ein »erlaubtes, sozusagen nothwendiges Opfer« entschuldigt und verziehen. Doch Sepopo's Grausamkeit überschritt alle Grenzen. Er war, wie so mancher grausame Tyrann, auch ein Wüstling. Um seinen Wüstlingslaunen fröhnen zu können, machte er das sogenannte Mulekauthum im Marutselande sozusagen zur Unterthanenpflicht. Es besteht darin, daß der Geber, wenn der beschenkte Mann ein Geschenk angenommen hat, das Anrecht besitzt, nach Allem, was der Beschenkte sein Eigenthum nennt, ja selbst nach seinen Frauen zu greifen.

Sepopo aber ging noch weiter, er verlangte mehr. Hörte er von einem schönen Weibe, so sandte er um dasselbe, jede zehnte ward zur Königin gemacht, und der beraubte Mann bekam eine andere Frau. — Bemerkte der König bei seinem Gange durch Schescheke eine Schönheit, die ihm gefiel, dann ging er ganz einfach in ihre Hütte und der Gemahl respective Hausherr, mußte nun trachten, sich möglichst bald zu entfernen, um dem Stocke des Königs oder seinen Häschern aus dem Wege zu gehen. Schon im Jahre 1875 bemerkte ich eine auffallende Aufregung unter der Bevölkerung, später ergriff diese solche Dimensionen, daß die Barotse* und sämmtliche angrenzenden Provinzen, sowie die nördlichen und östlichen Länder des Reiches abtrünnig wurden; nur die südöstlichen Länder, durch seine Gegenwart eingeschüchtert, blieben Sepopo noch treu. Von den Häuptlingen waren blos Maranzian, Ramokozane und Massangu vom Könige nicht abgefallen und bewahrten ihm Treue. Sepopo benützte die Ausrede, die Umgegend von Schescheke sei zu sandig, um nach Katonga, westlich von Schescheke, zu übersiedeln; in Wahrheit aber, wie mir mein englischer Berichterstatter** mittheilte, um den schrecklichen Anblick jener Gegend zu vermeiden; denn Sepopo's Grausamkeit hatte den Wald um Schescheke, in

* Das Stammland Sepopo's.

** Mr. Westbech, der damals einzig zurückgebliebene Händler aus der Zahl der früher so zahlreichen Trader.

welchem sich die Richtstätten befanden, zu einem wahren Golgatha umgewandelt.

Wenige Wochen nach Sepopo's Uebersiedlung nach Katonga kam dem Könige im Monate September 1876 die Nachricht zu, daß die Aufständischen sich vereinigt hätten und unter Anführung des Häuptlings Pogalite, des ehemaligen Statthalters der Barotse, welcher seiner Fürstin Moquai stets ergeben war, gegen Katonga heranzögen, durch welchen Rachezug Pogalite zugleich die von Sepopo Moquai angethane Schmach zu vergelten suchte. Sepopo lächelte: »Bin ich nicht Sepopo, das Oberhaupt der Zauberer des Landes? Habe ich nicht genügend Heil- und Zaubermittel, um alle Verräther zu vertreiben und zu vernichten?!« Mit stolz erhobenem Haupte durchzog er die Stadt und betrachtete mit ruhiger Beschaulichkeit seine »Zaubermittel«, welche auf dazu bestimmten Pfählen in der Stadt aufgehängt waren, als wenn er mit Zuversicht daraus hätte entnehmen können, daß sein Sieg unausbleiblich sei; in Wahrheit aber, um dem abergläubigen Volke Ehrfurcht und Respect vor seiner Allmacht einzuflößen und auf diese Weise die Bevölkerung der Stadt und die nachbarlichen Dörfer an sich zu fesseln. Als die Aufständischen die Grenzen der Barotse überschritten hatten, sandte ihnen König Sepopo zwei wohlbewaffnete Kriegshaufen entgegen, auch unternahm er alle möglichen Vorbereitungen, um, im Falle seinen Kriegern nicht der erhoffte Erfolg oder gar eine Niederlage zu Theil werden sollte, den Rebellen kräftigen Widerstand leisten zu können.

Doch sämmtliche Mittel halfen nichts und es verließ ihn auch seine nächste Umgebung, der gegenüber er stets wohlwollend und als freigebiger Mann sich benommen hatte. Allnächtlich entfernten sich Haufen von Männern von Katonga und Schescheke; sie flohen theils stromwärts, theils westlich, um sich den Aufständischen anzuschließen. — Der allmächtige, gefürchtete Sepopo konnte seinen Widersachern keinen siegreichen Kriegshaufen entgegenstellen. Sein Glücksstern war erloschen.

Da ließ er sämmtliche Gewehre und alles Schießmaterial zusammentragen und warf alles in den Strom, um damit, wie er meinte, dem Sieger keine nennenswerthe Beute zu überlassen, und als er endlich den Siegesruf seiner Feinde vernahm, flüchtete er in später Abendstunde in

einem Kahne, von sechs Dienern begleitet. — Ein in der Nähe befindlicher Krieger der königlichen »Leibgarde« hörte das Gejohle der nahenden Siegestruppen und schoß aus Uebermuth nach dem Kahne, ohne zu wissen, daß sein König in demselben auf der Flucht begriffen sei und verwundete Sepopo, ohne es zu wollen oder nur zu ahnen. Die Schußwunde schien nicht gefährlich zu sein. Die Muskeln des linken Oberarmes waren zerschossen und die Haut auf der Brust abgeschürft. Ihre Flucht fortsetzend, erreichten die Flüchtlinge glücklich ohne weitere Unfälle eine dicht mit Schilf bewachsene Insel unterhalb der Mündung des Tschobe, wo Sepopo endlich ein gutes Versteck, ein Asyl zu finden hoffte. Hier wurde er auch in Bälde von dem getreuen Häuptling Massangu und einigen seiner Lieblingsweiber sowie von einem kleinen Häuflein seiner getreuen Unterthanen aufgesucht. Den nächsten Tag nach Sepopo's Flucht fügten sich die Bewohner Katongas und die Höflinge den Anordnungen der Sieger, welche in Katonga und Schescheke eingezogen waren. Blos ein kleines Häuflein Krieger unter Anführung der Häuptlinge Ramakozane (Marutse) und Makumba (Maschupia) folgten in einem Kahne ihrem Könige nach. Die Anführer der siegenden Truppen hielten noch desselben Tages einen Rath und wählten den zwar jungen, aber tapferen fürstlichen Elephantenjäger N-Wana-Wena* zum Könige. Die erste That des neugewählten Herrschers war, eine größere Truppe von Marutsekriegern mit dem Befehle auszusenden, den Exkönig Sepopo gefangen zu nehmen und nach Schescheke zurückzubringen. Als die flüchtigen Häuptlinge Makumba's Heimat Impalera erreichten, kam ihnen die Botschaft zu, daß der Feind nahe sei. Makumba lächelte: »Es ist unmöglich, daß der Feind so nahe wäre! Fürchte nichts, Ramokozane! — Trinke nur erst Deinen Butschuala aus!« — Doch Ramokozane achtete dessen nicht; er ergriff seine Henry-Martini-Flinte und drängte seinen Freund zur Flucht. Er stürmte hinaus und bestrebte sich, das Ufer und einen Kahn zu erreichen, doch dies gelang ihm nicht mehr. Von den Feinden eingeholt und umringt, kämpfte er wie ein Löwe. Die tödtlichen Kugeln seines Gewehres streckten acht Feinde zu Boden, bevor der Tapfere, aus zahlreichen Wunden blutend und von Assagaien durchbohrt, zu Boden

* Ein Sohn von Sepopo's ältestem Bruder.

sank! Als Makumba, das Siegesgeschrei der Nahenden vernehmend, aus der Hütte herausstürzte, um sich zu flüchten, wurde ihm von den Marutse mit einem Kiri der Schädel eingeschlagen. Die Sieger fahndeten weiter nach Sepopo, ohne ihn jedoch aufzufinden und sahen sich gezwungen, unverrichteter Dinge zu ihrem neuen Herrscher zurückzukehren.

Des flüchtigen Königs warteten Tage der Pein! — Mancher würde sagen, »es kam die Zeit der Strafe« — die Zeit der Vergeltung für seine unzähligen Missethaten, die er vollbracht hatte. — Es verließen ihn seine besten Freunde, ja sogar seine Weiber verließen ihn — aus Hunger! Der Allmächtige, so wie er sich zu nennen pflegte, er, der über Leben und Tod geboten hatte, vor dessen Winken einst Tausende erbebten — er war allein und — verlassen! Nur zwei Knäblein theilten mit ihm seine Verbannung! Sein eigener Sohn und der Sohn des von ihm selbst im Anfange desselben Jahres geächteten und zum Tode verurtheilten Feldherrn (Capella) Sylimba.

Um sich vor dem Hungertode zu retten, fuhr Sepopo mit den beiden Knaben ans südliche Zambesi-Ufer, etwa dreißig Meilen unter der Mündung des Tschobe; er landete nahe an einer kleinen Insel, welche nach dem nächstgelegenen Dorfe »Goma« benannt wird. Sepopo trug trockene Aeste zusammen, errichtete eine niedere Umzäunung und begab sich, um seinen Durst zu stillen, zu einem Wassertümpel am Ufer. Die Entbehrungen der letzten Tage, die er nicht gewohnt war, hatten ihn jedoch so sehr entkräftet, daß er, am Wassertümpel niederstürzend, sich nicht mehr aufzuraffen vermochte und wenige Augenblicke später hier auch verschied. Die Lippen des Sterbenden — die Lippen des Tyrannen — küßten in ihrer Todesangst die Mutter Erde; ja er preßte sie auf die Heimatserde seiner Väter, welche er durch seine Grausamkeit mit dem Blute seiner Landeskinder, ja sogar mit dem Blute seiner eigenen Brüder getränkt und so furchtbar entheiligt hatte.

Als der Marutsehäuptling Mokoro, welcher am nördlichen Zambesi-Ufer wohnte, von Sepopo's Flucht hörte, forschte er nach demselben und erfuhr von seinen Nachbarn, daß der König am jenseitigen Ufer gesehen worden wäre. Sogleich eilte Mokoro hin, um für die Bedürfnisse seines Königs Sorge zu tragen. »Ich fühlte Mitleid mit meinem unglücklichen

Könige — ich mußte nach ihm fahnden, es ließ mir keine Ruhe, endlich erblickte ich ihn, doch fand ich ihn nicht mehr am Leben vor. Am Tümpel lag ſein ſteifer Leichnam — am Ufer aber ſaßen zwei hilfloſe Kinder, troſtlos über den Verluſt ihres Beſchützers, weinend und vor Hunger laut jammernd. »Geehrt und geprieſen am Zambeſi, als König aller Flüſſe in Deinem großen Gebiete, als Herrſcher der Ufer des Stromes Zambeſi, wo würdeſt Du, o Herr, im Himmel und auf Erden eine würdigere Stätte finden, als in den Fluthen unſeres geheiligten Zambeſi?!«* Und mit dieſen Worten ſenkte Mokoro den Leichnam Sepopo in die Fluthen des Zambeſi, hockte am Ufer nieder und klatſchte in die Hände, um dem Dahingeſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen. Die beiden Knaben aber nahm er mit ſich, und nachdem er ſie geſtärkt, ſandte er ſie heim nach Scheſcheke.

Nachdem der oberſte Befehlshaber der Marutſetruppen, Capella Sylimba, dem Weſtbech und ich, als er einſt von Sepopo zum Tode verurtheilt worden war, zur Flucht verholfen hatten und welcher ſeit jener Zeit bei erſterem in Panda-ma-Tenka ein Aſyl gefunden hatte, von Sepopo's Tode hörte, eilte er zu den öſtlichen Stämmen, um dieſelben von N'Wana-Wena's Thronbeſteigung zu benachrichtigen, und ſpäter nach der Barotſe, um auch dem Neugewählten ſeine Huldigung darzubringen. König N'Wana-Wena ernannte Sylimba abermals zum Inkambella,** worauf ſich der Herrſcher nach der Barotſe begab, um dort der Sitte aller Marutſeherrſcher gemäß ſeine Reſidenz aufzuſchlagen.

N'Wana-Wena bildete aus dem Marutſe-Mambunda-Reiche das Marutſe-Reich und nöthigte Königin Moquai, mitſammt ihren Nachkommen dem Throne zu entſagen. Dieſe edle Fürſtin ſtarb an Krebs, bevor ſie noch das dreißigſte Lebensjahr erreicht hatte, und eine andere edle Frau, Mokena, die erſte Gemahlin Sepopo's, welche das Volk als die erſte Frau des Königs, hauptſächlich aber wegen ihres Wohlwollens und ihrer Herzensgüte »die Mutter des Landes« genannt hatte, wurde um dieſelbe Zeit von den Rebellen ermordet.

* Dies die eigenen Worte eines Marutſemannes für den, der ſonſt von Hunderttauſenden »der Wilde« genannt wurde.

** Der höchſte Würdenträger im Reiche.

N'Wana-Wena erfreute sich nicht lange des Thrones und der Regentschaft über die Marutse. Der Häuptling N'Moja, ein Bruder des braven Capella Sylimba, als Charakter aber das wahre Gegentheil von ihm, ein Wolf im Lammsfelle, verstand es, sich N'Wana-Wena's Gunst zu gewinnen. Er verstand es, sich dem jungen Könige förmlich unentbehrlich zu machen. Als er dies erreicht hatte, beredete er den Unerfahrenen: »Wohl wahr, unsere Aeltesten haben Dich zum Könige gewählt! Aber sammt und sonders sind sie nichts als Taugenichtsse! Sobald Du nicht ihren Willen erfüllst, bringen sie Dich beiseite, dessen sei gewiß! Sie sind alt, schüttle sie ab!« Diesen teuflischen Rath ertheilte der Lammswolf, und der unbedachte König glaubte seinen Worten und befolgte denselben.

Heimlich erließ er den Befehl, die ehrwürdigsten Häuptlinge des Landes, dieselben, die ihn zum Könige gewählt, hinzurichten. — Ebenso heimlich, als der Haftbefehl erlassen wurde, ebenso heimlich wurde er den Betreffenden aber auch verrathen. König N'Wana-Wena weilte eben in der Stadt Naliëli, als ein großer Rath der ältesten Häuptlinge einberufen und der König von eben denselben Männern, die ihn zum Herrscher ernannt hatten, noch am selben Tage des Thrones für verlustig erklärt wurde. Der große Rath wählte einen Sohn des zweiten Bruders Sepopo's, den Jüngling Leboschе zum Könige.

Leboschе war weder ein berühmter Jäger, noch ein Liebhaber der Waffen, ja das wahre Gegentheil seines Vetters N'Wana-Wena. — Die Abgesandten des großen Rathes fanden den Neugewählten gemüthlich in seinem Kahne sitzend und mit dem Fischfange beschäftigt. Er selbst war über diesen plötzlichen Glückswechsel nicht wenig erstaunt. Als ein friedliebender Mann sträubte er sich, die Regierung des mächtigen Marutse-Reiches anzunehmen. Leboschе's Antwort befremdete die Gesandten nicht minder und sie forderten ihn auf, sich zu entschließen: entweder die hohe Ehre anzunehmen und Herrscher über Tausende zu werden — oder zu sterben. Der Friedliebende wählte von beiden Strafen die kleinere und wurde König. N'Wana-Wena flüchtete südwärts und erreichte glücklich ein Dorf am unteren Tschobe, in welchem der Häuptling Umtenbandschе residirte, und verlangte von diesem, ans jenseitige Ufer überführt zu werden, was ihm

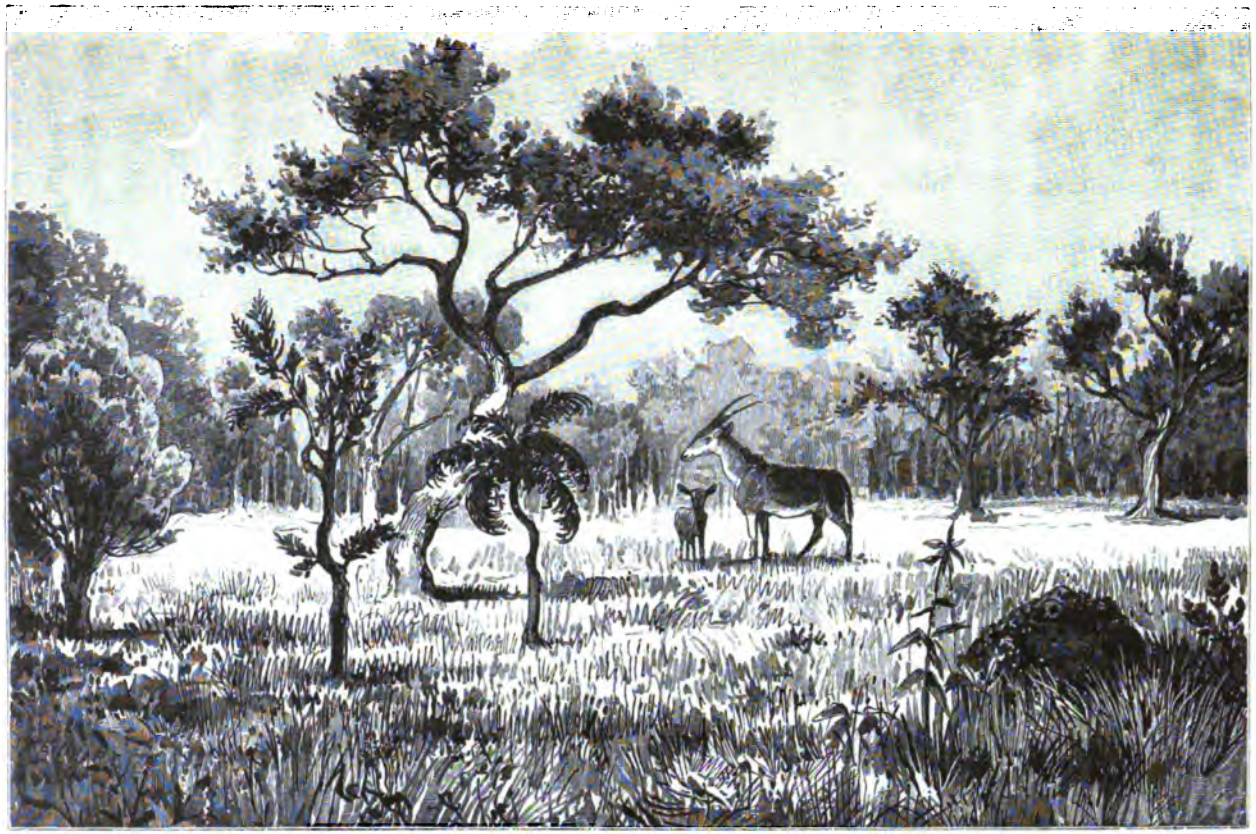
aber Umtenbandsche kurzweg abschlug; da wendete er sich wieder nordwärts, übersetzte nächst Scheschekе den Zambesi und begab sich nach der Provinz der Matotele vom Marutsestamme, um die letzteren für seine Pläne zu gewinnen. Von da eilte er rasch zur Ostgrenze des Reiches, woselbst er Hilfstruppen zu werben und die dem Marutse tributpflichtigen Matoka gegen den neugewählten König aufzuwiegeln suchte. Doch fand er weder Beifall, noch materielle Hilfe, bis er endlich in einem portugiesischen Händler, einem der übelbeleumundeten Mambari seinen Mann traf. Bei diesem standen tapfere Matschakundamänner als erprobte und unerschrockene Elephantenjäger im Dienste. N'Wana-Wena miethete 25 dieser Tapferen* und trat dann den Rückweg in seine Heimat an. Eine so glänzende Leibwache, gefolgt von zahlreichen Sclaven, welche das Schießmateriale trugen, verfehlte auf die Matoka, Makalaka und Maschupiastämme ihre Wirkung nicht; sämmtliche Stämme, durch deren Lande er zog, schlossen sich ihm an und sein Zug gestaltete sich bald zu einem Triumphzuge. — Er fand Scheschekе, den ehemaligen Königssitz, unbewohnt und zog ohne Schwierigkeit daselbst ein. Hier jedoch beging er einen großen strategischen Fehler, der sein Verderben werden sollte. Statt direct nach der in zehn Eiltagmärschen zu erreichenden Barotse zu gehen und Leboschе sofort anzugreifen, beging er die große Unvorsichtigkeit, sein Heer zu theilen und den Angriff bis zur Rückkehr seines zu den Matotele ausgesandten Schwagers zu verschieben. Sein Heerhaufen war wohl kleiner als der Leboschе's, allein was ihm an Mannschaft abging, das ersetzte sein persönlicher Muth, seine strategischen Kenntnisse und der Muth jener 25 Schützen, die über den Zambesi weit nach Norden hinaus allseitig als Helden erschienen waren. N'Wana-Wena wollte sich für den Zug nach der Barotse mehr rüsten; er wollte bei den Matotele Krieger werben und Proviant gewinnen. Am Lumbeflusse, woselbst er nach dem Verlassen Scheschekes ein Lager bezogen hatte, wollte er den Schwager erwarten.

Wäre er lieber in Scheschekе geblieben; er hätte vielleicht sein Spiel gewonnen.

* Zum Lohne sollten sie, wenn sie ihm zum Throne verhelfen würden, Elephanten jagen und Sclaven ausführen dürfen, so viel sie wollten.

Leboſche war von dem Gebahren ſeines Gegners wohl unterrichtet. Er erkannte in ihm auch einen überlegenen und wohlberechnenden Kriegsführer und berief daher die Aelteſten zum großen Rathe, um womöglich die Vereinigung der feindlichen Krieger zu vereiteln und ſeine beiden Heerhaufen getrennt anzugreifen.

Leboſche, dem Rathe ſeiner Feldherrn nachgebend, zog ihm entgegen und ſuchte den Kampf. Bevor ſich noch die beiden Heerhaufen vereinigen konnten, mußte der Angriff erfolgen. Er traf ſeinen Rivalen in einem verſchanzten Lager, welches er ſofort ſtürmen ließ. Seine Truppen jedoch waren im Nachtheile, weil ſie bei dem Angriffe zuerſt den Lumbe — dabei den Kugeln der Matſchakunda ausgeſetzt — durchwaten und durchſchwimmen mußten, bevor ſie ſich dem Lager zu nähern vermochten; hätten die Matſchakunda Hinterlader ſtatt ihrer Musketen zur Hand gehabt, Leboſche wäre unſtreitig geſchlagen worden. Leboſche's Krieger ſtürmten zweimal und wurden mit großen Verluſten zurückgeſchlagen! Schon war ihr Muth gebrochen und keiner wollte zum drittenmale vorrücken, als es einem ihrer Anführer begreiflich wurde, daß bei der Maſſe von Geſchoſſen, die man als Wurfſpeere und als Kugeln in das Lager geſchleudert, auch deſſen Inſaſſen ſtark gelitten haben mußten. Es gelang ihm, unbemerkt ſich an die, die Lagerwände bildenden Dornbüſche heranzuſchleichen, und hier bot ſich ihm ein überraſchender Anblick dar — außer jenen Leibwachen ſah er keinen Lebenden mehr in demſelben. Sofort ſchritt man zu einem neuerlichen, zu dem dritten und letzten Angriffe. Die Matſchakunda ſtanden in der Mitte des Lagers mit dem Rücken gegen einander und wehrten ſich nach allen Seiten, ſich weigernd, die Waffen zu ſtrecken. So ſtarben ſie alle als Helden, nachdem ſie noch über hundert Marutſe mit ihren Kugeln niedergeſtreckt hatten. — Bevor es zu dieſem letzten Angriffe auf das Lager gekommen, war N'Wana-Wena bereits geflohen, und zwar den Zambeſi rach abwärts. Leboſche wollte ihn nicht tödten. Als man ihn ſammt einigen Getreuen auf der Flucht aufgegriffen, ließ man ihn laufen, während ſeine Begleiter niedergemetzelt wurden. Bald jedoch büßte er ſeinen verzweifelten Verſuch auch noch mit dem Leben. Auf ſeiner Flucht übernachtete er wenige Tage nach der Niederlage am Lumbefluſſe in einem Schilfdickichte nahe



Rappen-Antilope mit Kalb im Walde am Matetse-Flüßchen.

an dem Dorfe Dioma, dessen Häuptling gegen den Flüchtigen einen tiefen Groll hegte, da sein älterer Bruder als N'Wana-Wena's Anhänger in dem Kampfe am Lumbe gefallen war. Dieses Häuptlings Leute lagen seit jenem Tage auf der Lauer, um über den Flüchtigen zu berichten, falls er in dieser Richtung hin seine Flucht nehmen sollte. Als dies nun in der That geschah und dem rachsüchtigen Häuptlinge das Versteck verrathen wurde, eilte er herbei, traf den Gesuchten in der Nacht schlummernd an und tödtete ihn mit seiner Lanze. So starb der junge Marutseherrscher, der vielleicht sein Land einer Glanzperiode entgegengeführt haben würde, wenn er N'Moja's bösen Einflüsterungen nicht Folge geleistet hätte. — N'Moja als sein böser Geist, war auch am Lumbe gefallen; da man über sein Thun wohl unterrichtet war und auch wußte, daß er N'Wana-Wena zu jener Maßregel veranlaßte, die ihn zum Verhaßten und Flüchtigen gemacht, so suchte man eifrig unter den Todten im Lager nach diesem Verbrecher. Man fand ihn nicht und suchte nun auf den nächsten Bäumen. Da erblickte ihn einer in der dichten Krone eines Baumes wohl versteckt. Man verhandelte mit ihm über sein freiwilliges Herabsteigen, dann aber, als er sich bereits herunterlassen wollte, schoß man ihn vom Baume herab.

Leboschе war milde gegen seine Unterthanen und schien als aufrichtiger Freund der Weißen sich der allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen; doch für die Dauer verstand auch er es nicht, sich die Achtung des Volkes zu erhalten, welches durch die immerwährenden Unruhen neuerungs- und umsturzsüchtig geworden und nur von einem energischen Manne in festen Bahnen gehalten werden konnte. Es wurde dem Könige vorgehalten, daß seine Schwester, welche zur Mitregentin gewählt worden und gegen den Willen Leboschе's die Mörder ihres Oheims Sepopo dem Gifttode zugeführt hatte, »kühner sei, auch ein kräftigeres Wort zu reden verstehe als er. Wäre er, der König, doch so wie seine Schwester!« Dies entflammte Leboschе zur That. Er benützte ein europäisches Diplomaten-Recept und suchte die Aufmerksamkeit auf die äußere Politik zu lenken. Bei Sepopo's Lebzeiten beschickten die Maschukulumbe alljährlich den Marutsehof mit Geschenken, welche fünf bis zehn Abgesandte zu überbringen hatten. Wohl hatten oftmals solche Geschenke keinen namhaften Werth und man konnte

eher eine Ehrenbezeugung als einen zu entrichtenden Tribut darin erblicken. Mit Sepopo's Ableben hörten diese Geschenke der Maschukulumbe auf. Aufgefordert zur abermaligen Beschickung des Hofes zu Naliéli, entgegneten dieselben: »Mit Sepopo's Tode hat die Marutse-Regentschaft aufgehört! Sein Nachfolger Lebosche hätte bis heute mit gar nichts bewiesen, daß er der König und Beherrscher des mächtigen Marutse-Reiches sei!« Auf das hin kaufte Lebosche den sämmtlichen Vorrath von Westbech's Munition, zu jener Zeit: 25 Pfund groben Schießpulvers, 25 Pfund Blei und von den Mambari 500 Stück Patronen für Percussionsgewehre. In dieser Weise ausgerüstet, unternahm er einen Kriegszug gegen die am Südufer des Luenge wohnenden Maschukulumbe, jagte sie in die Flucht und erbeutete 40.000 Stück Rinder. In Folge andauernder Dürre auf der Strecke seines Marsches jedoch wurden seine Mannschaft und die Heerden sehr entkräftet, daß er mehr als die Hälfte derselben verlor, und dann gingen an anderen Stellen beim Passiren der großen Sümpfe im Maschukulumbelande und beim Ueberschreiten der Nebenflüsse des Zambesi noch Tausende der Rinder zu Grunde.

Diese Ereignisse reichen bis zum Jahre 1882. Die zwei nächstfolgenden Jahre erfreute sich das Marutse-Reich des Friedens, bis im September des Jahres 1884 der Häuptling Mattau eine neue Verschwörung gegen Lebosche anstiftete und mit Hilfe anderer Gleichgesinnter auch zur Ausführung brachte. Weder die königlichen Beamten noch der Hofstaat hatten von alledem eine Ahnung und erfuhren auch von der ihrem Könige drohenden Gefahr nicht eher, als bis Lebosche von Mattau überfallen worden war. Mattau äußerte sich, daß er nicht etwa aus Haß oder Neid gegen den König so gehandelt habe — wohl aber nur der Abwechslung halber; immerwährender Friede im Lande ließ ihm schon keine Ruhe, raubte ihm den Schlaf. Eigenmächtig wählte er Waga-Funa, den Sohn eines anderen Bruders des verstorbenen Sepopo, zum Könige. Auf das hin ergriff die Schwester und Mitregentin Lebosche's die Waffen und selbst ihren Zweigstamm der Marutse befehligend, forderte sie den Stamm der Baële, einen Zweigstamm der Marutse, bei welchem Lebosche erzogen worden war, auf an der Erhebung theilzunehmen. Dieser Aufforderung willfahrten auch

sämmtliche Männer dieses Stammes. Leider wurden sie aber geschlagen, und die heldenmüthige Königin mußte, um dem Tode zu entgehen, bei dem Marutse-Häuptlinge Ganatamojo in einer den Marutse heiligen Asylstadt Zuflucht suchen, während es Leboschе gelang zu entfliehen.

Als Leboschе vor Jahren den Marutsethron bestieg, forderte eben sie, er solle alle jene, welche den Tod ihres Onkels Sepopo verschuldet hatten, des Hochverrathes anklagen. Doch Leboschе verwarf diesen Rachegedanken und so verklagte die Königin-Schwester selbst den Anführer der Aufständischen von 1886, Pogalite, welcher auch vom großen Rathe schuldig erkannt und verurtheilt wurde, Moati-N'Watico (Gift) zu trinken. Aus diesem Grunde hielt man sie im allgemeinen für thatkräftiger als Leboschе selbst und so hatte auch ihre Erhebung gegen Mattau ihr Ansehen im Lande nur noch vermehrt. Auf seiner Flucht war Luanika-Leboschе von den Häuptlingen Moala und Sylimba begleitet. — Sie entkamen glücklich auf eine Insel nächst der Mündung des Inchoko, woselbst sie zweimal von den Marutsestämmen unter Mattau angefallen wurden, doch diese Angriffe stets erfolgreich zurückschlugen und den Feinden schwere Verluste beibrachten. — Den dritten Angriff, zu dem Mattau auch seine Mabunda und andere Stämme herangezogen hatte, wich Moala aus, indem er wohl wußte, daß er erfolgreich solch' einer Macht nicht Widerstand leisten könne, und verließ heimlich mit dem Könige und der letzten Schaar treuer Angehöriger die Insel, um sich gegen den unteren Tschobe zu wenden, diesen Strom zu überschreiten und so sein Heil an seinem Südufer zu suchen. Hier stieß er auf die Häuptlinge: Majuma, Siruka und Umtenbandsche. Als dieselben von dem Aufstande in der Barotse vernommen hatten, huldigten sie sofort Waga-Funa, dem neugewählten Könige und schworen, den fliehenden Leboschе, falls sich dieser zu ihnen flüchten sollte, zu tödten. Doch Moala überraschte sie und tödtete das verrätherische Kleeblatt, sich und seinem bedrängten Könige Bahn brechend.

Waga-Funa inaugurirte seine Regierung mit dem Befehle, »37 Häuptlinge, die Mattau nicht behagten, zu tödten«. Da ihn nicht alle Stämme als ihren Herrscher anerkennen wollten, so ward seine Ernennung die Ursache innerer Unruhen und fortwährender Kämpfe im Lande. Ueberall,

sogar in Schescheke selbst, bildeten sich zwei Parteien: Lebosche's Getreue und Mattau's Anhang. Im October 1885 kehrte Lebosche in sein Reich zurück, um sich seinen Thron wieder zu erwerben, doch anfangs ohne günstigen Erfolg. Waga-Funa's Anhang war allerdings zu gering, um Lebosche aus dem Reiche zu vertreiben, allein Lebosche besaß nicht die Mittel, seine Truppen mit Gewehren zu bewaffnen, und so mittelst eines rascheren Vormarsches die Feinde zu überrumpeln und die Regierung wieder zu gewinnen. Hierzu war alle Aussicht, denn Waga-Funa war feig; kaum hatte er von Lebosche's Einzug im Lande vernommen, so flüchtete er sich sogleich in die entfernteste Gegend des Barotse-Thales.

Dies war eben zur Zeit unserer Ankunft in Panda-ma-Tenka die Situation in dem Marutse-Reiche, dessen Provinzen zu bereisen zu einer der Hauptaufgaben meiner Reise gehörte.

War es Lebosche nicht möglich, zu siegen, so mußte sich auch meine Nord-Zambesireise zu einem Dinge der Unmöglichkeit gestalten.

Hier in unmittelbarer Nähe sahen nun alle diese Dinge, von denen ich schon in Schoschong gehört hatte, viel schwärzer aus. Allein unseren Muth vermochten diese Schwierigkeiten nicht zu brechen, gerade im Gegentheile, umso begieriger gingen wir daran, unsere Pläne durchzuführen.

Zum Schlusse dieses Capitels möge mir der Leser gestatten, noch einige Worte dem entschlafenen Sepopo zu widmen. Die Mehrzahl der Marutse und nahezu sämmtliche Unterthanenstämme wünschten sich, durch den andauernden Unfrieden entkräftet, einen Herrscher von Sepopo's Energie, wenn auch von Lebosche's Charakter. »Der Mächtige muß mächtig sein!« So sprach das Volk. »Mächtig, wie Sepopo war! Er verstand es, die nachbarlichen Stämme zu zügeln. Er befreite uns von der Uebermacht der Makololo. Er ist von zahlreichen Weißen aufgesucht worden, welche ihm und uns reichliche Geschenke brachten.« — Diese Gemüthsveränderung ist psychologisch ganz erklärlich. Die Völker erinnern sich bei gestürzten talentvollen Tyrannen lange an deren Lichtseiten. Die Marutse waren zwar durch Sepopo gequält, ja tyrannisirt worden, dagegen verband sie alle ein festes, inniges Band mit ihrem Herrscher, dessen Sünden und Fehler sie nun über seine Energie ganz vergessen zu haben schienen. Sie fühlten instinctiv, daß mit

der gewonnenen Freiheit ihre Größe zu Grabe ging. Sie verehrten in ihm noch immer ihren »Großen König!« Sie bewundern heute mit heiliger Scheu ſeine »Allmacht und Größe«. Mit bangem Sehnen wünſchen ſie einen Mann, der ein ſo »mächtiger Herrſcher« wäre, als es Sepopo geweſen.

Sepopo befahl meinen Schiffern, bis an die Grenze mit mir zu ziehen, und den dortigen Mambari ließ er bedeuten, mich bis zum weſtlichen Meere zu begleiten; dies war ein königlicher Befehl, und er wurde auch eines Königs würdig, getreu befolgt, ſoweit als es 1875 meine Krankheit und das bekannte Bootunglück geſtatteten.

Und heute? Man würde dasſelbe nie erreichen, wenn man dem Könige zwanzig Gewehre und jedem der Träger 1000 Schillinge in Silber anbieten wollte.

Im vorigen Jahre bemühte ſich Herr Clark, ein Händler aus Schoſchong, in das Gebiet der Marutſe zu kommen; nach langer Mühe gelang es ihm, bis Scheſcheke vorzudringen. Abermals neue Hinderniſſe. Freund Clark hatte an Geſchenken* den Häuptlingen über 40 Pfd. St. (500 fl.) gegeben, um nur einige Boote und Schiffer geliehen zu erhalten, wobei er den Bootsleuten noch nach vereinbarter Verabredung die landesübliche Zahlung leiſten wollte, doch alles umſonſt. — Die Geſchenke wurden angenommen und Clark genöthigt, umzukehren. Bei Impalera hatten die Schiffer auf einer Inſel inmitten des Stromes gelandet und verlangten das dreifache, wenn der Lekoa in Impalera eingeſchifft zu werden wünſche, und ſie rührten ſich auch nicht von der Stelle, als bis er eingewilligt hatte. So ſteht es nun im Marutſe-Reiche. Wenige Wochen vor meiner Ankunft hatten die Marutſe von Scheſcheke einen Miſſionär, den Herrn Coillard, welcher ein ganzes Jahr ſich bemühen mußte, bevor er aus dem Leſchumo-Thale nach Scheſcheke gelangen konnte, Vieh geraubt, und er beklagte ſich auch darüber, daß ihm die Bewohner dieſer Stadt vor ſeinen Augen die Hälfte ſeiner ſchwer erworbenen Habe geſtohlen hätten. — Wären zu Sepopo's Zeiten dieſe zwei Fälle geſchehen, der König hätte die Schuldigen ſofort hinrichten laſſen.

* Geſchenke werden ſtatt Geld angenommen.

Während meines, im folgenden Capitel zu beschreibenden zweiten Besuches der weltberühmten Victoria-Fälle miethete ich am Zambesi zwei Eingeborene als Diener. Einer derselben hieß »Monari«. Dies der Name, welchen die Eingeborenen am centralen Zambesi dem berühmten Livingstone beigelegt hatten. An demselben Tage, als Livingstone ein Matokadorf betreten hatte, wurde daselbst ein Knabe geboren, und dieses Kind wurde zu Ehren des »großen Weißen« eben Monari genannt. Jenes Knäblein, nun ein kräftiger Mann, war jetzt mein Diener geworden. — Meine Gewohnheit war es aber, stets den neu aufgenommenen Dienern einen neuen Namen zu geben, so nannte ich Monari von nun an Sepopo. Den dritten Tag, nachdem er gedungen worden, kam Sepopo zu mir mit der Bitte, ihm einen anderen Namen zu geben. — »Und warum?« fragte ich erstaunt. — »Hören die Marutse, daß ich Sepopo heiße, so tödten sie mich! Sepopo war ein großer Mann! Und ich — ich bin ein Sclave! — Ich darf nicht den Namen haben, den mein »Großer König« in Ehren getragen hat.«

Zur Zeit, als man Sepopo noch verfolgt hatte, würden die Marutse gelacht haben, wenn einer der Matoka seinen Hund beim Namen des Flüchtlings gerufen hätte. So ändern sich die Ansichten und Gesinnungen. So auch bei den Marutse, welche als echtes Naturvolk nur durch eine Persönlichkeit, nie durch eine Idee beherrscht werden können. Sepopo war das Haupt des Landes, ein Haupt, bei dem es nur eines Augenwinkes bedurfte, um Achtung und Gehorsam sogleich zu gebieten.

»Ihr rufet zu Sepopo? Es ist schon spät an der Zeit und Abend geworden!« — »Wie Eure Augen leuchten, daß ich in Eurer Mitte von Eurem mächtigen Könige gesprochen habe! Siehe da, jetzt kommt Ihr zu der Stätte, wo er seinen großen Geist ausgehaucht! Vergeblich kommt Ihr heran und ruft zerknirscht: »Schangwe, Schwangwe Morena!«* und klatschet in die Hände; Sepopo ist nicht mehr!«

Wollen wir aber unsere Kritik über Sepopo und jene der Marutse in Einklang bringen, so müssen wir uns von unserem europäischen Stand-

* Heil, heil Dir, o König!

punkte auf jenen eines Naturvolkes herabzuſinken im Stande ſein. Ich hätte es mir für mein Unternehmen als Glück anrechnen müſſen, hätte ein Mann von Sepopo's Macht und anerkannter Autorität im Marutſe-Reiche geherrſcht. Was das Gegentheil für meine Expedition bedeutete, werden die nächſten Capitel erzählen.

Tragſtange der Matoka mit einem Stück Salz und einem Behälter für Bohnen.

X.

Die Victoria-Fälle. — Zweiter Aufenthalt in Panda-ma-Tenka.

Ausflug zum Victoria-Falle im Albertslande. — Hinreise. — Erster Eindruck dieses Wunders von Afrika. — Physikalische und geologische Erklärung. — Vorgenommene Messungen und Beobachtungen. — Sammlungen und Jagden. — Verproviantirung und Tauschgeschäfte mit den Matoka. — Ihr Charakter. — Hohe Besucher. — Erkrankung im Lager. — Studien über die Ursache der Malaria im Laterit und Sandboden. — Die Krankheiten werden zwingende Ursache zur Abreise nach dreiwöchentlichem Aufenthalte an den Fällen. — Unfall mit dem Wagen. — Eine Löwenepisode. — Erbitterter Kampf zwischen »Wolf«, unserem besten Jagdhunde, und einer Rappen-Antilope. — Beschwerliche Heimreise in Folge zunehmender Erkrankung. — Ankunft in Panda-ma-Tenka. — Ablohnung der Träger. — Ein abergläubischer Betrüger.

Nachdem alle Vorbereitungen, welche wir in Anbetracht der bald hereinbrechenden Regenzeit mit großer Eile betrieben hatten, vollendet waren, brachen wir dann am 9. October 1885 nach dem Victoria-Falle auf.

Oswald Söllner, der noch kranke Füße hatte, blieb als Wache-Commandant bei unserem Lager zurück.

Ich konnte eine gewisse Aufregung nicht leugnen. Bei meinem ersten Besuche der großartigen Fälle war mir nur ein dreitägiger Aufenthalt daselbst vom Schicksale vergönnt. Mein Gebet ging damals dahin, daß ich doch drei Wochen hätte bleiben können. Im Jahre 1885 ging dieser mein Wunsch in Erfüllung. Ich verbrachte volle drei Wochen an den Fällen.

Heute wünschte ich, daß ich nochmals jene prächtigen Scenerien schauen und monatelang genießen dürfte. Es ist gewiß nicht Undankbarkeit, die mich immer mehr fordern läßt, sondern die reine Freude an der Natur.

Noch am Tage vor unserer Abreise wollte mich Mr. Westbech zum Bleiben bereden. Er meinte, ich könnte mit dem scheinbar so zart gebauten eisernen Wagen die Tour nicht machen. Doch ich kannte die Vorzüglichkeit dieses Wiener Fabrikates und tröstete ihn und mich. In Wahrheit hat der kleine Wagen auf diesem größeren Ausfluge, abgesehen von einem durch Ungeschicklichkeit herbeigeführten Unfalle, auch alles geleistet, was ich von ihm forderte.

Unser Weg führte uns durch das sogenannte Albertsland, ein liebliches, sanftgewelltes Hügelland, welches allenthalben reich mit hohem Grase und subtropischen Pflanzen bewachsen ist. Dieser Weg gehörte, obwohl wir ihn im Winter zurücklegten, wo also manche Bäume kein Laub trugen und das Gras nicht so grün ist, als nach der Regenzeit, zu den landschaftlich schönsten Partien, welche wir auf unserer ganzen Reise gemacht hatten. Derzeit ist das Albertsland noch sehr dünn bevölkert; seinem Boden nach könnte es aber ein Texas für den europäischen Auswandererstrom werden — wenn nicht die Malaria wäre. Der fruchtbare Boden würde alle südeuropäischen und die meisten tropischen Producte reifen.

Viele Stellen, wo sandiger Grund auf Lehm aufliegt, sind von Natur für die Anlage von Fruchtbäumen prädestinirt. Doch die fürchterliche Malaria setzt der Einwanderung Schranken entgegen. Ob diese Schranken für ewig unübersteiglich sein werden, möchte ich nicht behaupten. Auch hier wird dem bösen Fieberhauche durch die Cultur des Menschen zu begegnen sein, wie dieses an anderen Orten, z. B. in Batavia gelang. Ist doch ein nicht minder gefährlicher Feind aller Besiedlung, die Tsetsefliege, im Albertslande vor dem Menschen im vollen Rückzuge begriffen.

Wir philosophirten nicht viel, wann wohl diese Ufer des Zambesi Farmerhäuser umgrenzen und welche Sprache diese späteren Besitzer sprechen würden; wir freuten uns der herrlichen Landschaft und ich speciell noch der Bereicherung, welche meine Sammlungen hier erfahren sollten.

Die Jagd, durch welche eine Rietbock-Antilope, eine hirschgroße Wasserantilope, ein Kudustier und eine Thari- oder Pantherkatze, letztere von Wittstock bewältigt, gesichert wurden, sowie die große Hitze, waren Ursache, daß sich unser Zug nur langsam vorwärts bewegte. Ich sowie meine Frau gingen der Colonne meist einige hundert Schritte voran. »April gab den Weg an und suchte die gefährlichsten, oft unter dem Grase ver-

Eine Pantherkatze im Kampfe mit Wittstock.

borgenen Löcher und Felsen zu vermeiden; daß Führer und Zugthiere dennoch mitunter zu Falle kamen, war eben nicht zu vermeiden. Glücklicherweise ging der Marsch derart von Statten, daß uns nichts außerordentliches zustieß. Nur am 14. wurde meine Frau durch einen stürzenden Baumast am Kopfe getroffen, kam aber mit einer leichten Contusion durch. In ethnographischer Hinsicht fand ich bemerkenswerth, daß wir am vierten Tage unserer Reise zahlreiche Eisenschlacken antrafen, welche von Schmelz-

arbeiten der Schwarzen herrührten. Solche Schmelzstellen finden sich in allen Flußthälern zwischen dem Tschobe und den Victoria-Fällen; ja auf meiner Reise im Jahre 1875 fand ich sogar noch mehrere ziemlich gut erhaltene, niedere, backofenförmige Schmelzöfen vor, welche aus gebrannten Ziegeln aufgeführt waren. Sie wurden vor langer Zeit von einer völlig ausgestorbenen Generation benützt, denn die jetzt dort lebenden Farbigen konnten über dieselben und ihre Verwendung gar keine Auskunft geben. Das Eisen wurde aus Raseneisensteinerzen, welche im ganzen Albertslande am Tage liegend angetroffen werden, gewonnen. Häufig findet sich dieses Erz als grobkörniges Conglomerat; manchmal, namentlich am Mapaniflusse traf ich aber auch riesige, eisenhältige Sandsteine als erratische Blöcke an.

Im Sandbultwalde, den wir durchziehen mußten, erfrischten wir uns häufig an den Früchten der Mobulu- und Mopiripiribäume (Butter- und Bisquitbaum), welche ähnlich geformte Früchte tragen. — Beide Früchte, hühnereigroß, haben einen, zwei Drittel der Frucht ausmachenden, öligen Fruchtkern, welcher mit wohlschmeckendem, saftigem Fruchtfleische umhüllt ist. Die nach Vanille oder Bisquit schmeckende Frucht wird von den Eingeborenen geschält, das Fleisch getrocknet und in etwa ein halbes Kilogramm schweren Kuchen verkauft. Die Mischlinge, sowie der Elfenbeinhändler Blockley behaupteten, daß, wenn die schönen Mobulastämme im Leschumo-Thale Früchte trugen, die im 40 Meilen entfernten Gaschumawalde ohne solche seien. Im nächsten Jahre trete der umgekehrte Fall ein, so daß jeder Bestand nur jedes zweite Jahr Früchte brächte. Sonst traf ich in dieser Zone reiche Wälder, besonders von Mimosen und dornlosen Leguminosen an. Alle Bäume hingen voll Schoten in allen erdenklichen Formen, welche in allen Farben glänzten. Im Winde rasselten die mit Früchten schwer behängten Kronen, und knallartig entleerten sich viele von den Samen. Ich sammelte so viel ich konnte, und erlebte die Freude, mindestens die Hälfte der in Wien eingesetzten Kerne und Früchte zum Keimen gebracht zu haben.

Am 15. October Nachmittags hörten wir von weitem den Victoria-Fall donnern. Ich schickte April voraus, um den am jenseitigen Ufer wohnenden Matoka in der landesüblichen Weise, nämlich durch Gewehr-

schüsse unsere Ankunft anzuzeigen und sie aufzufordern, uns Getreide zu verkaufen.

Ich selber war in einer ungeduldigen Aufregung, noch mehr aber drängte es meine Frau, die von mir so oft geschilderten Riesenfälle zu sehen. So eilten wir denn voraus, und bald hatten wir die dichtbewaldete sandige Abdachung des Lateritbultes durchschritten und standen vor den Victoria-Fällen, wie sie der große Livingstone, der erste Europäer, der sie erblickte, zu Ehren seiner Königin nannte.

Welche Feder möchte es versuchen, auch nur in schwacher Weise zu schildern, was sich hier dem Auge offenbart!

Die größten Meister des Wortes müßten dieser übermächtigen, stets wechselnden Scenerie gegenüber verstummen. Wo die Natur dem Menschen mit solcher Kraft entgegentritt, wie an den Victoria-Fällen, kann er nur nachempfinden.

Darum wird auch von mir der freundliche Leser nicht verlangen, daß ich ihm ein farbenprächtiges Bild liefere; was ich geben kann, ist eine knappe topographische Schilderung, und der Versuch, die großartige Erscheinung nach dem Stande der Wissenschaft und nach meinen an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen und Ansichten physikalisch zu erklären. Vieles, ja das meiste, ist an diesen mächtigen Katarakten, den einzigen Rivalen des Niagara, noch zu studiren. War es doch bis heute nur wenigen Weißen und unter diesen wieder nur wenigen Fachmännern vergönnt, die Victoria-Fälle überhaupt zu schauen. Auch ich schied mit dem Bewußtsein, daß ich trotz meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes an den Fällen so manches Räthsel ungelöst gelassen, daß ich viele Fragen kaum berührte. Zur Entschuldigung kann ich, abgesehen von dem Unvermögen, daß ein Reisender eine der großartigsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche allein nach allen Richtungen erklären solle, den traurigen Umstand anführen, daß ich und meine Begleiter eben an den Fällen von einer bösen Krankheit befallen und so zum Rückzuge gezwungen wurden; endlich sei noch erwähnt, daß so manche die Victoria-Fälle betreffende werthvolle Notiz mit meinen Tagebüchern bei Galulonga verloren ging.

Nichtsdestoweniger hoffe ich, über einige Punkte neuere Aufschlüsse und in meinen reichen, an Ort und Stelle gewonnenen Sammlungen den Fachgelehrten vielfache Anregungen mit heim gebracht zu haben. — Ich glaube übrigens, daß auch für die Victoria-Fälle die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die Schleier gehoben werden. Ich glaube, daß das ganze Albertsland über kurz oder lang unter englisches Protectorat kommen wird, und dann werden wohl die »Wunder am Zambesi« ebenso das Reiseziel für Gelehrte und gebildete Touristen bilden, wie dies heute bei den »Wundern des Yellowstone-River« im Missouribecken und bei den »Wundern des Yosemite-Thales« in Kalifornien, von deren Existenz vor 25 Jahren Niemand eine Ahnung hatte, der Fall ist. Wäre es mir vergönnt, an der wissenschaftlichen Entdeckung dieses Zambesi-Wunders auch noch einmal mitarbeiten zu dürfen!

Der Zambesi durchströmt im allgemeinen das Albertsland in der Richtung von West nach Ost. Seenartig breit fließt der tiefblaue Riesenstrom zwischen mächtig ansteigenden, mit tropischer Vegetation üppig bewachsenen Ufern bis etwa 300 Meter vor den Fällen ruhig und majestätisch dahin, — ein Bild hoher Erhabenheit, ein Bild von doppelt wunderbarer Wirkung für jeden, der gleich mir monatelang die Schrecknisse wasserloser und vegetationsarmer südafrikanischer Hochebenen genossen hat; — da mit einem Male bricht der Flußlauf jäh von seiner west-östlichen Richtung in eine rein nord-südliche Richtung um, so daß für eine kurze Strecke das südliche Ufer, West, das nördliche Ost wird.

Aber nicht nur die Richtung ändert der Riesenstrom, sondern mit einem Male verengen sich die Ufer und die gewaltige noch immer bis 1200 Meter breite Wassermasse stürzt zunächst über eine mehr als hundert Meter hohe, braune Felsenwand, so die berühmten Victoria-Fälle bildend.

Ich sage, wie die Engländer, mit Absicht »Fälle«, denn die oberste Kante der Felswand ist nicht einfach abgeschliffen, wie etwa am Niagara, wo nur eine Insel den Fall theilt, sondern an den Victoria-Fällen ragen an der obersten Kante der plötzlich senkrecht abbrechenden Wand viele Inseln und Inselchen, zum Theile nackte Felsen, zum Theile üppig bewachsen hervor, so daß sich die ganze Wassermasse in zahlreichen, sehr ver-

schieden breiten Wasserfällen hinabstürzt. Einzelne dieser Theilfälle sind an dreißig Meter breit, andere schmäler, viele nur silberglänzende Wasserfäden, welche kaum den Grund erreichen, sondern auf halbem Wege sich in Staubfälle auflösen. Die Mannigfaltigkeit der fallenden Wasserstrahlen ist unerreicht. Ich möchte behaupten, was ganz Norwegen in seinen vielen, so berühmten Wasserfällen aufweist, übersieht man hier mit einem Blicke. Namentlich Früh und Abends, wenn die aufsteigenden Wasserdünste und Wasserbläschen, welche Dampfsäulen gleich gegen Himmel steigen, von den schief einfallenden Sonnenstrahlen in Regenbogenfarben glänzen, ist das Bild wahrhaft zauberhaft. Diese Säulen, welche auf 50 englische Meilen weit sichtbar sind, correspondiren ihrer Mächtigkeit nach mit den niederfallenden Wassermassen, die sie erzeugen. Sie werden vom Winde hin- und hergeworfen und sind somit eine der Haupturſachen der außerordentlich üppigen, immerfrischen, grünen Vegetation, welcher wir um die Fälle herum begegnen. Wir schreiten dort unter Riesen-Sykomoren, Mimosen, zwischen Saro- und Fächerpalmen und riesigen Farrenkräutern auf einem elastisch schwellenden Teppich von Moos und einer Fülle von Blumen einher, der von Feuchtigkeit völlig durchtränkt ist. Wie tief die niedertosenden Wassermassen das gewaltige Felsenbassin, in welches sie hineinstürzen, bereits ausgehöhlt haben, vermag Niemand zu sagen, da man bisher und ohne künstliche Nachhilfe wohl nie bis an die herabstürzenden Wasserschleier gelangen kann. Wohl möglich, daß in späteren Zeiten speculative Unternehmer die Victoria-Fälle ähnlich ausbeuten werden, wie dieses am Niagara seit langem geschieht, und daß dann auch hier die Bewunderer für so und so viel Pfd. St. auf künstlich gesprengten Pfaden und Stiegen hinter einem oder dem anderen der Fälle gelangen können. Bis jetzt wehrt die wilde, sich selbst überlassene Natur solche Intimitäten mit Erfolg ab, und erlaubt blos eine Bewunderung par distance; der beste Standpunkt ist am Süduſer, wo man, gegen Norden blickend, den größten Theil der Fälle und noch einen Theil des Zu- und Abflusses überblicken kann. Das meilenweit hörbare Brüllen, Donnern und Ziſchen, sowie das scheinbare Erzittern des Bodens sind die richtige Begleitung zu dem großartigen Schauspiele des in tausendförmigen Cascaden niederstürzenden, giſchenden, schäumenden und

dampfenden Wasserschwalles. Nicht minder bewunderswerth als der Katarakt selbst, ist dieser Abfluß der Gewässer unterhalb desselben.

Dieser Abfluß geschieht im Zickzack. Von den Fällen selbst, etwa 300 Schritte weit, ist die Richtung südlich, geht dann unter einem stumpfen Winkel auf circa 1000 Schritte in eine südwestliche über, welche unter einem scharfen Winkel auf weitere 1100 Schritte in eine südöstliche umschlägt u. s. w. Wenn wir von den Fällen aus dem Wasserlaufe folgen, so bieten die steilen, die Schlucht bildenden Felswände die mannigfachsten und abwechslungsreichsten Bilder.

Hier starren die braunschwarzen Felswände senkrecht, scharf, als wären sie abgemeißelt, kaum daß eine Aloe in den Ritzen sich einnisten und ihre üppigen Blüthenähren reifen kann. Dort neigen sich die Felswände terrassenförmig zum Flusse, in der unteren Stufe meist ganz vegetationslos, in den oberen dagegen von reicher Vegetation überwuchert. Ueberall, wo Regenrinnsale Furchen in die Uferwände gegraben, sind diese Mulden bis an den Fluß selbst mit Kindern der tropischen Flora bedeckt.

Wenden wir uns nun von den Wänden der Schlucht zu der Tiefe selbst, in der ein dunkelblauer Strahl pfeilschnell dahinschießt. Der ungeheuer verengte, aber infolge dessen sehr tiefe Strom stößt mit furchtbarer Gewalt gegen die entgegenstarrende Felswand, von der er wild schäumend zurückgeworfen wird, um, mit der nachfolgenden Woge vereint, vom Neuen anzustürmen und sich einen Durchgang zu erzwingen. Stellenweise ragen aus der wilden Fluth zahlreiche und mächtige Felsblöcke empor, an denen die reißend dahineilenden Wogen anprallen und sich theilen. Kurz jeder Schritt entrollt ein neues Bild — eines schöner und großartiger als das andere.

Wenn ich nun an eine physikalische und geologische Erklärung des großartigen Naturphänomens, welches uns in den Victoria-Fällen entgegentritt, gehe, so müssen wir uns vor Allem gegenwärtig halten, daß das ganze, vom Zambesi durchströmte Albertsland zur südafrikanischen Hochfläche gehört, und daß speciell die Umgebung der Fälle aus hügeligen Laterit- und Sandbultwäldern besteht. Bis zu den Fällen ziehen diese das nördliche und südliche Ufer bildenden Hügelketten von West nach Ost.

Abflußschlucht der Victoria-Fälle.

Gerade bei den Fällen ändern sie ihre Richtung gegen Süd und zwingen dadurch den Fluß, dieselbe Richtung einzuschlagen und so das oben angedeutete Knie zu bilden.

Am Falle selbst treten beide Lateritbulte, der südliche hier nun zum westlichen und der nördliche hier nun zum östlichen geworden, nahe an den Fluß heran und verengen denselben ungemein. Die Thalsohle über dem Falle schätze ich auf 1—1 1/2 engl. Meilen Breite, an dem Wasserfalle jedoch wohl kaum auf 3/4 dieser Länge. Die Thalsohle unter dem Falle von Abflußthore ist schluchtförmig und breitet sich nur dort aus, wo Regenschluchten oder Flüsse in dieselbe einmünden. Die seichte Thalsohle über dem Falle, denn ein Flußbett von einer Tiefe von 2 bis 12 Meter auf eine Breite von 300—1400 Meter muß seicht genannt werden, zeigt den Charakter jener unserer heimischen Flußthäler, die beiderseits in einer Entfernung von 700—1000 Meter vom Flusse durch niedrige, flache und bewaldete Bodenerhebungen, die kaum den Namen von Höhen verdienen, hier Lateritbulten, begrenzt werden. Das Thal unterhalb des Kataraktes zeigt durch die dicht gegen das Flußbett herantretenden Höhenzüge, Felsenhügel und Lateritbulte, ein klammartiges Aussehen mit Uferwänden, welche am rechten Ufer höher sind. Diese Klamm birgt in ihrer Mitte eine enge, stellenweise oben kaum 100 Meter breite und 100—150 Meter tiefe Felsenschlucht von öfters gerissener Zickzackform, in welcher in der Tiefe das 20 — stellenweise nur bis 10 Meter breite Flußbett (im Herbste viermal so breit) zu erblicken ist.

Mit Bezug auf die Entstehung des Kataraktes nehme ich an, daß die letzten Erdumwälzungen die allgemeine Form der Thalvertiefung über dem Katarakte und eine seichte Zickzackthalsohle, als ein 8—30 Meter tiefes Thal der gegenwärtigen Zickzackschlucht entsprechend, verursacht hatten, welch letztere Vertiefung das wenige Wasser aufnahm, welches die riesigen Flächen des Hochplateaus bei ihrem Aufsaugungsproceß abgegeben hatten. Dieses kleine Wasserquantum reichte wohl hin, die Lateritlage der Thalsohle bis auf die felsige Melaphyrunterlage zu vertiefen und so ein flaches, felsiges, schmales Flußbett zu schaffen. Witterungseinflüsse, ferner Niederschläge wirkten dann auch auf diesen schmalen, langen, gewundenen Felsspalt, wie auch

das damals schon periodisch erscheinende größere Wasserquantum, um die oberste Melaphyrlage anfangs nur oberflächlich zu zertrümmern und zerbröckelt fortzuschwemmen. Sie gruben so nach und nach eine nur seichte Rinne aus. Erfolgte um diese oder in einer späteren Zeit die Bildung des Zambesi, sei es als Folge plötzlicher oder allmählicher Entleerung riesiger Seen, welche damals die oberen und mittleren Zambesigegenden, die Tschobe- und die Zuga- und N'Gami-See-Senken ausfüllten oder als erste wirkende Folge beginnender, fluthenartiger Niederschläge und einer eintretenden diluvialen Regenperiode, so wurde dieses Wasser von der Lateritbult-Barrière in der Nähe des Wasserfalles gehemmt, gestaut, bis es sie durchbrach und in jene seichte Zickzackthalsohle eintretend, hier nun eine permanente Erosionsarbeit auf den ihm so zugänglichen, zum Theile schon in Zerstörung begriffenen Felsenboden der Sohle begann und fortsetzte. — Als die Gewässer des Zambesi mehr und mehr anschwollen und sich die riesigen Wasserbecken mehr und mehr zu entleeren begannen und so auch die einmündenden Regenmulden sich zu vertiefen zwangen, dann sich ausbreitend, das abspülbare Material der beiden Ufer der sich bildenden Zickzackschlucht fortschleppten, entstand zuerst in der nächsten Nachbarschaft eine merkliche Senke des Thales.

Als nun die Entleerung der gewaltigen Wasserbecken einen Strom gebildet, der wohl bedeutend mächtiger gewesen, als der gegenwärtige Zambesi, hatten die riesigen Wassermassen, die sich oberhalb der Stelle des gegenwärtigen Falles bequem auszubreiten vermochten, das Hinderniß der herantretenden, ein Felsenthor bildenden Lateritbulte zu bewältigen und als sie dann, selbe durchbrechend und hervorstürzend, an dem bloßgelegten Bette einer Zickzacksohle, nach Osten zu streben begannen, setzten ihnen die Höhen abwärts solche Hindernisse entgegen, daß sie, und weil auf einem engen Raume, mit voller Wucht anstürmend, ein Zerstörungswerk begannen, welchem heute der Mensch seine Bewunderung nicht versagen kann. — Daß der Zerstörungsproceß in der Thalsohle mehr nach der Tiefe vor sich ging als nach den Seiten, ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß vor dem großen Wasserschwall die oberwähnte schluchtenförmige Zickzackbettbildung schon vorhanden war und daß das Melaphyrgestein unter dem

Einflusse des Wassers und der mitgeführten Alluvialblöcke eine Erosion viel leichter zuließ, als jene seiner senkrechten Wände und oberen Flächen, welche wohl durch Witterungseinflüsse verwittert, im Ganzen aber, wie so manche andere Gebirgsarten, weniger leicht zersetzt wurden. Das Auswühlen der Felsenmassen des Bettes ging aber um so rascher vor sich, je tiefer sich die Schlucht gestaltete, da dann die mitgeführten Gesteinsmassen umso gewaltiger den Auswetzungsproceß zu ermöglichen vermochten.

Ich nehme an, daß die Bildung der anfänglichen Zickzackfohle und des folgenden seichten Zickzackbettes der Kataraktbildung vorausging, und daß letztere mit dem Durchbrechen oder wohl sicherer nach dem Durchbruche, als eben die großen Wassermassen nach Osten abzufließen begannen, ihren Anfang nahm. Für die Entstehung des ersten Falles selbst kam ich zu den folgenden Annahmen, welche auf dem status quo beruhen, soweit derselbe Thatbestände darlegt, die schon alt, sich unverändert als solche erhalten zu haben scheinen, oder die auf den noch bis heute sichtbaren und sich hier wiederholenden Processen beruhen.

Der gegenwärtige Befund des Kataraktes zeigt eine über 1000 Meter lange, nahezu überall senkrechte Felswand von über 100 Meter Höhe; das herabstürzende Wasser sammelt sich in einem schmalen, nach Süden gegen den Ausfluß sich verengenden Felsentrog und aus diesem ergießen sich die schäumenden Fluthen durch ein enges Felsenthor (etwa 100 Meter breit) in eine Schlucht, die gegenwärtige Zickzackschlucht, d. h. den Abflußcanal. — Der Beschauer steht der Fallwand gegenüber, am Südufer des Felsentroges und blickt hinab in die Tiefe von über 140 Meter, wo die herabgestürzten Wassermassen toben und schäumen. In dem Zickzackbette erblicken wir viele tosende Strudel. Unterhalb des gegenwärtigen Felsenthores bildete sich unmittelbar unterhalb der Durchbruchstelle zwischen dieser und dem ersten Zickzackgelenke, also am ersten Zickzackarm, der erste Strudel. Die vom Riesendrange der Fluthen an diese Stelle gebrachten Felsblöcke (viele Metercentner schwer) fanden an der gegenüberliegenden Schenkelwand des Winkels ein mächtiges Hinderniß und nur ein Theil wurde vorwärts getragen und abgeschwemmt, der andere blieb und begann diese Stelle — wie wir es noch jetzt an Hunderten gleicher Art

am Boden der Abflußschlucht in kleinerem Maßstabe beobachten können — durch den bekannten, nahezu kreisförmigen Aushöhlungsproceß auszuwetzen und so entstand ein tiefer Strudelpol, wobei sich diese Blöcke nach und nach zu abgeflachten Riesenkugeln abschliffen und an Größe abnahmen.

Wenn das Wasserquantum des abgeflossenen Seebeckens und jenes des aus demselben entstandenen Zambesi das gleiche geblieben wäre, so wäre wohl jener Strudelproceß bedeutend mehr nach der Breite vor sich gegangen, als dies in der That der Fall war, und weniger nach der Tiefe, wobei die erste Actionskraft zu der letzteren sich wohl wie 1 : 3 verhalten haben dürfte. Periodisch sanken aber während acht Monate im Jahre die Fluthen auf ein Minimum, was zur Folge hatte, daß bedeutende Theile der bei der Fluthzeit unter Wasser gesetzten Felswände der Strudelpartie trocken wurden, durch den Contact mit atmosphärischer Luft aus den oben angeführten Gründen aber erhärteten, um bei der folgenden Regenfluthmasse den Wetzblöcken eine größere Widerstandsfähigkeit zu bieten, während der ununterbrochen vom Wasser bedeckte Boden für diese gewaltige Actionskraft gerade das Gegentheil bot, ja auch bei dem geringen Wasserquantum vom Juni bis Januar von den kleineren Blöcken ununterbrochen bearbeitet wurde und der Strudelpol sich so, etwa um das dreifache, mehr vertiefte, als er nach den beiden Seiten der Ufer hin sich erweiterte. Durch die Bildung dieses mächtigen Strudels war aber die Bildung des Kataraktes bedingt. Bei der ersten Fluth entstand das tiefe Felsenstrudelbecken oder der Strudelpol, und als der Abfluß der Seen als Fluth nachließ und das Wasserquantum des Zambesi auf sein normales Sommer- und Winterquantum herabsank, mußte nothwendig an der Durchbruchsstelle, der Stelle des früheren Hindernisses, der obere Rand des tiefen, weiten Felsenloches eine Fallwand abgegeben haben, so daß sich wohl muthmaßlich der erste Fall am Nordende dieses Strudelpols befand.

So wie der Fall entstand, wirkte dieser Wasserstrahl als eine fallende Wassermasse sowohl, wie auch dadurch zerstörend, daß er in der Tiefe des Strudels auch bei der geringsten Wassermenge im Winter eine stärkere und raschere Lauf- und Wetzaction der Erosionsblöcke bewirkte, als dies ohne diese mechanische Fallwirkung möglich gewesen wäre, und so wurden auch

bei dem geringen Wasserquantum der Boden des Strudels mächtig bearbeitet und dadurch die Fallwand höher.

Wie die Erosionskraft in den Strudeln arbeitete, wie sie Höhlen, Buchten ꝛc. und Strudel bohrte und feilte, können wir heutzutage noch in der Tiefe der Abflußrinne beobachten, wenn wir eine jener zu derselben führenden Regenschluchten benützen, um zum Flusse zu gelangen. — Hiebei aber müssen wir sehr vorsichtig sein, da manche der Schluchten in ihrem unteren Drittel das Herabsteigen unmöglich machen. In der Tiefe sehen wir in dem Diabas, der hier bedeutend härter ist, als der Melaphyr, kleine Höhlungen von der Größe und Form eines Brotlaibes bis zu der eines Hektoliters, doch auch große, ähnlich geformte, auch ovale und runde Löcher, Höhlen und Vertiefungen, einzeln sowohl, wie oft zwei zusammenhängend, in denen noch die faust- bis hektolitergroßen kugelförmigen, doch zumeist hochlinsenförmigen Wetzsteine liegen. Dies gilt von den beiden Felsenufern (in der Tiefe der Abflußschlucht) des hier zu einem schäumenden und überaus tiefen Hochgebirgsstrome umgewandelten Zambesi. In diesen theils kleinen, theils riesig großen Löchern beginnt die wunderbar regelmäßig ausgeführte Wetzarbeit bei dem Erscheinen des ersten Hochwassers. Zahllose Strudelmühlen, zuweilen 50 auf 100 Meter Länge, werden von der mächtigen Wasserkraft nach und nach in Bewegung gesetzt, um 3 bis 4 Monate lang ihre Bohr- und Aushöhlungsarbeiten zumeist nach der Tiefe, doch auch seitlich (erfolgreicher dann nach dem Flusse hin) zu verwirklichen. Auf diese Weise wird auch das härteste Gestein zernagt, zertrümmert und die Schlucht ununterbrochen vertieft. Dieser Proceß aber dauert, wie eben erwähnt, nur 3—4 Monate im Jahre. Allein das ganze Jahr hindurch arbeitet er in ähnlicher Weise in jenem Theile des steinigen Flußbettes selbst, welches auch bei dem niedrigsten Winter-Wasserstande von den hier ob ihrer großen Bewegung so erregten und tobenden Fluthen bedeckt erscheint.

Der Proceß, der sich hier vor Jahrtausenden und unter einem bedeutend größeren Drucke einer riesigen Wassermasse und in einem größeren Maßstabe abgespielt hatte, hat bis zum heutigen Tage seinen Charakter, wenn auch in einem bedeutend verkleinerten Maßstabe, beibehalten. Durch

diese rastlose Arbeit wird diese Felsenschlucht*) immer tiefer, dort, wo die Erosion mit dem harten Diabas es zu thun hat, werden die Rinnen und Thäler mit zunehmender Tiefe enger; dort, wo sie an den meisten Stellen auf weichen Melaphyr stößt, zeigen sich nahezu gleich breite, senkrechte Wände. Da, wo eine Wetzhöhle mit ihrer dem Strome zugewendeten Wand von der Fluth desselben auch im Winter bespült, recte bei diesem großen Abfall angegriffen wird, geschieht es oft, daß die Trennungswand von dem Wetzblock (innerhalb der Höhle) eingestoßen wurde, und die Höhle nun in der Regel im unteren Dritttheil mit dem Flusse communicirt, so bilden sich beim kleinsten Wasserquantum im Winter oft locale Kataraкte, indem das Wasser von aufwärts sich in die Höhle über ihre scharfe Wand ergißt, um dann aus derselben seitwärts, 1 bis 3 Meter und noch tiefer, nach dem Flusse zu abzufließen.

Bei der Vertiefung der großen Abflußschlucht haben alle von beiden Seiten einmündenden, oft senkrecht abfallenden Regenmulden gleichen Schritt halten müssen. Es entstanden in der Regel in den unteren Partien Regenkataraкte, bei denen aber nach und nach nahezu durchwegs die Fallwände dem Zerbröckelungsprocesse anheimfielen, so daß diese Seitenthäler gegenwärtig in ihren unteren Partien sehr steile Felsenrinnsale bilden. In ähnlicher Weise wurde die unterste Partie des Unterlaufes der in die Schlucht einmündenden Flüsse ausgehöhlt und vertieft, so daß sie wahre Hochlandbäche und Flüsse mit nur wenigen Metern breiten Thalsohlen bilden. Oft ist so eine Schlucht breit, geräumig, mit senkrechten Wänden, um sich plötzlich nach der Tiefe zu verengen, da, wo der Diabas beginnt.

In meinem früheren Werke habe ich dieser Erosionsgewalt und ihrer Wirkungen nicht erwähnt, da es mir mein blos dreitägiger Aufenthalt nicht gestattete, in die tiefe Abflußschlucht hinabzusteigen und die eben geschilderten und zu schildernden Vorgänge zu beobachten.

Der Aushöhlungs- und Auswetzungsproceß stromabwärts hielt mit dem in dem ersten großen Strudelpol gleichen Schritt, ja zeigte sich hier noch gewaltiger, weil die größere Länge der folgenden Zickzackarme eine größere Entwicklung und eine Zunahme der mechanischen Stoßkraft des

*) Abfluß unterhalb des Kataraktes.

riesigen Wasserquantums nach vorne und auch seitlich zuließ. Alle Barrièren noch zurückgebliebener härterer Felsadern und Felspartien wurden bis auf die Zickzackwinkel selbst bewältigt und dann wasserfreie Bahn geschaffen. Die an dem so gebildeten tiefen Felsencanale, hie und da fortgerissenen oder unterminirten und eingefallenen Felsmassen dienten der furchtbaren Erosionsgewalt in der Tiefe als weiteres Material der Zerstörung und zur Vertiefung der großartigen Abflußrinne. Während nun dies vor sich ging, entwickelte sich ein interessanter Proceß an der Fallwand im ersten Strudelpole selbst, welche die Stelle der widerstandsschwächsten Partie der früheren Laterit- und Felsbarrière des Thales kennzeichnet. Die Fallwand wurde durch die Rückwirkung der Strömung in dem großen Strudel unterhalb und durch den Anprall der zurückwirkenden Wetzblöcke angegriffen, zum Theile unterminirt, gab nach, fiel ein und trat zurück, bis härtere Felsenmassen den Proceß verlangsamten, den gegenwärtigen Canal in dem ersten Zickzackarme schufen. Da das Gestein, wie es in der Structur des hiesigen Melaphyrs liegt, abwechselnd aus härteren und weicheren Querschichten besteht, konnte zu der durch den Fall zu Stande kommenden Zertrümmerung der Fallwand von oben, auch noch eine Abbröckelung von der Tiefe durch den Strudelproceß hinzutreten. Und da nach dem härteren Querlager des Melaphyrs weiter nach hinten wieder eine sprödere Masse folgt, etablirte sich zwischen der Fallwand und den eben genannten Canal ein neuer Strudel, der nach Westen hin eine bedeutende Bucht ausbohrte; diese Erosion wurde durch eine neuerliche Querlage eines noch härteren Gesteines in der Erweiterung, nach hinten (stromaufwärts) gehemmt. — Diese harte Felsenbarrière, jetzt die Felsenthorwand, von der sich jedoch nicht sagen läßt, ob sie bereits dem harten Diabas angehört, von dem wir bald sprechen werden, wurde sehr schmal (sie ist nur an dem Felsenthore, Ausfluß des Felsentroges, als vorspringender Felsenkamm sichtbar); hinter ihr lag schon wieder wohl mehr zerklüftetes Gestein, so daß der Fall, noch mehr zurücktretend, nun einen Strudel hinter dieser schroffen Wand bildete. Die Bildung der hinteren Wand dieses Strudelpols, d. h. die Fallwand, zeigte nun aber eine andere Form, nicht mehr, wie sonst, eine ovale oder halbovale, sondern bildete nahezu eine gerade, welcher Umstand durch quer

über den Strom laufende Diabaslager bedingt wurde. Die Lagerung dieſes Geſteines bewirkte es, daß hier die Abbröckelung und Zertrümmerung der Fallwand durch die große Waſſermaſſe ſtets in horizontal-gewellten Lagen, etwa S.-S.-W. nach N.-N.-O. vor ſich ging, daß das Strudelbecken wegen des harten Geſteins der obgenannten Felswand am Ausflußthor ſich weniger nach vorne, ſondern mehr nach den Seiten, nach Oſt und Weſt ausbreitete

Honigverkäufer an den Victoria-Fällen.

und ſo breiter als lang wurde, wobei die Arbeit in dem Strudel in der Tiefe durch in der Felswand ſtehen gebliebene Vorſprünge gehemmt, in einige kleine Strudel aufgelöſt wurde und ſich ſo ihre mächtige Wirkung gegen die Fallwand bedeutend abſchwächte. Dieſes tiefe Strudelloch geſtaltete ſich zu einem Aufnahmstrog, zu jenem tiefen Felſentroge, der nun die, an der breiten Fallwand herabſtürzenden Waſſermaſſen ſammelnd, durch das Felſenthor in den Abflußcanal abgibt. Wie erwähnt, zeigt der Felſentrog am Querdurchſchnitt nicht wie der Strudel eine elliptiſche oder eine Kreisform, ſondern ein Segment und, ich glaube, ſeine größte Senkrechte liegt weſtlich vom Abflußthore oder nahe daran.

Die eben geschilderten Processe gingen darum verhältnißmäßig so leicht vor sich, ja sie waren zum Theile nur dadurch möglich, weil der Melaphyr, indem sie sich etablirten, in gewissen, doch zumeist verticalen Lagen eine weichere, in anderen eine härtere Structur aufwies; weil der Verwitterungs- und Abrechnungsproceß in derselben rascher unter dem Einflusse des unterbrochen auf dasselbe einwirkenden Wassers, als unter dem Einflusse des Klimas allein vor sich ging, und drittens, weil die Felsmassen, an denen die Abflußrinne, der Felsentrog und der Katarakt gebildet sind, aus zwei vollkommen heterogenen Gebirgsformationen bestehen. Ein brauner Melaphyr, hie und da mit Raseneisenerz und Eisenconglomeraten gemengt, von fossilienlosen Sandsteinen, auf denen die Lateritmassen liegen, überlagert, tritt unter dem Falle in großen Massen zu Tage und bildet auch in der Abflußrinne von oben nach unten, zwei Dritttheile der mächtigen Felsenlager.

Ueber dem Falle in dem breiten Zambesithale bildet er ebenfalls den Grundstock der Höhen in den niederen Uferpartien, jedoch am Zambesi selbst nur unbedeutende Lager.

Der Diabas tritt unter dem Katarakte in dem untersten Drittel der Abflußschlucht auf, an der Fallwand jedoch und unterhalb des Falles unmittelbar zu Tage, oder ist 2—400 Meter oberhalb des Falles und an demselben von einer 1—4 Meter hohen Melaphyrlage bedeckt. Wie schon erwähnt, nehme ich an, daß die Bildung einer Zickzackabflußschlucht den Grundstein zu dem Falle gelegt, daß sich dann in der Folge der große Strudelpol am ersten Zickzackarme, der Fall im beschränkten Maße, dann die Bildung des Felsentroges, endlich der erweiterte Fall in zunehmender Erweiterung bis zum heutigen status quo sich nacheinander entwickelten, und daß sich nach dieser Entwicklungsperiode der Felsentrog und die Abflußschlucht mehr und mehr vertieften.

Die Vertiefung des Felsentroges hält mit jener der Abflußschlucht nicht gleichen Schritt, wie früher, wo die Fallwand bedeutend schmäler, dasselbe Wasserquantum auf einem beschränkteren Raume in die Tiefe abfloß und so diese Wasserkraft an der Fallwand selbst sowohl, wie auf den Boden des Sammelbeckens bedeutend zerstörender zu wirken vermochte.

Bei der stets zunehmenden Breite des Falles mußte sich der Wasserschwall immer mehr theilen und seine Kraft wird hiedurch an den einzelnen Stellen immer schwächer.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Bildung des Wasserfalles vom Ausflußthor des Felsentroges (nach rück- und aufwärts) die an demselben plötzlich bis nahezu zur Oberfläche des Thales emporreichenden Diabasmassen eine sehr wichtige Rolle spielten und spielen. Das Zurücktreten des Falles bedeutet aber auch eine Erhaltung des Felsenthores an der Ausflußstelle des tiefen Felsentroges, da mit dem Zurücktreten die Wucht der Wassermasse gegen dasselbe abnimmt.

Ich nehme an, daß, wenn die Fallwand aus Melaphyr gebildet wäre, sie bedeutend weiter zurückgetreten und schmäler geworden sein, und der Felsentrog mit seiner Ausdehnung nach hinten ein elliptisches Felsenbecken, einen Riesenstrudelpol und nicht den länglich-schmalen Trog darstellen würde.

Am rechten Ufer ist die Fallwand circa um drei Meter niedriger, als am linken, so daß sich zwischen dem Ufer und einer Felseninsel ein tieferer Canal bildete. Das Ufer zeigt, daß die Fallwand, hier von einem spröden Diabasschiefer gebildet, eine raschere Zerbröckelung zuließ. Trotzdem daß die Neigung in diesem Canale erst nicht volle 100 Meter über der Fallwand beginnt, ist die Strömung dieser Partie eine so gewaltige, daß man meinen könnte, die Vertiefung werde sehr rasch vorwärtsschreiten, den übrigen Fall und seinen Charakter beeinträchtigen und den Felsentrog am rechten Ufer bedeutend vertiefen. Bis zu einem gewissen Grade ist wohl das letztere zulässig, weniger das erstere. Ueber dem Falle ist das Bett eben, wie viele, beim Winterwasserstande in Form von hervortretenden Blöcken, Bänken und Inseln sichtbare Felsenbarrièren, welche den breiten Strom so hemmen, daß sich das Wasser ziemlich gleichmäßig über seine Riesenbreite vertheilt, beweisen; ja diese Hemmnisse sind am rechten Ufer zahlreicher und größer als gegen das linke. Die gegen das linke Ufer zu ersichtlichen nackten oder auch mit prachtvoller tropischer Vegetation bewachsenen Inseln können wir weniger als Consequenzen einer Inselbildung durch angeschwemmtes, als vielmehr für Reste eines zerrissenen, zertrümmerten rechten Ufers ansehen.

Möge diese Skizze das Resumé der Eindrücke wiedergeben, welche ich von dem Aufenthalte am Victoria-Falle mitgenommen habe.

Während der drei Wochen meines Aufenthaltes in der Nähe der Victoria-Fälle nahm ich selbstverständlich verschiedene Aufnahmen und Messungen vor. So an der Abflußschlucht, einen Kilometer unterhalb des Falles und später weitere an der Fallwand selbst. Letztere mit Hilfe des Thodolits, die ersteren mit Hilfe der meteorologischen Instrumente, bei welch letzteren Messungen mir namentlich Leeb vortreffliche Dienste leistete. Die ersteren, in das Tagebuch der Chronometer-Vergleiche eingetragen, gingen leider mit denselben bei Galulonga verloren, so daß ich hier blos aus dem Gedächtnisse recapituliren mußte. — Die Tiefe der gemessenen Abflußschlucht entspricht nahezu vollkommen der Fallwand, das heißt die Schlucht hat im Mittel durchwegs eine Tiefe, welche der Höhe der Fallwand gleich ist. Diese Erscheinung spricht ebenfalls für das Rückschreiten der Fälle.

Meine meteorologischen Messungen, von meinem hochwerthen Freunde Herrn k. k. Major Robert Daublebsky v. Sterneck, dem Leiter der Sternwarte des k. k. Militär-geographischen Instituts, zusammengestellt und calculirt, ergeben folgende Resultate.

Die Tiefe der Abflußschlucht des Zambesi, eine englische Meile (1·6 Kilometer) unterhalb der Fallkante, wurde zweimal, nämlich am 24. und 25. October 1885 barometrisch gemessen. Am 24. wurden gleichzeitige Beobachtungen ausgeführt mittelst der Aneroide Nr. 1214 oben und Nr. 1281 unten. Die auf 0 Grad reducirten Barometerstände und Lufttemperaturen sind:

Oben: Auf der Höhe über der Schlucht: Barometer bei 0 Grad = 685·5 mm. Lufttemperatur Cels. = 21·8.

Unten: Am Wasserspiegel (normaler Winterstand) Barometer = 696·8 mm. Lufttemperatur Cels. = 22·4.

Daraus ergibt sich der Höhenunterschied = 142·0 m.

Am 25. wurde zu den Messungen nur ein Aneroid Nr. 1214 verwendet; es beruht demnach diese Messung nicht auf gleichzeitigen Beobachtungen, sondern es wurden die Messungen oben um eine halbe Stunde später ausgeführt, als jene unten.

Bei der außerordentlichen Constanz des Luftdruckes in diesen Gegenden ist jedoch diese kleine Zeitdifferenz wohl kaum beachtenswerth. Es ergaben die Beobachtungen:

Oben: Barometer bei 0 Grad 684·2 mm Lufttemp. = 29·0 Celsius.
Unten: » » 0 » 694·9 » » = 25·0 »
woraus sich ein Höhenunterschied = 137·3 Meter ergibt.

Die beiden Bestimmungen differiren demnach nur um etwa 4·5 Meter, und wir können ihr arithmetisches Mittel als Resultat annehmen, und erhalten den gesuchten Höhenunterschied gleich 140 Meter.

Es wurde ferner am 25. October auch die Höhe der Erhebung des sandigen Waldes, welcher das Flußthal einsäumt und welche parallel mit dem Flusse an beiden Ufern verlauft (also die Thalbegleitung) gemessen; die Messungen wurden am rechten Ufer mit dem Aneroid Nr. 1214 und Thermometer Nr. 1 ausgeführt und ergaben:

Standpunkt an der Schlucht wie früher: Barom. bei 0 Grad = 684·2 mm Lufttemp. = 29·0 C.

Standpunkt oben auf den Sandhügeln Barom.: bei 0 Grad = 681·1 mm Lufttemp. = 28·2, woraus sich dieser gesuchte Höhenunterschied mit 40·4 Meter ergibt.

Auffallend erscheint der ganz außerordentlich geringe Wassergehalt der Luft an diesen zwei Tagen und wahrscheinlich auch während der ganzen dortigen Sommerszeit. Die Luft erscheint äußerst trocken.

Die ausgeführten Psychrometer-Beobachtungen ergeben:

24. Oct.	An der Schlucht	trockenes Therm.	21·8° C.,	feuchtes	13·4° C.
25. »	dto.		29·0° C.,	»	17·5° C.
24. »	Unten am Wasser		22·4° C.,	»	18·8° C.
25. »	dto.		25·0° C.,	»	17·8° C.
25. »	oben auf den Sandhügeln		28·2° C.,	»	18·5° C.

Hieraus ergibt sich in einem Kubikmeter Luft nachstehende Quantität Wasser und daraus die relative Feuchtigkeit in Percenten (Maximum der Feuchtigkeit bei der vorhandenen Lufttemperatur = 100 Percent):

		Wasser in 1 Cm. Luft		Relative Feuchtigkeit	
24. Oct.	oben an der Schlucht	3·13	Gramm	16	Percent
25. »	dto.	3·06	»	11	»
24. »	unten am Wasser	3·61	»	18	»
25. »	dto.	3·19	»	14	»
25. »	oben auf den Sandhügeln	3·06	»	11	»

Mittel 14 Percent

Es waren daher im allgemeinen nur vierzehn Percent Wasser in der Luft enthalten, von jenem Quantum, welches die Luft dort haben könnte und aufzunehmen im Stande wäre.

Nach diesem wissenschaftlichen Excurse nehme ich den Bericht über unsere weiteren Erlebnisse am Zambesi wieder auf.

Am Abende des 15. October, also jenes Tages, an dem wir zuerst die Victoria-Fälle sahen, war auch unser Wagen nachgekommen und bezog die von mir inzwischen auf einem niedrigen Hügel, nahe am Flusse unter einem schattigen Mokambabaume, erwählte Lagerstätte. Bis zum folgenden Abende waren die Hütten und Arbeitsschuppen aus Baumästen und Gras hergestellt. Eine 11 Meter lange, $2^1/_4$ Meter hohe, unten 2 Meter breite giebeldachförmige Hütte bildete die Schlafstelle für mich, meine Frau, Fekete, Bukacz, Haluschka und Harry; zugleich war sie mein Arbeitszimmer und mein Lagerhaus für die Sammlungen. Zur Linken stand der eiserne Wagen, um die Kornsäcke aufzunehmen, daneben ein Schuppen zum Präpariren von Säugethierfellen. Weiter nach vorne und etwas zur Linken schloß sich die aus dichten Aesten gebildete Ochsenhürde an. Unter dem Baume wurde ein Erdloch zum Feuerherde bestimmt. Hier war auch der Lagereingang für unsere täglichen Besucher, die Batoka-Verkäufer. Rechts vom Mokambabaume lag Leeb's und Spiral's Schlafstätte, dann jene meiner schwarzen Diener, und etwas abseits die April's und seiner Leute. Zwischen diesen Bauten und der gegenüberliegenden Ochsenhürde lag ein freier Raum, der Marktplatz. — Hier spielten sich Scenen ab, die dem Maler sowohl, wie dem Ethnologen so manch interessantes Motiv, so manche Studie geboten hätten. Die Bekleidung war allerdings weder mannig-

fach, noch farbenschimmernd; ein Lederschurz, eine Ledergurt- oder eine Kattunschürze, selten noch ein Fell über die Schulter geworfen, noch seltener ein von Weißen abgelegter Rock oder eine Hose und ein Strohhütchen bildeten die Gewänder der Besucher; Assagaie, Tomahawks, Kiris und Stöcke bildeten ihre Bewaffnung. An Tragstöcken brachten sie die Tauschobjecte, zumeist in Kalebassen, Körben, Schüsseln und Thontöpfen untergebracht. Da gab es Mausa (Vogelkorn), Mais, Kürbisschalen, Hirse, zwei Arten Bohnen, Erdölnüsse, Tabak, Mosomosa-, Mobulu-, Mochuluchulu-Früchte, frische Eier, Hühner und Zwergziegen, seltener Wildfleisch, häufiget frische Fische. In der Regel erschien ein Gehöftsbesitzer mit 3—8 gemietheten Trägern oder mit seinen eigenen Söhnen, oder mit Sclaven. — Diese schwarzen Großbauern waren zähe Gesellen, sie verschwendeten viele Worte und weigerten sich anfangs immer, mein Anerbieten anzunehmen, bis wir uns endlich nach langem Hin- und Herhandeln doch verständigten. Leichter war schon das Handeln mit jungen Männern, ärmeren Gehöftsbesitzern oder den Hirtenknaben, welche kleine Quantitäten von Getreide, Früchten und süßer und gesäuerter Milch zum Austausche brachten. — Oft kamen auch Zwischenhändler mit Objecten, die ihnen daheim von Frauen oder Dorfgenossen zum Verkaufe übergeben worden waren; sie brachten in der Regel nur kleine Mengen und machten billige Preise. Hatte ich den vorgewiesenen Proviant erstanden, so ging es an die Handarbeiten; ich kaufte auf diese Art Speere mannigfacher Art, Schlachtbeile, Messer, Kiris und Stöcke, Schüsseln, Stühle 2c. In diesen Handarbeiten stehen die Matoka weit hinter den Marutse-, Mabunda- und Mankoja-Stämmen zurück. Die Matoka waren mir als der verschmitzteste Bantustamm im centralen Zambesi geschildert, als hinterlistig, faul, diebisch 2c. Ich fand dies bei fünf aus sechs Dienern, die ich leider benöthigte, bestätigt. Nach dem alten Grundsatze, daß zum Betrügen zwei gehören, war ich auf meiner Hut und benahm ihnen jede Gelegenheit zum Stehlen und Uebervortheilen, so daß ich mit den Leuten zum Schlusse doch gut auskam und meine Tauschgeschäfte sehr billig besorgte. Nur ein Geschäft gelang mir nicht. Ein Mann bot mir ein schönes Leopardenfell für eine Baumwolldecke zum Kaufe an; ein zufällig nebenan sitzender Matoka, der schon in den Diamant-

feldern gearbeitet, rieth es ihm ab, das Fell für die Decke zu verkaufen, da dieſe daſelbſt (über tauſend engl. Meilen weit weg) um fünf Schillinge zu kaufen ſei, ein ſolches Fell daſelbſt aber das doppelte werth wäre. Ich nahm meine Decke zurück und als nach drei Monaten ein Händler den Katarakt beſuchte, nahm der Verkäufer für das inzwiſchen ſchon rauhgar gegerbte Leopardenfell eine ebenſolche Decke entgegen.

Dieſes Beiſpiel zeigt, wie ſich die Geſchäfte verändern, wenn die Schwarzen eine Ahnung von den wirklichen Preiſen der europäiſchen Tauſchartikel bekommen.

Ich tauſchte an Proviant über 1200 Kilo Hirſe, Mais, Bohnen und Erdölnüſſe nebſt vielen Körben mit wilden, doch wohlſchmeckenden Früchten ein. Als Tauſchartikel von meiner Seite verwendete ich zumeiſt Fellmeier's Blaudruck und Kosmanoſer-Fabrikate, dieſe und ähnliche Artikel ſind gangbare Münze am Zambeſi.

Die wiſſenſchaftliche Ausbeute beſtand neben den ſchon erwähnten täglichen, dreimaligen, meteorologiſchen Leſungen, den vielen Höhen- und Ortsbeſtimmungen, den geologiſchen Aufnahmen in zahlreichen Sammlungen, namentlich von Induſtrie-Artikeln der Schwarzen, Säugethierbälgen, anatomiſchen Präparaten, Inſecten, Früchten, Samen, Holzarten ꝛc. Von Säugethieren gewann ich eine Familie der ſchon erwähnten Waſſer-Antilope, eine Familie der Rietbock-Antilope, eine Varietät der bekannten oder eine neue Art der Pallah-Antilope, einen prächtigen Säbel-Antilopenſtier, zwei Deuker-Antilopen, eine ſeit Langem ſchon geſuchte weibliche Roen- (Braunſchimmel-) Antilope, zwei gewöhnliche, große Paviane (Cynoc. Babuin) und mehrere Stück einer kleinen, gelblich-braunen, langſchwänzigen Pavianart, eine Meerkatze, eine Pantherkatze, ein Zebrafohlen und 30 anatomiſche Objecte, darunter den Schädel einer Löwin, Köpfe einer Kudu- und Waſſer-Antilope und andere. — Die bedeutendſten von den geſammelten Baumarten ſind bei den Matoka unter den folgenden Namen bekannt: Motſchenſche, Moſomoſo, Mobula, Motamba, Sivivilla, Mochuluchulu, Moſchungulu, Moruruve, Moronke, Modſchiminſchi, Motſchaba, Moſewe, Moteme, Mobombo, Mononia, Manſi, Moſaſa, Motojo, Mokamba, Monto, Moſokapaſa, Mokungwe, Mokorongwe, Moeje, Mobunkubunku,

An den Victoria-Fällen, Willi und seine Ziegen in Gefahr

Motua, Monkongo, Mokonongo, Mobumbu. Sie alle sowie andere, deren Namen mir nicht angegeben werden konnten, sind mit ihren Samen und Früchten in meiner Sammlung vertreten.

Für die meteorologischen Messungen im Zambesigebiete ergaben sich eine Hauptstation Panda-ma-Tenka, am linken Ufer des oberen Matetse und zwei Nebenstationen, a) Victoria-Fälle (rechtes Ufer, Thalsohle) und b) das Leschumo-Thal (Rev. Coillard, verlassene Missionstationen, Hälfte der Thallänge, rechter Abhang des Lateritbultwaldes). Von dieser wurde wieder für die Dauer unseres dortigen Aufenthaltes eine Zweigstation im unteren Tschobe-Thale (rechtes Ufer, zwei Kilometer unterhalb der Stromschnellen) errichtet. Ich bedauere nur, daß ich nicht mehr als zwei Aneroide zur Verfügung hatte und es mir nicht möglich wurde, zur selben Zeit auf zwei Stationen Lesungen vorzunehmen, sobald ich mich mit einem Aneroide aus einer Station vorübergehend entfernte.

Diese meteorologischen Beobachtungen reihen sich, einen Zeitraum von $8^1/_2$ Monaten umfassend, an einander, wie folgt: zweiwöchentlicher Aufenthalt am Matetse (Panda-ma-Tenka), dreiwöchentlicher am Victoria-Katarakt, zehnwöchentlicher zweiter Aufenthalt am Matetse, fünfwöchentlicher im Leschumo-Thale (etwa 13 Kilometer von der Tschobemündung entfernt), zweiwöchentlicher Aufenthalt im unteren Tschobe-Thale. — Der Rest zu $8^1/_2$ Monaten fällt auf den dritten Aufenthalt am Matetse und die zwischen allen diesen Stationen liegenden Reisestrecken.

Eine der Hauptaufgaben meines Aufenthaltes am Victoria-Falle betraf das Gewinnen von ausstopfbaren Häuten größerer Säugethiere, vor Allem solcher, welche in der Sammlung noch nicht vertreten waren oder welche durch die unausgesetzten Verfolgungen der schwarzen, der holländischen und englischen Jäger so sehr abgenommen haben, daß wir von ihnen während der Reise bis dahin nicht vollständige Familien zu erwerben vermochten. So fehlte uns ein erwachsenes männliches Thier der hirschgroßen Rappen- und Wasser-Antilopenart, ein erwachsenes weibliches Thier der Roen-Antilope und vieles andere. Da ich Leeb, Fekete und Bukacz bei meinen Arbeiten nöthig hatte, so konnten zeitweilig nur Harry und Haluschka unseren Jäger April auf seinen Jagdzügen begleiten; April bewährte sich, wie erwähnt,

ganz außerordentlich. Sein erster Ausgang sicherte eine erwachsene Denker-Gazelle, sein zweiter und dritter eine vollständige Wasser-Antilopenfamilie und darunter eben ein erwachsenes männliches Thier. Die Jagd auf die uns bekannten Wasser-Antilopenarten, die gewöhnliche große Wasser-Antilope, den Pucku, den Letschi (Letschwe) und den Sitotunga gehört zu den interessantesten südafrikanischen Jagdscenen, da diese Thiere bei ihrer Verfolgung sich ins Wasser zu flüchten pflegen und eine solche Jagd zahlreiche aufregende Ueberraschungen bietet. — April's Jagderlebnisse am Victoria-Falle wären Pausinger's Griffel werth gewesen, und ich bedauere sehr, daß es mir meine Arbeiten nicht gestatteten, April auch nur ein einzigesmal auf seinen Jagdausflügen begleiten zu können. Eigenthümlich war es jedenfalls, daß ich wiederum, nahezu um ein Haar, um den so prächtigen Wasser-Antilopenstier gekommen wäre. Fünf Kilometer stromaufwärts hatten April's vortreffliche Jagdhunde eine Wasser-Antilopenheerde in einem Schilfrohrdickicht aufgespürt und zersprengt; doch gewohnt, nur einem der Thiere zu folgen, hatten sie die Verfolgung eines Spießers aufgenommen, den sie auch stellten und unter die Kugel brachten. Der Führer der Truppe jedoch sprang in den Strom. Im Momente des Sprunges erhielt er April's Kugel aufs Blatt und sank, doch bald tauchte er unmittelbar am Ufer wieder auf, und nun stießen ihm zwei Schwarze ihre Assagaie in den Leib. Das Thier sank zum zweitenmale und kam nicht mehr zum Vorschein. Die Scene ging bei Sonnenuntergang vor sich und es war nicht möglich das Thier in der Dunkelheit aus dem tiefen Wasser heraufzuholen und so entschloß sich April, am nächsten Morgen wieder zu suchen, um das Thier für mich zu gewinnen. Zeitlich kam er zur Stelle, und da sich ihm auch Eingeborene zur Verfügung gestellt hatten, suchte man in Booten die Tiefe gründlich ab. — Alles vergebens. Auch längs des Stromes, flußabwärts, war nichts zu sehen, nichts mit den Ruderenden zu fühlen. — Einer der Männer, die im Boote saßen, behauptete steif und fest, vom Ufer aus das Thier, einige 600 Meter unterhalb der Stelle, wo es getödtet worden war, an einem der hervorragenden Felsblöcke angeschwemmt gesehen zu haben. Seine Freunde lohnten jedoch die Probe des fernsichtigen Auges nur mit Spottreden. Und doch hatte sich

der Mann nicht getäuscht, man schenkte endlich seinen Vorstellungen Gehör und ruderte nach der von ihm bezeichneten Stelle, einer Gruppe von mehreren, zwischen dem rechten Ufer und einer großen Insel sichtbaren Felsblöcken hin und fand wirklich den Cadaver des Stieres, und zwar, trotz seiner langen Stromfahrt und der zahlreichen Krokodile und Ottern ganz unbeschädigt vor.

Leider hatte unser Jäger bei diesen beiden Jagdversuchen zwei seiner besten Hunde eingebüßt. Sein zweitbester Hund hatte sich in eines der Thiere verbissen, das ins Wasser sprang, ihn hier abschüttelte, bei welcher Gelegenheit der Hund von einem Krokodile gefangen wurde. Eine dritte Pürsche auf Wasser-Antilopen brachte den Jäger abermals auf dieselbe Heerde, und es spielte sich dabei eine noch aufregendere Scene ab, als jene, die den Gebieter der Heerde ausgeliefert hatte. Die Hunde hatten auch diesmal die Antilopen zur Flucht ins Wasser gezwungen, doch nicht in den Zambesi hinein, sondern in zwei Wassertümpel am Ufer. Hier nun wurde ein weibliches Thier von zwei Hunden festgehalten und von den Schwarzen mittelst ihrer Speere sofort getödtet. Zu gleicher Zeit warf sich ein erwachsenes weibliches Thier in den zweiten Nachbartümpel, drei Schüsse krachten, April's Kugel traf das Thier auf das Blatt, Haluschka's in den Kopf, Harry's Kugel ging fehl. Trotz dieser schweren Verwundung suchte sich das Thier aus dem Tümpel emporzuarbeiten, als es die Lanzen der Schwarzen trafen und rasch von seinen Leiden befreite. Während die Jäger ihr Opfer noch betrachteten, hörten sie plötzlich lautes Hundegebell und aus einem nahen Gebüsch stürzte sich, gerade auf sie los, ein nahezu erwachsener Stier mit prächtiger Mähne und langen Hörnern, um den nahen Fluß zu gewinnen. Unsere Jäger waren durch diesen Anblick so überrascht, daß sie dem flüchtigen Thiere den Fluß gewinnen ließen, bevor sie feuerten. Harry's und Haluschka's Kugeln gingen fehl; inzwischen hatte April seinen Vorderlader wieder geladen und sandte dem dahinschwimmenden Thiere eine Kugel nach, die das Dickfleisch des Halses, traf, so daß sofort ein Blutstreifen am Wasser sichtbar wurde; trotzdem entkam das Thier; da kein Boot in der Nähe war, gewann es ohne Beschwerde das jenseitige Ufer und flüchtete landeinwärts.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft schon sahen wir am Flußufer frische Leopardenspuren. An demselben Vormittage stieß der mit einem Doppelgewehre ausgesandte Diener April's, Monale, auf einen Leoparden, der eben ein Perlhuhn zur Hälfte verzehrt hatte, beim Erscheinen des Schwarzen aber in ein Dickicht flüchtete. Ich legte sofort Strychnin-Köder aus, doch wurden die vergifteten Fleischstücke von Schmarotzermilanen davongetragen, und obgleich wir noch stundenlang an diesem Tage abwechselnd auf der Lauer lagen, kam der Leopard nicht mehr zum Vorschein. Am folgenden aber stieß der kleine Engländer Willi auf das Thier. Ich saß um diese Zeit nahe an dem Katarakte, in einem Baume, um zwei hier oberflächlich schimmernde Fischarten mit der Kugel zu gewinnen. Willi, der die eben erkauften Zwergziegen zu hüten hatte, war davongegangen, und band die Thiere mit einem langen Strick an einen Busch. — Die Ziegen verwickelten sich in ihre Stricke und meckerten ganz erbärmlich. Durch dichtes Ufergebüsch waren sie meinen Blicken entzogen. Endlich kam Willi heran, ich hörte seinen schleichenden Schritt auf dem Gesteine, da schien er sich aber besonnen zu haben, denn ich hörte nicht mehr, daß er sich näherte, ja im Gegentheil, er eilte unserem Lager zu. Warum wohl? Doch nur auf einige Minuten war ich im Zweifel, denn bald hörte ich lautes Reden und sah Willi, von meiner Frau und Bukacz, beide mit Karabinern bewaffnet, begleitet, auf mich herankommen. Im Begriffe, zu seinen Ziegen zurückzukehren, war der kleine Taugenichts auf einen Leoparden gestoßen, der die Ziegen beschlich. Der Leopard sprang nach der einen, Willi nach der anderen Seite, und beide schienen froh gewesen zu sein, daß ihnen die Flucht gelungen. Hätte nicht der Junge stehen bleiben und mich rufen können? Wenn ich vom Flusse kam, stand ich zwischen dem Raubthiere und dem Ufergebüsche, und das Thier wäre mein gewesen. Die Flucht Willi's war überhaupt eine sehr unvorsichtige That, und daß sie ihm gelang, beruhte wohl nur auf der großen Feigheit des Leoparden, Willi hatte strengen Befehl erhalten, ja seine kleinen Schutzbefohlenen nicht wieder zu verlassen. Allerdings im Stiche ließ er sie nicht mehr, dafür schlief er aber an ihrer Seite ein, und die Ziegen, welche sich wiederum in ihre Stricke verwickelten, begannen wieder ihr Meckern. Dasselbe Raubthier schlich zum zweiten-

male an und dieſesmal gelang es ihm, die eine Ziege nahezu zu erwürgen. Das Geräuſch weckte Willi, er ſprang auf und ſuchte ſeine Ziegenheerde. Er kam eben zurecht, als der Leopard die Ziege losließ, im Gebüſch verſchwand und die Ziege in ihrer Angſt in den Fluß ſprang. Nach wenigen Augenblicken jedoch trieb ſie ſchon als Cadaver mit den Wellen, der Leopardenbiß hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Auch diesmal zog ſich der Leopard in die Abflußſchlucht unterhalb des Felſenthors zurück, bevor wir ſeiner habhaft werden konnten.

Zehn Tage ſpäter hatte ich demſelben Leoparden drei ausſtopfbare Bälge und einen ſaftigen Braten zu verdanken. Da wir davon überzeugt waren, daß das Raubthier ſich einmal Nachts einen unſerer Hunde holen werde, denn Hundefleiſch iſt ein Lieblingsfraß des Leoparden, ſo machten zuerſt April's Diener und endlich er ſelbſt einen Verſuch, mit der übriggebliebenen Ziege das Thier anzulocken — doch es gelang nicht. Da ging ich eines Morgens, von April begleitet, nach der erſten Halbinſel unterhalb des Falles, um hier, wo ich einen Abſtieg des Leoparden am Weſtufer fand, das Meckerthier anbinden zu laſſen und ſo den Leoparden in ſeinem Schlupfwinkel zu erwarten. Bevor wir noch dahinkamen, ſah ich zur Linken unter den ſchattigen Uferbäumen eine Pallahheerde, die des hier das ganze Jahr hindurch wachſenden, ſaftigen Graſes halber in der Nacht aus dem Lateritbulte herbeizukommen pflegte.

April und ſein Monali gingen direct auf die Thiere los, ich ſah, wie dieſe im Bogen auswichen und den Wald zu gewinnen ſuchten, hockte mich raſch in einer ſeichten Regenmulde nieder und trachtete mich durch einige Steine zu decken, denn ich war nur in Hemdärmeln ausgegangen und mein Gewand ſtach gar ſehr von den abgetrockneten Grasbaumſtümpfen und den geſchwärzten Felsblöcken ab. So lauerte ich und ſchaute. Da hörte ich etwas zu meiner Linken und als ich vor mir hin und nach rechts gegen das Ufer blickte, ſah ich eben noch, wie zwei junge Pallah-Antilopen, die meine Mulde ſchon paſſirt hatten, im Gebüſch verſchwanden. Ich war eben im Begriffe, der letzten derſelben eine Werndlkugel nachzuſenden, als plötzlich, bedächtigen Schrittes, mitten in der Mulde, drei Pallahs, der vorderſte ein erwachſener Ramm, erſchienen. Auf das Blatt des wandelnden Bockes

anlegen und feuern, war das Werk eines Augenblickes — das Thier fiel nieder, wie vom Blitze getroffen; da flüchteten die anderen an mir vorüber und blieben etwa 130 Meter weiter oben im Gebüsche stehen. Das letzte der Thiere schaute sich nach mir um; es stand mit seiner schmalen Seite an und ich, auf die Weiche zielend, drückte ab. Ich konnte nicht sehen, ob auch diese Kugel ihr Ziel getroffen und das Fell gesichert hatte. Da kam April und ich nahm, ihn zurücklassend, meine Richtung nach dem Lager, um rasch von meinen Leuten den Pallahramm holen zu lassen. »Siehe,« meinte ich beim Scheiden zu April, »dort stand eine erwachsene Gais, ich schoß auf das Thier, so wie es mir durch die Baumlücken eben nur möglich war.« Kaum, daß ich ausgesprochen und April von einem Felsblocke aus dahingeblickt hatte, schrie er auch schon: »Da liegt sie ja!« »Wo?« »Nun, da vor uns.« In der That, zwischen einem Felsblocke und einem Baume hingesunken, lag eine Gais, die Kugel war in die Weiche eingedrungen und vorne in der Brust herausgegangen. Das Thier war schwer trächtig, was mir wohl leid that, welcher Umstand aber mit Rücksicht auf den Fötus weitere Beweise sichert, ob die erworbenen Thiere nur eine Varietät oder eine neue Art darstellen, was ich bei der Bestimmung der mitgebrachten Antilopenformen festzusetzen haben werde. Bei meinen wenigen Ausgängen stieß ich auch auf einen Schreiseeadler, der eine junge Meerkatze ergriffen hatte. Ich jagte ihm letztere ab und wir suchten sie am Leben zu erhalten, doch sie verendete schon nach wenigen Tagen.

An den Nestern verschiedener südafrikanischer Adlerarten machte ich wiederholt die Beobachtung, daß einen großen Procentsatz jener Säugethiere, welche diesen schönen Räubern zur Nahrung dienen, kleine Raubthiere von der Größe der Scharrthiere bis zu den Ginsterkatzen beistellen. Es scheint mir, daß sich diese Raubthiere auf ihr Gebiß und ihre Stärke zu sehr verlassen und weniger als dies Erd- und Baumziesel thun, nach ihren Feinden auslugen.

Eines Tages, als wir mit der Tiefenmessung der Schlucht unterhalb des Falles beschäftigt waren, ich, Spiral und Bukacz in der Tiefe, und Leeb und Haluschka oben auf der Höhe und am Rande der Schlucht,

wurden wir durch Paviane, die sich am jenseitigen Ufer tummelten und mit ihrem Gebelle die Kluft erfüllten, wiederholt gestört. Nach der Arbeit schoß ich den Thieren zwei Kugeln nach und traf aber nur den Felsen, unmittelbar neben zweien, in die Höhe kletternden Thieren, die, nach jedem Schusse aufgellend und sehr zornig, Steine loslösten und in die Tiefe warfen. — Die steilen Schluchtmündungen und die Dickichte am Boden der Regenmulden beherbergen zwei Arten Paviane, ferner Meerkatzen, Ginsterkatzen (rothbraun gefleckt) und den Serval, Leopard und Caracal, sie sind endlich auch von Klippspringern bewohnt. Doch vermag ich nicht zu sagen, ob die letztere Art mit jener des Südens übereinstimmend sei oder nicht, obzwar ich diese Streitfrage eher bejahen als verneinen möchte.

Ich sandte am folgenden Tage Leeb, Haluschka, Spiral und Bukacz an dieselbe Stelle der Schlucht, um an dem tosenden Gewässer in die Tiefe eine abermalige Messung vorzunehmen. Die Paviane geberdeten sich da noch dreister, so daß bald einer erbeutet wurde und zwei verwundet, das Weite suchten. Spiral, der die Skelettköpfe zu reinigen hatte, kam eines Morgens mit sehr besorgter Miene zu mir; irgend etwas hatte ihm über Nacht die zu einer natürlichen Riesenschüssel des felsigen Flußbodens der Maceration halber eingelegten Thierköpfe verschleppt; da mußten wir in den Stromschnellen Umschau halten, bis ich glücklicherweise die verlorenen bis auf zwei, die Köpfe einer Deuker- und Steinbock-Antilope, vorfand. Ich überzeugte mich, daß es eine der großen, hiesigen Fischottern gewesen, welche die Knochen fortzuschleppen suchte.

Nach jenen erfolgreichen Wasser-Antilopenjagden hielt April keine lange Rast im Lager, und nachdem er einige Töpfe Bier ausgestochen und seine Frau Ma-Tom nach Panda-ma-Tenka Bohnen und Mausa gesendet, eilte er mit seinen Leuten wieder hinaus. Er schoß zwei Zebra-Hengste, muß mich jedoch mißverstanden haben, daß er das Fleisch brachte und zu meinem großen Bedauern die Häute sammt den Schädeln in der Wildniß liegen ließ. Sein nächster Jagderfolg war mir ungemein erwünscht, er erlegte ein wahres Prachtexemplar einer männlichen Rappen-Antilope mit wunderschönen Hörnern. Endlich versuchte sich auch April in der Nilpferdjagd, doch hatte er hiebei kein Glück. Er miethete sich ein Boot und

ſandte Kugel auf Kugel den nur mit ebenen Geſicht- und Kopfflächen emportauchenden Thieren zu. Nur, wenn in die Schädelhäute getroffen, erliegen die Thiere raſch und die Cadaver erſcheinen dann 5—6 Stunden ſpäter auf der Oberfläche, ſtromabwärts treibend. Wir beobachteten ſieben erwachſene, darunter eine Mutter mit einem Kleinen am Rücken; ein komiſcher Anblick, wenn dieſe beiden Köpfe, einer dicht neben dem andern, im gleichen Niveau über dem Waſſer erſchienen. Nahezu allnächtlich ſteigen auch hier die Nilpferde ans Feſtland, um das unmittelbar am Ufer, das ganze Jahr hindurch friſch wachſende Gras zu freſſen. Eines der Thiere hatte zwei langſam einherrudernde Matoka in ihrem Boote überraſcht, das Boot in die Höhe geſchleudert, und die Schiffbrüchigen mußten trachten, ſich ſo raſch als möglich der Wuth des Thieres und den Nachſtellungen der Krokodile zu entziehen. In der dritten Woche unſeres Aufenthaltes ſtellten ſich Regenſchauer ein; Bukacz war der erſte, der vom Fieber erfaßt wurde, ich aber von

Der Matokadiener Jimy bietet einen Makalakatopf zum Kaufe an.

einem schmerzlichen Rheumatismus, der mir das Gehen sehr erschwerte, dazu kam noch, daß mir ein langer Palmendorn das linke Fußgelenk verletzt hatte. Die ersten Tage vermochte ich kaum zu stehen, doch besserte sich die Wunde, der Rheumatismus wurde aber, selbst als wir die Fälle verlassen hatten, nicht besser, eher schlimmer. Auch bei meinen anderen Begleitern zeigte sich mit dem Eintritte der Regenzeit ein Unwohlsein, der Vorbote der Malaria. Ich erwähnte schon, daß diese Krankheitserscheinungen wesentlich dazu beitrugen, unseren Aufenthalt an den Fällen abzukürzen. Ich wußte nur zu gut aus eigener, trauriger Erfahrung vom Jahre 1875, daß sich am Victoria-Falle gegen die Malaria nicht ankämpfen ließe, und suchte darum das gesündere Panda-ma-Tenka zu erreichen. Ich gab mir viele Mühe, zu erforschen, wie denn in diesen sumpflosen, sandigen Lateritböden die Malaria zu erklären sei und fand folgende Ursache: Diese oft 1—20 Meter mächtigen Laterit- und Sandlagen bilden meist Ebenen, und vermögen so riesige Regenmengen aufzunehmen, ohne sie oder wenn, — so in verhältnißmäßig sehr geringen Mengen wieder abzugeben. Ob ihrer Feuchtigkeitsmenge sind diese Lateritbultwälder im Sommer hoch begrast, zum Unterschiede von den Karroofläche, wo die Niederschläge rasch ablaufen. Diese im Boden stagnirende und viele organische Stoffe zersetzende Wassermenge ist aber der Grund, daß die sonst anscheinend nur an die Humusmoräste gebundenen Malariapilze und Miasmen auch hier gedeihen und, von Menschen eingeathmet, dasselbe Sumpffieber erzeugen können, wie die gefürchteten Sümpfe, auch wenn meilenweit von solchen keine Spur zu finden ist.

Einige Tage vor unserer Abreise erschienen die Unterhäuptlinge der Matokaprovinz, welche dem Häuptlinge Matakala unterstehen, um mir die Ehre, »auch von ihnen etwas ankaufen zu dürfen«, zukommen zu lassen. Beide waren mir längst als »dunkle Ehrenmänner« bekannt. Zuerst erschien der Wächter der Boote mit einer in einer Hülse aus Zibetkatzenfell eingelassenen Muskete von acht Dienern gefolgt, welche den zu verkaufenden Proviant trugen. Ich schenkte ihm einen alten Claquehut und einen Spiegel, und er vergaß auf sein Korn und den Zweck seines Hierherkommens und beäugelte sich nur immer wieder im Spiegel, wohl zum erstenmale in

seinem Leben, daß er sein Conterfei so klar und deutlich vor sich sah. — Zum erstenmale wohl auch schämte er sich seines Wollhaares, denn er verlangte noch ein schönes Tuch, um sich den Kopf einzubinden. Sein Gegengeschenk, etwa drei Kilo Korn, bewog mich nicht, ihm seinen Proviant theurer zu bezahlen, als wie ich denselben bei seinen Unterthanen gekauft hatte. Die Freude mit dem Cylinderhute ließ ihn momentan, so schien es, die Enttäuschung vergessen. Er schied und stolz schritt er von dannen und weithin glänzte der mächtige Hut, der neben einer kurzen Kattunschürze des Mannes gesammte Bekleidung ausmachte. Der zweite Unterhäuptling stellte ein nicht minder interessantes Curiosum dar. Hoch, mager und alt, trug er einen aus einem gegerbten Leopardenfelle gefertigten Rock, der hinten als Zierde den bis zur Erde reichenden Schwanz des Thieres trug. — Dieser Greis blieb vom Morgen bis zum Abend und konnte sich nicht genug verwundern, warum ich seine drei, wirklich schönen Speere und zwei Ruder nicht um den von ihm bestimmten Preis kaufen wollte. Er forderte genau den doppelten als den sonst üblichen und so ließ ich den Mann stundenlang reden, bis sein Schwall zu einem unverständlichen Monolog herabsank, dann ging auch er.

Da ich mehr wissenschaftliche Sammlungen erworben hatte, als vorauszusehen war, ja diese allein den Wagen so ausfüllten, daß ich auf ihn noch ein Zeltdach bauen mußte, um alles unterbringen zu können, so sah ich mich gezwungen, gegen vierzig Träger aufzunehmen, welche jeder dreißig bis fünfzig Kilo Getreide für zwei Meter Kattun nach Panda-ma-Tenka zu tragen sich erboten und sich dabei auch selbst zu verköstigen versprachen. Ich miethete zuerst eilf und schickte sie mit einigen meiner schwarzen Diener ab; dann sandte ich April mit achtzehn Trägern und folgte endlich mit dem Reste der Träger und dem Wagen nach. — Da ich bei Haluschka und Fekete Anzeichen von Fieber wahrnahm, sandte ich sie mit April voraus, und so fiel mir die schwere Arbeit des Wegmachens anheim; wir sahen uns gezwungen, den Weg abzukürzen, und so war da und dort ein neues Wegstück für den Wagen zurecht zu machen. Trotzdem hatte Harry, der Kutscher, das Unglück, an einen Baum mit solcher Gewalt mit dem linken Hinterrade anzufahren, daß sich die hintere Achse bog und das Rad, schief

gestellt, sich an den Wagenseiten rieb. Wir waren April am folgenden Tage gefolgt und hofften ihn noch einzuholen, da er sich noch hie und da aufzuhalten und zu jagen gedachte.

Der Weg durch den großen Lateritbultwald, in welchem meine Frau bei der Herreise durch den zurückschnellenden Baum nahezu erschlagen worden wäre, war für die Fahrt sehr beschwerlich, da der schwerbeladene Wagen tief in den Laterit einsank. Bukacz war so krank geworden, daß er im Wagen fahren mußte. Auch mir wurde das Gehen immer beschwerlicher, das Ödem der geschwollenen Gelenke nahm zu und beim Umhauen der meisten Hindernisse mußte ich mich mit Hilfe eines Schwarzen auf die Knie niederlassen, bevor ich meine Arbeit beginnen konnte.

Am Abend des ersten Heimkehrtages langten wir an der am Henryskop gelegenen, schon früher benützten Lagerstelle an; trotz meiner wunden Füsse war ich der erste zur Stelle und erblickte schon von Weitem eine Botschaft von April in einer Gabelung des Baumes hängen.

Eine willkommene Botschaft war es auch! Siehe da, ein Löwenkopf und zwei Zebraschädel. Ueber dies Jagdereigniß erzählte uns April, der in der Nähe lagerte und eben hier durch diese Jagdepisode aufgehalten worden war, am Abend beim Nachtmahle: »Ich hatte meine Diener, von dem Ihnen bekannten Monale geführt, vorausgesendet. — Hätte ich es nur nicht gethan! Monale ist doch schon drei Jahre in meinen Diensten, trotzdem ist er, wenn auch bereits ein guter Schütze — doch noch ein Feigling geblieben. Ja so sind alle die Schwarzen hierzulande.« April vergaß, daß auch er ein »echter«, wenn auch ausnahmsweise ein recht dunkelfarbiger Basuto sei. — »Als sie hierherkamen«, so erzählte er weiter, »erblickten die Diener dort«, und der Sprecher wies nach Süden hin, wo ein einzelner, auf einer kleinen Lichtung stehender Baum dies Gehölz überragt — »in jenem hohen Baume einen Trupp Aasvögel. Da gibt es was, da gibt es was, schrien sie einer über den andern, und eilten zur Stelle. Ja, da gab es auch etwas. Auf der kleinen Wiesenlichte und nahe am Baume lagerten drei Löwen und fraßen an einem Zebra.«

Beim Erscheinen der Menschen und wohl auch durch das Gebell der Hunde bewogen, erhob sich die ganze Gesellschaft, Raubvögel und

Raubthiere, und zog sich zurück. — Die Löwen verschwanden, bis auf die Löwin, die sich nochmals in dem hohen Grase umkehrte und nach den Eindringlingen hinsah. Da feuerte Monale, und laut brüllend stürzte die Löwin zu Boden; die Kugel hatte sie tödtlich getroffen, doch Monale, der das Gebrüll ganz nahe zu hören und die Löwin dicht hinter sich wähnte, gab Fersengeld, seine beiden ebenfalls mit Gewehren bewaffneten Genossen thaten ein Gleiches. — Sie ruhten nicht eher, als bis sie ein erhöhtes Gebüsch erreicht hatten; da erst schaute sich einer, dann sahen sich alle um, doch kein Verfolger war zu erblicken. Die Furcht verwandelte sich in Spott; die Leute lachten sich gegenseitig aus; »was wird der Herr wohl sagen!«

Der Matokadiener Tschumigo.

Einer spottete über den andern, Monale schob die Schuld der gemeinsamen Feigheit auf den Mafett und Mafett auf Adons. »Ja, aber Monale lief zuerst.« — »Jawohl, ich lief zuerst, ich aber verwundete die Löwin, ihr aber habt nicht einmal euer Gewehr erhoben! Wer ist da der feigste?« — »Ich nicht!« — »Ich auch nicht!« — »Und ich vielleicht!?« rief der Sprecher. — Aus dem Lachen kam es zum spielenden Spott, dann wurde es ernst und endlich schien eine Schlägerei unvermeidlich zu sein, wenn nicht das Erscheinen der achtzehn Träger dem

Streite ein Ende gemacht und das Blut der Schwarzen gekühlt hätte. — Kaum hatten die ebenso muthigen Matoka-Träger den Namen Tau-Namahari (Löwin) vernommen, so ballten sie sich wie eine Schaar ängstlicher, vor einem Sperber fliehender Spatzen zusammen, warfen die Bündel hin und griffen nach den Speeren, — »Wo habt ihr den Löwen gesehen? — Gehen wir nicht weiter, bevor nicht April kommt! Habt ihr auf das Thier geschossen?« — so ging es wirr durcheinander. — »Ja, Monale that es.« — »Und es lief doch davon?« — »Wir wissen es nicht, die Löwen verkrochen sich im Grase!« — »Sie verkrochen sich? Und im Grase?« — Mit ängstlichem Blicke maßen die tapferen Matoka jenen Baum drüben, auf dem wieder in dichten Schaaren die Aasgeier saßen; dann hockten sich die Tapferen in dichten Klumpen nieder, die emporgehaltene Assagaie auf den Boden gestützt, während sich die drei Diener April's mit geladenen Gewehren vor sie hinstellten.

So verharrte man ziemlich einsilbig, bis man in der Ferne April gewahr wurde; nun sprangen seine Leute auf und liefen ihm entgegen, um die Botschaft über das Geschehene zu bringen; viele der Matoka folgten nach. Jeder wollte der erste sein, um diese Botschaft zu überbringen, doch in Wahrheit, um aus der gefährlichen Nähe eines gewissen Baumes zu kommen. April konnte anfangs aus all' dem Wirrwar nicht klug werden, bis sich Monale Gehör verschaffte. Nun aber kam der Lohn. April schalt ihn so tüchtig aus, daß keiner der übrigen mehr etwas für sich und zur Wahrung seines Muthes zu sagen hatte. Alle schwiegen. »So etwas thut mein Diener, so geberdet sich ein Mona (Mann), der so lange mich als Genossen auf meinen Jagden begleitete? Au-au ma-schwe-tata ma-schwe Wuena ha-batu naja-Wuena mosari.« (Pfui, schändlich, ihr seid nicht Männer, ihr seid Weiber!)

April rief nun die Hunde herbei und schritt, von Allen begleitet dem bezeichneten Baume zu. Was er vorfand, machte sein Blut so warm, daß Monale und seine beiden Freunde sich wohlweislich auf einige Minuten aus der Nähe des erzürnten Herrn zurückzogen. »War es aber nicht auch ein wahres Unglück,« rief April in seiner Erzählung aus, »ein Löwenfell so verderben zu lassen? Ich hätte« April stockte — und da ich seinen

Gedankengang wohl errieth, ergänzte ich seine Worte, daß er durch die Feigheit seiner Diener bei mir um ein schönes Verdienst gekommen sei.

Zur Stelle gekommen, fand April, daß die Aasgeier unglücklicherweise das bereits angefressene Zebra nicht angegriffen, sondern sich an die Löwin gemacht die eine Seite aufgeschlitzt und halb aufgezehrt, so ihr schönes, starkes Fell verdorben hatten. — Als eine Art Entschädigung fand Haluschka unmittelbar hinter dem großen Baume ein prächtiges Zebrafüllen, auch von den Löwen getödtet, vor.

Es war wohl dieselbe Zebratruppe, die ich mit April auf der Hinfahrt angetroffen hatte. Wie wir aus den Spuren am Boden entnehmen konnten, waren die Thiere von den Löwen aus der Nähe angegriffen worden. Während die übrigen Thiere erschreckt das Weite suchten, blieb die Mutter, das Junge zu wahren, zurück und so wurden sie beide leicht der Löwen Beute. Die Spuren zeigten, daß zwei der Löwen die Mutter und einer das Kleine getödtet, es zu jenem weithin sichtbaren Baume geschleppt und hier liegen gelassen hatte. So war das junge Thier in die Sammlung gekommen und lieferte mit seinen schönen Zeichnungen auf schneeweißem Grunde ein sehr erwünschtes Object, nicht minder sein eigener und die Köpfe seiner Mutter und ihres Mörders.

Am folgenden Morgen setzten wir die Fahrt fort, doch mit Schwierigkeiten. Es hatte in der Nacht geregnet; die hier so mächtige Humusschichte wurde ungemein weich und erschwerte den Zug so sehr, daß ich öfter lagern und rasten mußte, als auf der Hinreise; auch verschlimmerte sich mein eigener Zustand, die Gelenke schwollen mehr und mehr an; beim Niedersetzen und Aufstehen sah ich mich gezwungen, die Schwarzen heranzurufen, um mir behilflich zu sein, mich einige Schritte weit zu führen, bevor ich in den Gang kam; dann aber mußte ich ununterbrochen bis zur definitiven nächsten Rast fortgehen. Die Rücksicht auf den beschädigten Wagen zwang mich, einigen der ärgsten Regenmulden auszuweichen; doch es geschah wie gewöhnlich in solchen Fällen, ich kam aus dem Regen in die Traufe. Ich hatte einige tiefe Rinnsale zu passiren, wobei das »kranke« Hinterrad so beschädigt wurde, daß es mitten in der dritten Regenmulde zusammenbrach; da war nun die Bescheerung! Wie wenn ein plötzlicher

Regen fallen würde. Dieſe Regenmulden ſchwellen ja in einer halben Stunde zu reißenden Gewäſſern an, zudem war die Nacht hereingebrochen, doch eine ruhige ſchöne Nacht, der Himmel klar und ſeine zahlreichen, ſüdlichen Sterne gaben eine hinreichende Leuchte zum Abladen der Laſt und zum Emporziehen des leeren Wagens!

Der zerbrochene eiſerne Wagen.

Die Unglücksſtelle lag etwa am halben Wege nach Panda-ma-Tenka. Da Haluſchka und Fekete bereits ſo weit voraus waren, daß ſie nicht mehr eingeholt werden konnten, ſo entſchloß ich mich, ſelbſt mit meiner Frau, Leeb und einigen Dienern nach Panda-ma-Tenka zurückzukehren, Haluſchka mit mehreren Schwarzen, welche die Feldſchmiede tragen ſollten, zur Stelle zu ſenden, um den Wagen gründlich zu repariren. Ich mußte nach Panda-ma-Tenka eilen, denn dort harrten ſo viele Träger auf ihre Bezahlung, welche, ſo lange ich nicht kam, von meinem Proviante, den ſie für mich nach Panda-ma-Tenka gebracht hatten, gefüttert werden mußten.

Wir brachen früh am folgenden Morgen auf. Nach unſerer Abreiſe wollte Harry Meintjes ſeine Geſchicklichkeit an den Tag legen; er verſah das Wagenrad mit einer Schleifſtelze und zog ſpäter am Tage weiter; er erreichte auch das nächſte unſerer früheren Lager, jenes im Sſumothale; doch nur mit zwei Rädern, denn er hatte mit dieſer unvorſichtigen Fahrt auch ein Vorderrad ſehr ſtark beſchädigt. Hier unter einer der blaublühenden Acaziengruppen, die ſeitdem im Munde der hieſigen Jäger den Namen

Holub's Standplatz führt, ſchlug er in unſerem alten, ſein neues Lager auf. Ich ſandte ihm inzwiſchen viermal Träger zu, um die Wagenlaſt zu erleichtern und die Sammlungen holen zu laſſen, da ich ſie einzutragen, zu

Makuluanipalmen im Zambeſi-Thale.

ordnen und manche Objecte noch zu präpariren hatte. Mit dieſen Trägern ſchickte ich auch den geübten Jäger Niklas, dem es gelang, die noch fehlenden Rietbock- und Roenantilopen für die Sammlung zu gewinnen. Es war eine Familie von fünf Rietbock-Antilopen und das ſeit langem

schon ersehnte Roenantilopenthier. Nahe an der Stelle, wo ich den Wagen verlassen hatte, verlor am selben Tage mein Jäger April seinen besten Jagdhund, »Wolf«, das brauchbarste Thier für Hochwild- und Wildgethierjagden, das ich während meiner südafrikanischen Wanderungen kennen gelernt.

April hatte Monale mit einigen anderen Schwarzen und dem Hunde vorausgesendet, um für ihn und seine Träger frisches Fleisch zu sichern. An einem Flüßchen spürte »Wolf« eine Harrisbock-Antilopenheerde auf und jagte, wie er es zu thun gewohnt war, das größte Thier, einen prächtigen Rappenstier, den Jägern zu. Leider befand sich um diese Zeit der mit einem Gewehre bewaffnete Monale nicht unter seinen Leuten; die heransprengende Antilope erblickte plötzlich einen Trupp Menschen vor sich, springt zur Seite in das tiefe Flußbett, der Hund ihr nach und verbeißt sich in die Rückenmähne, die Antilope suchte den Hund abzuschütteln und die ringsum stehenden Schwarzen zeigen sich sämmtlich zu feige, um das Thier in dem schmalen Flußbette mit ihren Speeren zu durchbohren; Monale kommt noch immer nicht zur Stelle, und zwischen dem Hunde und der Antilope entspinnt sich ein erbitterter Kampf, der plötzlich mit einem Angstgeheul des Hundes endet. Im nächsten Momente setzt die Antilope aus dem Wasser und erreicht unbelästigt das nahe Dickicht zur Linken, während der Hund todt ins Wasser kollert. In dem Kampfe hatte die Antilope mit einem Rückschlage ihrer nach hinten gebogenen Hörner dem armen Thiere die Brust durchbohrt. — Wie ich später vernahm, begnügte sich April diesmal nicht — wie bei jener Löwenepisode — mit einer mündlichen Zurechtweisung Monale's, weil er den Hund nicht bei sich behielt, sondern mit den Trägern laufen ließ. Auf unserem Heimwege stießen wir auf zahlreiches Wild; da jedoch der aufgeweichte Boden das Gehen sehr erschwerte, Leeb die Chronometer und meine Frau die Aneroïde trug und ich mich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, so war an einen Jagdzug nicht zu denken. Wir sahen Zebras, Roenantilopen, Zuluhartebeeste, zahlreiche Rietböcke, Deuker-, Steinbockgazellen und Orbeckis.

Am zweiten Tage, nachdem ich den Wagen nach dem Unfalle verlassen, hatte ich das 23 englische Meilen entfernte Panda-ma-Tenka erreicht. Ich konnte es selbst kaum glauben. Wenn ich meine geschwollenen

Glieder betrachtete, wunderte ich mich in der That, daß ich in diesem Zustande die ganze Strecke mit nur einer einmaligen Nachtrast zurückzulegen vermochte.

Jedem meiner Patienten hätte ich einen derartigen Marsch als eine sinnlose That verboten! Doch was konnte ich thun? Ich mußte so bald als möglich nach Panda-ma-Tenka kommen, und da blieb jedes Zaudern und Zögern ausgeschlossen. Jene, für mich so qualvolle Nachtraststelle vom 5. November wird mir übrigens unvergeßlich bleiben, ich war von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, so daß ich kein Auge schloß und nimmer dachte, je im Leben, am wenigsten aber am nächsten Tage wieder weitergehen zu können. Und es ging doch.

Nach einer dreiwöchentlichen inneren Behandlung mit Natr. salicyl. und mit Hilfe von Einreibungen von Arnicatinctur und einer Kwizda'schen Lösung war das Uebel nahezu vollkommen behoben, obwohl ich bis heute noch unter dem Einflusse kalter Winde heftige Gelenksschmerzen fühle und mir auch bewußt worden bin, daß in Folge dieser acuten Gelenksentzündung mein altes Herzübel nicht besser geworden ist, auch bei den folgenden schweren Fieberanfällen heftige asthmatische Beschwerden auftraten.

Nach Panda-ma-Tenka zurückgekehrt, prüfte ich, so gut ich es in meinem Unwohlsein zu Wege bringen konnte, die Bürden der Träger, ob die Kornsäckchen nicht gesprungen und Korn ꝛc. nicht entwendet worden war. Als ich alles in guter Ordnung vorgefunden hatte, schritt ich zur sofortigen Auszahlung der Träger, die bis auf zwei, welche Glasperlen verlangten, mit dem ausbedungenen Lohne von zwei Meter Kattun per Mann vollkommen zufrieden waren und lärmend heimwärts zogen. Einer der Träger kam und bot mir seinen Scheidegruß einzeln dar, die übrigen in corpore. Sein Gesicht schien mir bekannt, bis mich einer meiner Schwarzen auf ihn aufmerksam machte. Es war ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der mich ganz so, wie drei andere seiner Genossen an den Fällen beim Verkaufe seiner Artikel zu betrügen suchte. Ich hatte nämlich damals mein Bedürfniß an Kleinkorn (Mausa, Rosa) gedeckt und ließ den Matoka sagen, daß ich nur noch Imboni (Mais) und Mabele (Sorghum) kaufen würde. — Da tauschte ich eines Tages vier Kalabassen (Kürbisgefäße,

dickflaschenförmig mit enger Oeffnung) Mais aus und als ich mit Fekete die Gefäße in einen Sack entleerte, fanden wir, daß sie mit Mausa gefüllt, nur oben mit einer dünnen Schichte Mais gedeckt waren. Fekete wollte schon dem Manne die eine Kalabasse an den Kopf werfen, als ich ihn ersuchte, einstweilen keine Miene zu verziehen und den übrigen Leuten nicht zu zeigen, daß uns der Schuft betrogen. Ich that, als ob wir mit der Mausa vollkommen zufrieden wären. Am nächsten Tage erschien nun jener »holde Jüngling« wieder und bot Maschoschwany (Erdölnüsse) zum Tausche an. Ich ließ nun jedes Kürbisgefäß untersuchen und fand, daß Bohnen unter den Maschoschwany lagen und letztere wieder nur eine dünne obere Lage im Gefäße bildete. Der herbeigerufene April hatte nun dem Betrüger erst eine Predigt zu halten, dann ließ ich ihm sagen, daß er Schläge verdiene, die gäbe ich ihm nicht; doch wolle ich ihn beim Könige Leboschе verklagen.

Da lachten seine Genossen. »Der König wohne sehr weit (etwa 380 englische Meilen nordwestlich vom Victoria-Falle) ab«, meinten sie. Dann ließ ich mir mein Notizblock bringen, setzte mich gerade vor den Delinquenten, fixirte ihn scharf und begann rasch sein Bildniß zu zeichnen. Das war für den armen Jungen zuviel. Sein Aberglauben, daß nun ein Zauber mit ihm vorgenommen werde, ließ ihn nicht ruhen und, plötzlich aufspringend, eilte er davon. Er kehrte zurück, als er mich das Lungalo (den Block) beiseite legen sah. Dann lieh er sich von den Genossen Moschoschwany, füllte sein Gefäß damit, schüttete den Inhalt wiederum in eine meiner Schüsseln aus und bot sie mir für einen beliebigen Preis an. — Befragt, was ich mit meinem Lungalo (Zeichnung, Buch) dem Schuldigen angethan hätte, wies ich auf die Zeichnung, welche, ohne daß ich den Namen des Betreffenden wüßte, den Betrüger direct dem Könige verrathen würde.

Zufällig hatte dieser junge Mann, wie wir am nächsten Tage hörten, in der Nacht Unglück gehabt. Eine Kuh (ein sehr niedriger aber guter Schlag) seines Nachbarn hatte ihre Hürde verlassen, irrte in den Dorfpfaden herum und kam so zufällig zu der Hütte des jungen Betrügers. — Dieser, durch das Geräusch erwachend, dachte sich, es sei einer der

ſo häufig in der Nacht nach Abfällen ſuchenden Phyri (Hyäne) griff nach ſeinem Aſſagai, lief hinaus, ſah auch wirklich in der dunklen Nacht ein Thier vor ſich, ſchaute nicht erſt zu, ſondern harpunirte es ſofort.

Das gab nun eine böſe Beſcheerung; er mußte mit ſeiner Ziegen= und Schafheerde (da er keine Rinder hatte) den Schaden erſetzen. Viele aber ſagten Niambo (der unſichtbare Gott der im Mo=Chorimo, das heißt im Blau des Himmels wohnt) hätte ſo gethan, weil er den Lekoa (Weißen) betrügen wollte, und dieſer ihn angezaubert hätte.

Beim Scheiden in Panda=ma=Tenka glaubte der Verzauberte ſich mit einem beſonderen Gruß »entzaubern« zu müſſen.

Vierzehn Tage nach unſerer Ankunft in Panda=ma=Tenka kam der inzwiſchen von Haluſchka, Spiral und Harry Meintjes reparirte Wagen zur Stelle.

Haue, Waffen und Gefäße der Süd=Matoka.

XI.

Zweiter Aufenthalt am Matetse-Flüßchen. — Die Malaria am Zambesi.

Das Malariafieber am centralen Zambesi und seine Brutstätten. — Klimatische Eigenthümlichkeiten und oro-hydrographische Verhältnisse das Fieber fördernd und hemmend. — Symptome, Complicationen und Folgen der Krankheit. — Acclimatisation und Heilung. — Vater Booms. — Termiten und Borkenkäfer in den menschlichen Wohnungen. — Mr. Westbech als Schiedsrichter. — Mr. Blockley's und Afrika's, des Elephantenjägers, Besuch. — Afrika's Verstümmelung durch einen Löwen. — Afrika als Gladiator im Matetsethale und als Gatte in der Hütte. — Löwen, Leoparden und Hyänen als nächtliche Besucher. — Panda-ma-Tenka. — Vergiftung mehrerer Hyänen. — Jakob, der Matoka-Diener. — Mr. Thomas' Boten. — Luanika erkämpft sich seinen Thron. — Aus dem friedliebenden Monarchen wird ein blutdürstiger Nero. — Erprobung der Treue seiner Unterthanen. — Makalakahändler und Träger. — Luschuari, der Fährmann. — Die wissenschaftliche Ausbeute des zweiten Aufenthaltes am Matetse.

So sehr uns Alle der Ausflug zum Victoria-Katarakte befriedigte, so konnten wir uns dessen nicht ganz erfreuen, denn der böse Gast, das Fieber, welcher sich an den Fällen schon gemeldet, hielt in unser Lager seinen vollen Einzug und verwandelte es binnen wenigen Wochen in ein Lazareth. Bukacz, Fekete, der in Panda-ma-Tenka zurückgebliebene Tom Meintjes und dessen Diener waren die ersten Erkrankten. Vierzehn Tage später brachte der aus dem Serorumothale zurückkehrende Wagen drei weitere Kranke: Söllner, den ich mit Haluschka und der Schmiede hingesendet, Harry Meintjes und Spiral. Kurze Zeit darauf kam dann Leeb, Haluschka, ich und der kleine Engländer Willi an die Reihe.

Was wir in diesen acht Monaten am Zambesi physisch und moralisch litten, läßt sich nicht beschreiben. Wären es nicht Thatsachen, welche auf

die Gesammtreise Bezug haben, ich würde lieber über diese Leidenszeiten schweigen. Es war das Sumpffieber, welches in diesen Gegenden nicht blos die Europäer, sondern auch alle Farbigen, die fieberlosen Gegenden in Südafrika entstammen, angreift und gleich in der ersten Regensaison in großer Anzahl dahinrafft. Dieses Gespenst für alle in den Tropen Reisenden und Wohnenden, dieses Veto gegen die Colonisirung der Tropen schien mir eines eingehenden Studiums äußerst würdig, darum habe ich dieser Krankheit auch eine besondere Abtheilung meines medicinischen Tagebuches gewidmet und bedaure nur, daß auch dieses Tagebuch zu den verlorenen gehört. Bevor wir von den Malariamiasmen näher sprechen, will ich ihrer Brutstätten gedenken, soweit meine Erinnerung in dem eingebüßten Tagebuche zu lesen vermag.

Die tiefste Ursache für die Entstehung und Entwicklung dieser mörderischen Bacillen liegt meiner Ansicht nach in den oro- und hydrographischen Verhältnissen des Zambesisystems. Charakteristisch für dieses Flußsystem ist nämlich der Umstand, daß sowohl der Zambesi selbst, als alle seine Nebenflüsse von langgestreckten Felsenbarrieren in ähnlicher Weise durchquert werden, wie unsere kleinen Flüsse von künstlichen Wehren unterbrochen sind. Jede dieser Felsbarrieren bildet ein natürliches Stauwerk, welches bei hochentwickelter Cultur eine unschätzbar werthvolle Voraussetzung für eine künstliche Bewässerung des Landes wäre, den Naturvölkern überlassen, aber nur ein System von Pestherden reifte.

Die Felsenbarrieren stauen das Wasser oberhalb und erzeugen in den Thalsohlen zahlreiche Teiche, Buchten, Lagunen, Sümpfe und Moräste, im Marutsereiche sogar zu Zeiten der alljährlichen Ueberschwemmungen zwei periodische, versumpfende große Seen, jene von Katima Molelo bis zur Tschobemündung und den größeren im Barotsethale, sowie auch viele kleinere im ganzen Lande zerstreut.

Außer durch diese Barrieren werden auch bei den jährlichen Ueberschwemmungen in den meisten Thälern durch das Niederschwemmen des zwei Meter hohen Grases und durch das spätere Faulen desselben Miasmenbrutstätten geschaffen.

Die Felsenbarrieren an den Nebenflüssen des Zambesi finden sich auch in den höher gelegenen Partien, wie im oberen Albertslande, und bedingen hier die Fieberbrutstätten, ohne eigentliche Sümpfe zu bilden. An und über den Barrieren entstehen in den stufenförmig abfallenden Thälern tiefe, breite Tümpel, in denen zahlreiche, durch die schweren Regengüsse angeschwemmte thierische und vegetabile Objecte sich verfangen, liegen bleiben und, begünstigt durch die große Hitze, rasch faulende Substanzen bilden, welche Fieber erzeugen. In jenen Gegenden der Wildniß finden sich derartige Pestherde selbst bis in Höhen von 800 Meter über dem Meere.

Es ist wohl eine ziemlich feststehende Thatsache, daß sich die Sumpffieberbakterien an den Deltamündungen tropischer Ströme, wo sich seit Urzeiten Massen von Verwesungsstoffen ansammelten, zuerst gebildet haben. Von hier aus zogen die Bakterien stromaufwärts; da, wo das Wasser ihr Lebenselement, die Weiterverbreitung, vorkommender Katarakte wegen nicht gestattete, ermöglichten es die an den Wasserfällen emporsteigenden Dunstwolken und die zur Regenzeit herrschenden Orkane.

So zog mit den Bakterien das Fieber in allen Tropenländern weit landeinwärts, so verpflanzten sich die Miasmen auch in jene ausgedehnten Sand- und Lateritbultwälder des nördlichen südafrikanischen Hochplateaus, welche keine Sümpfe aufweisen; daß daneben auch das in diesen Lateritböden festgehaltene Sickerwasser selbständig Miasmen erzeugt, habe ich schon erwähnt. Die Malariabakterien breiteten sich längs der südafrikanischen Küste von den Tropen gegen die Pole aus, soweit als ihnen klimatische Einflüsse oder oro- und hydrographische Verhältnisse nicht haltgebietend entgegentraten. — Solche Hindernisse sind die kalten Südostwinde, der Mangel an großen Strömen an der sandigen Westküste, die Höhe des Hochplateaus bis zum 25. Grad südlicher Breite im Centrum des Erdtheiles und die hier während des Winters herrschende Kälte, ferner auch die in dieser Jahreszeit herrschende große Trockenheit der Luft; alle diese Ursachen sind Hemmnisse der Entwicklung und des Gedeihens der Malariabakterien. Kälte vernichtet sie in der Luft wie im Wasser, das gilt in Afrika ebenso wie in Amerika, wo das gelbe Fieber mit dem Froste

erlischt. Die Bacillen vermögen auch nicht in der trockenen Atmosphäre zu gedeihen, es ist nur die feuchte Atmosphäre, in der sie sich in Massen entwickeln und, in die Blutcirculation des Menschen gelangend, Fieber erzeugen. Darum sind auch in den Sommermonaten die Tageszeiten, von 5 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Früh, welche diese Eigenschaften der Feuchtigkeit in einem höheren Grade besitzen, die für den Europäer ge-

Kopf einer Rietbockgais.

fährlichsten Stunden und um so gefährlicher, je tiefer am Boden wir uns befinden.

Ausdünstungen eines sumpfigen Bodens vom Sonnenuntergange bis zum Sonnenaufgange können auch während der sogenannten gesunden Jahreszeit südafrikanischer Fiebergegenden, d. h. während des Winters, Fieber erzeugen, doch unter der Bedingung, daß sich die Athmungsorgane des Menschen im Niveau der nicht hoch aufsteigenden Miasmen befinden. Diese Beobachtung machte ich sowohl an Menschen, welche früher schon an Fieber gelitten, als auch an solchen, welche zum erstenmale fieberkrank

wurden. Dies gilt namentlich von Sümpfen, welche von dichten Bäumen oder Schilfrohr beschattet den trockenen, kalten, winterlichen Winden den Zugang nicht gestatten, aber auch die warmen Sonnenstrahlen abwehren. Der abendliche oder nächtliche Aufenthalt an dem trockenen Flußufer wird nur sehr selten das Fieber erzeugen, jener an der Sumpflagune sehr oft. An manchen Abenden reicht oft ein einstündiger Aufenthalt hin, um im Stehen schon die Miasmen einzuathmen, an anderen Tagen, wo wir laut unseren meteorologischen Beobachtungen kältere Winde zu verzeichnen hatten, erfolgte die Erkrankung jedoch nur dann, wenn wir in hockender oder liegender Stellung unseren Aufenthalt daselbst verbracht hatten. Die tieferen und umfangreicheren Tümpel an den Felsbarrieren der Nebenflüsse des Zambesi im Albertslande beherbergen lebensfähige und keimfähige Miasmen das ganze Jahr hindurch; im Winter jedoch, wo die Kälte und manchmal der Frost diese Miasmen in den oberen Schichten vollkommen zerstören, bleiben sie nur in den untersten Schichten lebensfähig. Wir können dann das Wasser von der Oberfläche des Tümpels den ganzen Winter hindurch genießen, ohne zu erkranken, und werden höchstens dann fieberkrank, wenn wir vom Bodensatze trinken oder durch eine Bootfahrt oder durch Fischen in dem Tümpel den Schlamm aufwühlen und noch am selben Tage von dem Wasser genießen. Aus dem selben Tümpel im Sommer auch nur oberflächlich zu trinken, wäre lebensgefährlich. Auch die Miasmen, welche in den sumpffreien Lateritböden stecken, werden während des Winters ungefährlich. Es scheint, daß während dieser den Bacillen ungünstigen Zeit Millionen ganz zu Grunde gehen, andere Millionen aber einschrumpfen und ungefährlich werden. — Mit den ersten Tagen, der eintretenden sommerlichen Jahreszeit erfahren die Miasmen eine Belebung, werden fortpflanzungsfähig, um im Handumdrehen die Luft zu verpesten.

Am gefährlichsten ist die beginnende Regenzeit mit ihrer Miasmenzucht Fremden, die noch nie vom Fieber befallen waren. Leute, welche schon früher Fieber überstanden hatten, zeigen sich widerstandsfähiger. Für diese wird aber die Zeit der Austrocknung der Sümpfe und Tümpel direct nach der Regenzeit sehr gefährlich. Da beginnt das vom Wasser niedergedrückte hohe Gras zu faulen und Miasmen der gefährlichsten Art zu

erzeugen. Es ist dieses die gefährlichste Fieberperiode, in welcher in der Regel die schon seit Jahren in solchen Gegenden lebenden Fremden, welche weniger oder gar nicht in der Regensaison zu leiden hatten, sicherlich wieder erkranken und zuweilen auch Recidiven mit letalem Ausgange erleiden. — Unmittelbar auf diese Zeit folgt der Umschwung, d. h. eine Besserung mit der kälteren Jahreszeit.

In Gegenden, wo während der Winterszeit die Temperatur nur unbedeutend sinkt und wo wie am Schirafluſse die Sümpfe nie austrocknen, bleibt die Lebensfähigkeit der Sumpffieberbakterien während des ganzen Winters aufrecht erhalten; es sind dies Gegenden, von denen wir sagen können, daß in ihnen das Fieber nie ausstirbt.

Da sich das Sumpffieber weder in seinen Phasen, noch weniger in seinen Symptomen in den verschiedenen Sumpfdistricten gleich bleibt, kann man annehmen, daß es nicht eine Bakterien- oder Pilzart ist, welche überall herrscht, sondern mindestens zwei vollkommen getrennte Formen. An der Küste und wohl bis 300 Kilometer landeinwärts prävalirt die Form des reinen Wechselfiebers, wenn auch mit Symptomen und Erscheinungen wie in den Fiebergegenden Südungarns und der Romagna. Die in den fieberbergenden Küstenstrichen Süd- und Centralafrikas Erkrankten erlangen — auch wenn sie die Fiebergegend verlassen — ihre Gesundheit nur sehr schwer wieder. Das Sumpffieber der höher gelegenen Gegenden am oberen Zambesi bis zu 1100 Meter über dem Meere heilt leichter und rascher, und reicht beim Verlassen der Gegend eine systematische Behandlung mit kleinen Chinindosen — 0·2 dreimal per Tag — und Tinct. ferri sesquichlorati, vollkommen zur Heilung hin; allein es tödtet rascher in der ersten Saison als jenes an den Küsten, doch wohl nur deshalb, weil der Reisende dieser Gegend mehr an Entbehrungen zu leiden hat als jener an der Küste.

Ich glaube dessen vollkommen sicher zu sein, daß die Fiebermiasmen der Hochplateaux weniger gefährlich wie jene der Küste seien und auch klimatischen Einflüssen weniger Widerstand zu leisten vermögen. Daß die Fiebermiasmen von der fieberschwangeren Ostküste nicht die centrale Transvaal und den Oranjefreistaat heimsuchen, haben diese Gebiete den hohen

Felsenkämmen der Drakensberge zu danken, über welche die Tiefwinde vom Indischen Ocean her sich nur selten zu erheben vermögen oder von den Höhen eine solche Abkühlung erfahren, daß hier die schädlichen Körperchen ihre Lebensfähigkeit einbüßen müssen.

Die Gegenden im Oranjefreistaate und der Transvaal verdanken die vorkommenden Fieber den hydrographischen und geologischen Verhältnissen vieler Zuflüsse des Limpopo, ja selbst einiger der rechten Zuflüsse des oberen Vaalflusses.

Die höhlenreiche Eigenschaft des grauen kalkhaltigen, hie und da wiederum stark sandigen, metallreichen Quarzits der Hochplateaux in der Transvaal erzeugt eben Versumpfungen an den Quellen und Fiebermiasmen der leichteren Fieberform. Diese vermögen sich längs der Flüsse auch bis in diese Hochplateaux der gemäßigten Zone bis zu 1500 Meter über dem Meere fortzupflanzen und hier Fieber zu erzeugen; doch treten dann diese Fieber nicht alljährig und, wenn sie auftreten, nicht in gleicher Heftigkeit auf, was zumeist auf den klimatischen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Jahre beruht, welche einmal sehr scharfe oder wiederum sehr gelinde Winter aufweisen. Ebenso wirkt günstig oder ungünstig das Auftreten von häufigen Orkanen und geringeren oder schwereren Niederschlägen.

Die vom Aequator als warme Winde zurückkehrenden südlichen Passate führen wohl in ihren untersten Sphären Miasmen von den centralafrikanischen Sümpfen nach dem Süden mit; diese verlieren aber nach und nach unter den klimatischen Bedingungen der nach Süden an Höhe zunehmenden Hochplateaux ihre Lebens- und Keimfähigkeit.

Die höchsten Hochplateaux Südafrikas sind aber nicht bloß durch die Eigenthümlichkeit ihrer klimatischen Verhältnisse, sondern auch durch ihre oro- und hydrographischen Eigenschaften der Entwicklung der Fiebermiasmen nicht günstig. Bei dem raschen Gefälle der Flüsse, der geringen Mächtigkeit fetter Erden und überhaupt der unbedeutenden Stärke der die Felsenmassen deckenden Bodenschichten und dem Salzgehalte des Bodens jener tieferen Partien der Hochebenen, welche nur einen localen Abfluß in die natürlichen Reservoirs, die sogenannten Salzpfannen, gestatten und keinen Abfluß nach dem Meere besitzen; ferner auch die verhältnißmäßig viel spär-

licheren Niederschläge; alles das tritt der Verbreitung und Entwicklung der Miasmen feindlich entgegen.

Die in Südafrika local auftretenden Typhusfieber entspringen zumeist localen Ursachen, wobei durch Menschen bedingte Verunreinigungen von Weihern, Tümpeln, aus denen man das Trinkwasser schöpft, Latrinen der Schwarzen über dem Winde, unbedeckt daliegende Cadaver crepirter Hausthiere ꝛc. die gewöhnlichsten Ursachen bilden.

Die Zambesimalaria ist ein typhöses Wechselfieber, wobei nur im Anfange und nur in seltenen Fällen später Schüttelfröste beobachtet werden. Die Anfangssymptome gleichen sich bei allen Fiebernden, dann aber werden die Erscheinungen durch Complicationen verschiedener Natur modificirt, die dann oft einen letalen Ausgang bedingen. Das Zambesimalariagift bringt den menschlichen Organismus, kaum daß es seinen Einzug in denselben gehalten, so herab, daß er — je nach der Individualität des Einzelnen — für gewisse Krankheitsformen besonders empfänglich wird, welche Krankheiten dann oft das lebensgefährliche Stadium bedingen. Es zeigt wohl etwas Verwandtes mit den oft mit verschiedenen anderen Blutvergiftungen einhergehenden Complicationen, welche wie bei den Typhusformen, der Pyämie ꝛc. als Infiltrationen in verschiedenen Organen so häufig beobachtet werden und nur zu oft den Tod des Erkrankten herbeiführen.

Ich bedauere, daß mir das medicinische Tagebuch nicht mehr zur Verfügung steht, wo ich meine Beobachtungen jener acht Monate vollkommen ausnützen und darbieten könnte. Daß das cerebrale System bei dem Zambesisumpffieber hervorragend in Mitleidenschaft gezogen wird, ist nahezu bei jedem Falle mehr oder weniger zu ersehen, und mehr denn 70 Percent der letalen Fälle werden unter Hallucinationen, andere nach oft tagelangen Irrsinnsanfällen, welche von der Befangenheit der Sinne — den Gesichtssinn ausgenommen — bis zum Ausbruche der Raserei sich zu steigern vermögen. Diese partiellen oder vollständigen Geistesstörungen wechseln zuweilen mit momentan wiederkehrenden lichten Augenblicken ab, oder sie bedingen auch locale und äußerst schmerzhafte Krämpfe, welche sich wiederum bis zu allgemeinen Convulsionen und epileptischen Anfällen steigern können. — Doch bin ich der Ansicht, daß manche dieser

Erscheinungen verhütet, manche dieser Complicationen hintangehalten werden könnten, wenn den Erkrankten eine ordentliche Pflege zutheil würde und sie, wie das in jener Wildniß leider nicht zu erreichen ist, allen schädlichen Einflüssen ferngehalten werden könnten. Ganz anders würde der Verlauf vieler Fieberanfälle aussehen, wenn in diesen Fiebergegenden größere Niederlassungen wären und die Behandlung der Fieberkranken nach einer bestimmten Therapie, nach einem festen Principe und mit Berücksichtigung der Complicationen durchgeführt werden könnte. Wenn sich je und irgendwo der Abgang der Pflege der Genesung als feindlich erweist und Zustände herbeiführt, welche lebensgefährliche Folgen bedingen, so ist dies bei dem Malariafieber in der Wildniß Innerafrikas und oft auch an den Fieberbuchten der Fall, wo bis auf sehr wenige Ausnahmen dem schwer Erkrankten der ihm so nöthige Comfort, eine entsprechende Bedienung und Diät, alles Dinge, die er am nöthigsten hätte, fehlen. Ebenso kann der Kranke in der Regel den Fieberherd nicht verlassen und den Ursachen seiner Krankheit nicht aus dem Wege gehen. Die Entbehrungen, welche dem Fremden ein längerer Aufenthalt in den Fiebergegenden auferlegt, tragen gewiß nicht wenig dazu bei, jene so gefürchteten Complicationen zu fördern, zuweilen selbst zu erregen. Findet sich *ein* Reisender allein, so hat er wohl weniger an Nahrungssorgen zu leiden, als wenn etwa sechzehn Menschen von einem Speicher zehren müßten; allein da sich der einzelne Reisende in der Regel nie auf eine gute Bedienung jener Schwarzen verlassen kann, ist derselbe in puncto Pflege sehr elend daran. Einzelne Reisende sind, wenn einmal im Stadium der Hallucinationen und im Zustande der Besinnungslosigkeit angelangt, auch sicherlich verloren, etwas, was bei einer Reisegesellschaft, wie in unserem Falle, nur bei Spiral eintrat, während Haluschka und Willi Becker, trotz tagelanger Besinnungslosigkeit gesund wurden, was eben nur der uns, von Seite unserer um diese Zeit weniger schwer kranken Reisegenossen zu Theil gewordene Pflege zugeschrieben werden kann.

Zu den meistens weniger gefährlichen Complicationen gehören Magenkatarrhe, Katarrhe der Respirationsorgane und der Blase, Muskelkrämpfe in den Wadenmuskeln, periodisch, doch nicht zu bestimmten Zeiten wieder-

kehrende Congestionen zum Gehirne; zu den gefährlicheren, die oft einen letalen Ausgang bedingen, gehören: Gehirnhyperämie, Reizung des verlängerten Markes, Besinnungslosigkeit bis zu Anfällen von Rabies und Epilepsie mit furchtbaren Kopfschmerzen und partiellen Muskelkrämpfen im Gesichte, ferner Diphtheritis, Morbus Brightii, verschiedene Processe in der Leber mit Icterus einhergehend und Bronchitis. Wie höchst individuell bei jedem einzelnen Kranken der Krankheitsproceß verläuft, konnte ich in Panda-ma-Tenka an meinen Begleitern und mir selbst studiren. Anfangs schienen die Symptome nahezu dieselben zu sein, um jedoch schon nach wenigen Tagen bei jedem Einzelnen nach einer anderen Richtung hin heftiger hervorzutreten, das heißt, nahezu in jedem Falle durch ein anderes bestimmtes Merkmal charakterisirt zu erscheinen. Die gewöhnlich auftretenden Symptome sind plötzliche Hinfälligkeit und allgemeine Abmattung.

Läßt man sich nieder oder legt man sich zu Bette, so werden jene Körperpartien, mit denen man aufliegt, so schmerzhaft, daß man die Lage immer wieder wechseln muß. — Nach und nach bemerkt man vermehrte Pulsfrequenz und Hitze und ein heftiger Schüttelfrost leitet die Krankheit ein. Man wird plötzlich hilflos wie ein Kind. Es folgen Schwere in den Augenlidern, Druck in dem Augapfel, Schwere im Nacken, Kopfschmerzen, namentlich in der Stirngegend, heftiges Pulsiren der Schläfenarterien; nach einigen Tagen steigerten sich bei Spiral und Tom Meintjes diese Congestionen zum Kopfe und prägten sich aus als bestimmte, zumeist nur diesen beiden Kranken eigenthümliche Symptome: heftige Kopfschmerzen bei Fekete und Spiral; förmlich rasende Kopfschmerzen in der Schläfe bei Tom Meintjes, verbunden mit periodisch wiederkehrenden krampfhaften Zusammenziehungen der Gesichtsmuskeln. Bei Fekete zeigten sich die Kopfschmerzen als Hinterhauptschmerzen. Als sich später das Stadium der Folgezustände und Complicationen zeigte, folgte bei Spiral, Haluschka und Willi Besinnungslosigkeit, bei dem Erstgenannten mit dem Streben davonzulaufen und sich abzukühlen.

Zu den weiteren anfänglichen Symptomen der Krankheit gehören: ein Gefühl der Schwere und eines dumpfen Schmerzes in der Kreuzgegend, in dem Dickfleische der Beine, stechende Schmerzen in der Milz-

gegend, dumpfe Schmerzen in der Leber, heftige Darmkatarrhe, asthmatische Anfälle, eine förmliche Machtlosigkeit der unteren Extremitäten, Appetitlosigkeit und ein Unvermögen zu schlafen, obgleich man die Augenlider voll Mattigkeit nicht offen zu halten vermag. Von diesen Symptomen zeigten sich vorherrschend und am heftigsten schmerzhafte Darmkatarrhe und öfteres Erbrechen bei Leeb, heftige Schmerzen an der Milz bei meiner später erkrankten Frau, bei Spiral und Oswald, bei dem Letzteren mit dumpfen Schmerzen an der Leber und einem leichten Icterus. Eine auffallende Schmerzhaftigkeit und das Gefühl der Schwere in den unteren Extremitäten bei Spiral, Erscheinungen allgemeiner Wassersucht bei Haluschka, sehr starke Kreuzschmerzen bei Bukacz und mir, bei mir auch ob meines alten Herzübels asthmatische Anfälle. Später traten als Folgecomplicationen eine dreiwöchentliche lebensgefährliche Diphtheritis bei Leeb, heftige, sehr schmerzhafte Wadenmuskelkrämpfe bei Tom Meintjes und meiner Frau, Epilepsie mit Wuthausbrüchen bei Bukacz, Congestionen zum Kopfe bei mir und Haluschka.

Hochgradige Anämie und eine lebensgefährliche Abnahme der Kräfte bei Willi und überaus heftige, täglich mehrmals wiederkehrende Schüttelfröste bei H. Meintjes auf.

Als ich meine Heimat verließ, wurde mir mehrmals der Vorwurf zutheil, es wäre nicht recht, für ein namentlich mit Rücksicht auf sein Klima so gefährliches Land meine Frau mit nach Afrika zu nehmen. Meine Erwiderung darauf basirte sich auf die während der ersten Reise gemachte Erfahrung, daß europäische Frauen nicht so leicht an Fieber erkranken als Männer und daß bei ihnen die Anfälle nicht so schwer sind wie bei diesen, weil sie sich eben den Unbilden der Witterung, namentlich bei der Beschaffung des täglichen Brodes, recte Fleisches, nicht so vielen Anstrengungen in den ungesundesten, aber für den Jagderfolg günstigsten Tageszeiten, (Früh und Abends) aussetzen müssen. Meine Ansicht fand in der That volle Bekräftigung, indem meine Frau erst volle fünf Monate später als ich und meine Begleiter, also erst im Februar 1886 erkrankte. Das Jahr 1886 war aber ein sehr böses Fieberjahr für das Zambesithal. Zur Zeit unserer Erkrankungen erkrankten auch zwei der seit 10 und 15 Jahren hier

lebenden Mischlinge, erkrankte auch der in dem Lager zu Klamaklenjana zurückgelassene Griquadiener Plati.

Zum Schlusse meiner Auseinandersetzung über das am centralen Zambesi herrschende Sumpffieber will ich noch jener Ursachen, welche dem Fieber Vorschub leisten, gedenken. — Zu diesen schädigenden Ursachen rechne ich: häufiges Wassertrinken, obwohl die Enthaltung von demselben bei dem furchtbaren Durste, den man zu leiden hat, sehr schwer ist; Ausgänge am späten Abend und zu Mittag unter grellem Sonnenscheine, der Genuß spirituöser Getränke, schwere Arbeit, namentlich schweres Heben, anstrengende Märsche und das Eintreten einer jeden anderen, von dem Fieber vollkommen unabhängigen, selbst leichteren Krankheitsform, so durch Verkühlung bedingte Lungenkatarrhe, durch Diätfehler verursachte katarrhalische Affectionen der Digestionsorgane 2c.

Vielfach ist schon die Frage aufgeworfen worden, ob sich die Europäer überhaupt in solchen miasmenreichen Gegenden acclimatisiren können, und behauptet worden, daß etwa fünf Generationen geopfert werden müßten, um diesen Zweck zu erreichen.

Ich will mich in diesen Streit gar nicht einlassen, vielmehr die viel brennendere Frage zu erörtern suchen, ob wir denn nicht imstande sind das Fieber zu heilen? Ich glaube, daß wir es unter allen Umständen mit einer sehr gefährlichen Krankheit, welche immer einen hohen Percentsatz von Sterblichkeit aufweisen wird, zu thun haben. Allein ich zweifle nicht, wie schon erwähnt, daß bei veränderten hygienischen Zuständen und bei richtiger Therapie der Percentsatz an glücklichen Curen bedeutend gehoben werden könnte. Wie die Dinge heute in Central-Afrika, speciell am Zambesi stehen, dürften kaum 50 Percent aller Erkrankten genesen, und von diesen sogenannten Genesenen tragen wieder mindestens 10 Percent einen Denkzettel an die Tropen ihr ganzes Leben lang mit herum.

Nach diesem medicinischen Excurse kehre ich zur Erzählung unserer weiteren Schicksale zurück. Hatten wir vor unserer Abreise nach dem Victoriafalle viel von den heftigen Stürmen, welche die Regenzeit einleiten, zu leiden, so war dies nach unserer Rückkehr nicht besser. Es stellten sich häufigere und stürmische Südwestwinde ein, der Himmel war zumeist

bewölkt, Gewitter wurden am Horizonte sichtbar und am 12. November trat nach einem vorhergehenden Gewitter mit einem feinen Regen die Regenzeit ein. Von da an wurde das Wetter so unfreundlich, daß unser mit Dornbüschen umzäuntes Lager, unser Zelt und Wagen keinen Schutz mehr boten, ja es wurde mir selbst das Schreiben und Zeichnen im Lager unmöglich. In dieser Noth war das freundliche Anerbieten des überaus gütigen Jesuitenpaters Booms, bei ihm ein Kämmerchen zu beziehen und dort zu arbeiten, nicht hoch genug anzuschlagen.

P. Booms schenkte uns noch einen zweiten Sack Weizen, so daß die Missis wieder Brod — die gesuchteste Heimatsspeise des in diesen Gegenden reisenden Europäers — bereiten konnte.

Um mich diesem Herrn wenigstens zum Theile dankbar zu erweisen, übernahm ich es, da er bei seiner Uebersiedelung nicht alle Sachen auf einen Wagen laden konnte, für ihn einige Kisten mit meinen Sachen nach Süden zu befördern.

Da ich sowie meine Leute zu unwohl waren, um auf die Jagd zu gehen, und ich meinen am Victoria-Katarakte gemietheten schwarzen Dienern ein Gewehr nicht anvertrauen wollte, so stand es mit unseren Fleischvorräthen sehr schlimm. Ich kaufte anfangs manches Stück Wild von den für Freund Westbech jagenden Mischlingen. Später hörte zum großen Nachtheile für unsere Gesundheit auch diese Quelle zu fließen auf. Einige der Jäger mußten für längere Zeit auf Elephantenjagden ausgehen, andere wiederum Westbech nach Schescheke und später nach der Barotse folgen, und so war es mit unserer Fleischnahrung so schlecht bestellt, daß wir während dieses Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka mit Ausnahme der Mabelehirse oft nichts zu essen hatten.

So lange noch Mr. Westbech und P. Booms in Panda-ma-Tenka weilten, hatten wir, was unsere Nahrungssorgen anbetraf, keinen Grund zur Klage, aber nach ihrem Scheiden wurde es anders. Doch selbst im Scheiden noch verewigte sich der Edelsinn des schlichten Jesuitenpaters uns gegenüber. Mit seiner Abreise fielen die Gebäude der Mission Mr. Westbech zu. Um uns nun unseren Aufenthalt in Panda-ma-Tenka so angenehm wie möglich zu gestalten, so machte P. Booms bei der Uebergabe des

Missionshäuschens an Mr. Westbech die Bedingung, daß uns diese Räumlichkeiten zur Benützung übergeben würden und wir bis zu unserer Abreise die Aufsicht über dieselben führen sollten. Das diesbezüglich von Mr. Westbech P. Booms gegebene Versprechen wurde auch pünktlich eingehalten und wir während des gesammten weiteren Aufenthaltes in unserem Besitze nicht belästigt.

Dieses an sich unscheinbare Missionsgebäude war für mich von unschätzbarem Werthe. Es war ein Spital für die Kranken, welche nun im ärgsten Fieber nicht mehr in Wind und Regen zu liegen brauchten; es war ein Depot für die Ausrüstungsgegenstände und ein Laboratorium, in welchem die Reconvalescenten arbeiten konnten. Es vergieng wohl kein Tag unseres weiteren Aufenthaltes bis Ende Mai 1886, ohne daß wir des guten Paters gedacht hätten.

Um dieselbe Zeit (Ende November), als P. Booms Panda-ma-Tenka verließ, hatte sich, in Folge eines zweiwöchentlichen Ausbleibens des Regens, der Gesundheitszustand einiger meiner Leute gebessert, so entschloß ich mich den eisernen Wagen mit Harry Meintjes und Buckacz nach Klamaklenjana zu senden, um aus dem Lager einige wichtige Artikel holen zu lassen. Auf diese Art war es meinen Leuten möglich, mit unserem Freunde zu reisen und in den schwierigen Wegstellen seinem schwerbepackten Wagen mit meinen Zugthieren auszuhelfen. Glücklich erreichte er Schoschong und später Fleischfontein, wo er so lange blieb, bis ihn der Befehl, die Missionsstation im Matabele-Lande zu übernehmen, erreichte.

Die Missionsstation zu Panda-ma-Tenka lag an der Nordseite der kleinen Hügelkuppe, deren Süden das Gehöft des Mr. Westbech und deren nordöstlichen Ausläufer die Gehöfte der Mischlinge bedecken, während S. Weyrs Hüttengruppe nach Westen zu liegt, da wo der Panda-ma-Tenka-Hügel sich verflachend mit dem Waldplateau zusammenhängt. Ich erwähnte bereits früher der Häuschen der Missionsstation und will nur bemerken, daß selbe nicht wie das nachbarliche Westbech-Gehöft umpfahlt waren, sondern frei dalagen. Wir sahen uns in Folge dessen gezwungen unsere Ziegen und Hunde unter Dach in der Macerationshütte zu halten, um sie vor den nächtlichen Angriffen der Hyänen, den öfteren Besuchen der Leo-

parden und auch vor der zeitweiligen Nachfrage der sogenannten »Herren der Wildniß« zu bewahren.

Schon wenige Tage, nachdem wir eingezogen waren, konnten wir die argen Zerstörungen der kleinen, nie ruhenden Feinde, der Termiten und des noch gefährlicheren kleinen, zwei Millimeter langen, braunen Borkenkäfers an den Missionsbauten überblicken.

Sämmtliche Holzconstructionen vom Giebel bis zum Keller waren bereits schadhaft gemacht. Man kennt diese nie ruhenden Feinde europäischen Comforts in allen Tropenländern und weiß, daß ihnen nicht anders beizukommen ist, als durch Verwendung gewisser Hölzer, welche ihrem Geschmacke widerstehen, so des indischen Tekholzes. Ich zweifle nicht, daß es auch südafrikanische Hölzer giebt, die ob ihres penetranten Geruches die Termiten abwehren, daß es ebenso Hölzer geben müsse, welche dem Borkenkäfer nicht behagen; europäisches Holz, von einigen Missionären in das Innere als Bauholz eingeführt, erwies sich geradezu als Leckerbissen für diesen Käfer. So sah ich das Rev. Coillard'sche Warenhäuschen im Leschumothale, kurze Zeit (drei Monate) nachdem er dieses Häuschen verlassen hatte, im vollsten Sinne des Wortes sich in seine Atome auflösen. Das ganze Gebälke, die Latten ꝛc., alles norwegisches Fichtenholz, verwandelte sich unter den Freßzangen des Borkenkäfers in Sägemehl. Darum bedienen sich die Eingeborenen für ihre Bauten am Zambesi, wohl mit Recht, des Schilfrohres, von dem feste Bündel die Gerüststützen bilden, oder sie wählen Aeste von bestimmten Baumarten, welche als solche von dem Käfer erfahrungsgemäß wenig oder gar nicht angegriffen werden. In dieser Richtung müssen die Europäer, wie so oft, von den Eingeborenen lernen.

Kurz nach unserer Rückkehr mußte sich Westbech nach Schescheke begeben, da sich dort die beiden Parteien Marancian's, eines mehr neutralen Häuptlings, des eigentlichen Statthalters der westlichen Maschupia-Provinz, und Rattau's, der sich für den heimkehrenden Luanika erklärt hatte, feindlich gegenüberstanden. Westbech, von dem man wußte, daß er sich in dem Streite der Marutse untereinander ziemlich neutral verhielt, wurde nun als Schiedsrichter angerufen und es gelang ihm für den Moment den Streit zu schlichten, indem er erklärte, sich mit seinen als entschlossene Schützen

gefürchteten Mischlingen gegen den zu wenden, der den Frieden zuerst brechen würde. Im Herzen war Westbech Marancian wohl zugethan; er wußte auch ganz gut, daß der Friede nicht von langer Dauer sein, und daß der Streit, von dem auch mir als charakterlose Creatur wohl bekannten Rattau heraufbeschworen werden würde, um den jüngeren Häuptling Marancian davonzujagen und sich seiner Frauen und zahlreichen Rinderheerden zu bemächtigen. — Und wirklich gingen in kürzester Zeit die Unruhen wieder los.

Westbech war erst wenige Wochen von seinem Schiedsrichteramte heimgekehrt und hatte sich von einem schweren Rückfalle seines, ihm seit zwanzig Jahren anhaftenden Zambesifiebers kaum erholt, als er sich wiederum nach Schescheke begeben mußte. Ein Häuptling — etwa des siebenten Ranges — hatte einem der Mischlinge für eine nicht geleistete Bezahlung das Gewehr weggenommen. Westbech fand die Zustände in Schescheke nur noch zugespitzter als zuvor und konnte für seinen Jäger, der übrigens nach meiner Ansicht die ganze Sache selbst verschuldet, kein Recht erlangen, weder in Güte, noch mit Gewalt. Er fand, daß sich Rattau's Anhang mit seinen ganzen Heerden oberhalb Schescheke auf eine große Insel zurückgezogen hatte, da man Westbech als einem Matabele-Indana zu mißtrauen begann und befürchtete, daß er ein Matabeleregiment herbeirufen und Marancian gegen seine Widersacher beistehen würde. Die Luft war voll Kriegslärm, die widersprechendsten Gerüchte jagten einander. Bald hieß es, Luanika sei von Rattau vollkommen in die Flucht geschlagen worden, bald daß Rattau getödtet, Waga-Funa vertrieben und sich Luanika seinen Thron wieder erobert hätte. Diese Zustände waren auch die Schuld, daß sich unsere Nahrungssorgen mehrten und noch Aergeres befürchten ließen. Vor Allem fehlte uns frisches Fleisch. Da wegen der Anarchie im dortigen Zambesigebiete Elephanten nicht gejagt werden konnten, waren Westbech's Mischlinge gezwungen, weit nach Westen ins Mababiveldt und nach Süden auf Jagd zu gehen. August, der beste unter ihnen, hatte mit P. Booms und dessen Wagenlenker Panda-ma-Tenka verlassen, und von uns waren Alle bis auf mich und meine Frau so unwohl, daß sie einen Jagdausflug nicht wagen konnten, ich selbst aber, mit meinen

Forschungen sehr beschäftigt, und wegen des gefährlichen Zustandes einiger der Meinen nicht im Stande, ganztägige Excursionen zu machen. Die erste, die ich am 24. December unternahm, um Rietbockantilopen und gestreifte Gnus zu jagen, büßte ich, ohne ein Deka Fleisch erbeutet zu haben, mit einem Sonnenstich, der gegen Abend in einen Schüttelfrost überging; damit hatte endlich auch bei mir selbst — seit meiner Rückkehr zum Zambesi — die Malaria ihren Einzug gehalten! Wiederholt sandten wir Boten zur Tschobemündung, zu den Maschupia und zu den Matoka am Victoria, doch ohne Erfolg. Zudem standen wir gerade vor der Kornreife, die Speicher der Eingeborenen waren nahezu leer. Als Hauptursache der Weigerung der Eingeborenen, uns Ziegen, Hühner und Fische zu bringen, daß wir nicht täglich an die Mabelehirse angewiesen gewesen wären, lag in dem Umstande, daß sich diese Flußstämme fürchteten, ihre Dörfer zu verlassen, um nicht abwesend zu sein, wenn sie in dem Kampfe Rattau-Luanika plötzlich von einem der Beiden entboten würden. Zu jener Zeit war es ihnen gleichgiltig, wer sie anrufen, welchem der beiden Zweigstämme der Marutse sie beistehen müßten; allein sie wollten den Vorwurf nicht auf sich laden, zur »Zeit des Aufgebotes« auf Tauschgeschäften gewesen zu sein. Während Westbech's Abwesenheit kamen mehrere Besuche und andere ließen sich ansagen. Diese Besuche zerfielen in die bekannten zwei Classen, angenehme und unangenehme. Gottlob, daß sich die letzteren wohl angesagt, aber nicht eingefunden, daß sich die jährlich diese Gegenden aufsuchenden Matabele nicht auch zur Zeit unseres diesmaligen Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka (September 1885 bis Jänner 1886) gezeigt hatten. Ein Jahr vor unserer Ankunft waren sie daselbst erschienen und aßen Alles auf, was in Panda-ma-Tenka nur als eßbar vorgefunden werden konnte, und die Bewohner daselbst, Westbech, die Jesuitenmissionäre und die Mischlinge mußten es sich noch zur Ehre anrechnen, die »Mannen des Königs« und Herrn des centralen Südzambesi-Ufers beköstigen zu dürfen. Ich zitterte vor dem eventuellen Erscheinen dieser Heuschreckenschaaren für unseren »letzten Bissen«, die Hirse.

Als es uns anfangs Jänner so sehr schlecht erging, waren August's Jäger — rohe Zambesi-Schwarze — so glücklich, nach einander zwei

Kudustiere, zwei Zebra und einige Pallahs zu erjagen, so daß wir, von ihnen mit Fleisch beschenkt, wieder einigemal kräftige Suppen zu kosten bekamen; sie suchten auch die Häute für mich zu präpariren, doch waren dieselben bis auf eine verdorben, da sie uns von den Leuten zu spät zugestellt wurden. Zu den obenerwähnten angenehmen Besuchen, auf die wir uns sehr freuten und die sich auch eingestellt hatten, gehörten zwei alte Bekannte von 1875: Mr. Georg Blockley, der die verlassene Missionsstation im Leschumothale bewohnte, und der in einer Hütte nahe von ihm wohnende Mischling, der Elephantenjäger Afrika; beider habe ich mehrmals in meinem früheren Reisewerke gedacht.

Mr. Blockley, der gar wohl wußte, wie willkommen er mir stets sei, wollte doch nicht ohne Geschenke erscheinen und brachte für mich mehrere Industrieartikel der Marutse, für meine Frau ein schönes Löwenfell und für meine Leute echten Marutsetabak, womit er ihnen eine sehr große Freude bereitete. Dieser Mr. Blockley war durch und durch eine ehrliche Haut und ein gutes Herz, aber wie alle die Elfenbeinhändler am Zambesi, hatte auch er es nicht verstanden, zur Zeit der guten Ernte zu bergen; er hat sich für die schlechten Zeiten nicht vorgesehen und so habe ich ihn als einen armen, als einen kranken Mann wiedergesehen! Blockley ist 1888 der Malaria erlegen. Mit ihm sank der Mann ins Grab, der nächst Westbech der größte Kenner der Zustände und Sprachen am mittleren Zambesi war und dessen Einfluß auf die Schwarzen ziemlich unbeschränkt genannt werden mußte. Was hatte Blockley, seit ich ihn zum letztenmale gesehen, seit 1876, nicht Alles erlebt? Die Biographie eines solchen Charakters aus dem südafrikanischen Urwalde wäre wohl eine hochinteressante Episode, doch sie würde auch so Manches enthalten, dessen Veröffentlichung, wenn auch wahr und des Zuhörens werth, sich mit der Pflicht der Dankbarkeit dem Todten gegenüber, der mir in den Jahren 1875 bis 1876, wie auch 1886 gar viele Wohlthaten erwiesen, durchaus nicht vereinen würde. Blockley — ein wahrer Romanheld unter den Zambesi-Stämmen — hatte nach dem Verluste seiner letzten Frau die Tochter des Mischlings und Jägers Afrika geheiratet, welche unter keiner Bedingung ihren dunklen, bräunlichen Teint anerkennen wollte, sondern sich

stets N'Makoa (eine Weiße) titulirte. Doch lassen wir ihr die Freude, sich auch heute noch als Witwe so zu nennen, vielleicht wird es ihr dieser ihr eigener Freibrief noch ermöglichen, sich mit einem zweiten Europäer zu verehelichen. Sie war Blockley ein gutes, arbeitsames Weib, auch als ihre Ehe neben den Rosen Dornen brachte. Eines jedoch kann ich ihr bis heute nicht vergeben, sie war zu sehr das geworden, was wir im gewöhnlichen Leben eine »scharfe Stiefmutter« zu nennen pflegen. Blockley's erste Frau hatte ihrem Manne ein Knäblein geschenkt und hatte bald darauf das Zeitliche gesegnet. Als ich ihn zum erstenmale sah, war Penci ein sechsjähriger, ein bedauernswerther Knabe geworden. Dunkel von Teint, zeigte er ein hübsches, einnehmendes Gesicht. Schon am zweiten Tage wollte er bei meiner Frau bleiben und weinte bitterlich, als er acht Tage später wieder mit seiner Mutter nach dem Leschumo-Thale zurückkehren mußte. Warum er so gerne bei uns geblieben wäre, begriff ich gar bald aus der Behandlung, die er von seiner Mama erfuhr. Bei Tische durfte er nicht essen, sondern auf der Erde mit der schwarzen gleich großen Dienerin; Gabel und Messer hätten ihn — so hieß es — verzärtelt, und so aß er auch wie die Schwarzen nur mit den Händen. Als wir später wochenlang im Leschumo-Thale die Nachbarn Blockley's geworden waren, sah ich oft heimliche Thränen in den Augen meiner Frau, wenn sie verstohlen das arme Kind betrachtete. Das Kind hatte nur dann gute Stunden, wenn es weit von seiner Stiefmutter war.

Mit Blockley war auch sein Schwiegervater, der als Löwen- und Elephantenjäger gleich wohlbekannte Mischling Afrika, mit nach Panda-ma-Tenka gekommen. Es war dies sein zweiter Besuch seit meiner Rückkehr zum Zambesi; beim ersten hatte er nach seiner Methode den hier vor Kurzem geborenen Enkel, ein Kind seines Sohnes Niclas, getauft und hiebei dem Kinde seinen stolzen Namen »Afrika« mit auf seinen Lebensweg gegeben. Der alte Afrika hatte seinen »Pa« nie gekannt und weiß sich nur zu erinnern, daß dieser den Namen »Vivier« führte und wohl von einem Hugenottenflüchtlinge abstammte.

Afrika nimmt wohl noch bis heute in dem wilden Leben jener Zambesi-Gesellschaft eine hervorragende, vielleicht die hervorragendste Rolle

ein. So lange noch ſeine erſte Frau am Leben war, ein für die Miſchlings-verhältniſſe Süd-Afrikas über alle Maßen braves und umſichtiges Weib, wachte über dem wilden, zügelloſen Charakter ein guter Engel; mit ihrem Tode aber war es um Afrika geſchehen. Umſonſt hatte er Hunderten

Ein Leopard raubt einen Hund.

von Elephanten das Leben genommen, der Ertrag des werthvollen Elfen-beins wurde durch die Gurgel gejagt, und er iſt zum Bettler geworden.

Was Alles hatte unſer Held nicht auf ſeinen Jagdzügen erlebt. Seine Jagderlebniſſe würden ganze Bände füllen und zu dem Spannendſten dieſer Literatur gehören; ſeine Jagdkenntniſſe, würden den Elephanten-

jägern zur Richtschnur dienen und wohl so manchem Unerfahrenen zum Lebensretter werden. Afrika's gegenwärtige Frau, eine Masarwa, hat schwere Zeiten erlebt, seitdem sie die Hütte mit ihm theilt. Drei europäische Frauen wären bestimmt den Schlägen der Nilpferdpeitsche erlegen, die dieses arme Weib in der kurzen Zeit ihrer Ehe über sich ergehen lassen mußte; und dennoch, dasselbe Räthsel bei den Schwarzen, wie bei uns Weißen, dieses Weib liebt den Mann noch immer und küßt seine grausame Hand.

Bei seinem ersten Besuche fiel mir auf, daß Afrika ein Daumen fehle und nahezu alle seine Finger mehr oder weniger verstümmelt erschienen. Gewiß wieder eines seiner wilden Jagdabenteuer, so kam es mir unwillkürlich in den Sinn. Darüber befragt, gab mir der Jäger zur Antwort: »Sie haben Recht, Herr Doctor, daß ich mir dies auf der Jagd geholt; und da ich mich in einem Buche von Ihnen bereits abgebildet gesehen, so will ich Ihnen lieber wie jedem Anderen darüber berichten. Wie allmonatlich, wenn ich nicht Elephanten jage, ging ich auch im December 1883 aus, um nach frischem Fleische zu suchen und durchstreifte die mir so lieb gewordenen Walddickichte am Matetse, einige zehn Kilometer unterhalb Panda-ma-Tenka. Am ersten Tage war meine Mühe vergeblich, und so schlugen wir unmittelbar am Matetse unser Lager auf, das heißt die Schwarzen mußten rasch einige Grashütten machen und das Holz für die nächtlichen Feuer sammeln. In der Nacht gab es Löwengebrüll, doch früh am Morgen war von den Raubthieren nichts zu sehen, auch hinderte uns der starke Thau, so daß wir erst spät das Lager verlassen wollten, um die zum Wasser führenden frischen Wildpfade näher zu untersuchen. Ich hatte mich noch einmal auf das weiche Graslager geworfen und ließ mir das Pfeifchen wohl schmecken, als mich plötzlich lauter Zuruf meiner Diener auf die Beine brachte. Was war es denn, das die Schwarzen in eine solche Aufregung versetzt? Dazu vernahm ich das Gebell meiner Hunde, und aus der Hütte springend, sah ich nur noch, wie diese längs des Flusses thalabwärts jagten, um bald in dem hohen Grase zu verschwinden. Bevor ich nach dem Wilde fragen konnte, welches diese Aufregung verursachte, riefen mir die Diener zu, daß sie soeben nahe von der Hütte einige thalabwärts sich zurückziehende Löwen gesehen hätten.«

»Sofort kamen mir meine gefährdeten Hunde in den Sinn; ich ergriff mein Gewehr, hieß die Begleitung mir folgen und eilte den Hunden nach. Ich war nicht 100 Meter tief in das Gras gekommen, so sehe ich den noch zuckenden Körper eines der Hunde vor mir liegen und wenige Schritte weiter ab einen zweiten Hund mit zerrissener Brust ebenfalls bereits verendet, das zweite Opfer des Raubgesindels. Ein Geräusch vor mir und zu meiner Rechten bringt mich zum Aufschauen und ich sehe mich Aug in Aug mit einer Löwin, welche in einen todten Eber verbissen, mir ihren starren Blick zukehrt. Doch das Geräusch rührte nicht von diesem Raubthiere, sondern von zwei anderen Löwen her, welche weiter ab einige flüchtige Wildschweine mit rasenden Sprüngen verfolgten. Meine Kugel verfehlte diesmal ihr sonst so sicheres Ziel und traf statt der Brust nur einen Schenkel der Löwin, die aufspringend das Weite suchte. Da ich nur zwei Kugeln mitgenommen, und mich noch nahe dem Lager befand, keiner der Schwarzen, die mir hätten folgen sollen, aber sichtbar war, so wandte ich mich zur Hütte, um mich rasch mit Schießbedarf zu versehen und dann die Verfolgung sofort aufzunehmen. Ich hatte jedoch nicht fünf Schritte gemacht, als ich eine Löwin erblickte, an der ich, ohne sie gesehen zu haben, vorüber geeilt war, und die sich nun niederdrückend soeben zum Sprunge auf mich ausholte. Rasch hatte ich meinen Vorderlader wieder geladen, doch ein Gebüsch verdeckt mir den für einen guten Schuß so erwünschten Vorderkörper des Thieres; ich kniete nieder, um in dieser Stellung vielleicht eine tödtliche Stelle zu erspähen. »Paff« donnerte meine schwere Achtpfünder — doch die schwere Kugel streifte nur die Stirnhaut der Löwin, »Paff« hallte das Thal zum zweiten Male von dem zweiten und letzten Schusse wieder, der mir noch geblieben war, und auch diese Kugel war fehlgegangen, kaum daß sie die Haut längs des linken Unterschenkels gerissen hatte. Da erblicke ich einen der Schwarzen und rufe ihm zu, rasch Schießbedarf zu bringen, ich werde inzwischen einen nahen Baum zu erklimmen suchen. — Ich sage Ihnen, Herr Doctor, ich hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, so sah ich den Satz der Löwin. Sie sprang, und im selben Augenblicke hatte sie mich schon mit der rechten Vordertatze zu Boden gestreckt. Ich fiel auf den Rücken und das Thier kam auf mich zu

liegen. Im nächsten Momente schnappte der ekelhafte Rachen mit den mächtigen Rißzähnen nach meinem Kopfe; doch mit der Kampfweise dieser Bestien schon bekannt, folge ich den Bewegungen des Kopfes und der mächtigen Vordertatzen und streckte dem Thiere den rechten Arm zum Schutze des Antlitzes vor. Kaum erhoben, war der Arm auch schon von der Löwin ergriffen. Ein Biß, und der Daumen sowie der kleine Finger der rechten Hand hängen nur noch an Hautfetzen. Da kommt die linke Hand ihrer bedrängten Schwester zu Hilfe und im nächsten Moment ist ihr Zeigefinger entzweigebissen, mehr weniger dabei in Mitleidenschaft gezogen, bluten aber bereits alle Finger. Kaum daß ich meinen rechten Arm frei fühlte, griff diese Hand nach meinem kurzen Jagdmesser, rasch will ich es dem Raubthiere in den Hals stoßen, doch der Daumen ist kraftlos, ich muß das Messer zwischen den Zeige- und den Mittelfinger fassen, stoß zu, allein es fehlt diesen, ebenfalls verwundeten Fingern die nöthige Kraft, um die Haut des Thieres zu durchbohren; der Schmerz am linken Arme macht mich förmlich rasend, und in der Noth kommt die mit dem Messer bewaffnete Hand bis an den grunzenden Kopf. Da stiert mich das Auge mit dem grünlichen Schimmer an, ha! das ist der Ort für dich, und im nächsten Momente hatte sich mein Messer bis an das Heft ins Auge gebohrt; es war wohl bis ins Gehirn der Löwin gedrungen. Sofort ließ sie die Linke los und erfaßte die Rechte, biß den Daumen etwas unter der zuerst zerbissenen Stelle vollkommen ab, dann ließ sie ab von mir, richtete sich unter Zuckungen auf, wobei sie mich noch am rechten Oberschenkel verwundete. Kaum daß sie sich erhoben hatte, sprang auch ich auf, doch schon fühlte ich mich wieder zu Boden gerissen und empfand heftigen Schmerz in der Lendengegend, doch ich hörte auch ein lautes Röcheln. Der Riesenrachen beginnt schon blutigen Schaum herauszuwerfen. Dein Ende ist nahe, du Scheusal! so rief ich frohlockend meiner Feindin zu. Es gelang mir mich halb aufzurichten und die Löwin hatte nicht mehr die Kraft, mich niederzureißen. Mit der Hoffnung auf Rettung wuchs meine Kraft; mit den blutenden, verstümmelten Händen erfasse ich den Hals der Bestie, um den Rachen von ferneren Angriffen zurückzuhalten, den Kopf zurückzudrängen. Herr, ich war es wirklich im Stande, ich vermochte

mich vollkommen aufzurichten und suchte die Löwin, deren Vordertatzen sich in meine Schulter bohren, herumzuwerfen; doch sie ist noch so stark, ich kann sie nicht abschütteln. Da rufe ich dem Schwarzen hinter mir zu, doch beizuspringen und das Thier mit einem seiner Assagaie zu durchbohren, allein ich erhalte keine Antwort, und nie hätte ich sie auch erhalten sollen, da der feige Schuft längst das Weite gesucht und mich vollkommen im Stiche gelassen hatte. Was soll ich nun beginnen? Die Situation muß rasch ein Ende nehmen, da ich den Todeskampf des röchelnden Thieres befürchten muß, einen Todeskampf, in dem die Lebensgeister wohl nur momentan, doch so sehr aufzuflackern vermögen, daß ich ihnen unterliegen müßte. Während ich nun mit dem Raubthiere verzweifelt rang, geschah es, daß meine Pulverflasche, sie kennen ja diese Pulverflaschen, die wir sammt einem Pfund Pulver erkaufen müssen, wenn wir das letztere begehren, die an einer Schnur mir vorne überhing, nach vorne fiel und so meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein rettender Gedanke blitzte mir durch die Seele.«

»Ich ergriff rasch die Pulverflasche und stieß dieselbe in des Thieres aufgesperrten Rachen. Ich hörte ein Knistern und Knattern, das Thier hatte die Flasche durchbissen, allein gleich darauf folgte ein heftiges Pusten, wie wenn dem Thiere das durch die Bißlöcher entleerte Pulver in die Luftröhre gedrungen wäre; ich fühle wie sich die Klauen tiefer in mein Fleisch graben und wie sie wieder nachließen; da endlich hoffe ich. Mit einem verzweifelten Druck vermag ich mich zu befreien und zur Seite zu springen. Ich sehe, wie mein Feind noch immer auf den Hinterpfoten hin- und herwankt und plötzlich nach rückwärts sich überschlagend zu Boden stürzt. Nochmals springe ich zurück, um aus des Thieres Nähe zu kommen, doch war dies nicht mehr nöthig, mein erbitterter Feind hatte ausgerungen, er war verendet! Ja, es war ein harter Kampf mit dieser Bestie, doch ich hoffe, es war nicht der letzte Löwe, den ich erlegt habe.«

»Bei meiner Rückkehr zum Lager beseelte mich nur ein Gedanke, den feigen Schwarzen, der mich verlassen, sofort niederzuschießen, so wie ich nur geladen haben würde; allein der Schuldige war nirgends zu finden und ich sah ihn nie wieder.«

»Es dauerte Monate, bevor ich — wie Sie ja wissen, in voller Ermangelung der Hilfe eines Arztes — meine Wunden geheilt hatte, und ich wieder waffenfähig geworden war.«

Ich erzähle diese eine Geschichte von vielen, weil sie dem Leser Gelegenheit gibt, in die Seele dieser südafrikanischen Trapper einen tiefen Blick zu thun. Welch' ein Muth, welche Stärke, welche Leidenschaft, und daneben wieder welche mädchenhafte Weichheit! Letzteres mag folgende Episode bezeichnen:

Einige Wochen später, als wir das Leschumothal aufsuchend dort drei Wochen lang Afrika's Nachbarn wurden, hatten die Meinen Gelegenheit, diesen berühmten Elephanten- und Löwenjäger und berüchtigten Menschen in seiner Häuslichkeit zu beobachten. Als er einmal wieder sein armes Masarwaweib mit der Nilpferdpeitsche geschlagen, ließ sich meine Frau bei ihm ansagen, um ihm das Häßliche seines Gebahrens vorzuhalten. Sie kam und fand — den Riesen auf einem niedrigen Schemmel sitzen und eben damit beschäftigt, für seine Frau — die ihm für den Moment Alles vergeben zu haben schien — mit den verstümmelten Händen eine Schürze zu nähen! Statt ihn zurechtzuweisen und zu schelten, mußte meine Frau unwillkürlich auflachen, sie meint noch heute, ich könne mir nichts Komischeres vorstellen, als eben diesen Anblick, der sich ihr damals beim Betreten der Hütte dargeboten.

Doch nun zurück zu unseren Erlebnissen. Die meiste Anregung bot die Jagd oder, besser gesagt, die Abwehr der Besuche der wilden Thiere, und die Vorbereitungen zu unserer Weiterreise.

Hyänen besuchten allnächtlich die Station und wir mußten darauf bedacht sein, unsere Stallhütte wohl zu schließen, da sie neben den Ziegen auch die in der Maceration begriffenen Skeletköpfe der Thiere enthielt, was alles diesen gierigen Raubthieren einen willkommenen Imbiß geboten hätte. Doch geschieht es selten, daß Hyänen Schaden anrichten, nur dann, wenn einer der Mischlinge seine Viehhürde zu schließen vergißt; sonst begnügen sie sich mit den zahlreichen Abfällen von Knochen und Häuten, welche sich auf den Kehrichtstellen einer solchen Jagdstation immer in großer Menge

vorfinden, und so dürfte der jährlich von ihnen verursachte Schaden ihrem Nutzen als Kehrichtaufleser gleichkommen.

Gefährlicher waren schon die Leoparden, noch gefährlicher aber die Löwen. Der Besuch der letzteren geht nie ohne Verlust an Hunden vor sich, da die Mischlinge sowie Westbech ihre Hunde frei herumlaufen lassen und sie nicht innerhalb der umpfahlten Hofräume halten. In dieser Hinsicht werden die Leute durch Schaden nicht klug, binnen 24 Stunden schon sind der Unfall und die besprochenen Vorsichtsmaßregeln vollkommen vergessen und bleiben unbeachtet, bis sich wieder diese furchtbare Nachlässigkeit rächt und neue Opfer fordert.

Von den etwa 30 Hunden, die auf der Station gehalten werden, fallen jährlich mindestens 10 den Raubthieren zum Opfer. Kurz nachdem Afrika und Mr. Blockley Panda-ma-Tenka verlassen hatten, verschwand eines Morgens Westbech's beste Hündin. Da Mr. Westbech in Scheschеke und sein Vertreter, der uns so viel geschadet — nach dem Victoria-Katarakte gegangen war, so nahm ich es auf mich, die nächste Umgebung nach Raubthierspuren abzusuchen. Wir hatten wohl Hyänen in dieser Nacht gehört, doch konnten wir uns nicht denken, daß sie bei ihrer großen Feigheit den starken Hund angegriffen hätten; ich hatte mehr einen Leoparden in Verdacht, der wenige Tage zuvor zu nächtlicher Zeit unmittelbar an der Wand unseres Häuschens, in dem wir schliefen, wiederholt sein häßliches Katzengeschrei ausgestoßen hatte. Mit Hilfe Leeb's, Haluschka's und zweier der an dem Victoria-Katarakte gemietheten Matokadiener gelang es bald festzustellen, daß in der That ein Leopard den Hund, der ihn etwa 200 Schritte weit vom Gehöfte verfolgte, erwürgt und dann fortgeschleppt hatte. Bald jedoch fanden wir auch, daß ein Hyänen-Paar dem Räuber gefolgt war, um in Empfang zu nehmen, was jenem von der Beute nicht mehr behagen sollte. Und siehe da, diese feigen Räuber waren dem Leoparden nicht unnützer Weise gefolgt. Im Dickichte, am selben Ufer an dem die Station liegt, an einem mäßigen Abhange 1 Kilometer südlich, fanden wir den Ort, wo der Leopard seinen Schmaus gehalten und sich dann entfernt hatte; nun stürzten die Hyänen hervor, bemächtigten sich des Cadaverrestes und zerrten denselben unter ein etwa 25 Schritte entferntes Gebüsch, wo sie denselben

bis auf ein Ohr, zwei Pfotenreste und zahlreiche Haarbüschel vollkommen verschlangen. Da ich wußte, daß die Thiere diesen Ort in der Nacht wieder aufsuchen werden, um noch zu sich zu nehmen, was sie sich hier aufbewahrt hatten, so entschloß ich mich in der üblichen Weise mit einem Köder den Ort am Abend zu »umschleifen« und mehrere vergiftete Fleischstücke zu legen. — »Am folgenden Morgen«, so konnte ich gelegentlich Mr. Westbech nach Schescheke berichten, »war schon das an euerem Hunde begangene Verbrechen gerächt worden.« — Ich hatte unmittelbar an jenem Gebüsch den Cadaver der einen und später am Tage, etwa $^1/_2$ Kilometer weiter ab, ihrer Spur folgend, den Cadaver der zweiten Hyäne vorgefunden; leider war nur die zuerst gefundene Hyäne ausstopfungsfähig, während die Haut der anderen, wie dies immer bei dieser Thierspecies der Fall ist, wenn sie nicht bis zum Mittag vorgefunden wird, schon verdorben war; doch lieferte der Cadaver einen prächtigen Schädel, was mich vollkommen befriedigte. Von da an legten wir fleißiger Gift und waren für diese Mühe nach und nach reichlich entlohnt worden. Mehrere große Hyänen und der diesen Gegenden eigenthümliche graue Schakal, der sich durch die schwarze Zeichnung am Hinterkörper auszeichnet, waren erbeutet worden. Eine der ersten wurde von meiner Frau vergiftet und war zu ihrer Freude ein prächtiges Exemplar.

Während unseres Besuches in Leschumo besuchte ein Löwenpaar Panda-ma-Tenka und nahm zwei Hunde mit, welche, groß und stark, im Vertrauen auf ihre Kraft die Raubthiere angefallen hatten und dabei von diesen getödtet worden waren. Kurze Zeit vor unserer Ankunft aber hatte ein Löwe an dem Wahrzeichen Panda-ma-Tenkas, an der $^1/_2$ Kilometer thalabwärts am rechten Matetse-Ufer stehenden Palme, einen Schwarzen, der in der Station diente, getödtet; doch es gelang des Räubers Herr zu werden, und wenn ich nicht irre, war es Afrika, der das Thier, eben als es noch am Körper des Schwarzen fraß, erlegt hatte.

Die am Victoria-Katarakte als Diener gemietheten Schwarzen erwiesen sich, wie die meisten ihres Stammes, so unbrauchbar, faul und diebisch, daß ich mich gezwungen sah, sie theils vor dem Ablaufe ihrer Dienstzeit, oder die nur auf 1—2 Monate gemietheten, sofort zu entlassen.

Die Ausbezahlten gehörten dem Stamme der Matoka und Wankes-Makalaka an; ich behielt nur einen, der mir als der Tauglichſte erſchien, es war Jakob, ein Makalaka, der ſich bis zu jenem Entlaſſungstage ſeiner Genoſſen ſtets treu und fleißig zeigte; doch an dieſem Tage kam er zu mir und erſuchte mich, ihn gleichfalls mit ſeinen Genoſſen ziehen zu laſſen, welchem Anſuchen ich jedoch nicht entſprechen konnte, da ich bei der Krankheit meiner ſämmtlichen Leute ſeine Arbeit, die Betreuung der Pferde, hätte ſelbſt thun müſſen. Als er aber auf ſeiner Forderung beſtand, ſandte ich, eben mit Zeichnen beſchäftigt, Haluſchka hinaus, daß er den Neger zur Ruhe verweiſe. Da ſich der Mann jedoch Haluſchka gegenüber ſehr frech benahm, befahl ihm dieſer, ruhig zu ſein und mit den Ochſen auf die Weide zu gehen. — In dem Momente nun, als ſich Haluſchka von ihm abwendete, um zu mir zurückzukehren, wurde ich gewahr, wie der Schwarze ſeinen Keulenſtock raſch erhebt, um Haluſchka von hinten einen Schlag auf den Kopf zu verſetzen. Emporſpringend ſchrie ich auf, und dies verhinderte den Schlag. Jakob aber wandte ſich zur ſchleunigen Flucht. Ich

Das Auffinden einer vergifteten Hyäne.

stürzte aus dem Hause und Jakob nach; etwa 400 Schritte weiter, als ich ihn erreicht hatte, wendet sich der Mann plötzlich gegen mich und holt eben so rasch seinen Keulenstock zum Schlage aus, doch ich hatte den Mann zu wohl im Auge behalten und hatte seine Rechte erfaßt, bevor noch der Schlag auf meinen bloßen Kopf niedergesaust war. — Im nächsten Momente hatte ich ihm den Stock entrissen und derselbe flog weit über die Ochsenhürde in die dichten, bedornten Nachtschattengebüsche. Dieser Wurf jedoch ermöglichte es Jakob, sich meinem Griffe zu entwinden und er lief mit dem Rufe: »Herr, ich gehe schon zu den Thieren!« den Zugthieren nach.

Von dem Erfahrungssatze ausgehend, daß ein schwarzer Diener, der aus Sehnsucht nach seiner Heimat im Dienste eines Europäers nicht bleiben will und zum Bleiben gezwungen wird, alles Mögliche thut, um davon zu laufen, und daß er, um sich seinen Lohn* zu verschaffen, stiehlt, hielt ich es für gut, einen solchen Mann so bald wie möglich zu entlassen, ihn vor seiner Zeit auszubezahlen und auf seine Dienste zu verzichten.

Nach einer dreiwöchentlichen Abwesenheit kehrten meine Leute von Klamaklenjana zurück; sie brachten unter Anderem auch zahlreiche Kisten mit, um die inzwischen erworbenen Sammlungen für die Heimfahrt packen zu können; sie brachten auch Hörner und Schädel von Antilopen, einen Hyänenschädel und zwei Hauer eines erwachsenen Elephanten mit und berichteten, daß die im Lager zurückgelassenen Schwarzen einige Madenassana-Masarwa in ihre Dienste als Jäger aufgenommen und mit diesen sehr zahlreiches Hochwild erlegt, leider aber selbes so schlecht präparirt hätten, daß auch nicht eine einzige Haut zum Ausstopfen brauchbar sei; sonst fanden sie Alles in guter Ordnung und Plati war namentlich hoch erfreut über die ihm gesendeten Medicamente und den Marutse-Tabak. Der letztere Gegenstand war ihm, wie er mir sagen ließ, das beste Gegenmittel gegen die furchtbare Langeweile, die ihn täglich in der Wildniß plage; während er die Medicamente gegen das Sumpffieber so sehr benöthigte. — Ohne eigentlich zu wissen, daß er erkrankt war, hatte ich ihm, von der Voraus-

* Am Zambesi werden die Diener erst beim Ablaufe ihrer Dienstzeit für die gesammte Dienstdauer bezahlt.

setzung ausgehend, daß alle fremden Schwarzen in diesen Gegenden ebenso leicht wie die Europäer am Sumpffieber erkranken, die nöthigen Arzneimittel zugesendet.

Eines Tages wurden die wenigen Bewohner von Panda-ma-Tenka, darunter auch die Mitglieder der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition, durch die Ankunft von zwölf Matoka, die vom Nordufer des Zambesi gekommen waren und an einer Stange einen Brief trugen, nicht wenig überrascht. Diese Leute kamen als Abgesandte von Mr. Thomas, dem Sohne eines seitdem verstorbenen englischen Missionärs aus dem Matabelelande. Dieser Mr. Thomas war Elfenbeinhändler und wohnte im Matabelelande, ein Umstand, der ihn für eine Reise im Nord-Zambesigebiete des Königs der Marutse förmlich unmöglich machte. So wie ich später bei den Maschukulumbe, weil ich aus dem Marutsereiche kam, als vermeintlicher Spion der Marutse so sehr angefeindet worden war, so mußte Mr. Thomas dasselbe im Marutselande erwarten, da die Matabele über dem Zambesi über alle Maßen gefürchtet waren. Er unterschätzte diesen Umstand, machte dennoch eine Geschäftsreise über den Zambesi und fand hiebei seinen Tod. — Mr. Thomas war gleich uns zur Zeit jener Anarchie, und zwar nur auf die Erlaubniß eines Unterhäuptlings an der Ostgrenze des Reiches hin über den Zambesi gegangen und in nordwestlicher Richtung bis zu dem Häuptling Sietsetema vorgedrungen. — Hier sah er sich zum Rückzuge gezwungen, auf welchem Rückzuge er ermordet wurde. Ich glaube nun, daß sein Untergang von dem Tage seines Auftretens am Nord-Zambesiufer eine beschlossene Sache gewesen, mag sein Tod aus Raubsucht von den Matoka ausgegangen sein oder mögen diese im Auftrage des Königs Luanika gehandelt haben. Es ist wohl selbstverständlich, daß die Schwarzen alle möglichen Gerüchte verbreiteten, denen zufolge Mr. Thomas Streitigkeiten begonnen, für welche dann sein Tod eine gerechte Strafe war. Diese Nachrichten fanden auch bei der Mehrzahl der im nördlichen Süd-Afrika überhaupt unter den Schwarzen wohnenden Europäer vollen Glauben, da Mr. Thomas' Vater durch den Austritt aus der Londoner Missionsgesellschaft die Zahl seiner Gönner nicht gemehrt hatte. Meiner Ansicht nach fällt die Schuld seines Todes auf seine eigenen

Matokaträger, denn es ist absolut unglaublich, daß ein Mann, der unter den Schwarzen aufgezogen wurde, in dem Nord-Zambesigebiete, wo er sich allein gegenüber von Hunderten befand, selbst einen Streit angezettelt und so sein Ende herbeigeführt hätte. Auch sein Bruder war eines furchtbaren Todes gestorben, an dem wohl sein Freund, der König der Matabele, wenn er es auch nicht eingestehen will, die Hauptschuld trägt.

Doch nun zurück zu jenem Tage, an dem Mr. Thomas' Träger zu uns kamen, um von ihm Briefe an Mr. Westbech und die Jesuitenpatres zu überbringen. Mr. Thomas sandte Elfenbein, um von Mr. Westbech Proviantartikel zu erstehen, den Missionären aber andere Sachen, darunter auch eine lebende kleine Meerkatze und einige seltene Handarbeiten der Schwarzen, mit der Bitte, ihm für diese Sachen in seiner Krankheit, nämlich heftigen Anfällen von Sumpffieber, Verhaltungsmaßregeln anzugeben und Medicamente zu senden. Da die Jesuiten bereits die Station verlassen hatten, so erledigte der Vertreter meines Freundes Westbech die Anfrage des kranken Mannes, ohne mich in der Sache zu befragen, aus Furcht, mir etwas von Mr. Thomas' Geschenken geben zu müssen. Diese Furcht war gewiß ganz unnöthig; ich habe ja auf dieser Reise Hunderten und Hunderten mit meinem Rathe und meinen Medicamenten beigestanden, ohne eine Bezahlung zu fordern, so hätte ich auch in diesem Falle gehandelt. Wenige Wochen später, zur Zeit unseres Aufenthaltes im Leschumothale, kam uns die Nachricht zu, daß der arme Mr. Thomas von seinen eigenen Trägern und einigen Dorfbewohnern auf der Rückreise zum Matabelelande und in der unmittelbaren Nähe des Zambesi getödtet worden sei. Kurze Zeit, nachdem Mr. Thomas' Boten zurückgesendet wurden, traf vom Barotselande die Nachricht ein, daß sich Luanika seinen Thron wieder erkämpft und die Aufständischen, die ihn aus seinem Reiche vertrieben hätten, nahezu bis auf den letzten Mann vernichtet und auch den Anstifter des Aufruhrs, den »Königsmacher« Mattau, getödtet hatte. Den Bewohnern von Panda-ma-Tenka war die Nachricht, daß sich Luanika-Leboschе seinen Thron wieder erobert hatte, sehr erwünscht; sie war im Allgemeinen sehr günstig für die Verhältnisse am Zambesi und somit auch von uns in Anbetracht unserer bevorstehenden Nord-Zambesireise mit

Freuden begrüßt. An die Stelle der Anarchie war wieder eine Autorität getreten.

Wohl hatten wir keine Ahnung, daß Luanika's Charakter in seinem Exil unter den Bamaschi am mittleren Tschobestrome sich so ungünstig als möglich gestaltet hatte, daß der früher so gütige Monarch, der ja doch wegen seiner großen Friedensliebe eigentlich vertrieben worden war, das Herz eines Nero heimbrachte, kurz daß aus dem Lamm ein Wolf geworden war. Man hatte Luanika früher weiblichen Sinn vorgeworfen und ihm zu verstehen gegeben, daß seine Schwester, die Mitregentin, bedeutend mehr Thatkraft entwickelt hätte, als er selbst; jetzt war dieser Vorwurf gewiß nicht mehr möglich.

Luanika war zurückgekommen; ja er kam, sah und siegte und war über Nacht zu einem Tyrann geworden. Schon mit der Siegesbotschaft kam — wenn auch nicht officiell — die Nachricht zu uns, daß der entscheidende Kampf mit einem schweren Verbrechen besiegelt worden wäre. Silymba, einer der beiden Häuptlinge, durch deren tapfere und vortrefflich geführte Vertheidigung Luanika nach seiner Vertreibung gerettet worden war und durch dessen Zuthun und rastlose Bemühungen er sich nun den Thron wieder erobert hatte, soll in der Entscheidungsschlacht gegen Mattau, nach dem schon der Sieg erfochten worden war, im letzten Momente der Schlacht, durch eine aus der königlichen Truppe gefeuerte Kugel auf Luanika's Befehl getödtet worden sein. Luanika fürchtete Silymba's Ansehen bei den Stämmen, das nun so plötzlich gestiegen war; er fürchtete, daß ihm dieser Mann über den Kopf wachsen würde, er mußte aber auch befürchten, daß Silymba jenen Proscriptionen, die er sich bereits während seiner Verbannung ausgesonnen, nicht beistimmen werde. Hatte doch derselbe Silymba den Grausamkeiten Sepopo's so viel Widerstand geboten, daß er von diesem Könige geächtet wurde; war er es doch, der von Wana-Wena, dem er auch zum Throne verholfen, als der Erste abfiel, als dieser die erste Massenhinrichtung vorzunehmen im Begriffe war. Silymba war ein Charakter, so edel wie König Khama im Süden, wenn auch nicht so innig von dem Odem der Civilisation durchdrungen. Das Verbrechen Luanika's an Silymba wurde ihm auch sofort von seinem Volke sehr übel genommen,

da Silymba sich um das Wohl des Reiches sehr verdient gemacht und dem Könige den verlorenen Thron wieder verschafft hatte.

Mit der Nachricht über Silymba's Tod kam auch die Botschaft über die Tödtung nahezu aller derer, welche die Waffen gegen Luanika ergriffen hatten, ferner eine nicht uninteressante Episode über den ersten Eintritt des vertriebenen Königs in sein Mutterland, die Barotse. Es geschah, daß dem Könige eine Zahl der Marutse, die jenem Zweigstamme derselben angehörte, in dem Luanika als Prinz erzogen worden war, entgegenzog. Als ihrer der König ansichtig wurde, verfinsterte sich sein Antlitz und er begann sowie sie auf Schußweite herangekommen waren, mit seinem Hinterlader auf sie zu feuern. Seine Genossen, namentlich Silymba, der damals noch lebte, machten ihm Vorstellungen über ein solches Beginnen, worauf er, ohne eine Miene in seinem düsteren Antlitze zu verziehen, antwortete: »Sie kommen, um mich zu empfangen; sie kommen wohl, um mir beizustehen, das verlorene Recht wieder zu gewinnen, mir also zu helfen und setzen ihr Leben für mich aufs Spiel! Warum haben sie mich damals im Stiche gelassen, als ich vertrieben wurde? Ich bin von ihrer Treue nicht überzeugt, und damit ich mich überzeuge, werfe ich diese Kugeln zwischen sie und in den Haufen hinein. Haben sie ihre frühere Feigheit bereut und wollen sie in der That ihr Leben für mich einsetzen, so sind diese Schüsse eine Probe, ob sie es auch so meinen, wie sie es vorgeben; meinen sie es aber nicht gut mit mir, dann werden sie auch sofort das Weite suchen!« Er feuerte noch, dann ließ er plötzlich ab. Jene aber, auf die er gefeuert hatte, kamen unbekümmert um die Schüsse heran, »Schangwe, Schangwe Morena!« (Heil Dir, o König!) rufend. Sein Anhang schwoll rasch an und bald standen ihm zahlreichere Kräfte zur Verfügung als seinem Gegner Mattau, mit deren Hilfe er denn auch schließlich siegte und den Thron bestieg.

Luanika sandte bald nach dem Siege Boten an Westbech, mit der Aufforderung, zu ihm nach der Barotse zu kommen, da er mit ihm Unterhandlungen zu führen habe. Mr. Westbech versprach zu kommen und zugleich bei diesem Besuche der Dolmetsch meiner Sache zu sein. Ich dachte daran, mit Westbech persönlich zum Könige zu reisen, um meine Sache zu betreiben; allein wegen der zahllosen Arbeiten, doch vor Allem wegen der schweren

Krankheit meiner Begleiter, war es mir nicht möglich, Westbech auf der kurz darauf erfolgten Reise zum Könige und nach der Barotse zu begleiten, doch gab ich ihm einen Winschester-Carabiner und einige hundert Patronen und Gewänder für den König als mein Geschenk an denselben mit.

König Sepopo hatte seiner Zeit Westbech die Jagdbarkeit in dem Tschobe-Zambesi-Delta (eine wahre Elephantenhürde) gegeben, Luanika versprach daran festzuhalten, und so entschloß sich der Europäer, bei seinem gegenwärtigen Besuche den König an sein Versprechen zu mahnen und diese Sache endgiltig zu ordnen.

Wir litten die ganze Zeit Noth an Proviant. Die Maschupia und Matoka, auch Wanke's Makalaka kamen wohl truppweise vom Tschobe, vom Victoria-Katarakte und aus den Wanke'schen Dörfern heran, um Nahrungsmittel anzubieten. Trotzdem litten wir Noth und warum? Die Träger kamen zumeist von Osten, seltener von der Tschobemündung von Nordwest, die ersteren hatten aber die Hütten der Mischlinge zu passiren und da hatte man sie schon abgefangen und ihnen das Beste ausgekauft, so daß auf uns wenig kam; oder die Träger kamen, wie es sich auch gebührte, zuerst zum Hausherrn, resp. seinem Stellvertreter, dann erst zu uns, so daß die Ziegen und Schafe schon verkauft waren, bevor wir die Verkäufer nur gesehen hatten. Dazu hatte eine neue Handelsusance unter den Völkern des centralen Zambesi platzgegriffen. Die gangbarsten Tauschartikel der Eingeborenen waren zur Zeit meines ersten Besuches: Kattun und himmelblaue Glasperlen. Ich werde von diesem Gegenstande im nächsten Capitel ausführlich sprechen, will jedoch hier schon erwähnen, daß sich wohl die Kattune gleich erhalten hatten, daß jedoch die Himmelblauen durch weiße »Lesapo«, Glasperlen, so weiß wie Knochen, verdrängt worden waren. Ich besaß keine Lesapo und so geschah es wohl, daß der Schwarze seine Ziege den Mischlingen um die Hälfte der von mir gebotenen Glasquantität gab, nur weil meine blau, die der Mischlinge weiß, wenn auch kleiner waren.

Der Makalaka-Häuptling Wanke, der mir, wie ich schon berichtet, vom Westbech anempfohlen war, hatte mir mehrmals die Botschaft geschickt, daß ich eine beliebige Anzahl Männer als Träger haben könne. Wanke, ein

Greis von 90 Jahren hat wohl nichts mehr zu sagen, die Botschaft ging von seinen Rathgebern aus, die mehr Gewalt als Wanke's eigene Söhne besaßen. Ich hatte einem der Herren Räthe Geschenke an den Häuptling gegeben und hörte bald darauf, daß der alte Mann nichts bekommen; die schwarzen hohen Würdenträger hatten alle die Kattunstücke und die übrigen Geschenke für sich behalten. Die mir entbotenen Träger würden, wie es hieß, bis an die Maschukulumbe-Grenze gehen und müßten dafür per Mann mit einer Muskete und Munition entlohnt werden, der Führer hätte zwei Musketen zu bekommen. Da man hier am Zambesi dies für eine zweijährige Dienstzeit bezahlt, so war die Forderung der Makalaka — für eine sechswöchentliche Arbeitszeit eine exorbitante. Ich hatte mehrere sehr triftige Gründe, einen Versuch auf Wanke's Autorität und seine Träger gestützt, durch das Marutse-Reich zu ziehen, ganz und gar fallen zu lassen. Nicht allein, daß ich die Makalaka ihres Charakters wegen als Träger verschmähte, sie stellten auch solche Anforderungen, daß ich diese Menschen unter keiner Bedingung annehmen wollte. Unter den 20 Dienern, die ich mir später doch für die Nordzambesireise gedungen, waren anfangs vier Makalaka die besten, leider aber waren sie es auch, welche die übrigen Diener später bewogen, uns mitten im Maschukulumbelande im Momente der ärgsten Gefahr im Stiche zu lassen. Auch weigerten sich die Makalakaboten in ihrem eigenen und dem Namen der ihrigen das Ponton zum Zambesi zu tragen, sich auf die engen Felspfade ausredend, die zu Wanke führen und die schwierigsten Stellen der fünftägigen Fußpartie ausmachen sollten.

Nun mußte ich aber das Boot bis an den Zambesi bringen, um die Ueberfahrt zu bewerkstelligen, da diese in den winzigen, aus einem Baumstamme ausgehöhlten Booten der Zambesistämme zu bewerkstelligen zu viel Zeit und zu viel Geld, respective Kattunstücke gekostet hätte und ich dabei auch der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, bei einem sich plötzlich erhebenden Sturme durch das Umkippen einiger Boote meine werthvollen Ausrüstungsobjecte zu verlieren. Endlich kam noch ein schwerwiegendes Moment in Betracht; Luanika hatte sich ja seinen Thron erkämpft, und es wäre ganz unklug gewesen, den König einfach zu umgehen und durch das

Gebiet eines seiner Vasallen zu marschiren; auch hätten eine solche Erlaubniß Wanke und seine Rathgeber, würden sie mich ehrlich unterstützt haben, bei der Eifersucht Luanika's sicher mit dem Tode gebüßt. Alle diese Bedenken reiften in mir den Entschluß, nur mit Hilfe und Erlaubniß Luanika's vorzudringen.

Ein Matoka mit lebenden Rüsselkäfern, als Vertilger des Ungeziefers, im Haare.

Westbech sollte mir vorläufig auf Grund seines jahrelangen Verkehres als einziger Europäer die Wege bei dem Könige der Marutse ebnen. Der Tag seiner Abreise nach der Barotse kam heran.

Wir bedauerten nach dem Abgange des P. Booms nun diesen zweiten guten Freund wochenlang missen zu sollen; er blieb wenigstens sechs Wochen fern, da er für die Stromfahrt allein 12 Tage brauchte. Bis zur Tschobemündung, eine Entfernung von 59 engl. Meilen, reiste er in 3 Tagen

mit seinem Ochsengespanne; die Gegend ist ein Niederwald, in der ersten Hälfte von zahlreichen Querthälern (zum Matetse sich senkend) der großen Gaschumalichtung und vielen kleineren Lichtungen (Humuswiesen) durchsetzt; diese letzteren sind in der Regensaison förmlich unpassirbar, doch er konnte auf einem Umwege längs des Matetse nach Nordost und dann mit einer plötzlichen Schwenkung nach West durch die Laubwälder die gefürchteten Moraststellen vermeiden. Mit den zurückkehrenden Wagen waren eben die schon erwähnten Leschumothal-Bewohner, der Elfenbeinhändler Blockley und der Elefantenjäger Afrika, nach Panda-ma-Tenka zu Besuch gekommen und wir benützten dann die Gelegenheit, mit ihnen — sie blieben nur einige Tage bei uns — nach dem Leschumothale zu reisen. Diese Luftveränderung schien mir mit Rücksicht auf den immer schlechter sich gestaltenden Krankheitszustand der Meinigen absolut geboten, dazu kam noch als zweiter zwingender Grund das täglich näher rückende Gespenst einer veritablen Hungersnoth für mich und die Meinen. Unsere an den Zambesifällen erkauften Cerealien mußten in wenigen Tagen vollständig aufgebraucht sein, frisches Fleisch gab es bei der großen Scheuheit des Wildes um Panda-ma-Tenka schon lange nicht mehr; ebenso war unser Salzvorrath erschöpft und mehrere Medicamente waren ausgegangen. Ich konnte positiv hoffen, alles dies im Leschumothale, welches nur mehr neun englische Meilen von der Tschobemündung liegt, zu finden. Ich schickte zwei neu engagirte, schwarze Diener voraus, um bei den nördlich vom Zambesi wohnenden Maschupia und Matoka Ziegen und Schafe für starken Messing- und Kupferdraht oder Glasperlen einzutauschen, damit wir bei unserer Ankunft schon Vorräthe fänden. Auch bot die Jagd an den Lateritbultwäldern am Zambesi ganz entschieden viel mehr Aussicht, als in Panda-ma-Tenka.

Endlich waren wir auf unserem neuen Posten Schescheke etwas näher gerückt, wo der früher im Leschumothale residirende Hugenotten-Missionär Coillard bereits eine Station errichtet hatte, welche noch reichlich mit Weizen, Salz und Medicamenten versehen war. Ich konnte hoffen, daß mir Coillard diese für uns so sehr nöthigen Bedarfsartikel verkaufen würde. — Während wir uns für diesen Ausflug rüsteten, — denn das Hauptquartier

sollte in Panda-ma-Tenka unter einigen meiner reconvalescenten Leute verbleiben — kamen Nachrichten von Westbech aus der Barotse an mich. Sie machten mir klar, daß daselbst eine Schreckensherrschaft wüthe, wie sie das frühere Marutse-Mabunda-Reich selbst zur Zeit der großen Tyrannei eines Sepopo nicht erlebt hatte. Ob einem fremden Rathe folgend, oder ob aus eigener Initiative handelnd, ist nicht zu sagen, hatte Luanika den heimlichen Befehl gegeben, alle Männer, die mit den Aufständischen in irgend welchem Freundschaftsverhältnisse standen, zu tödten. Da man bei öffentlichen Hinrichtungen auf Widerstand und bei Vorladungen auf sichere Flucht der Verurtheilten rechnen mußte, so war der Befehl heimlich an die Getreuesten der Getreuen ergangen. Diese, in die verschiedenen Provinzen ausgesendet, sollten die Geächteten plötzlich, zumeist bei Nacht, wenn sie dieselben wehrlos vorfinden würden, überfallen und sofort tödten, sei es erstechen, sei es mit dem Keulenstock (Kiri) erschlagen.

Wie bei jedem Tyrannen, wuchs auch bei Luanika die Furcht vor dem Mordstahle und der Verschwörung mit der Zahl der Opfer. Die Schuldigen waren längst gefallen, jetzt kamen immer Unschuldigere an die Reihe. Männer, denen man nichts vorwerfen konnte, als daß sie mit irgend einem dem Könige verhaßten Manne verwandt waren, endlich sogar solche Leute welche für den König ihr Gut und Leben eingesetzt, welche ihm auf den Thron geholfen hatten. Richard III. gleich wagte zuletzt Luanika keinem mehr zu trauen. Kaum fünfzig der angesehenen unter seinen Unterthanen vermochten zu fliehen. Mancher, darunter der bedeutendste Häuptling Marancian, war wohl rechtzeitig von einem Freunde gewarnt worden. Nur so gelang es diesen wenigen, den blutigheißen Boden ihres Vaterlandes zu verlassen und bei den Nachbarn Zuflucht zu finden. Unter allen, die flohen, war keiner unschuldiger verfolgt, aber auch keiner für den König gefährlicher als Marancian. Luanika fühlte instinctiv die Gefahr, die ihm von diesem Manne, den das ganze Volk wie früher seinen Vater verehrte, drohte, und er befahl den Häuptlingen von Schescheke, Talima, Rattau und Anderen, den Flüchtigen, der seine Richtung durch die Matoka gegen Osten genommen, mit dem Aufgebote aller Kräfte zu verfolgen, um seiner habhaft zu werden. — Marancian mußte getödtet werden, denn auf eine Aus-

söhnung war nicht zu hoffen. Er war seinem Könige treu gewesen, obwohl er von dem Zweigstamme der Mabunda entsprossen war, dem Mattau angehörte. Derselbe Mattau, der Luanika vom Throne gestoßen, um später in der oben geschilderten Schlacht, in welcher Marancian gegen ihn focht, Thron und Leben wieder an Luanika zu verlieren. Keines der vielen Verbrechen schadete jedoch Luanika mehr, als diese Verurtheilung und Verfolgung Marancian's; sie untergrub Luanika's Ansehen bei den Stämmen in den Ostprovinzen, den Maschupia, den Matoka, den Mankoja und Makalaka vollständig.

Als Blockley nach Panda-ma-Tenka kam, wurde er mit Fragen über die Zustände aus dem »Reiche« bestürmt; doch wußte er nur zu berichten, daß das Morden vom Könige unausgesetzt fortgesetzt werde und der Impi (Schlachthaufen) von Schescheke abging, um Marancian zu verfolgen und zu tödten. Daß sich aber alle Krieger vor Marancian so fürchteten, daß zu allen möglichen, oft wahrhaft lächerlichen Verzögerungen Zuflucht genommen werde, damit Marancian Zeit zum Erreichen der östlichen Grenze geboten werden möge. — An Luanika kamen von diesem Heerhaufen nur Hiobsposten, daß Krankheit die Zahl der Waffenfähigen in Schescheke und Mambova geschmälert haben, dann wieder, daß nicht alle mit Gewehren bewaffnet seien, endlich auch, daß Munition fehle.

Blockley fragte uns, ob nicht ein Flüchtling von Mambova, der Fährmann, der eigentlich in Gazungula (an der Tschobemündung) wohnte, in Panda-ma-Tenka Schutz suchend, angekommen wäre! Wir mußten die Frage bejahen. Es geschah nicht selten, daß sich die von verschiedenen Herrschern, die einander im Marutse-Reiche folgten, Verurtheilten nach Panda-ma-Tenka zu Westbech flüchteten, um hier eine neue für sie günstigere Zeit abzuwarten oder weiter nach Süden bis nach Schoschong zu gehen. So kam auch Luschuani der Fährmann, er gehörte zu Mattau's Anhang und war Waga-Funas Verehrer, ohne jedoch gegen Luanika die Waffe erhoben zu haben. Er war mit seinen zwei Söhnen, einer hübschen Sclavin und mehreren Dienern geflüchtet und hatte bei Westbech Schutz gesucht!

Der Mann, sowie seine Söhne repräsentirten ein Charaktermoment, welches man bei Negern so oft antrifft, daß sie durch eine unsere Galle bis zum Exceß reizende Frechheit jede Sympathie für sie unmöglich machen. Unser Mann war ja entschieden im Unglücke; er war flüchtig, all seiner Habe, auch seiner Frauen beraubt, die zum Theile zum Könige befohlen waren, und doch blieb er gleich frech, dann traf ihn das Unglück, auf seiner Flucht vom Zambesi während des ersten nächtlichen Ganges von einer Schlange gebissen zu werden. — Er ließ sich erst von den Mischlingen »doctern«, dann kam er zu mir, ich wandte die schon in dieser Sache erwähnten Mittel, Sp. Ammoniacale und Sulp. cupri, an, und hieß den Mann wiederkommen, um die weitere Behandlung zu leiten. Am folgenden Morgen kam er jedoch nicht und ich ließ ihm sagen, daß ich ihn noch weiterhin behandeln wolle, ohne dafür etwas zu begehren, da er ja ein Flüchtling wäre, während er sonst, wenn er noch Herr in Gazungula wäre, für die Behandlung zahlen müsse, schon deshalb, weil er früher bei der Ueberfuhr jeden Europäer das nur Möglichste abzuzwingen gesucht hatte. Als Antwort machte er mir bekannt, daß er nicht mehr kommen wolle, da ich ihn nicht über Nacht gesund gemacht hätte. Der Mann machte sich aber auch allen andern in Panda-ma-Tenka, die ihn übrigens als schlechten Charakter kannten, so verhaßt, daß ihn alle über alle Berge wünschten. Er, wie seine Leute imitirten manche europäischen Emigranten auch hierin, daß sie nichts arbeiteten, sondern uns nur ununterbrochen anbettelten. Am arrogantesten betrug sich der Lümmel von seinem Sohne, der offen sagte, weil er in Panda-ma-Tenka Zuflucht gesucht, müsse er auch hier ernährt werden, obwohl er ein wahrer Riese, sich auch leicht durch Feldarbeit bei den Mischlingen seinen Lebensunterhalt hätte verschaffen können.

Um diese Zeit meldeten sich auch zwei Matoka bei mir, welche sich als zwei der vier Zambesidiener entpuppten, welche mich auf der ersten Zambesireise begleitet hatten. Große Freude gegenseitig, aber kein Wiederengagement. Unter den zeitweilig anwesenden Mischlingen haben uns einige manchmal Gefälligkeiten erwiesen, es waren August, Niclas der Sohn Afrika's, Henry Wall und auch der Holländer Jan Weyr. Manche davon litten zuweilen an Malariarecidiven, ich hatte ihre Behandlung übernommen,

stellte natürlich für diese keine Anforderungen an die Kranken, erbat mir jedoch von Westbech's Vertreter die Rückerstattung des schwefelsauren Chinins, da dieses Mittel so sehr in meiner Apotheke abgenommen hatte, daß es unseren eigenen Bedarf auf nicht mehr lange zu decken vermochte. Ohne Chinin ist man aber in jenen Sumpfländern nur zu bald ein todter Mann. Diese Kranken besserten sich rasch, weniger rasch leider meine Leute und ich selbst. Zur Zeit der Abreise litten am meisten Bukacz, Spiral, Haluschka, Willi Becker und meine Wenigkeit. Meine Frau erfreute sich noch immer der besten Gesundheit und war uns eine gute, liebe Pflegerin, der wir vielleicht allein unser Leben verdanken.

Die Zeit unserer Abreise nach dem Leschumothale war herangekommen. Die während des zweiten Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka vom 7. November 1885 bis 1. Februar 1886 gesammelten Objecte wurden verpackt und übersichtlich registrirt. — Die astronomischen Ortsbestimmungen waren auch hier fortgesetzt und täglich drei meteorologische Lesungen gemacht worden.

Die reichlichsten Resultate lieferte das Studium der Vögel, namentlich was die Ordnungen der Passeres und die Sumpfvögel anbetrifft, dann das Studium der Insecten, besonders der Schmetterlinge und Hymenopteren, wobei sich meine Frau durch den Fang von Mikrolepidopteren wahrhaft ausgezeichnet hatte; auch die Untersuchungen in der Pflanzenkunde hatten sehr zahlreiche Exemplare für die Herbarien, doch auch Samen und Früchte geboten. Die etnographische Sammlung wurde durch ein großmüthiges Geschenk von bereits selten gewordenen Handarbeiten der Marutse und durch Tausch von den Makalaka vermehrt. Am spärlichsten fiel für diesen Aufenthalt — und namentlich wenn mit Resultaten des Ausfluges zum Victoria-Katarakte in Vergleich gezogen — der Erwerb der ausstopfbaren Säugethiere aus. Daran waren die ununterbrochene Krankheit und das Unvermögen selbst längere Ausflüge zu machen oder Gustavs (des Mischlings) schwarze Jäger zu begleiten, die Hauptschuld gewesen. Das wichtigste noch in diesem Fache war die Erwerbung von vier Häuten der gefleckten Hyänen und des grauen Schakals, da eben diese Thiere in der Sammlung noch nicht vertreten waren.

Ich ließ meinen Leuten, namentlich denen, die sich besser fühlten die Wahl, wer in Panda-ma-Tenka als Wächter bleiben wolle, die schwer erkrankten nahm ich mit, um sie im Auge zu behalten. Es meldete sich Harry Meintjes, der sich durch den Weg nach und von Klamaklenjana müde fühlte und Oswald Söllner, welche ich auch zurückließ. — Ich wollte in drei Wochen wieder zurück sein, mußte jedoch bedeutend länger bleiben, da ich in den ersten Wochen weder Hirse, noch Fleisch, noch auch die angesuchten Medicamente zu erwerben vermochte.

Nachmittags am 1. Februar verließen wir Panda-ma-Tenka und eine neue Wegrichtung nach Nordost einschlagend, traten wir die Leschumo-Tschobe-Reise an.

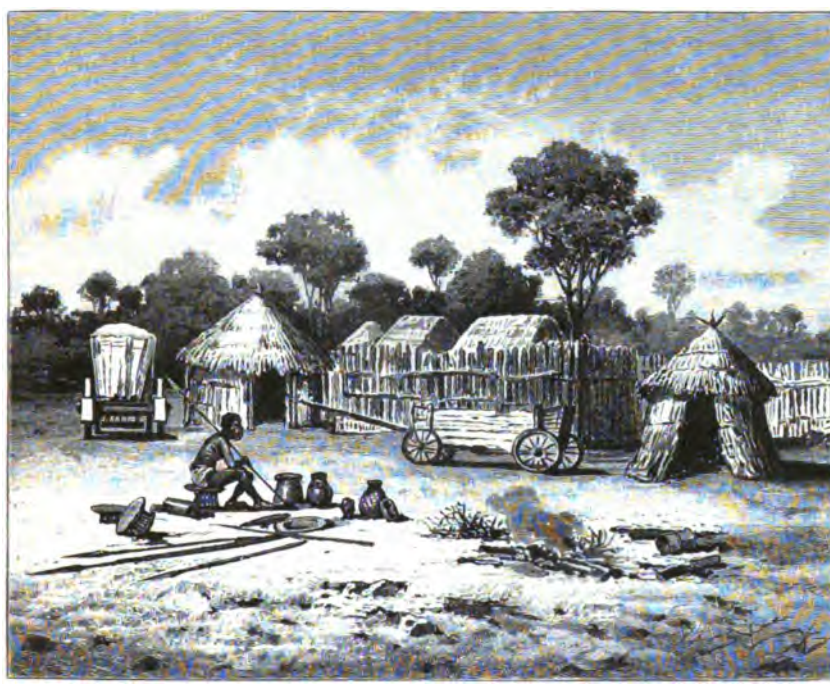
XII.

Aufenthalt im Leschumothale und am untern Tschobe.

Auf dem Wege zum Leschumothale. — Rev. Coillard und seine Pläne. — Unsere neue Häuslichkeit. — Masarwa als Mischlingsrace. — Charakter der Masarwa. — Die Erkrankung meiner Frau. — Ausflug nach dem Tschobethale. — Makumba's Freundlichkeit und Blockley's Fürsorge. — Ankunft zahlreicher Kornverkäufer in unserem Lager. — Grausamkeit der Hyänen und der Zambesi-Eingeborenen. — Ausflüge im Tschobethale. — Pflanzenscenerie im Tschobethale. — Spiral, Bukacz und Haluschka lebensgefährlich krank. — Rückkehr nach Leschumo. — Spiral's letzte Stunden. — Spiral's Bestattung. — Nachrichten aus der Barotse. — Marancian's Verurtheilung und Mr. Thomas' Ausweisung. — Eine nächtliche Löwenepisode. — Die Verurtheilung Luschuane's und die Schaar seiner Henker. — Gebietsverletzung durch die Marutse. — Luschuane's furchtbarer Tod. — Die Scheu, einen »Regenmacher« zu tödten. — Ein gerettetes Blatt aus dem Tagebuche unseres Aufenthaltes im Leschumothale.

An unserem ersten Reisetage nach dem Leschumothale zogen wir längs des Matetse-Flüßchens und dann einem Lateritbultwald hinan, auf dessen Höhe wir auf einer Lichtung unser Nachtlager aufschlugen. Nahe an Panda-ma-Tenka überschritten wir das Flüßchen zum erstenmale und spät am Nachmittag an unserer ersten Raststelle zum zweitenmale. Die Gegend im Thale und den flachen Seitenthälern ist ein hochbegraster Wiesengrund mit dichtem Baumwuchse und niederen Felsenhöhen. Höhere Lateritbulte umsäumen diese Wiesengründe. Mr. Blockley war so liebenswürdig, seine Rückreise von Panda-ma-Tenka nach dem Tschobe so lange zu verschieben, bis wir dahin zu gehen bereit waren. Wir waren ihm doppelt dankbar, denn erstens war er uns ein lieber Gesellschafter und zweitens ein ausgezeichneter, in diesem Falle unersetzlicher Führer. Er hatte nämlich einen

ſogenannten neuen Weg eröffnet, d. h. er war einmal ohne jede Vorbereitung die Strecke über Stock und Stein gefahren und wir paſſirten in jenem Lateritbultwald recht unangenehme Stellen; ich ſah mich jedoch diesmal nicht gezwungen, bei der Fahrt ſelbſt mit anzugreifen. Ich befaßte mich mit Inſectenfang, der, namentlich was Käfer und Schmetterlinge anbetrifft, reichlich lohnte.



Rev. Coillard's verlaſſene Miſſionsſtation im Leſchumothale.

Am folgenden Tage umfuhren wir an ihrer Oſtgrenze die Gaſchumalichtung, um am folgenden Morgen in das »alte Geleiſe« Panda-ma-Tenka-Leſchumothal oberhalb dem Weiher Miſſis einzulaufen. Dem Leſer meines früheren Werkes iſt dieſe Regenlache als »Saddlers-Pan«* wohl bekannt, ſeitdem haben die Schwarzen dieſen von den Europäern eingeführten Namen in jenen »Miſſis« geändert, um damit den Aufenthalt der Miſſis Weſtbech an dieſem Waſſer zu verewigen. Frau Weſtbech, welche ſich während ihres

* Zu Ehren eines bereits verſtorbenen Elfenbeinhändlers.

Aufenthaltes am Zambesi die Achtung aller Schwarzen erworben hatte, lag hier lange Zeit schwer fieberkrank und so ist der Name Missis gekommen; Frau Westbech lebte damals geschieden von ihrem Gatten in ihrer eigentlichen Heimat, in der südafrikanischen Republik.

Auf dem Wege um die Gaschumalichtung, die ob der sommerlichen Regen unpassirbar war, erlegte Mr. Blockley eine Steinbockantilope, wie immer mit einem Meisterschuß aus seinem Henry Martini-Carabiner. Blockley feuerte vom Pferde aus auf eine Distanz von 300 Metern nach dem Thiere, welches nicht größer als ein halberwachsenes Reh war. Als wir Nachmittags am Nordostrande der Gaschumalichtung einherzogen, erblickten die Schwarzen eine Zuluhartebeestkuh mit ihrem Kalbe, welche etwa 600 Meter weit in der hochbegrasten Lichtung weideten. Blockley stieg vom Pferde, um sich heranzuschleichen, hieß uns weiter fahren, um die Aufmerksamkeit des Wildes von ihm ab und nach dem Wagen hin zu lenken. Alles ging gut, bis wir bei einer Biegung des Waldrandes selbst bis auf 300 Meter dem Wilde nahekamen. Da erhoben plötzlich die vorausgehenden Schwarzen ein Geschrei und stürzten einem Caracal-Luchse nach, der auch unserm Zuluhartebeestkalb nachschlich, und seine Richtung quer über unsern Weg nahm. Laut bellend folgten ihm die Hunde, doch umsonst, der Luchs hatte sich rechts in die Büsche geschlagen und ward nicht mehr gesehen. Dafür war aber über den Lärm auch das Hartebeest bald unseren Blicken entschwunden.

Nachmittags am 5. Februar langten wir in der Coillard'schen Missionsstation im centralen Leschumothale ohne weiteren Unfall an. Rechtzeitig waren wir einem der Gewitter entkommen, die nun so häufig die Station heimsuchten und einerseits unsere Arbeiten so sehr erschwerten, andererseits unseren Gesundheitszustand nicht unerheblich verschlimmerten.

Rev. Coillard hat sich das Marutse-Reich als Feld seiner Missionsthätigkeit ausersehen, nachdem er früher jahrelang im Basutolande am Caledon thätig war. Er hat, wie ich mich selbst überzeugen konnte, seinen Plan sehr richtig angefaßt. Um ganz unabhängig, besonders von Westbech unabhängig zu sein, vermied er es, seine Station nach Panda-ma-Tenka zu verlegen, sondern wählte einen Platz im Leschumothale, neun engl. Meilen

von der Tschobemündung entfernt, also einen Platz nahe am Zambesi und näher an der Residenz des Marutse-Herrschers. Sein eigentliches Ziel war nämlich die Anlage einer ganzen Kette von Missionsstationen im Marutse-Reiche, darunter einer Centralstation in der Stadt Schescheke. Für alle diese Gründungen sollte die Station im Leschumothale ein Depot und die Operationsbasis bilden. Coillard verfolgte diese seine Pläne mit einer Ausdauer und Zähigkeit, welche man eher bei der angelsächsischen, als bei der celtischen Race im allgemeinen antrifft. Durch die größten Verluste ließ er sich nicht abschrecken, griff immer wieder mit neuem Muthe an, und so sah er zur selben Zeit, als die Jesuiten ihre Missionen am centralen Zambesi aufgaben, seine, das Marutse-Reich betreffenden Pläne, der Reife entgegengehen. Gegenüber der Tschobemündung, also am Norduser des Zambesi, in Mambova, hatte er eine Station errichtet, welcher zwei Basutomissionäre vorstanden. Für Schescheke wurde ein junger Missionär, der sich mit Coillard's Nichte verehelicht hatte, bestimmt. Außerdem wurden in der Barotse noch zwei Stationen gegründet.

Solche Erfolge machen es leicht erklärlich, daß man in Europa innerhalb der interessirten Kreise viel Geld aufbrachte, und daß sich genug junge Missionäre Coillard zur Verfügung stellten. Allem Anscheine nach schien es, als ob am centralen Zambesi durch den Eifer Coillard's eine neue Culturepoche anbrechen würde, wenn ihr nicht die Hinterlist der Marutse gefährlich werden sollte. Luanika hatte bis dahin Rev. Coillard, der ihm häufig Geschenke gebracht, nach dem Willen gethan, allein die Häuptlinge und die Stämme haben sich bis zu meinem Scheiden vom Zambesi dem Missionär nicht sehr gewogen gezeigt! Wiederholt haben mir Matoka, Maschupia und Marutse erzählt, daß sie Rev. Coillard hassen und ihm schon viel gestohlen hätten und noch mehr zu stehlen beabsichtigen. Ja, Littia der Kronprinz des Marutse-Reiches meinte immer wieder, daß er eines Tages viele der Coillard'schen schönen Sachen sein zu nennen hoffe. Alle klagten über Coillard's Zurückhaltung im Verabreichen der Geschenke und die schlechten Löhne, welche er bezahlte. Wie sich der Häuptling Makumba geäußert, will ich lieber gar nicht wiederholen. Meine Meinung geht nun in dieser Frage dahin, daß, ohne in Allem und Jedem den

Wünschen der Schwarzen nachzugeben, dann und wann etwas mehr Freigiebigkeit von Seite eines Mannes, der unter diesen Stämmen jahrelang zu leben hat, nicht schaden könnte, was wir ja an den Erfolgen der meisten englischen und deutschen Missionäre ersehen können. Andererseits ist auch meine Meinung, daß allzu große Freigebigkeit unter allen Negerstämmen, speciell aber unter den Zambesistämmen, mehr schadet, als nützt, wie die Mißerfolge der Jesuiten-Missionäre erwiesen. Ich wünsche Rev. Coillard und seinem Stabe den besten Erfolg, eine ausgezeichnete Gesundheit in jenen fieberschwangeren Gegenden und die Verwirklichung ihrer civilisatorisch-humanitären Probleme, welche nirgendwo in Südafrika mehr am Platze sein könnten, als in jenem Reiche am centralen Zambesi, wo leider neronische Grausamkeit ihren Einzug gehalten und bereits Tausende unschuldiger Opfer verschlungen hat.

Zur Zeit unserer Ankunft im Leschumothale befand sich die Hauptstation zu Schescheke und Rev. Coillard war bei Luanika nur zu Besuche, also abwesend von Schescheke.

In Leschumo selbst war kein Missionär, es sollte vorläufig auch keiner hinkommen. Coillard benützte den Platz nunmehr als Depot für die vom Süden kommenden und etwa am Zambesi eingekauften Waaren. Zu diesem Zwecke hatte sich Rev. Coillard nur ein Häuschen als Waarenlager vorbehalten, die übrigen Baulichkeiten, ein ebenso kleines Wohnhäuschen einige Hütten und einen Schoppen Mr. Blockley für die Beaufsichtigung der Station und der Waaren unentgeltlich zur Benützung überlassen. Blockley, früher in Westbech's Diensten, hatte sich auf dieser Basis in Leschumo selbstständig gemacht. Seine Waaren europäischer Provenienz bezog er zum Theile direct von Schoschonger Kaufleuten, zumeist aber durch Westbech. Der Pfahlbau des Hofes hatte einen Umfang von etwa 400 Metern; Blockley's Häuschen lag mit dem Waarenhaus in der Westhälfte, in der Osthälfte ein Gehöft für seine Diener, in dem nun eine Lagerhütte als Wohnraum für meine Begleiter eingeräumt wurde. An dieses Gehöft bis zum Nordzaune schlossen sich die Viehhürden an. Für Schafe, Ziegen und Hühner gab es eigene Hütten, da zuweilen Hyänen und Leoparden den Innenraum — da der Pfahlraum kein verschließbares Thor besaß — zu

besuchen pflegten. Zwischen beiden Gehöften stand in der Mitte eine Hütte, die mir als Wohnraum, Arbeitszimmer und Lagerraum meiner Sammlungen angeboten wurde. Im Südtheile des Hofraumes stand ein Schoppen, in welchem Blockley sein Pferd hielt, und Herr Coillard einen Wagen und die Häute der vielen bei den Fahrten zum Zambesi, am Milzbrand, am Machau und am Stiche der Tsetsefliege verendeten Zugthiere barg. Die Station war rings von dichtem Wald umsäumt, und lag am Rande eines Lateritbultwaldes, der sich nach Süd und Südwest zu dem engen Leschumothal senkte. Im Thale selbst lagen die Mabele- und Maisfelder, sowie Afrika's, des Jägers, Hüttencomplex, — die Hütten nach dem bekannten Betschuanamuster erbaut. Am jenseitigen Ufer der Leschumo-Spruit und im Thale standen die Hütten des Buschmannmischlings Jantjes, dem der Don Juan Afrika gar schwere Sorgen zu bereiten pflegte. Außerdem wohnten noch im Thale Masarwa, echte Masarwa, nicht die sonst in diesen Gegenden angetroffenen Madenassana (Masarwa-Mischlinge mit den dunklen Zuga- und Zambesistämmen), es fanden sich mehrere Familien vor, andere wohnten in den Lateritbultwäldern, in dem Delta der Leschumo- und Tschobe-Thäler, doch mehr südwärts.

Die Masarwa sind wohl Abkömmlinge des ersten aus den Nordzambesigegenden eingewanderten Betschuanastammes und der Buschmänner. Den Beweis dafür liefern uns ihre äußeren Erscheinungen, ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Sprache und ihre Waffen. Zerstreut hie und da in den Betschuanagefilden, seltener in deren nördlichen Nachbargebieten findet sich dieser Stamm vor, doch zumeist in den Ländern der Bakwena und der beiden Bamangwatostämme. Sie stehen zu den Herren der Gebiete, die sie bewohnen, den Betschuana, den Matabele und den Marutse in dem Verhältnisse vom Sclaven zum Herrn, ohne jedoch verkäuflich zu sein, auch dann nicht, wenn sie sich in das Marutsereich geflüchtet haben, wo doch, im Gegensatze zu den Betschuanagebieten und dem Matabelelande, Sclaven zu erkaufen sind.

Nirgends, während dieser Reise haben wir so viel von den Masarwa gesehen, als im Leschumothale. Hier wohnten sie zumeist — ausnahmsweise in schlechten Betschuanahütten, im Gegensatze zu den liederlich gebauten

Grashütten, welche sie sonst in der Wildniß bewohnen, denen gegenüber die Betschuanahütten wahre Paläste sind. Soll eine jener Grashütten erbaut werden, so wird dünnes und biegsames Gezweig in einem Kreise (6—9 Meter Umfang) in den Boden gesteckt, die Zweigenden in einer Höhe von $1^1/_2$—2 Meter mit Bast zusammengebunden, über das Ganze

Eine Masarwafrau.

trockenes Gras geworfen und so ist die Stammhütte des Masarwa in wenigen Stunden fertiggestellt. Zwei bis zwanzig solcher Hütten bilden eine Niederlassung, welche gewöhnlich einige Kilometer vom Wasser entfernt liegt. Um die Hütten sehen wir einige niedrige Jochpfähle, welche zum Trocknen des ungesalzenen in lange Stränge geschnittenen Wildfleisches benützt werden. Aschenhaufen, Bruchstücke von Baum- und Gebüschschoten und zerschlagene, zum Theile vom Feuer versengte Knochenreste bilden weitere Kennzeichen einer solchen primitiven Wohnstätte in der Wildniß.

Manche der Masarwa arbeiteten, wie schon erwähnt, bei Blockley und bekamen als Entlohnung für zwei Jahre einen Karabiner (Vorderlader), Schießbedarf, zwei Kilo Glasperlen, zehn Meter Kattun und zwei Baumwolldecken, jene, die sich schon Gewehre erworben hatten, erhielten den Schießbedarf und lieferten dafür die Hälfte ihrer Jagdbeute ab.

So sehr ihre Unreinlichkeit den Europäer abstößt, so sehr sind sie als Boten, Honigsucher, Träger, Wächter und Jäger den Stämmen am Zambesi, den Matabele und Makalaka vorzuziehen. Sie sind im allgemeinen sehr mißtrauisch und abergläubisch, jedoch auch hinterlistig, besonders wenn sie sich schlecht behandelt fühlen. Wenn sie jedoch zu einem Europäer Zuneigung fassen, was bei guter Behandlung leicht zu erreichen ist, dann dienen sie treu und ergeben, doch sie werden immer trachten, wenigstens einige Monate im Laufe einer zweijährigen Dienstzeit, in der Wildniß verleben zu können. Eine der Masarwafrauen kam täglich zu uns, um von meiner Frau Nahrung zu erhalten, es war eine Frau von 34 Jahren, welche bereits Mutter eines 18jährigen Mädchens und sechs anderer Kinder war; da sie ihre kleinen Kinder vollkommen in Anspruch nahmen, so war es ihr nicht möglich, durch das Suchen von Wurzeln, Beeren und Früchten die Nahrung für alle zu erwerben und so nahm sich eben meine Frau ihrer an. Sie, wie die übrigen Masarwafrauen bis auf jene der beiden Mischlinge Afrika und Jantje, welche in Kattunröckchen einherliefen, kleideten sich in ein kurzes, nur aus einem oder einigen Fellen gefertigten Röckchen. Es waren höchst bedauernswerthe Geschöpfe, denen man den Hunger und die schwere Arbeit nur zu sehr an dem Antlitze und den schlotternden Gliedmaßen ansah. Unter den heiratsfähigen Mädchen gab namentlich »Fräulein« Pallah, eine Verwandte der Frau Afrika, als ein wanderndes Masarwa-Modejournal den Ton an. Sie glich einem wandelnden Krämerladen dieser Gegenden, der von den dunklen Kornverkäufern, die vom Nordufer des Zambesi herüberkamen, mit habgierigen, lüsternen Augen angestaunt, ja förmlich verschlungen wurde. Außer dem Fellröckchen, das bei ihr über und über mit weißen, dunkelrothen, hell- und dunkelblauen, mit gelben und auch mit großen bunten Glasperlen geschmückt und umsäumt war, trug sie auch Glasperlen im Haare und kiloschwere Stränge am

Pallah, die Maſarwaſchöne.

Halſe und der Bruſt, welch' letztere ſie ſelten verhüllte, wenn ihr auch pro forma ein Fellmäntelchen zu dieſem Zwecke über die Schulter hing. Ihre Vorderarme trugen etwa zwei Kilo Meſſing-, Kupfer-, Eiſendrahtbracelets,

ihre Oberarme und Knöchel Glasperlenschnüre, ihre Ohren zahlreiche, aus Draht gearbeitete Ohrgehänge. Ihr Schmuck machte »Fräulein« Pallah jedenfalls zu einer sehr gewichtigen Person. Später überraschte dies lebende Masarwa-Modejournal mit etwas Neuem, nämlich mit einer neuen Frisur à la »Einhorn«. Nach tagelanger Mühe war es ihr gelungen, aus den kurzen Wollstümpfchen des Vorderkopfes ein fünf Centimeter langes Miniatur-

Ein Masarwa-Doctor operirt ein sterbendes Kind.

zöpfchen zu flechten, welches wie ein Stirnhörnchen nach vorne hervorragte. — Die Masarwafrauen genießen auch gerne Butschualabier und reichen es auch ihren Kleinen; die letzteren sind mit Glasperlenschnüren und einer Schmutzkruste bekleidet und machen sich durch einen üblen Geruch und einer guten Dosis von Häßlichkeit bemerkbar. Die Masarwa haben eine Legion von abergläubischen Gebräuchen, von welchen der folgende einer der brutalsten ist. Einer der uns besuchenden Masarwafrauen erkrankte

plötzlich ihr Säugling. In ihrem Aberglauben weigerte sich aber die Frau, von mir Medicamente für das Kind anzunehmen; die Krankheit verschlimmerte sich und nachdem Hausmittel nichts genützt, wurde ein weiterab wohnender Masarwa-Doctor zu Hilfe gerufen. Der Mann erschien in dem Aufzuge, wie ihn meine Zeichnung darstellt. Als er ankam und das Kind im Sterben vorfand, erklärte er sein aus Wurzelwerk und aus verschiedenen Säugethierknochen bereitetes Pulver in diesem Falle für machtlos und wandte das bei Sterbenden unter diesen Stämmen angewendete Universalmittel an. Theilnahmslos hielt ihm die Mutter ihr Kind hin, während er mit einem scharfgeschliffenen Eisenstücke in das Gesicht und die Kopfhaut des Kleinen zahlreiche Einschnitte machte. Bevor noch die »nöthige« Anzahl der Einschnitte gemacht war, hatte das arme Wesen ausgelitten.

Am fünften Tage nach unserer Ankunft im Leschumothale erkrankte meine Frau am Sumpffieber, fünf Monate nach der Erkrankung des ersten unter meinen Leuten. Wie sie sich damals fühlte, mögen ihre eigenen Worte sagen, die sie aus dem Leschumothale einem Freunde geschrieben. »Obwohl ich unter Allen die seltensten und leichtesten Anfälle erfahren habe, so bin ich doch zur Arbeit unfähig geworden. Man schleppt sich so hin, matt und müde, wie wenn man wochenlang schwere Lasten gehoben hätte, schläft schlecht oder gar nicht, genießt wenig, schauert auch bei 30 Grad Celsius zusammen, zittert, wenn nur ein gelindes Lüftchen weht, und vermag den Sonnenstrahl nicht mehr zu ertragen. Des Geistes bemächtigt sich eine so furchtbare, bleierne Gleichgiltigkeit gegen sein Geschick und die Zukunft, daß einem der Tod, dieser Freund in der Wildniß, nicht mehr ängstigt, als unter normalen Verhältnissen eine unbedeutende Erkrankung. In diesem Bewußtsein der großen Gleichgiltigkeit ist jedoch eine Sehnsucht nach einem lebenden Wesen vorhanden, das einem zugethan ist, in seiner Nähe fühlt man sich wohler und möchte dann ruhig einschlummern, wenn auch der Schlummer ein Nimmererwachen bedeuten würde!«

Tagelang lagen wir schon im Leschumothale, aber noch immer war es mir nicht möglich geworden, den Bedürfnissen entsprechend, Nahrungsmittel anzukaufen. Was man brachte, war schlecht und in ungenügender

Menge geboten. — Leeb, Fekete und ich selbst durchstreiften wohl die Gegend, doch unser krankhafter Zustand ließ einen längeren und anstrengenden Jagdausflug nicht zu und daher waren wir nicht im Stande in einer so wildreichen Gegend ein einzig Stück Wild zu erlegen. Glücklicher waren wir mit unserem Gifte, es sicherte der Sammlung eine seltene Schakalart und eine Ginsterkatze. Herr Blockley war gütig genug, uns einstweilen von seinen Zwergziegen zu verkaufen und seinen letzten halben Eimer Weizen (etwa 9 Kilo) mit uns zu theilen. Da mir aber bekannt wurde, daß Frau Coillard 900 Kilo Weizen und viel Salz im Lagerhause der Station liegen habe, ferner daheim in Schescheke große Mengen der von uns so benöthigten beiden Medicamente, Chinin, Natron Salicil besitze, so schrieb ich an die Dame mit der Bitte, mir gefälligst diese Artikel gegen Elfenbein umzutauschen, da wir bereits ohne Salz wären und meine Leute in ihrer Krankheit ein Stück Brot gar sehr bedürfen. Vergebens wartete ich auf eine Beantwortung dieses Briefes, vergebens auf die Kornzufuhr von Seite der Schwarzen; und so entschloß ich mich, nur Willi und Tomi M. mit meiner Frau im Leschumo zurück zu lassen (für diese drei und die zwei Ochsenhirten konnte ja Blockley noch die nöthige Nahrung beschaffen), mit den Uebrigen aber nach dem eilf englische Meilen (etwa 15·5 Kilometer) entfernten Tschobethale zu gehen, um in dieser wildreichen Gegend Wild zu erbeuten und in Mambowa, der Maschupiastadt nöthigen Proviant zu kaufen.

Dieser kurze Marsch war ein Leidensweg, da alle ohne Ausnahme auf dem Marsche an Fieberanfällen zu leiden hatten; ob der Tsetsefliege am Tschobe und da der Weg nur durch dichten Wald führte, war eine Benützung des eisernen Wagens rein unmöglich gewesen. Ich hatte Masarwa als Träger gemiethet, und zum Glücke noch, für gelbe und lavendelblaue Glasperlen, die noch mehr als die himmelblauen von den Schwarzen am Zambesi gehaßt waren; ja es gelang uns sogar in der Folge diese Männer — sehr gute Träger — für den weiteren Transport der erworbenen Waaren vom Tschobe zurück nach der Station im Leschumothal für dieselbe Münze zu dingen. Der gute Blockley, dem ich nun nicht mehr für alle seine Wohlthaten danken kann, er ist seit meiner Rückkehr aus dem Zambesi,

nachdem er dem Klima so viele Jahre Widerstand geleistet, doch endlich auch dem Sumpffieber erlegen, hatte aber noch in einer anderen Weise für mich gesorgt. Kurz vor unserer Abreise wurde uns der officielle Besuch des Statthalters der östlichen Maschupiaprovinz des Herrn von Mambowa mit Namen Makumba zu theil. Dieser Häuptling, wohl nach Marancian von Scheschеke der beste in der östlichen Reichshälfte, hatte mir, bevor ich ihm noch die für ihn bestimmten Geschenke übergab, all die ihm zu Gebote stehende Hilfe zugesprochen, mir auch das Jagdrecht am Norduser des Zambesi zuerkannt. Leider waren wir zu krank, um dahin gehen zu können, wir wollten nur ins nahe Tschobethal, um nöthigenfalls auch auf der Tschobe-Zambesi-Deltainsel Impalera — die Stadt gleichen Namens ist seit meinem ersten Besuche im Jahre 1875 verlassen worden — zu jagen.

Diese Gewogenheit Makumba's hatte ich zumeist Blockley's Zuthun zu danken, doch bevor ich ihm recht gedankt hatte, überraschte uns Blockley noch in einer anderen Beziehung. Zwei seiner besten schwarzen Jäger, die er seit vielen Jahren kannte und ihnen somit Gewehre anvertrauen konnte, waren von einem wochenlangen Jagdausflug heimgekehrt und wurden mir von ihm sofort zur Verfügung gestellt; sie begleiteten uns nun ins Tschobethal.

Sechs Meilen über der Tschobemündung, an einem Felsenhügel im Thale, schlug ich mein Lager auf. Unter dichten, doch niedrigen Bäumen wurde eine halbmondförmige gegen die Regenseite geschützte Verdachung und Umfriedung aus Aesten und Gras gemacht, vor ihr mein Zelt recte mein Arbeitslocal aufgeschlagen und vom Zelte über diesen bedeckten Raum hin eine große regendichte Leinwand gespannt und so der Arbeitsort für meine Leute geschaffen, während unter jener Bedachung von Gras und Gezweige die Hängematten hingen, um als Schlummerstätte, nöthigenfalls auch als Lazareth zu dienen. Nach Osten und Nordost nach der offenen Seite hin standen an den Enden und in der Mitte je eine der halboffenen Grashütten der schwarzen Diener. Zwischen diesen Hütten nun lag das Arbeitszelt und in der Nacht brannten hier die Lager- oder Schutzfeuer gegen die wilden Thiere.

Am folgenden Tage, kaum daß das Lager errichtet worden war, erschienen schon von der Impalerainsel mehrere Maschupia mit zahlreichen mit Hirse und Mais gefüllten Kürbisschalen (zusammen etwa 50 Kilo fassend) und es gelang mir, diese Quantität sehr billig und noch dazu für die mißliebigen, gelben Perlen zu erstehen.

An diesem Tage schoß einer der beiden dunklen Jäger einen mächtigen Kudustier an, während der zweite einen schönen Honigdachs (den zweiten der Sammlung) erlegt hatte. Von diesem Tage an hatten wir wie am Limpopo für den ferneren Aufenthalt am Tschobe und im Leschumothale täglich Fleischbrühen an unserem Tische und über Mangel an Fleisch konnten wir nicht mehr klagen. Rasch nach einander erlegten die beiden Jäger den angeschossenen, großen Kudustier, der Zambesivarietät — mit parallellaufenden Hörnern, ein Kudukalb und zwei Pallahantilopen, eine der letzteren auf der Impalerainsel, und eine Riesenschlange. Wir selbst schossen zahlreiches Wasserwild. Jenes Kudukalb fand sich in der Gesellschaft eines zweiten Kalbes, welches, wie ich schon während meines Berichtes von Limpopoaufenthalte erwähnte, wohl aus der Heerde getrieben oder von den Eltern im Stiche gelassen worden war. Am folgenden Tage, nachdem das eine getödtet worden, folgte der glückliche Schütze der Spur des zweiten Kalbes und fand es aber leider nur noch als einen von Hyänen halbaufgefressenen Cadaver vor. Das arme Thier hatte wohl seine Genossen durch lautes Blöken heranzurufen gesucht, mit seinem Angstruf jedoch ein gefleckes Hyänenpaar herbeigelockt und war von diesen getödtet worden. Wer einmal Hyänen, ein Thier größer wie sie selbst, angreifen und niederreißen sah, der wird den Anblick nie wieder vergessen. Die Hyäne faßt den Feind nicht, wie es der Löwe oder Tiger, wie es auch die Adler thun, am Sitze des Lebens an, um ihn so rasch wie möglich mit dem Gebisse oder der Tatze, mit dem Schnabel oder der Klaue zu tödten; die Hyänen zerreißen das Wild an jenen Körpertheilen, welche sie eben zuerst erfassen können, und gleich die Fleischstücke verschlingend, so daß es oft eine bis zwei Stunden dauert, bevor solch ein armes Thier seinen Qualen erliegt. — In manchen Gegenden macht es oft der Mensch — so pflegt man zu sagen — dem Thiere nach; die Tödtungsweise der Hausthiere bei

den Zambesistämmen ist ebenso grausam, wie das Gebahren der Hyänen, oder jener alten Löwen, die aus Mangel an einem guten Gebisse oder Kraft ihre Opfer von hinten her angreifend am Hinterkörper erfassen; die Central-Zambesistämme an beiden Ufern stoßen den armen Rindern die Lanze in die Brust oder bewerfen sie mit Lanzen, bis sie in wildem Schmerze davonjagend, in erbärmlichster Weise zu Grunde gehen.

Der Aufenthalt im Tschobethale lohnte reichlich durch den Gewinn an Pflanzen und Schmetterlingen, im ersten Falle namentlich der Gramineen und Lianengewächse, im zweiten Falle mit Bezug auf Tagfalter. Das Abbalgen von Vögeln (sehr interessanter und seltener Arten) war auf ein Minimum beschränkt, da hier Haluschka, Spiral und Buckacz so schwer erkrankten, daß Fekete die Haushaltung führen und die Säugethiere abhäuten mußte, während mir und Leeb die sonstigen Arbeiten zufielen. Ich will zuerst unsere Arbeiten und Ausflüge im Tschobethale zu Ende führen, bevor ich daran gehe, unseres Lazareths und seiner Patienten zu erwähnen.

Begleitet von Leeb und einem meiner Schwarzen machten wir täglich, so oft die Zeit vorüber war, von den herangekommenen Maschupia den Proviant zu erkaufen, Ausflüge des Sammelns halber thalauf- und thalabwärts. Die Gewässer des Tschobe begannen zu steigen, die durch die Wintermonate ausgetrockneten Lagunen und die Sümpfe begannen sich zu füllen und Schaaren von Wasservögeln stellten sich ein.

An einem der Ausflüge kam ich plötzlich im hohen Grase auf einen Plectropterus (Sporngans). Auf einer Lichtung von etwa 15 Meter Durchmesser und mitten im Dickicht stand ein starker, schöner Mimosenbaum der mit seiner Krone nahezu die ganze Lichtung beschattete, er zeigte viele querabstehende mächtige Aeste. Unter dem Baume im hohen Grase und gegen die Südseite fand ich an einer einen Quadratmeter großen Stelle das aus niedergetretenem Grase und Blättern gebildete, einfache Nest mit acht schönen Eiern vor. Das Nest war so gut von dem Grase gedeckt, daß wir sicherlich, ohne es zu bemerken, vorübergegangen wären, wenn nicht vor mir plötzlich die Gans aufgeflogen wäre. Für den Moment war mir der Eierfund willkommener, als der Vogel und statt ihn sofort

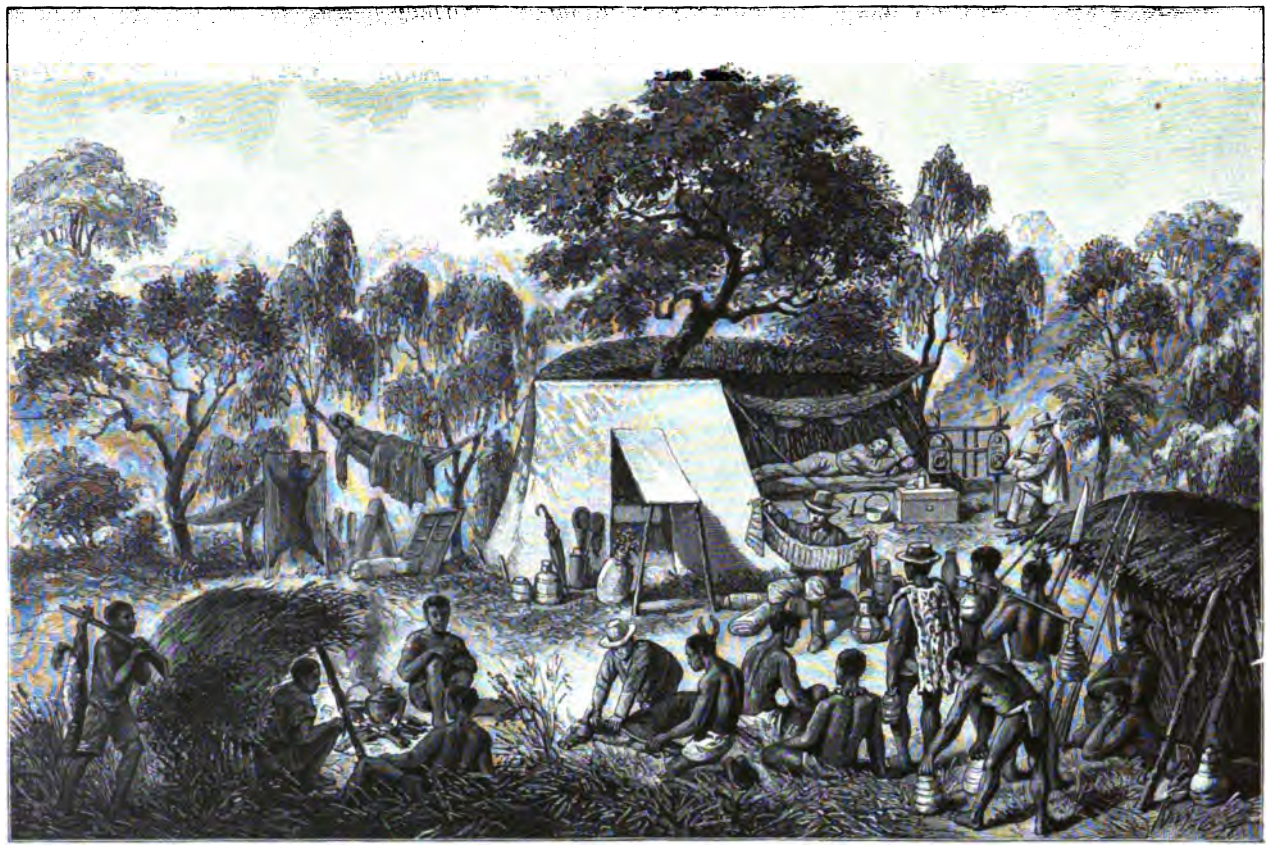
mit dem Wincheſter herabzuholen, betrachtete ich das Neſt; als endlich der Vogel an die Reihe kommen ſollte, war er verſchwunden. Ich dachte, ihn wohl noch während meines Aufenthaltes am Tſchobe, ſammt ſeiner Genoſſin zu erlegen, allein es glückte uns nicht mehr. Außerdem fanden ſich von Schwimm- und Stelzenvögeln vor: vier Arten wilder Enten, die ägyptiſche Wildgans, die Höckergans, der Zwergſtreiffuß (Podiceps minor) zwei Arten Kormorane und ein Schlangenhalsvogel. Von der hochbeinigen Ordnung der Sumpfvögel fanden ſich die Hortlaub-, Hauben-, Sporn- und Lappenkiebitze, der Triel, zwei Arten Schnepfen, der Kampfhahn, der ſüdafrikaniſche Sandregenpfeifer, Trappen, dunkle Sichler mit dunklem Gefieder (wohl eine Abart), gewöhnliche graue und der Purpurreiher, Zwerg- und Kuhreiher, Nimmerſatte, ſenegambiſche Störche (Mycteria) im Pracht- und Jugendkleide, Hammerköpfe, auch niſtend, Kammbläßhühner; capſche und afrikaniſche Blätterhühnchen und andere. Von ſonſtigen auffallenden Erſcheinungen aus der Vogelwelt, welche den Leſer im Allgemeinen intereſſiren dürften, nenne ich prächtige Schreiſee-Adler und in Pärchen einherſtreichende Gaukler, ſüdafrikaniſche Zwerggeier, den verauxiſchen Uhu, zahlreiche Thurmfalken und Schmarotzermilane, Rubinbienenfreſſer, vier Arten von Blumenſaugern, Wiede- und Baumhopfe (drei Arten), den Fahnenflügel und zwei andere Arten der Nachtſchwalben, fünf Arten der Eisvögel und ſehr zahlreiche kleine Sänger, Glanzſtaare, zahlreiche Würgerarten, drei Arten Spechte, vier Arten Kukuks, darunter der Jakobinerkukuk als der zahlreichſte im Geſchilf am Ufer, zwei Arten des Pionias Mayeri, zwei Arten von Buſchtauben und mehrere Arten des Rebhuhns, der Steppenhühner und zahlreiche Haufen des gewöhnlichen ſüdafrikaniſchen Perlhuhnes (Numida cornuta Hart. et Finsch).

Obzwar ſich im Winter wenige Waſſervögel und mehr langſtelzige Sumpfwater einfinden, ſo iſt mir doch die Jagd in dieſer Jahreszeit nicht allein weil man ſich oft fieberfrei fühlt, ſondern auch deshalb willkommener, weil ſie für die Sammlung eine reichhaltigere Beute ſichert, als im Sommer, da die Sumpfvögel auf den in dem niedrigen Winterwaſſerſtande zu Tage tretenden Inſeln und den hervorragenden Felsblöcken der Stromſchnellen u hocken und von ihnen aus zu fiſchen pflegen. Wir beſchleichen ſie dann

und feuern von dem dicht belaubten rechten Ufer aus, während wir ſie im Sommer, da ſich die Thiere zumeiſt in den Weihern und im hohen Graſe aufhalten, erſt erblicken können, wenn ſie plötzlich auffliegen, und wenn

Vegetationsbild aus dem Tſchobethale.

wir ſie dann auch herabſchießen, ſo geſchieht es in der Regel, daß ſie, wenn ſie nicht ſofort todt ſind, ſich in dem filzigen Untergraſe verkriechen und nicht gut aufgefunden werden können. Zur Zeit meines erſten Aufenthaltes im Jahre 1875—1876 gab es an dem Tſchobe-Zambeſi-Delta am



Lager-Lazareth im Tschobethale.

Unter- und Mittellaufe des Tschobe-Nordufers weder Giraffen noch Strauße, jetzt aber sind sie daselbst, wenn auch in mäßiger Anzahl, vorhanden.

Gejagt und unbarmherzig verfolgt haben sich vor einigen Jahren, einmal einige Strauße, das anderemal eine Giraffenheerde im Tschobe — an jenen Stellen 100—200 Meter breit — durchschwimmend auf das jenseitige Ufer, in das genannte Delta gerettet und wurden hier von den Schwarzen als Wild — ausnahmsweise — geschont. Daß Leoparden und Löwen den Zambesi in der Nähe der Makumba-Stromschnellen nahe an der Stadt Mambowa und auch den untern Tschobe durchschwommen haben, ist schon wiederholt vorgekommen. Kurz vor unserer Ankunft hatte ein Löwe den Zambesi übersetzt, war der Schrecken der auf der großen Tschobe-Zambesi-Delta-Insel seit undenklichen Zeiten lebenden Puku- und Pallah-antilopen geworden, da er sich jedoch wohl hier vereinsamt fühlte, hielt es ihn, zur hohen Befriedigung der hier wohnenden feigen Maschupia, in diesem Paradiese nicht lange, und er schwamm zurück nach dem Nordufer des mächtigen Stromes, um wie früher in dem wildreichen Lateritbulte oder der noch reichlicher bevölkerten großen Uferlichtung, Blockley's Kraal genannt, zu jagen. Der Raststellen im Schwimmen halber und wohl auch mit Rücksicht auf die starken Räuber dieser Gewässer, welche unter dem Beinamen der Maquena (Krokodile) die Stromschnellen meiden und nur die Tiefen und das stille Gewässer bewohnen, wählen sich die übersetzenden Thiere stets die weniger reißenden Stromschnellen zum Durchgang, den sie in der Regel auch nur im Winter, das heißt zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes versuchen.

Ich habe noch nie ein Stromthal in Bezug auf seine Pflanzenformen so reichhaltig gesehen, als jenes des unteren Tschobe. — Ob sich die vielen interessanten Typen auch noch weit nach aufwärts gegen den Mittellauf des Stromes erstrecken, kann ich nicht sagen. Die Typen der Pflanzenformen sind so mannigfach, daß sie uns nicht allein sofort auffallen, sondern auch ein wechselndes Bild bieten und das Auge erfreuen. Am Nordufer des Tschobe — der Complex der Tschobe-Zambesi-Delta-Inseln — finden sich große Wieseninseln und bewaldete Hügel, umsäumt von Schilfrohrdickichten, welche am Strome von Riesenbinsen und Papyrus-

stauden umrahmt — Tag und Nacht laut sprechen. Da gibt es Laute der mannigfachsten Form. Bald ist es ein Rauschen, dann laute durchdringende Pfiffe, dann heisere Gurgeltöne, auch Gesang, wirkliche melodische Töne, hervorgebracht von Sängern, welche hier nicht aussterben und wohl schon seit Jahrhunderten mit ihren Concerten zu dem Stimmungsbilde der Gegend nicht wenig beitragen. Es sind die Sprechweisen der am Nordufer in ihren Verstecken von Binsen, Papyrusstauden und Röhricht nistenden Eisvögel, Jakobinerkukuke, der zahlreichen Wasser- und der noch zahlreicheren und artenreichen Stelzenvögel.

Aus dem hohen Grase an den etwas höheren Uferstellen, welche das Schilfrohr unten überragen, wird dann und wann ein Pallahantilopenkopf sichtbar, mit einem prächtigen Gehörne, oder wir erblicken die bräunlichgelben Rücken einer grasenden Pukuheerde, welche, wenn plötzlich aufgeschreckt, mit weiten, hoch über das mächtige Gras führenden Sätzen die tieferen, noch höher begrasten Partien rasch zu gewinnen sucht.

Das südliche oder rechte Tschobeufer, an dem wir lagerten, trägt wohl so recht den Grundtypus des nahen Zambesithales an sich: eine hochbegraste, spärlich mit niederen Bäumen und Büschen bewaldete Lichtung oder Dickichte mit spärlichem Grase, dann in der Regel felsige Bodenerhebungen mit zu Tage tretenden Melaphyrbänken. Diese Thallichtung, an dem einen Ufer $^1/_2$—3 Kilom. breit, ist nach Süden von einem 30 bis 100 Meter hohen dicht bewaldeten Lateritbultwald umsäumt, der auf der Melaphyrunterlage ruhend, in der Regel niedrige, bewaldete Felsenhügel zungenförmig gegen den Fluß und in das Thal aussendet. Dies etwa der Grundton der orographischen Gestaltung und der Pflanzenscenerie des Thales. Auf diesem Grundton wollen wir uns nun jene für den unteren Tschobe charakteristischen Typen auftragen, welche diesem Thale den Urwaldreiz der Tropenzone geben.

Hier und dort längs des Ufers tiefe Einschnitte in das Land, die dunkelblaue ruhige Fluth von Riesengras umrahmt, am Eingange der Lagune in der Regel dichte Haufen der befiederten Papyrusstauden als Wächter! Um diese Stellen dann eine hochbegraste, blumige Wiese in der zur Prachtzeit im Spätsommer großblüthige, gelbe Gladiolus und

eine feuerrothe Liliacee, diese als Schlingpflanze oft die einzeln auf der Wiese stehenden Gebüsche umschlingend, so daß ihre Blüthen ähnlich wie die feuerrothen Gurkenfrüchte des Caplandes, die Früchte einer emporschlingenden Cucurbitacee, schon weithin sichtbar werden.

Hie und da dichtes Gebüsch von mehreren Mimosenarten gebildet, niedrige, nur bis zu 5 Meter hohe, langästige, breite, ohne Ausnahme aber mit — oft gefährlichen — Dornen versehene Büsche, welche im September bis November in einem, sei es schneeweißen, sei es gelben oder violetten Blüthenschmucke förmlich gehüllt, prangen und reichlichen Duft verbreiten. Mit ihrem Honiggehalte laden sie zahllose Insecten, namentlich Rosen- und Bockkäfer, Fliegen, Hautflügler und noch zahlreichere Schmetterlinge und mit diesen wiederum die prächtig schimmernden Nectarinien und Meropiden, die schön gefiederten Mandelkrähenarten, die rothen und auch die bunten Backbakiri-Würger, doch auch den mit dem langen Stoß geschmückten langschwänzigen Würger (Urolestes melanoleucus Smith.) heran. Wir finden hier Nachtfalter, doch auch Tagschmetterlinge in bunten Farben, welche die Sonne zu meiden scheinen und nur diese dunklen Orte bewohnen. Wir waren von jener Lagune her in diese Büsche eingedrungen und standen nach wenigen Schritten in einem mäßig dichten, kaum 200 Meter im Quadrat fassenden Gehölze, das von einigen, wohl weniger durch ihre Höhe von 15—20 Meter, als ihren kolossalen Stammesumfang (6—10 Meter) auffallenden Bäumen überragt erscheint. Durch eine dichte, von hellgrünen fingerförmigen Blättern gebildete Krone schimmern — weithin sichtbare — prachtvolle, große weiße Blüthen hindurch, einige Monate später durch riesige eiförmiggeformte Früchte ersetzt, welche den Nutzen erhöhen, den ohnehin schon diese Baobabe mit der Faser ihrer fleischigen Rinde dem Menschen gewähren. Kein Baum der Erde bietet mit Bezug auf seine Stammesform solch interessante und mannigfache Bildungen als die echte Adansonia Central-Afrikas. Die Haupttypen des Stammes sind cylindrisch, behalten nahezu die gleiche Stärke vom Boden bis zu einer Höhe von 6—10 Meter bei, welche hier plötzlich in sehr dicke Aeste sich theilen und ebenso plötzlich — im Verhältniß zu ihrer Länge — sich verdünnen, im Sommer Laub, Blüthen und die Anfangsfrüchte, im Winter

die reifen, an Stäben herabhängenden, behaarten, grünlichgelben Rieseneier tragen.

Die gleich häufige zweite Form der Stämme der Adansonia ist die kegelförmige, wo der Stamm als ausgesprochener Kegel sich plötzlich verjüngend mit seiner Spitze in die dicken Aeste übergeht; einen solchen Stamm sammt Krone, doch nur etwas über 4 Meter hoch, modellirte ich nach und er wird dem Besucher in meiner Ausstellung wohl nicht weniger auffallen, als dies bei mir der Fall gewesen, da ich auf meiner ersten Reise dem Baobab an Ort und Stelle zum erstenmale gegenüberstand. Zuweilen sehen wir die Kegelform bis zur Baumspitze entwickelt, um, in der Mitte ihrer Höhe in die dicken Aeste überzugehen. In Wirklichkeit finden sich diese Formen selten rein, sondern sie werden so mannigfach, daß sie von einem einfach runden, glatten Cylinder- und Kegelmantel an, einen im ganzen Umfang oder nur zum Theile im Umfang oder in der Höhe gerippten oder gefurchten, gerissenen oder ausgebuchteten, wulstigen, höckerförmigen, gelappten, ja selbst mit großen Geschwülsten und Auswüchsen versehenen Stamm von röthlichbrauner, blaßröthlicher und röthlichgrauer Farbe zeigen. Ich muß sagen, daß jeder zweite Stamm einer Zeichnung werth wäre und die gesammten Baobabstämme, welche ich auf der letzten Reise sah, ein interessantes Album füllen könnten. Ich fand den Baobab im Sumpfe und am Felsenboden, ich fand ihn in den Lateritbultwäldern und den Wiesenthälern, ja selbst in dem salzhaltigen Thonboden des Salzseebassins wohl gedeihen. Ihre weichen, glattberindeten und starken Aeste dienen den großen Vögeln, den Aasgeiern und Adlern, zu guten Rastplätzen.

Haben wir diese Bäume zur Genüge bewundert und wandern wir einige hundert Schritte weiter, so kommen wir schon in den Schatten hoher Bäume, durch die kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, die aber, weil hoch und durch ihren Schatten die Feuchtigkeit im Boden festhaltend, eine üppige Vegetation zu ihren Füßen, namentlich Schlinggewächse von den Clematisarten an bis zu echten Lianen, Malvaceen und andere, ins Leben rufen. Kleinere Singvögel, Pirolen, Schnurrvögel und Eulen hüpfen und singen in den Zweigen der Büsche oder hoch oben in den dichten Kronen.

Weiter geht es über ein dichtes Gehölz und einen Felsenhügel, in dem wir auf dem immer so spärlich begrasten Boden zahlreiche Pallah- und Pavianspuren vorfinden. Wir folgen den letzteren und kommen zu einer 200 Meter langen, schmalen Gruppe prächtiger hoher Bäume, welche an einigen schroff zum Flußufer abfallenden Felsen, ein undurchdringliches Dickicht bilden. Hier erheben sich die Lianen in dichten Strängen, die Büsche um die Lianen reichen nahezu bis zu den Kronen und wir können sicher sein in dem Geäste irgend ein gesuchtes Wild zu finden, und wenn nichts anderes, so sicher riesige Leguaneidechsen und Buschtauben.

Diese Bäume und Gebüsche in der Flußnähe tragen in der Regel den Affen angenehme Früchte, zumeist eine schöne rosa und dunkelrothe Kernfrucht, welche in ihrem dünnen Pflaumenfleische eine stark dulceinhaltige Substanz enthält. — Der Anblick solcher Büsche und Bäume, wie sie mit tausendfacher rother Frucht beladen in dem dunkelgrünen glänzenden Blattschmucke dastehen, bleibt dem Gedächtnisse für immer haften. Noch zweier typischer Pflanzen des Tschobethales muß hier Erwähnung geschehen, bevor ich diesen Gegenstand abschließe. Es sind die prächtigen Fächerpalmen und jene parkähnlichen Baum- und Gebüschgruppen, welche auf den nur kurzbegrasten ebenen Flächen des Thales die prächtigste Zierde desselben bilden. In Abständen von 60—100 Metern erschauen wir einzelne Gruppen von einigen wenigen, dicht aneinanderstehenden Bäumen, welche nur im oberen Drittel mit Aesten versehen, eine nach allen Seiten hin üppige aus hellerem und dunklerem Grün gebildete dichte Laubkrone zeigen. — Mit Ausnahme eines kleinen Theiles unter der Krone sieht man nichts von den Stämmen, welche bis über die Mitte ein förmliches Dickicht von verschiedenartigen Büschen umgibt. — Durch Wiesenflächen von einander getrennt stehen die prächtigen Baum- und Gebüschgruppen einzeln da, wie von der Hand eines erfahrenen Gärtners zur Augenweide des Menschen hingepflanzt. Möge ihr Anblick auch andere so erfreuen und ihnen solchen Trost bieten, wie mir zur Zeit meines Tschobe-Aufenthaltes, als mir die schweren Erkrankungen meiner Genossen so viel Leid bereiteten. Die Natur war mein einziger Trost, meine einzige Erholung, denn die Fieberanfälle bei Bukacz, Spiral und Haluschka nahmen wenige Tage nach

unserer Ankunft am Tschobe typhösen Charakter an, welcher gar keine erleichternden Unterbrechungen des Fiebers mehr zeigte. So erklärt es sich, daß ich das Lager nur für kurze Zeit verlassen konnte und daß Spiral und Haluschka schon vom Tage nach der Ankunft, Bukacz vom vierten Tage an zu den Hängematten Zuflucht nehmen mußten, während wir übrigen mit Lagern auf der Erde vorlieb nahmen. Der verschlimmerte Zustand der Genossen bewog mich, da bezüglich des einzutauschenden Chinins von Schescheke noch immer keine Antwort kam, nach dem 62 englische Meilen entfernten Panda-ma-Tenka Boten zu senden, um Mr. Wa. um Chinin zu bitten. Es währte nicht lange als bei Spiral und Tags darauf auch bei Haluschka Gehirnerscheinungen, Besinnungslosigkeit und Irrsinnsanfälle auftraten. Haluschka's Zustand verschlimmerte sich noch mehr, da er oft in Momenten, wann wir ihn nicht zu beobachten vermochten, aufsprang und davon zu laufen suchte, zudem traten diese Anfälle zumeist in der Nacht ein, wenn wir selbst fiebernd nach stundenlangem Herumwälzen zu schlummern begannen. Die kalten Regen machten uns im Hochsommer frösteln, Spiral aber schwitzte ununterbrochen.

Während Haluschka und Buckacz in ihren Kleidern lagen und so einer plötzlichen Verkühlung vorgebeugt wurde, duldete Spiral keine Kleider am Leibe und wurden sie ihm auch ununterbrochen wieder angelegt, so fanden wir sie bald wieder auf der Erde und ihn unbekleidet in der Hängematte im Fieberschauer daliegen.

Der Verpflegung der Kranken halber mußten unsere Ausflüge vollkommen sistirt werden und ich traf Vorbereitungen zur Rückkehr nach dem Leschumothale, da es mir ja auch nach und nach möglich geworden war, nahezu die benöthigte Quantität von Cerealien zusammenzukaufen, worunter leider nur der Weizen zum Brodbacken fehlte.

Sowohl ich selbst als auch Leeb und Fekete verzichteten auf jedes Chinin, und so erhielten die drei Schwerkranken die letzten Reste des unersetzlichen Medicamentes, dessen Verabreichung nach einigen Tagen eine sehr merkliche Besserung, namentlich bei Buckacz und Haluschka, der sein volles Bewußtsein wieder erlangte, erzielte. Spiral erholte sich in Folge seiner ununterbrochenen Verkühlungen langsamer. Erst am Tage vor der Abreise trat auch

bei ihm eine deutliche Erleichterung ein, so daß er sogar, ohne getragen zu werden, den Weg nach dem Leschumothale bewältigen konnte.

Nach einem fünfzehntägigen Aufenthalte am Tschobe langten wir endlich am 2. März wieder im Leschumothale an. Niemandem von uns hatte dieser Weg so geschadet, als dem Schreiber dieser Zeilen. Nur mit größter Noth und bei strömendem Regen erreichten wir nach einem sechsstündigen Marsche endlich meine Hütte, wo ich auch sofort zusammenbrach. — Mein altes Herzübel verursachte mir heftige asthmatische Anfälle und die Erscheinungen einer Gehirncongestion und Hyperämie traten mehr und mehr hervor, ja bald fühlte ich mich so elend, als ob die letzte Stunde für mich geschlagen hätte. Immer wirrer wurden meine Gedanken, nichts vermochte mir Erleichterung zu verschaffen, von Athmungsnöthen aufs äußerste beklommen, wälzte ich mich auf dem elenden Erdenlager hin und her, jeden Moment eine Erstickungsgefahr durch Lungenlähmung befürchtend. Da plötzlich durchzuckt mich ein Gedanke, der bald zur That wurde. Ich entsann mich jenes Mittels, welches mir 1874 am Marico in ähnlicher Lage half. Ich bedeutete meiner Frau, einige meiner Leute herbei zu rufen, ließ mich aufsetzen; wenige Minuten später spritzte ein Blutstrahl aus der linken Armvene auf und nahezu momentan fühlte ich Erleichterung. Nur wenige Unzen Blutes entnahm ich der Ader, das hypertrophirte Herz wurde eines wesentlichen Druckes entladen, das Herzklopfen sowie Athemnoth hörten binnen 15 Minuten auf, während der typhöse Anfall noch 48 Stunden anhielt und ich mich noch sieben Tage lang recht unwohl fühlte. Seitdem hat das Fieber bis zum heutigen Tage meinen Körper noch nicht verlassen. Ich litt noch oft schwer am Fieber, so im Maschukulumbelande und nach der Rückkehr bis zum Caplande, allein jene furchtbaren asthmatischen Anfälle hatten sich nie wieder eingestellt.

Uebrigens war ich nicht der schwerst Kranke, nach unserer Rückkehr ins Leschumothal verschlimmerte sich rasch der Zustand Aller. Einige Tage lagen wir alle nahezu ununterbrochen; die erste namhafte Besserung zeigte sich nach sieben Tagen bei mir, Haluschka, Tom Meintjes und dem kleinen schwarzen Isak, während bei Spiral, der, neuerdings irrsinnig geworden, in einer Nacht seinen Wächtern, die nahezu ebenso krank wie er,

Stilles Gebet am Todtenbett Spiral's.

nicht die Kraft hatten ihn zurückzuhalten, davonlief und sich im strömenden Regen — um sich abzukühlen — auf dem Boden herumwälzte, eine förmlich hoffnungslose Verschlimmerung eintrat. Dabei fiel aber noch ein anderer Uebelstand schwer ins Gewicht. An ihrem Aberglauben festhaltend, daß jede Erkrankung eine von einem feindlich Gesinnten verursachte Vergiftung sei, scheuten sich die Zambesi-Schwarzen die kranken Europäer anzugreifen und sie in ihrer Krankheit zu bedienen. Mögen auch in dieser Hinsicht Ausnahmen zu finden sein, unter unseren Dienern gab es damals keinen, der sich uns dienstlich und hilfreich erwiesen hätte.

Da wir also keinen Schwarzen als Krankenwärter verwenden konnten, fiel diese Arbeit, so besonders das Darreichen der Medicamente, meiner Frau und Leeb zu.

Fünf Monate wüthete bereits das Sumpffieber in unseren Reihen und noch immer hatte meine Frau ihre Gesundheit bewahrt, schlecht wäre es uns damals ergangen, wenn sie uns ihre hilfreiche Hand nicht hätte bieten können. Doch endlich war auch die Reihe an sie gekommen; sie erkrankte, wie schon erwähnt, fünf Tage nach ihrer Ankunft im Leschumothale. In wenigen Stunden waren die sonst so rothen Wangen bleich und eingefallen. Endlich waren auch bei ihr die Miasmen eingedrungen und ein heftiger Schüttelfrost hatte die Krankheit bei ihr eingeleitet.

Bald verschlimmerte sich der Zustand durch das Auftreten von heftigen schmerzhaften Krämpfen in den Wadenmuskeln und so gab's wieder mehr Leid und Sorge. Auch Willi's und Spiral's Zustand verschlimmerte sich zusehends. — Von Panda-ma-Tenka kam statt des heiß erwarteten zurückgezahlten Chinins die Nachricht, »es sei kein Chinin im Geschäfte verkäuflich«. Von Schescheke noch keine Antwort. Ich sandte neue Boten dahin ab. Spiral's Zustand wurde hoffnungslos, häufiger Krampf in der unteren Kinnlade vereitelte oft das Verabreichen der Nahrung und die letzten Chinindosen wurden von den zuckenden Lippen herausgeworfen. Ich gab das treffliche Präparat Tinct. ferri sesquichlorati in häufigen Dosen und zu unserer Ueberraschung mit gutem Erfolge. Unvergeßlich bleibt mir jener Moment, als Leeb eines Tages in meine Hütte stürzte und mich mit der Botschaft überraschte: »Herr Doctor, der Spiral ist soeben zur Be-

sinnung gekommen, er wird nicht mehr sterben!« Spiral's erste verständliche Worte aber waren: »Frau, Frau, Brod, Stückchen Brod!« Ja, Spiral's Zustand besserte sich wohl an diesem Tage, doch diese Besserung ließ in mir keine Hoffnung aufkommen, ich erkannte nur zu wohl, daß er bei Besinnung noch weniger die schützenden Decken auf seinem fieberheißen Körper dulden werde, als im besinnungslosen Zustande, und bat die Meinen, ihn wohl zu behüten. Dies geschah, soweit es eben nur menschenmöglich war. In der Nacht aber, als Haluschka, Buckacz und Willi, vom Fieber befangen, ihr Lager nicht zu verlassen vermochten, und Leeb und Fekete, von starken, in der Vornacht überstandenen Anfällen erschöpft, eingeschlummert waren, erhob sich Spiral, kroch, bevor noch der kranke Willi Leeb und Fekete wachgerufen hatte, zur Thüröffnung, riß die Verschlußmatten herab und gelangte so ins Freie. Fekete und Leeb brachten ihn bald wieder herein, allein sein Fieber nahm rapid zu. Gegen Morgen trat abermals Besinnungslosigkeit mit Krämpfen in den unteren Extremitäten und in einer Hand ein, welche Krämpfe bald in dem Tode des treuen Gefährten ihren Abschluß fanden. — Ruhig verschied Spiral, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Und abermals erschien Leeb in meiner Hütte, doch nicht in jener freudigen Erregung wie Tags zuvor; schluchzend wankte er herein unter das niedrige Dach. Er vermochte keine Silbe hervorzubringen, auch ich fragte nicht nach seinem Begehr, hatte ich doch diesen Moment seit Tagen vorausgesehen. Sie ward zur traurigsten Stunde, jene Nachmittagsstunde des 23. März, als einer von uns gerissen, als Josef Spiral gestorben war. Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot, als ich einige Augenblicke später mich von meinem Lager erhoben hatte und auf meine Frau gestützt, Spiral's Sterbehütte betrat.* Vier Pfahlwände mit einem Giebeldach aus Aesten und Gras bedeckt machten im Leschumothale die Wohnung und das Arbeitslocal meiner Leute aus. Auf dem Gebälke lagen Blockleys, zum Gerben bestimmte Wildfelle neben zerschnittenen Nashorn- und Nilpferdhäuten (zur Peitschenverfertigung), in einer Ecke Säcke mit der am Tschobe und der auch im Leschumo gekauften Hirse und mit Mais gefüllt. An den Mauern hingen die Waffen meiner Leute und ihre Kleider,

* Auf der Zeichnung rechts in der Umfriedung.

längs den Wänden lagen die auf Strohmatten ruhenden Schlafstellen. Von Nordwest führte die schmale Thüröffnung ein und erhellte die Hütte, doch auch eine längliche und niedrige Fensterspalte an der nämlichen Wand ließ etwas Licht eindringen.

Es hing die goldne Sonne am westlichen Horizont als ich die Hütte betrat; die Matte, der Verschluß der schmalen Thüre, deckte den Eingang, und so war nur jene breite, niedrige Spalte, welche den Innenraum erhellte, den Sonnenstrahlen zugänglich; doch der goldne Feuerball hatte mit aller Macht der Tropensonne durch dieses Pförtlein in das Halbdunkel einen röthlichvioletten Lichtstrahl ergossen. In dem Halbdunkel der Ecke unter der Lichtspalte lag die zur Unkenntlichkeit abgezehrte Gestalt des armen, bleichen Freundes, doch als glücklicher Todter. Er war entschlafen; im Momente, als die Seele schied, hatten sich unwillkürlich die abgezehrten Hände auf die Brust gelegt. So ruhten sie nun am Herzen, sie sollten statt der armen Lippen, die nun nicht mehr zu lallen vermochten, wohl ein Geständniß ablegen: »Ruhig lege ich die Hand ans Herz und sterbe; denn, Herr, ich habe meine Pflicht gethan!« Um den theuern Todten auf der Erde knieten gebeugten Hauptes drei Männer; Helden sonst, Männer, gewachsen jeder Gefahr, nun aber Kindern gleich, überwältigt vom großen Schmerze über den Tod des lieben Freundes. Todtenstille war's ringsum, sie beteten leise, die gefalteten Hände und die Thränen im Auge, sprachen warm und innig aus, was das Herz durchdrang.

Da duldete es mich nicht länger; eine Scheu hielt mich zurück, ja wies mich ab, die pflichtgemäße Todtenbeschau zu halten, und ich wankte hinaus ins Freie, in den Wald, um allein zu sein mit meinem Leid, mit dem bittern Weh, das meine Brust zerfleischte. — Bergen wollte ich meinen Schmerz, um vor den Andern, und namentlich um vor den Eingeborenen nicht schwach zu erscheinen. »Mosari-Mosari« (Weib) rufen sie spöttisch, wie sie die erste Thräne über die Wange des Europäers herabzittern sehen. So sehr ich auch dagegen angekämpft, es kam der Moment, wo all diese Seelenstärke zum Schmelzen kam, wo auch ein unbezwingbarer Muth sein Veto fand.

Früh, zeitig früh am nächsten Morgen besuchte ich wieder den Todten, dann wurden die Vorbereitungen für seine Bestattung getroffen. Seine Decken, fest mit Bast umspannt, wurden meines Freundes Sarg, Nahe hinter den Hütten, unter einem schönen Mimosenbaume hatten wir ihm das Grab gegraben. Auf eine kurze Leiter, als Bahre, gehoben, trugen seine Genossen den theuren Leib dahin, kaum daß die Kraft ihnen dazu reichte. Ich und meine Frau, Herr Blockley mit der seinen, einige Mischlinge und die Schwarzen, welche die Waffen trugen, auch unsere Hunde gaben ihm das letzte Geleite. Ohne Sang und ohne Klang ging es stumm über den knisternden Sand, durch das bethaute Gras zu dem »Willkommen« rauschenden Baume. Schon ruht sein Körper im kühlen Grabe, das entblößte Haupt berührt die Brust, zur Grabrede öffnet die Lippe sich — doch stumm bleibt der Mund des Herrn — er kann nicht! Da muß es hervor; nicht Thränen sind's, die fallen, nein, Ströme sind's, die aus unseren Augen rieseln und lautes Schluchzen bricht dem Schmerze die Bahn. — Da erfaßt ein eigenthümliches Gefühl die Herzen der rohen Schwarzen, statt Spott und Lächeln zeigten auch sie Trauer, statt »Masar Bana ba!« zu rufen, sind sie stumm geworden, sie fühlten in ihrer Art unsere Schmerzen mit. Endlich hatte der Schmerz ausgetobt und ich fand das Wort wieder, doch ich fand es nur, weil es unwiderstehlich aus dem Herzen quoll. Was ich meinem Freunde und Waffenbruder ins Grab nachrief, ist mir entschwunden, und nur noch der letzte Refrain der traurigen Weise ist mir im Gedächtnisse geblieben. »Du starbst treu Deiner Pflicht, in Ehren hast Du Deinen Waffenrock getragen! Im Herzen werdet Ihr dem Freunde wohl Treue bewahren, doch ehret in ihm auch den Soldaten! Genossen, ergreift die Waffen und lasset uns ihm, nach heimatlicher Weise, durch eine Salve die letzte Ehre erweisen!« So schieden wir mit einer Salve und gingen schweren Herzens in unsere Hütten.

Tags darauf kamen von Schescheke Boten und meldeten, mein an Mr. Coillard gerichtetes Schreiben wäre bei dem dunklen Missionär in Mamboa liegen geblieben und darum die Antwort verzögert worden. — Von Panda-ma-Tenka aber kam etwas Chinin, nachdem ich es schon so lange sehnlichst erwartet hatte. Haluschka's Zustand besserte sich zusehends,

die Gefahr schwand bei ihm, ebenso bei Willi Becker und Bukacz; dafür zeigten sich bei Leeb heftige, mit Schlingbeschwerden verbundene Erscheinungen.

Unterdessen waren die Diener aus der nordöstlich gelegenen Matokaprovinz zurückgekehrt und hatten einige Schafe und Ziegen mitgebracht, wenn auch nicht so viele, als ich mir wünschte.

Ich rüstete mich zur Rückkehr nach Panda-ma-Tenka, doch bevor ich noch dieser Heimreise gedenke, ist es nöthig, über unsern zweiten Aufenthalt am Leschumo — nach der Rückkehr vom Tschobe — etwas Näheres zu berichten.

Zum erstenmale, daß ein Makalaka in meinen Augen Gnade fand. Es war einer jener beiden tüchtigen Jäger, welche uns Blockley im Tschobethale zur Verfügung gestellt hatte. Boy war sein Name, nicht zu verwechseln mit einem andern Boy, einem Verwandten von ihm, jenem diebischen Schurken, den mir Häuptling Wanke als Führer meiner Träger für die geplante Nordzambesi-Reise bestimmt hatte. Ich nahm den obigen Boy auf vier Wochen provisorisch in meine Dienste auf und beschäftigte ihn mit der Jagd. Er übertraf meine Erwartungen und erbeutete rasch hintereinander zwei Kuduantilopen, deren Fleisch uns sehr willkommen war, um unsere Matoka-Zwergziegen womöglich zu schonen.

Bevor wir nach Panda-ma-Tenka aufbrachen, kamen uns noch am Leschumo verschiedene mehr minder interessante Nachrichten zu Ohren. So mehrere von Westbech und dessen Leuten.

Als Mr. Westbech nach der Barotse zum Könige aufgebrochen war, hatten sich die Mischlinge in Panda-ma-Tenka zerstreut, um Elephanten in den Nordzambesi-Gegenden zu jagen; doch waren von ihnen keine erfolgreichen Resultate in Form von Elfenbein heimgesendet worden. — Der beste von ihnen, August, fehlte; war er doch als Wagentreiber mit Pater Booms nach Schoschong gegangen, um sich seine romantisch-leichtsinnig angelegte Gattin, die ihm mit einem andern schwarzbraunen Adonis entlaufen und nach Schoschong geeilt war, womöglich zurückzuerobern. — Henry Wall, der mir stets von jeder seiner Jagden etwas mitbrachte,

seien es Arbeiten der Schwarzen, seien es Antilopenhörner, hatte eine böse Löwenepisode zu berichten.

In der Nähe des unteren westlichen Maschupia- (Mankumba-) Inquisi war er wiederholt mit seinen Schwarzen auf Löwen gestoßen, hatte auch allnächtlich ihr Gebrüll vernommen. Er mahnte deshalb zur größten Vorsicht und befahl, die Lagerfeuer mehr anzufachen, als dies gewöhnlich geschieht, und ferner daß Keiner das Nachtlager verlassen dürfe; einem Diener aber, einem sonst braven Burschen, der ungern mit den Genossen in dem Skerme (Umfriedung in Form eines Kreisabschnittes) schlief und immer außerhalb neben den Feuern lagerte, verwies er solche Tollkühnheit und rieth ihm, von nun an sich zu den Andern oder zu ihm ins Lager zu legen. Der Diener achtete nicht auf diesen Vorwurf, that wie immer, und in der zweitfolgenden Nacht erwachten seine Gefährten durch einen gellenden Aufschrei. Aufspringend, sehen sie eben, wie eine Löwin den Mann erfaßt hat, davonzerrt und das Weite zu gewinnen sucht, was ihr auch trotz der ihr nachgesandten Kugel im Dunkel nur zu leicht gelang. Am nächsten Morgen fand man die verstümmelte Leiche, der das Dickfleisch der Schenkel abgefressen worden war. Henry Wall folgte der Spur des Thieres, fand eine Löwin, verwundete sie auch, verlor aber ihre Spur in dem hohen Grase, in dem jedoch eine Verfolgung nicht rathsam schien. — Dieselbe Löwin tödtete noch einen Schwarzen, um dann selbst im Kampfe mit dessen Begleitern ihren Kugeln zu erliegen.

Keines unter den südafrikanischen Raubthieren ist kecker, als ein Löwe oder ein Krokodil, welche schon Menschenblut gekostet und es wohlschmeckender als »anderes Wild« gefunden haben. Mit diesem »Trank im Leibe« werden die sonst ziemlich furchtsamen Bestien dem Menschen höchst gefährlich.

Von der Barotse kam die Botschaft, daß Westbech von dem Könige die Jagdbarkeit in dem Tschobe-Zambesi-Delta erhalten habe, sich zur Heimkehr rüste, und von Lyttia, dem Kronprinzen, begleitet werden solle. Auch kam ein Brief von Luanika — Westbech in die Feder dictirt — und an Mr. Thomas adressirt, in welchem — Blockley's Mittheilung gemäß — dem Matabelehändler bedeutet wurde, da er das Land von Südosten her ohne des Königs Erlaubniß betreten, dasselbe unverzüglich

zu verlaſſen. Auch kamen neue Befehle bezüglich der Verfolgung Marancian's und der Tödtung Luſchuane's, des Fährmanns von Gazungula, der ſich, wie ſchon erwähnt, nach Panda-ma-Tenka zu Weſtbech geflüchtet hatte.

Spiral's Grab am Abhange zum Leſchumothale.

Ferner kamen weitere Berichte über die durch König Luanika in den mittleren und nördlichen Landestheilen begangenen Greuelthaten.

Wir hatten kaum den grauſamen Befehl bezüglich Luſchuane's vernommen, als auch ſchon eine Truppe von 20 Maſchupia vom Gazungula her erſchien, welche in Eilmärſchen nach Panda-ma-Tenka zu gingen, damit

Spiral's Begräbniß.

durch keine vorzeitige Botschaft der zum Tode Verurtheilte sich retten könnte. Luschuane hätte sich, wegen seiner durch den Schlangenbiß bedingten Krankheit nicht flüchten, wohl aber, wenn er einige Tage Zeit gehabt hätte, in den Wäldern verstecken können. — Nach sechs Tagen kam die Mörderschaar wieder nach der Leschumostation zurück; sie hatte ihr Werk vollbracht! Wir waren der festen Ueberzeugung, daß Westbech's Vertreter eine solche Greuelthat auf dem ihm vom Matabelekönige anvertrauten Gebiete nie zulassen, nie gestatten werde. Sie geschah und bildet für immer eine Schmach für Panda-ma-Tenka. Mr. Westbech selbst hätte so etwas nie zugelassen; mehrmals schon hatte er ähnliche Verbrechen, die sich ohne seine Gegenmaßregeln in Panda-ma-Tenka abgespielt hätten, hintangehalten. Die Mörderschaar überraschte Luschuane's jüngeren Sohn im Spiele mit anderen Genossen in dem Mapanigehölz vor Panda-ma-Tenka, und ihn sofort als Führer benützend, kam sie zu des Verurtheilten Hütte. Die feigen Mörder fürchteten sich jedoch einzudringen, weil sie Luschuane mit einer Muskete bewaffnet wähnten. Ich will dazu schweigen, *wie* das Gewehr aus der Hütte hinausgeschafft wurde, die That ist zu schmachvoll, um berichtet zu werden. Dann wurde der Mann bei den Füßen aus der Hütte gezerrt, obwohl er flehentlich bat, ihn sofort zu erschlagen, um ihm die Leiden zu ersparen, die ihm diese barsche Behandlung in seinen kranken Gliedmassen verursachte. Der Mann war ein grundschlechter Charakter — allein unser Menschlichkeitsgefühl empört sich gegen sein tragisches Ende. Umsonst blickte er flehend um sich, vergebens bat er die zuschauenden Mischlinge, sich seiner zu erbarmen und nur mit einem einzigen Worte den feigen Mördern Einhalt zu gebieten. Er fand *nicht* ein mitleidiges Herz, sah nicht eine menschliche Rührung in dem Antlitz der Zuschauer. Der anwesende Boer Weyr ließ es nicht zu, daß die Maschupia der Bitte Luschuane's, ihn sofort zu erschlagen, wozu sie schon mit ihren Lanzen und Schlachtbeilen ausholten, willfahrten und den Verurtheilten mitten in der Niederlassung tödteten.

So viel Macht hatte der Befehl eines einfachen Boers, der eigentlich in der Niederlassung nichts zu sagen hatte, blos weil er ein Weißer war. Ein einziges energisches Wort von Westbech's Vertreter und die Mörder

hätten es nicht gewagt, Panda-ma-Tenka zu beflecken; doch dies Wort kam nicht und so wurde Luschuane erfaßt und unter Püffen und Stößen davon-geschleppt.

Die Worte des holländischen Jägers waren weniger der Ausdruck der Menschlichkeit, daß der Mord unter den Augen der Anwesenden nicht geschehen möge, als vielmehr eine einfache Vorsichtsmaßregel gegen die Gefahr, daß die Maschupia den getödteten Mann an der Stelle liegen ließen und sich dann die Zuschauer um seine Beerdigung würden kümmern müßen. Der einäugige Anführer der Mörderschaar änderte nach Weyr's Worten auch seine Taktik und betheuerte auch, daß er nicht die Absicht habe, Luschuane zu tödten, sondern daß man ihn nur nach Gazungula in seine Häuslichkeit wieder zurückbringen wolle. Als die Mörder den Verurtheilten abführten, wickelten sie ihn in eine Decke ein, hatten aber durchaus nicht im Sinne, den Schwerverletzten ruhig wegzutragen. Im Gegentheile, die Zuschauer von Panda-ma-Tenka konnten noch lange sehen, wie ihn die einzelnen, mit Fäusten, Stöcken und Lanzen tractirten, so daß der Verurtheilte schon mehr todt als lebendig an der Richtstätte anlangte. — Am Pfade nach dem Leschumothale abseits vom Wege und einen Kilometer weit von Panda-ma-Tenka, erfolgte der ruchlose Mord. An einem, uns Allen bekannten Baobab-Baume warfen die Träger, ihrer Last müde, den armen Menschen zu Boden, zündeten dann ein Feuer an, um bei einer Dachapfeife über die Todesart Luschuane's zu berathen. Nach längerem Debattiren banden sie ihm um den Unterleib und um den Hals je einen Strick, richteten ihn auf (da er nicht zu stehen vermochte), und brachten ihn so zu einem Baume. Hieran banden sie ihn mit den beiden Stricken fest; nachdem sie seinen Kopf in eine Astgabel fest eingepreßt hatten. So überließen diese Scheusale den armen Mann seinem Schicksale, ohne ihn zu tödten.

Von Blockley befragt, warum sie ihn nicht getödtet hätten, gaben sie ihm zur Antwort: »Du weißt doch, daß Luschuane ein »Regendoctor« gewesen, wie konnten wir ihn dann tödten? Der Regen wäre ja ausgeblieben und unser Korn nie zur Reife gekommen!« Die Leute in Panda-ma-Tenka dachten, daß Luschuane ins Wasser geworfen wurde, das scheuten

aber seine Mörder, weil sie der Meinung waren, daß die Krokodile dem Regenmacher beistehen und ihn retten würden. Erst durch die Aasvögel geleitet, fanden die Bewohner von Panda-ma-Tenka den Marterpfahl, an dem Luschuane verschmachtete.

Diese Gewaltthat des Marutse Nero auf dem Boden der Weißen war ein böses Omen für unsere Reise in sein Land, doch will ich dieses Capitel nicht mit einer grellen Disharmonie schließen, sondern mit einigen Bildern aus unserem Lagerleben im Leschumothale, und zwar will ich das Wort meiner Frau geben, welche seiner Zeit von dort einen ausführlichen Brief über den Aufenthalt im Leschumothale an das »Neue Wiener Tagblatt« geschrieben hat. Da das gerettete Manuscript dieses Briefes genau in die Sache eingeht und ausführlich über das tägliche Leben, Schaffen und Treiben in einem solchen Lager berichtet, möge es in der Hauptsache hier folgen. Die Zeichnungen zu dieser Skizze hatte ich damals mit Sammlungen vom Zambesi nach dem Süden und der Heimat gesandt, und so mögen sie hier »als Erläuterung des Wortes« beigefügt werden.

»Was nützt eine Einsprache, was nützt ein lauter Zuruf von unserem Wagen aus, der uns als Schlafkammer dient, wenn nicht zugleich Mr. Blockley von drüben mit der Nilpferdpeitsche erscheint, droht und Ruhe gebietet! Täglich vermehren bis an dreißig Besucher vom Flusse dies ohnehin schon geräuschvolle nächtliche Treiben im Blockley'schen Gehöfte. Güte nützt hier nichts; es ist eben bei den hiesigen Schwarzen seit undenklichen Zeiten zur Sitte geworden. Gegessen wird bei ihnen einmal des Tages — außer man ist Häuptling, der ißt zweimal. Dafür trinkt man oft tagelang Butschuala (Sorghumbier) oder Impote (Meth) oder man hat ein Stück Wild getödtet, dann sitzt man Tag und Nacht dabei, bis es total aufgegessen ist, — sonst ißt man als gewöhnlicher Staatsbürger nur einmal per Tag, und zwar: Mehlbrei (Mais, Vogelkorn, Hirse), nachdem diese Getreidearten im Wasser geweicht und gestampft worden, und wobei je ein halbes Kilo etwa auf den Mann kommt. Dieser Mehlbrei, Bochobe genannt, oder gestampftes Korn, Kürbisse, Wassermelonen und Fische bilden eben die gewöhnlichsten Nahrungsmittel der Mehrzahl; Wohlhabendere genießen nebstdem eingedickte Milch, Fleisch, Yamwurzelbrei und dergleichen. Spät

am Abend wird nun gestampft und noch später gegessen und dabei, wenn auch kein Bier vorhanden, schrecklich gelärmt und geschrieen, wobei noch die in der Runde gehende Dachapfeife (Hanf in Wasserpfeifen geraucht) durch erkünsteltes Husten das Gelage ohrzerreissender gestaltet. So ging es in dem Leschumogehöft Tag für Tag her. Bald waren es die Kornverkäufer von Mambowa oder dem entfernten Schescheke oder sogar jene vom Victoriafalle, die eben ihren Mais zu fechsen begannen und uns auch schon als Verkäufer nachgekommen waren, bald waren es Blockley's heimkehrende Elefanten- oder Büffeljäger, oder Boten von den Schescheker Häuptlingen, um Waaren für den König zu holen. Auch fanden sich edle »Geber« ein, die, wenn sie am heimischen Herde Sisiphas (zwei Meter lange Kattunschürzen, von den Männern hier getragen) oder Siphaga (Glasperlen) für ihre Frauen oder Liebsten bedurften, dem Händler Mr. Blockley ein oder zwei Kürbisse Bier zum Geschenke überbrachten, weil sie recht wohl wußten, daß sich Blockley, auch wenn es ihm noch so sehr an jenen Artikeln mangle, doch stets erkenntlich zu zeigen suche. Man hielt hier im Gehöfte so viel von Butschuala und Impote, daß diese Getränke bei unserm Gastfreund nie ausgingen. Impote bereitete er sich selbst, indem er sehr oft Masarwa aussandte, welche die Nester wilder Bienen ausnahmen und ihm Honig und Larvenkuchen brachten, welch' beides zur Methbereitung diente.

Mitternacht ist in der Regel vorüber, bevor es im Gehöfte stille wird und man, wenn einem eben nicht schon das Ortsübel, das Malariafieber, für diese Nacht den Schlaf genommen, endlich die müden Lider schließt. Wenn die Farbigen hier auch lange in die Nacht hinein lärmen, so sind sie in der Regel doch schon bei Tagesanbruch auf den Beinen, schüren die Feuer, um die sie schlafen; denn zwingt sie nicht der Regen, ziehen sie es vor, im Gehöfte und außerhalb ihrer Hütte um ein Feuer zu schlafen, als in ihrer Behausung die Nächte zuzubringen. Dabei in der Regel auf einem Fell liegend und in ein Fellmäntelchen oder eine Decke gehüllt. Bei den südlicher wohnenden Betschuana, deren Gebiete im Winter bedeutend kälter erscheinen, wählt man warme, große, zumeist aus gegerbten Raubthierfellen gefertigte Karossen, während sich der Zambesimann mit

einem gegerbten Letschwe- oder Pookufelle begnügt und Wohlhabendere Karossen nur als Bettdecken gebrauchen. Unsere Decken oder Felle werden am Wagen eingerollt und in der Hütte immer aufgehängt. Die hiesigen Dienerhütten zeigen die gewöhnliche Form der Bantuwohnungen, cylindrischer Unterbau mit Kegeldach, ersteres aus Pfählen, letzteres aus Aesten mit Gras gefertigt. Die Thür ist eine zumeist unverschlossene oder höchstens mit einer Matte verhängte Oeffnung und der Wind pfeift durch die zahllosen Pfahllücken wie auf einer Kirchthurmspitze aus und ein, gerade wie es ihm beliebt. Gewohnt früh aufzustehen, hatte mein Mann in der Regel durch den Wachruf unserer beiden schwarzen Knaben Isaak (aus dem Orangefreistaate von Mr. Toms Boy mitgebracht) und Jonas, letzterer meinem Manne von Mr. Blockley übergeben, die sämmtlichen Schwarzen im Gehöfte wachgerufen. Uebernachten hier zufällig mehrere Haufen Fremde, so begann das Erzählen allerorts, man wärmte sich, ob es nöthig war oder nicht, dann stand einer nach dem andern auf, die eigenen Diener kamen an uns heran, die fremden Besucher wandten sich zu Blockley, um uns als den Herrn des Gehöftes, in dem sie schliefen, ein »morrow Bass« — einen vorenglischen Morgengruß zu bieten. Die Riverschwarzen sind in der Mehrzahl wohlgebaute große Leute, man sieht unter Anderen wahre Raben (Marutse, Mankoje, Mabunda), dunkle Kapuziner (Maschupia), helle Kapuziner (Batoka), auch rothbraune (Masarwa, letztere als Flüchtlinge oder neue Ansiedler), die Gestalten in der Regel nur mit einem Leder- oder Kattunschurz, der um einen Gurt aus Leder (oft Schlangenhaut um Stroh gewunden) geschlungen, etwa einen halben bis einen Meter tief herabhängt, bekleidet. An der Schulter liegt der Tragstock, ein Stück rohes Holz oder ein geschnitzter Stab, an dem Kalebassen oder Baobabbastsäcke mit Getreide oder Bohnen, mit Tabak oder Erdölnüssen gefüllt hängen, bis zu fünfzehn Kilo an jedem Ende schwer. In der Hand einige Spieße, so kommen sie heran, einzeln oder in Trupps, so gehen sie raschen Schrittes zuweilen auch nach dem hier vom Flusse sechzig Meilen entfernten Panda-ma-Tenka, um ihre Producte um den gleichen Preis loszuschlagen.

Doch der neue Tag hat sein Recht geltend gemacht und unsere gefiederten Freunde ringsum wachgerufen. Alle die Drosselpärchen hüpfen

bereits innerhalb des Pfahlzaunes umher und von dem schattigen Zaunbaume schmettert der senegambische Eisvogel sein Trr—ra—trra herab, während die Dicrurwiswürger ihr durch die Nacht unterbrochenes Spiel von Neuem beginnen. Isaak hat den Miniaturtheetopf bereits zur Stelle und credenzt meinem Mann ein Schälchen Thee — denn der vom Süden angekommene Wagen hat dem Herrn W. auch etwas Thee gebracht, von dem er uns nach vielen Bitten ein halbes Pfund abließ. Nun erscheinen manche unserer Leute einer nach dem anderen, nie alle, um ihren »Guten Morgen« anzubringen. In der Regel fehlt Der oder Jener, unfähig, sein Lager zu verlassen. Ist Leeb nicht krank, so ist es seine Pflicht, täglich Früh zu rapportiren und da höre ich im Wagen, den ich bewohne, die Worte aus der Hütte herüber: »Karl Bukacz heute nach Mitternacht abermals einen Anfall, Puls 120. Tom Meintjes gestern um sechs Uhr einen Schüttelfrost gehabt, Puls 138 ...« So kommt Leeb zwei- bis dreimal und erhält, während mein Mann sein Zeichnen wieder aufnimmt, die nöthigen Weisungen bezüglich Diät und der Verabreichung der Medicamente. Nach dem Frühstück wird die Arbeit an Diejenigen vertheilt, die etwas arbeiten können; hier sind es zumeist Fekete, Leeb und mein Mann; Fekete übernimmt die Küche; regnet es nicht, so geht mein Mann mit Leeb auf Insectenfang und Pflanzenlese. Früh um neun oder zehn Uhr, und um zwei bis drei Uhr Nachmittags erscheinen in der Regel die Verkäufer vom Flusse mit ihren Bürden. An dem Zaunrand lassen sie sich nieder, um auf einige Minuten zu rasten; dann Alles zurücklassend, suchen sie Blockley's in dem Gehöfte liegendes, umpfahltes Häuschen auf, um, auf dem Boden hockend, ihren Gruß darzubringen; bald vernehmen sie, ob ihr Artikel gekauft wird oder nicht. Als wir ins Thal kamen — kurz vor der Fechsung, stellten sie sich mit den üblichen Preisen nicht recht einverstanden — nun nach der Ernte können wir hundert Kilo Sorghum oder Mais um zwei bis dritthalb Pfund blauer gehackter Gablonzer Glasperlen kaufen. Dann und wann bietet Einer seine Lanze oder eines der kleinen Schlachtbeile, eine Schüssel oder eine mit eingebrannten Zeichnungen versehene Kalebaße zum Kaufe an; auch zuweilen Leoparden- oder Pantherkatzenfelle.

Die Sonne steht im Zenith, wenn wir sie auch im Leschumothale wochenlang kaum zu Gesichte bekamen. Fekete erscheint und ersucht meinen Mann, seinen Tisch, das heißt, die auf einer als Tisch dienenden Kiste liegenden Zeichnungen zu räumen, »das Essen wäre fertig«. Es wird jeden Tag nahezu dasselbe gestampfte Kleinkorn, einige Male der Woche mit Fleischbrühe übergossen geboten. Unsere schwarzen Jäger haben hier schon so manchen glücklichen Schuß gethan; kehren sie jedoch ohne Beute heim, so schlachten wir zweimal per Woche eine unserer Zwergziegen. Diese Thiere werden sehr zahm, und wir wünschten so gerne einige Thiere davon lebend heimbringen zu können; doch einstweilen hat mein Mann ausstopfbare Bälge gesichert. Am Nachmittage sitze ich gewöhnlich mit Herrn und Frau Blockley (einer Tochter des Elephantenjägers und Mischlings Afrika) im Hofe unter einem der schattigen Bäume. Diese stehen eben in der Blüthe, und sammtfarbene Honigfresser, sowie ein orangefarbener Citronfalter sind stets bei ihnen zu Gaste. Blockley arbeitet an Feldschuhen für mich und meinen Mann, und trinkt fleißig sein Butschuala oder Champagner, wie er sein eigen Gebräu, das Honigbier, zu nennen pflegt. Gewöhnlich am Nachmittage oder am Abend kehren die ausgesendeten Jäger heim — entweder »mit« oder »ohne«, doch wenn ohne eine vierfüßige Jagdtrophäe, so in der Regel mit einem mit Honig gefüllten Rindenstück. Wir süßen unseren Kaffee und Thee mit Honig, da der Luxusartikel, Zucker genannt, längst bei uns zu existiren aufgehört hat. Später am Nachmittage »empfängt« Frau Blockley. Ihre Gäste sind stets nur Masarwafrauen, doch Leschumo-Elite: So ihre sogenannte Stiefmutter, nächste Nachbarin, oder es ist die Masarwafrau des Mischlings Jantje, der gegenwärtig im Batokalande Elephanten jagt.

Der Abend ist da. In unserer Arbeitshütte nimmt mein Mann die meteorologischen Aufnahmen entgegen, stellt die Chronometer-Vergleiche zusammen oder bucht und zeichnet die am Tage gewonnenen Insecten ein und legt sie bei Seite. Die frische Abendluft vor Sonnenuntergang lockt auch alle die Kranken hervor, die sich etwas erleichtert fühlen, ja die es können, verrichten auch leichte Arbeiten. So und ähnlich schließen hier unsere Tage ab.

Wir gehen nie zur Ruhe, ohne den innigen Wunſch — »möchten wir doch morgen Alle geſund erwachen!«

* * *

Dieſen Bemerkungen meiner Gattin will ich noch einige Details aus unſerem Lagerleben am Zambeſi beifügen.

Boy erlegt ein Kudukalb.

Denke dir, freundlicher Leſer, der Tag wäre eben angebrochen. Um das Feuer herum liegen die einen vollkommen nackt, die anderen in ihre Decken gehüllt, die Schwarzen, ja gar oft die Wache ſelbſt, war im Hocken eingeſchlummert. Da am Zambeſi den glühend heißen Mittagen kalte Nächte und froſtige Morgen folgen, mußten wir täglich Lagerfeuer halten. Herannahendes Gebelle, von einem Hyänenpaar herrührend, das am Abend ausgezogen und ſonſt am Tage wohl unweit lagernd, von ſeiner

nächtlichen Streiferei auf dem Heimwege begriffen, uns nun in einem Bogen umging, diente fast täglich als unsere Tagreveille.

»Seeland, Seeland!« (Name eines Makalakadieners) rufe ich dem hockenden, schlafenden Riesen zu; er hört auch schon, reckt sich und fragt, ohne aufzublicken, nach meinem Wunsche. — »Eh Bass?« (Was will der Herr?) — »Molelo ischile.« (Das Feuer ist ausgelöscht.) Schon schürt er es und die danebenliegenden und hineingeworfenen Holzstücke beginnen bald zu knistern und zu prasseln; alle Feuer werden angefacht und bald verbreiten sie unter den dichtbelaubten Bäumen eine wohlthuende Wärme ringsherum. Mehrere der Schwarzen sind aufgewacht. Jakob, mein Leibbursche, wird geweckt, der dann, noch schlaftrunken, seiner gewohnten Arbeit nachgeht, mir das Waschzeug zu holen, während Monale den Theekessel reinigt und ein anderer für den letzteren schon den Dreifuß zwischen die etwas an den Rand der Flamme geschobenen kleineren Kohlen bereit legt. Meine weißen Genossen werden geweckt und Jimmy nimmt die meteorologischen Instrumente aus ihrer Cassette, um sie aufzuhängen, denn er hat Leeb bei dieser Arbeit behilflich zu sein.

Bald sitze auch ich am Feuer, um den Kaffee zu schlürfen, von dem eben Jakob eine Blechschale voll der Missis brachte, die noch schlummernd auf dem ärmlichen Graslager an einer geschützten Lagerecke ruht. Binnen einer halben Stunde sitzen wir Europäer alle um das eine, die Schwarzen um das andere Feuer und ich treffe dabei die Anordnungen für den Tag, während es drüben im nahen Lager der Kornverkäufer (Matoka) schon recht lärmend zugeht. Ich gebe meine Befehle: Leeb und zwei Schwarze gehen mit mir botanisiren, meine Frau kauft Mabele und Mais bis zu einem halben Metercentner für die von ihr selbst bestimmten Preise in kleinen Glasperlen und Holeschowitzer Kattun, Fekete arbeitet mit zwei Schwarzen an den von April erlegten, prächtigen Rappenantilopenstier, um die Haut sobald wie möglich zum Trocknen aufzuhängen, während Boy den Schädel des Thieres, vom Fleische reinigend, am Abend in Maceration einzustellen hat, Bukacz, der Kranke, bleibt liegen.

Fekete, der neben seiner anderen Arbeit auch für diesen Tag als Küchenchef zu fungiren hat, ruft seine Kochgehilfen herbei, um sich mit

ihnen an die Zubereitung eines Frühstückes und des Mittagessens zu machen. Unterstützt von Fekete für den Fall, daß sie von den Kornverkäufern zu sehr in Anspruch genommen sein würde, übernahm meine Frau für die Zeit meiner Abwesenheit die Wache am Lager und begann, kaum daß ich nach dem Frühstück das letztere verlassen, ihr Eintauschgeschäft mit denselben. Sie thront auf einem niedrigen Matokastühlchen; neben ihr zur Rechten lagen die, einen bis zwei ein halb Meter langen Holleschowitzer und Fallmayer Blaudruck-Kattunstücke, zur Linken mehrere halbgefüllte Getreidesäcke und einige Rohrschüsseln, die ersteren für Hirse, Mais, Bohnen und Erdölnüssen, letztere für mehrere Arten wohlschmeckender, wilder Früchte bestimmt.

Mehrere Diener April's besorgten die Uebernahme des angekauften Getreides, um es aus den Kürbisgefäßen der Verkäufer in unsere Säcke zu schütten und etwaigen Schwindeleien der Verkäufer vorzubeugen. Bei diesem Tauschgeschäfte werden auch interessante Industrieartikel der Schwarzen erstanden, was oft recht mühsam ist. Die Preise für das einzutauschende Getreide sind je nach der Jahreszeit ebenso fluctuirend, wie in Europa. Man fordert für den Spätherbst einen höheren, für die übrige Jahreszeit einen billigeren als den »Normalpreis«. Natürlich sucht man immer exorbitante Preise zu stellen, um dem Käufer auf den Zahn zu fühlen, ob er schon mit dem Handel am Zambesi vertraut sei oder nicht.

Auf meinen Ausflügen, von Leeb und dreien Schwarzen begleitet, trug einer zwei leichte Drahtrahmen — Blumenpressen, der zweite war gut bewaffnet, der dritte schleppte Körbe und eine Säge, erstere zur Aufnahme von Samen, Früchten, fleischigen Blüthen, Schwämmen und Holzproben, welche zumeist mit der Säge gewonnen werden müssen. In der Umgebung der Victoriafälle war unsere Ausbeute in dieser Hinsicht stets eine reichliche.

Zurückgekehrt fanden wir auch schon April daheim, der eine Deukergais erlegt hatte, und zwar an einer Stelle, wo ich am Tage der Ankunft ein Böcklein geschossen hatte.

Leeb machte sich um die Mittagszeit wieder an die meteorologischen Instrumente; ich verglich die drei Chronometer und trug dann Alles ein,

was an diesem Tage gesammelt oder überhaupt wissenschaftlich behandelt worden war.

Gegen zwei Uhr entfernten sich die Kornverkäufer mit ihrem Troße und den leeren oder noch gefüllten Kürbisgefäßen. Gegen vier Uhr verschwand schon die Sonne hinter dem Lateritbulte. Jeden Tag, wenn nicht dringende Arbeiten im Lager selbst zu verrichten waren, machten wir gegen Abend noch einen Sammelmarsch flußaufwärts, wobei stets im Flusse Krokodile, Nilpferde, oft auch Fischottern beobachtet wurden. Nie kehrten wir ohne irgend eine Beute bei einbrechender Dunkelheit ins Lager zurück, und nun erst folgte die einzige Rast des Tages, nachdem wir zuvor für die Nacht alles Gewonnene in die Schoppen gestellt hatten, um es vor dem übermäßigen Nachtthau zu schützen, und nachdem die Feuer an der Ochsenhürde angezündet worden waren, wozu oft riesige, am Tage von den Ochsen und den Schwarzen herbeigeschaffte Holzklötze verwendet wurden. Nun erst fanden wir uns am Abendfeuer zum Nachtimbiß ein, um des Tages Freuden und Mühen, die Erlebnisse und neue Erfahrungen zu besprechen und für den folgenden Tag das Arbeitsprogramm zu entwerfen.

So ungefähr unser Lagerleben in diesen Gegenden; wenn auch ein Tag in seinen Arbeiten dem andern glich, so bot doch das Lagerleben in verschiedenen Gegenden ein verschiedenes Bild, ja in demselben Lager gab es oft wechselnde Scenen, neue Arbeiten, sehr oft Ueberraschungen angenehmer und unangenehmer Art.

Das eine ist gewiß, auf der ganzen Reise, die ja oft durch schrecklich monotone Gegenden führte, kannten wir eines nie — die Langeweile. — Gewiß gibt es in Europa Tausende von Menschen, denen wenigstens für einige Zeit ein derartiges freies, ungebundenes Leben ganz zusagen würde. Allein sie mögen eines nicht vergessen, ein Lager am Zambesi umschleicht Tag und Nacht das Gespenst der Malaria. — Es fand, wie ich schon berichtete, auch durch meine Umzäunung seinen Weg und zwang mich zum Rückzuge.

XIII.

Dritter Aufenthalt in Panda-ma-Tenka.

Luanika's Botschaft. — Rückkehr nach Panda-ma-Tenka. — Neue Erkrankungen. — Die zweite Expedition nach dem Klamaklenjana-Lager. — Harry Meintjes' Contractbruch. — Die Tom Meintjes übergebenen Aufträge. — Der Verkauf des Pontons und der große Nutzen, den dieses Boot der Expedition geleistet. — Schwere Erkrankung Haluschka's. — Greuelthaten der Matabele und Marancian's Verdächtigung. — Unsere Ausrüstung an Tauschgegenständen für die Reise nach Norden. — Die gangbarsten Münzen am Zambesi. — Knaben als Gegentauschartikel. — Westbech's Rückkehr aus der Barotse. — Lytia und sein Gefolge. — Aus dem Regen in die Traufe. — Besuch der Wanke'schen Ziegenhändler. — Eine schwere plötzliche Heimsuchung. — Karl Bukacz' Tod. — Karl Bukacz' Verdienst um die Oesterreichisch-ungarische Afrika-Expedition. — Haluschka's Instructionen. — Heimgesendete Sammlungen. — Ursachen der Unmöglichkeit, unter den Betschuana Träger für eine Nord-Zambesireise zu dingen. — Die Deserteure unter den Zambesidienern. — Jimmy, der Matoka. — Schlechte Nachrichten aus den Matokaprovinzen. — Abreise Anton Haluschka's, Harry Meintje's und der Schwarzen nach dem Süden.

Als wir eben im Begriffe waren, das Leschumothal zu verlassen, brachten Leute aus Scheschеke, die mit ihren Häuptlingen zur Begrüßung Luanika's aufgebrochen waren, die Nachricht, daß mir der König die Weiterreise nach Norden, sowie die nöthigen Träger bewilligt hätte; daß ich alles Nähere durch Boten hören würde, welche mir von Luanika zugesendet würden.

Unsere Heimkehr nach Panda-ma-Tenka wurde noch durch die Nachricht beschleunigt, daß die daselbst zurückgelassenen Oswald Söllner und Harry Meintjes an einem schweren Rückfalle des Sumpffiebers erkrankt wären. Am 29. März verließen wir das Leschumothal und langten in

Folge des schlechten, durch die Regen aufgeweichten Bodens erst am 3. April in Panda-ma-Tenka an. Daselbst angekommen, fand ich Oswald Söllner und Harry Meintjes ob unseres langen Ausbleibens sehr besorgt und beide sehr krank, ersterer an einer Leberanschwellung leidend, letzterer aber unter furchtbaren Schüttelfrösten so herabgekommen, daß ich seinen Zustand als höchst gefährlich erkannte. Ich kam für ihn eben noch zur rechten Zeit; auch diesmal halfen die so kleinen Chinindosen so vortrefflich, daß der Kranke schon sieben Tage später im Stande war, als Kutscher wieder den eisernen Wagen nach dem Klamaklenjana-Walde zu treiben. Diese Reise nach dem Klamaklenjana-Lager mußte ich ausführen lassen, um die dort aufgestapelten Reserveobjecte nach Panda-ma-Tenka zu bringen, von wo ich vor meinem Aufbruche über den Zambesi zwei Wagen beladen mit Sammlungen nach der Capstadt dirigiren wollte. Wäre Herr Westbech anwesend gewesen, so hätte ich mir diese Fahrt, welche mir mein bestes Zugthier kostete, meine Leute sehr anstrengte, den überladenen eisernen Wagen unbrauchbar machte, kurz mir sehr viel Aerger verursachte, ersparen können; Herr Westbech hätte mir das Nöthige herbeiholen lassen, und ich hätte drei Wochen früher den Zambesi überschreiten können. Doch solche Geduldproben muß jeder Afrikareisende hundert Male durchkosten. Die zurückgekehrten Genossen bestätigten die traurige Kunde von dem Tode des treuen Korannadieners Plati, der dem Malariafieber erlegen war.

Während dieser Vorgänge zeigte Harry Meintjes plötzlich wenig Lust, die Länder nördlich von Zambesi kennen zu lernen; er hatte sich zwar für die Gesammtreise verdungen, die großen Entbehrungen der Reise aber und der Umstand, daß ich nicht im Stande gewesen, bei dem ohnehin raschen Verbrauch meiner Tauschartikel ununterbrochen eine luxuriöse Tafel nach Art der reichen englischen Jäger zu halten, brachte ihn zu dem Entschlusse, lieber nach dem Süden zurückzukehren, wohl war dabei auch etwas Heimweh im Spiele.

Meine eigentliche Reise in Gegenden, welche nur Tauschartikel als Geld kannten, begann ja erst vom Zambesi nordwärts und nur der sparsamen Verabreichung derselben im Süden Afrikas hatte ich es zu danken, daß mir beim Ueberschreiten des Zambesi noch genügende Tauschartikel für eine

Reise von sechszehn Monden unter den Nord-Zambesistämmen zur Verfügung standen. Obgleich ich Harry Meintjes für die Gesammtreise gemiethet und nicht verpflichtet war, ihm den Lohn auszubezahlen, so that ich dieses doch ebenso wie früher bei den schwarzen Dienern in Linokana.

Während Harry Meintjes und Bukacz noch im Klamaklenjana-Walde weilten, trafen wir alle Vorbereitungen einerseits für die Nord-Zambesireise, andererseits für das Zurücksenden der beiden Wagen nach dem Süden. Die Sammlungen wurden geordnet, gepackt, und alle Objecte, die durch Nässe leiden konnten, in verlötheten Kisten untergebracht.

Ich übergab Mr. Tom Meintjes das Commando über die nach Süden abzuschickende Karawane, gab ihm Empfehlungsbriefe und verzeichnete ihm genau alles, was er in den einzelnen Orten, die er auf der Rückreise zu passiren hatte, zu thun hätte. Zu gleicher Zeit sandte ich Briefe mit einem Kutscher des Herrn Coillard, der mit einem leeren Wagen nach Pretoria, der Hauptstadt der Transvaal ging, um Waaren zu holen, der also viel rascher reiste, an befreundete Personen jener Orte, damit diese, über meine Absichten informirt, Mr. Tom Meintjes an die Hand gehen könnten. Damit sich aber T. Meintjes nichts zu Schulden kommen ließe, berief ich meine sämmtlichen Diener und auch den mit Mr. Tom nach dem Süden zurückkehrenden Harry Meintjes und las ihnen allen jene Aufzeichnungen und Verhaltungsmaßregeln für ihn vor. Er erklärte sich bereit, alles nach meinen Vorschriften auszuführen. Die wichtigste dieser Maßregeln möge hier folgen. — Da die Wagen im Süden einen bedeutend geringeren Werth hatten, als in Schoschong, so sollte ein Wagen in Schoschong um den dort sehr billigen Preis von 120 L. St., der andere an Herrn Jensen um 70 L. St. in Geld oder in Zugthieren verkauft werden. Wie ich später erfuhr, hatten sich für diese Preise schnell Käufer für die Wagen gemeldet. Von Schoschong sollte bis Linokana um den üblichen Preis von zehn Pfund Sterling ein Wagen, von Linokana bis Kimberley (der nächsten Eisenbahnstation) zwei Wagen für den gleichen Betrag per Wagen gemiethet werden.

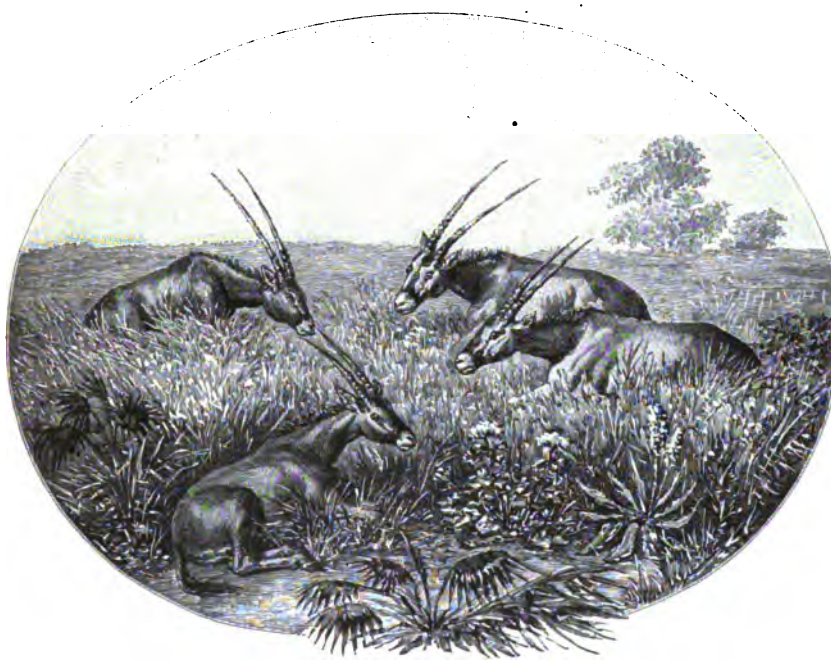
Auf diese Weise wollte ich eine sehr rasche und billige Reise erzielen, und dies umsomehr, als Tom und Harry, beide noch unwohl, sobald wie

möglich den gesunden Süden erreichen sollten. Meine Zugthiere aber sollten, um eben in einem guten Zustande nach dem Süden zu kommen und als solche dann einen guten Preis holen, die Wagen in kurzen Märschen nur bis Linokana bringen, von da bis nach Kimberley frei getrieben werden, dann einige Zeit bei Freund Combrink am Vaalflusse auf der guten Weide belassen und an einem passenden Tage nach Kimberley auf den Markt gebracht werden.

Alle für die Nord-Zambesireise unbrauchbaren Sachen, viele der in Südafrika so werthvollen, jedoch von mir selten gebrauchten Medicamente, Waffen, Kleider, vortreffliche Stiefel, sollten je nach Gelegenheit verkauft werden. An Käufer war keine Noth, da man sich schon auf unserer Hinreise auf viele der Sachen förmlich abonnirt hatte. Ja, um die Wagen weniger zu belasten und den Führern ihre Mühe zu erleichtern, gab ich noch dem Schoschonger Elfenbeinhändler, Mr. Fry, eine Anzahl von Kisten mit, wofür ich ihm über 20 L. St. zu zahlen hatte. Kurz vor Abgang der Wagen entschloß ich mich, später auch noch den schwerstkranken meiner weißen Diener, Haluschka, nach dem Süden und der Heimat zurückzusenden. Der Chininmangel bewog mich in erster Linie zu diesem Schritte, ich wollte nicht noch einen meiner weißen Begleiter hier am Zambesi am Sumpffieber verlieren. Haluschka sollte, als ziemlich eingeschult, die Aufsicht über die Sammlungen, die von mir nach Hause gesendet wurden, übernehmen. Der Gehalt dieses Dieners und die Auslagen seiner Rückreise, den Lohn für Harry, sowie Zahlungen an Rev. Jensen und Herrn Poppe, sollte Tom Meintjes aus dem Erlöse der ihm übergebenen Fahrmittel und anderer Utensilien bestreiten. Bei einem Minimalerlöse und bei Erfüllung aller dieser Verpflichtungen mußten mindestens 1200 fl. übrigbleiben, welche bei meinem Freunde Poppe deponirt werden sollten, um uns, wenn wir nach der Ost- oder Westküste kommen würden, dahin nachgesendet zu werden.

Diesen Betrag mehrte ich noch durch 500 Pfund Elfenbein, das ich durch den Verkauf meines Pontons und anderer Sachen von Westbech erhielt. Der Erlös für dieses in Capstadt zu verkaufende Elfenbein sollte für die Fracht der heimzusendenden Sammlungen verwendet werden.

Zum Verkauf des Pontons aber sah ich mich gezwungen, da meine zukünftigen Träger, die Maschupia und Matoka, erklärt hatten, daß sie auf den engen Pfaden im dichten Walde unter keiner Bedingung das eiserne Boot tragen wollten. Wir trennten uns nur sehr ungern von unserem guten Boote, das der Herr Hauptmann Glaß des k. k. Pionnier-Zeugsdepots in Klosterneuburg »Holub« getauft hatte. Hatte uns doch dieses,



Ruhende Gemsbockantilopen auf der Gaschuma-Lichtung.

in der Werkstätte des k. k. Depots gefertigte Geschenk, in der That ausgezeichnete und mannigfache Dienste geleistet. Auf der Reise diente es mit seinen drei eisernen Kammern als Behälter für den Schießbedarf und verschiedene andere ähnliche Objecte, die wir nicht leicht auf die anderen Wagen unterzubringen vermochten, ferner eignete es sich vorzüglich als Fleischkammer für frisch geschlagene Schlachtthiere oder für das während des Marsches erlegte Wild, das sonst, wenn auf den übrigen Wagen aufgehangen, sich abgewetzt und auch meine Waaren mit Blut besudelt hätte. Am

Limpopoſtrome ſtellte es die Fähre her und ermöglichte Ausflüge ſtromauf- und abwärts; während des Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka diente es als Receptaculum für präparirte Vogelbälge, Inſecten ꝛc., bevor dieſe noch vollkommen getrocknet, bei Seite gelegt werden konnten. Den größten Dienſt erwies es mir jedoch, wie ich ſpäter noch berichten werde, bei dem Ueberſchreiten des Zambeſi und nach der Rückkehr von der Nord-Zambeſi-reiſe. Wie ein echter treuer Freund, der uns immer nur Gutes erwieſen und der beim Scheiden ſeine Güte noch mit einem letzten Liebesdienſte krönt, ſo hatte mir auch dieſes Ponton noch beim Scheiden, das heißt durch ſeinen Verkauf die Frachtſpeſen der am Zambeſi gewonnenen und in 27 großen Kiſten verpackten Sammlungen geſichert.

Der Geſundheitszuſtand meiner Leute war ein ſehr ſchwankender. Gleich nach unſerer Ankunft in Panda-ma-Tenka nahm Leeb's Befinden, welches ſich ſchon im Leſchumothale verſchlimmert hatte, durch Auftreten von Diphtheritis eine ſo bedenkliche Wendung, daß dieſer arme Genoſſe drei Wochen lang zwiſchen Leben und Tod ſchwebte und ich bereits jede Hoffnung auf ſeine Wiedergeneſung aufgegeben hatte. Nach ſeiner Rückkehr von der Klamaklenjana-Reiſe verſchlimmerte ſich auch Karls Zuſtand, um ſich jedoch ſchon nach wenigen Tagen wieder zu beſſern, ebenſo raſch erholte ſich Oswald, dafür traten bei Haluſchka Anzeichen einer Nierenentartung auf, welche leider auch bald allgemeine hydropiſche Erſcheinungen zur Folge hatte und mich mit berechtigter Beſorgniß erfüllten.

Eben um dieſe Zeit wurden wir durch einen Brief Rev. Coillard's, der eben aus der Barotſe, vom König Luanika nach Scheſcheke zuückgekommen war, angenehm überraſcht. Ich hatte ſchon ſo viel über dieſen energiſchen Mann vernommen, hatte Schöpfungen ſeiner unermüdlichen Ausdauer bewundern gelernt, und freute mich ſchon herzlich darauf, ihn perſönlich kennen zu lernen. Er gewann im Sturme unſere vollſten Sympathien. Die Achtung, welche wir Rev. Coillard entgegenbrachten, mußten wir auch ſeinem jungen Verwandten, dem ſtrebſamen Miſſionär zu Scheſcheke, ſowie deſſen lieber und zuvorkommenden jungen Frau zollen, die mit ihm das mühevolle Los theilt, ein »Miſſionär und Verbreiter der Humanität unter den Marutſe« zu ſein.

Während unseres Aufenthaltes im Leschumothale war der tüchtige Elephantenjäger August von Schoschong, wohin er Pater Booms Wagen getrieben hatte, zurückgekehrt; zu aller Verwunderung kam er mit seiner Gattin, die, wie schon erwähnt, ihm entflohen war und sich in Schoschong niedergelassen hatte, in vollster Harmonie herangezogen. Die Beiden hatten, nur von einigen Nahrungsträgern begleitet, die Riesenstrecke in etwas mehr denn 14 Tagen zu Fuß zurückgelegt.

Den größten Theil unserer Thätigkeit während jener Tage nahm die Ausrüstung für die Nord-Zambesireise in Anspruch. Von da an stützte sich die Expedition auf die »Träger«. In Folge dieses Umstandes mußte auch das äußere Ansehen und das ganze Arrangement der Oesterreichisch-ungarischen Expedition den central-afrikanischen Charakter annehmen. Vor allem mußten unsere Habseligkeiten aus den Kisten wandern und sich in kleine tragbare Packete auflösen.

Nachdem ich von Makumba über die Leistungsfähigkeit seiner Träger Erkundigungen eingezogen und mich auch sonst mit Blockley berathen, befaßten wir uns mit dem Herstellen der Trägerpackete. Diese durften nicht vollkommen 30 Kilo schwer sein; sie mußten je nach dem Objecte entweder ein 1 Meter langes Packet (4 Kattunstücke) oder einen mit Kleidern gefüllten Sack, oder zwei an einem Tragstocke vorne und hinten hängende Kistchen, so die Patronencassetten, bilden. Jene Objecte, welche ich für die Reise unter den nächsten Matokastämmen nöthig hatte, wurden besonders bezeichnet, ebenso jene für die wilden Maschukulumbestämme und jene für die Eingeborenen am Tanganjikasee. Die werthvollsten Tauschgegenstände wurden in doppelte Säcke eingenäht. Es waren dies die schönsten Decken, bunte Teppiche, große Vorarlberger Umschlagtücher und buntgestickte Schmidt'sche Wolltücher, große bunte Glasperlen, echte Feze, Reif'sche Bijouterieartikel und jene bekannten schönen Pforzheimer Theaterschmuckgegenstände, nebstdem einige Exemplare des Korans. — Diese den Mohamedanern heiligen Bücher waren für die Aequatorialgegenden bestimmt, falls wir sie erreichen würden, wo sie von hohem Werthe gewesen wären, ja wahre Lebensretter im Nothfalle werden konnten.

Geschenke für Häuptlinge bildeten Gewänder, Decken, Bajonette, Hüte, große Prachtdecken, farbige Frauenkleider, Wäsche, Musikinstrumente, Theaterschmucksachen, Glasgefäße ꝛc. ꝛc.

Die Gesammtausrüstung machte 90 Packete aus und repräsentirte sammt unseren Instrumenten noch immer einen Werth von 20.000 Gulden.

Es erscheint mir unerläßlich, bevor ich weiter meine Reiseerlebnisse ausspinne, dem Leser einiges über die am centralen Zambesi herrschenden Handelsusancen zu erzählen.

Der Reisende in Europa, der mit wohlgefüllter Geldtasche sein Haus verläßt, der mit einem mehr oder minder tiefen Griff in diese Tasche jeden seiner Reisewünsche erfüllt und jede Schwierigkeit überwindet, er mag sich in seiner beneidenswerthen Lage wohl kaum eine richtige Vorstellung von der Beschaffenheit der Reisemittel machen, mit denen sich der Forscher in den uncivilisirten Gebieten des dunklen Erdtheils jeden Schritt und jeden Bedarf seines Lebens zu erkaufen hat.

Wenn die kommenden Jahre die Einwanderung nach diesen Gegenden in Zug bringen werden, dann wird sie wohl auch bei den Schwarzen am Zambesi das Verständniß für den Werth des Geldes erwecken, vielleicht schneller, als es Jenen lieb sein wird, welche sich dereinst am centralen Zambesi mit der Aufdeckung und der Gewinnung exportfähiger Landesproducte befassen werden. — Zu meiner Zeit aber war für den Zambesi-Schwarzen das Geld noch ein mystischer Begriff.

Einen Erfolg, der jedoch für den reisenden Forscher kein sehr willkommener ist, hat die Civilisation am Zambesi allerdings schon errungen. Ganz trefflich verstehen sich die Schwarzen bereits auf das Schrauben der Preise und die Unverfrorenheit, mit welcher sie von jedem neuen Reisenden für ihre Leistungen und Producte größere Mengen von gleichen Tauschartikeln verlangen, als von seinen Vorgängern, ist staunenswerth. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste — wenn nicht auch der Geschmack der Schwarzen in Bezug auf die Tauschartikel der wechselnden »Mode« unterworfen wäre.

So hatte seit meinem letzten Besuche am Zambesi die »Münze« gewechselt, leider, ohne daß ich darum wissen konnte. Es waren inzwischen

Gewehre und Munition, diese bedenklichsten Civilisationsmittel, die man den Schwarzen in die Hände geben kann, leider die beliebtesten Tauschartikel geworden. Das Gewehr macht den Neger persönlich feige und für die Europäer gefährlich, es trägt zur Hebung seiner Cultur gar nichts bei. Es liegen hiefür auch schon die traurigsten Beispiele vor, so für Südafrika der letzte Basutokrieg mit seinen unerhörten Metzeleien, die nur auf die Wirkung dieser Schußwaffen, nicht etwa auf die Kampfwuth der Schwarzen zurückzuführen sind. — Der Besitz des Pulvers hat die Schwarzen bereits so feige gemacht, daß sie es nicht mehr wagen, die riesigen Bewohner der Schilfrohrdickichte und Urwälder, das Flußpferd und den Elephanten, wie in früheren Zeiten mit dem Wurfspeere anzugreifen. Für Pulver und Blei ist ihnen Alles feil. Mit einer Muskete, einem halben Kilo Pulver, zwei Kilo Blei und 100 Zündhütchen bezahlt der Europäer seinen farbigen Diener für eine zweijährige Dienstzeit. Gewehre bilden das einzige Geschenk, welches wir mit sicherer Hoffnung auf Erfolg den schwarzen Potentaten bieten können, und vielleicht noch Pferde, welche die hier grassirende endemische Pneumonie bereits überstanden haben und dadurch immun geworden sind. Diese beiden Dinge haben Goldwerth, während Kattun, Kupfer- und Messingdraht, farbige Glasperlen, wollene Decken und bunte Tuchanzüge im Tauschhandel nur noch dem Werthbegriffe unseres Silbers entsprechen. Eines Gegentauschartikels muß ich aber noch erwähnen, der von den Schwarzen je nach Gelegenheit und »Güte« im Werthe von Gold oder Silber zur Verwendung kommt — Knaben im Alter von zwei bis achtzehn Jahren. Ueber diese gräßliche Thatsache enthält mein ethnologisches Tagebuch Aufzeichnungen von haarsträubenden Beispielen, die ich bei gelegener Zeit zur Veröffentlichung bringen werde.

Mir selbst wurden zu dutzendmalen, besonders häufig im Gebiet der Riverstämme, lebende Knaben zum Kaufe angeboten. Gab ich dem Verkäufer eine abschlägige Antwort, so begann er über die Sorgen und Beschwerden zu jammern, die ihm das Kind bereite; es wäre ihm eine Last, und wenn er es nicht verkaufen könnte, müßte er es erwürgen oder mit dem Kiri tödten. All dieses Gejammer ist natürlich Schwindel und Lüge, denn so oft ich solch einem Verkäufer anbot, das Kind umsonst in Pflege

zu nehmen, wollte er nichts davon wissen — und das arme Geschöpf wurde eben von ihm in der Eigenschaft weiter benützt, in der es ihm bisher gedient, als erbarmungswürdiges Lastthier.

Wenn die Matoka vom Victoriafalle Getreide hierher nach Panda-ma-Tenka bringen, sieht man bei jedem Zuge mehrere solcher Knaben, welche keinen Käufer fanden, mit verkümmerten Gestalten, verkrüppelten Füßen, zerschundenen, unförmigen Köpfen, hängenden Schultern und dürren, langen Armen, durchwegs Spuren der schweren Lasten zeigend, die sie seit Jahren bei ihren schwachen Kräften schleppen und tragen mußten. Ist ein Knabe gesund und gut bei Leibe, so fordert man für ihn eine oder zwei Musketen mit Munition. Jene wohlbekannte Gesellschaft in London, welche mit mikroskopischer Genauigkeit Alles untersucht, was beim Verkehr zwischen dem Europäer und den Farbigen möglicherweise zum moralischen Nachtheil des ersteren gedeutet werden könnte, möge doch auch einmal diesem Gebahren der Farbigen untereinander die gebührende Beachtung schenken.

Die Gewehre, welche hier in Tauschhandel kommen, sind ausschließlich Vorderlader, Musketen, alte Soldatenwaffen und billige Elephantengewehre, welche vier- bis achtlöthige Kugeln schießen. Nach den Gewehren sind Wolldecken der beliebteste Tauschartikel. Eine Decke hat den Werth von vier Ziegen oder zwei Schafen, oder wird als Lohn für viermonatliche Dienstzeit gegeben. Für einen Monat Dienstzeit entschädigt man den Diener durch ein zwei Meter langes Kattunstück. Vier Spannen Messingdraht verschaffen mir eine der hiesigen Ziegen, welche die kleinste Ziege der Erde ist, ein allerliebstes Thierchen, dem es in späteren Jahren vielleicht noch bevorsteht, von zarter Kinderhand am seidenen Bändchen als ein sweet little pet geleitet zu werden.

Der im kleinen Handel gangbarste Tauschartikel ist der Kattun, bunt und einfärbig. Ein zwei Meter langes Stück solchen Stoffes, welches von den Männern als Schurz getragen wird, führt den Namen »Sitsipha«. Ich erhalte dafür 20 bis 30 Kilo Mais oder 20—25 Liter jenes schmutzig braunen breidicken Bieres, »Butschuala« genannt, welches aus einer Hirse Namens »Mabele« bereitet wird.

Den Werth der Kupfermünze repräsentirt die große, bunte Glasperle, welche den Namen »Siphaga« führt. Je nach »Mode« und Laune wird sie gesucht oder verschmäht. Der Glanz der Siphaga erschließt dem liebeschmachtenden, schwarzen Jünglinge das Herz der Erkorenen; was für unsere jungen Damen der Pfeil Amors bedeutet, das bedeutet die Siphaga für die Schönen am Zambesi. Häufig wechselt der Geschmack für Form und Farbe dieser Perlen, welche in ganz unglaublichen Zusammenstellungen und auf die merkwürdigste Art getragen werden.

Als weitere Tauschartikel gelten einfache Taschenmesser und offene Matrosenmesser, Scheren, Nadeln und Zwirn, Maultrommeln, Mundharmonikas, Kettchen aus Eisen- und Messingdraht, Blechbecher, grobe Seife, Ledertäschchen, Kugeltaschen ꝛc., ferner auch Salz, Kaffee, Zucker, Zündhölzchen und leere Patronenhülsen.

Ich machte den Versuch, bei den schwarzen Schönen eine neue Mode einzubürgern, und brachte zu diesem Zwecke circa 800 bunte Frauenröckchen mit hieher, von denen ich mir große Wirkung versprach. Mein Versuch fand aber nur geringen Anklang, und so mußte ich diese Kleider zu Schürzen für die Männer zerschneiden. Mir selbst brachte übrigens das Mißlingen dieses Versuches großen Vortheil. Ich habe dadurch die Stückzahl des Tauschartikels verdreifacht und durch Wochen meine sämmtlichen Auslagen mit diesen zerschnittenen »Roben« bestritten.

Noch vor dreißig Jahren ging der Gesammthandel aus dem Marutsereiche und dessen nördlichen und westlichen Nachbarstaaten nach dem Westen — nach den portugiesischen Factoreien von Mossamedes und Benguela. Nur die Maschukulumbe sandten ihr Elfenbein an die Grenze und handelten hier, wie die östlichen Nachbarn mit den von der Zambesi-Mündung heraufkommenden Portugiesen, respective den Mambari, welche sogar bis in die Matokaprovinzen des Marutsereiches vordrangen. Vor nahezu zwanzig Jahren rissen englische Händler vom Süden her bis auf einen verschwindenden Bruchtheil den Elfenbeinhandel des Marutse-Mabundareiches an sich, um ihn nach und nach bis auf die Hälfte wieder einzubüßen. Die andere Hälfte ging zum größten Theile (etwa ein Viertel) an die Portugiesen über, d. h. an Mambari und echte Portugiesen, die von den obgenannten

zu nehmen, wollte er nichts davon wissen — und das
wurde eben von ihm in der Eigenschaft weiter benützt, in
her gedient, als erbarmungswürdiges Lastthier.

Wenn die Matoka vom Victoriafalle Getreid
ma Tenka bringen, sieht man bei jedem Zuge
welche keinen Käufer fanden, mit verkümmert
Füßen, zerschundenen, unförmigen Köpfen, hä
langen Armen, durchwegs Spuren der sch
Jahren bei ihren schwachen Kräften schle
Knabe gesund und gut bei Leibe, so
Musketen mit Munition. Jene wohl
mit mikroskopischer Genauigkeit A
dem Europäer und den Farbi
theil des ersteren gedeutet we
Gebahren der Farbigen ur

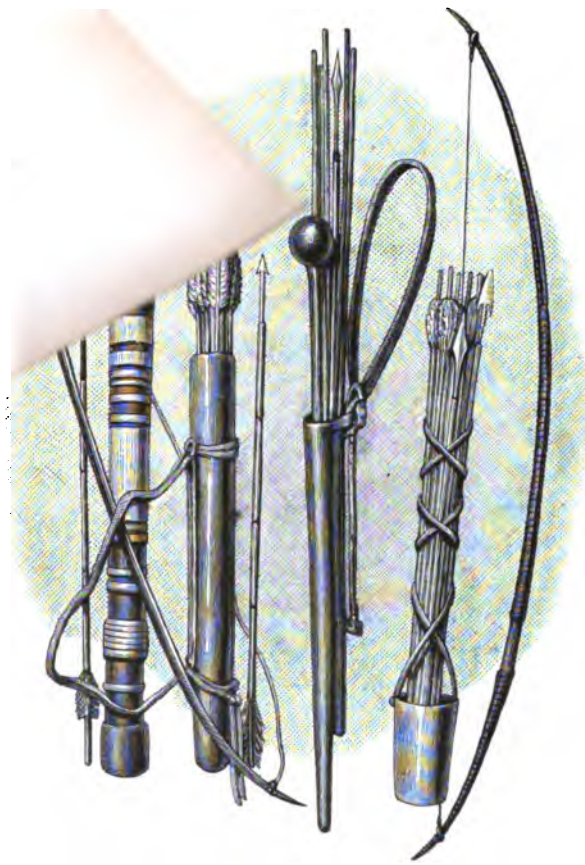
Die Gewehre, we
lich Vorderlader, Mu
gewehre, welche vie
sind Wolldecken
von vier Ziege
liche Dienst
Diener da
draht ve
der E
leich

...er
...chlug, be-
...auf der persön-
...ative Sepopo's, der die
Süden kommenden englischen
Waaren für die besten hielt, und
auf der Verlegung seiner Residenz
von der Barotse nach Scheschele. Mit
dem Tode Sepopo's vollzog sich der
letzte Umschwung, nach welchem sich
die größere Hälfte der Exportartikel
dem Westen und Osten wieder zu-
wandte, namentlich weil Sepopo's
Nachfolger ihre Residenzen wieder
in dem westlichen Theile des Reiches
in der bekannten Barotse aufgeschlagen
hatten.

[illegible]

	Percent im Werthe der Exportartikel
...hafe ꝛc.	5·0
...de	8·5
. . . . .	0·25

1 2 3 4



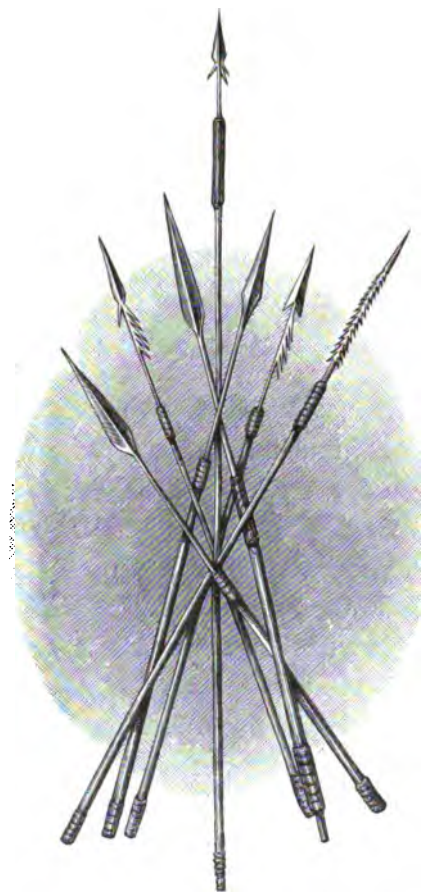
...eines ...-Reiters.

... Bogen der Mankoja (nördlich von den Maschukulumbe).

Bogen, Pfeile und Köcher.

	Percent im Werthe der Exportatikel
Industrieartikel	0·5
Leoparden- und Löwenfelle	4·0
Otter- und andere Felle	0·2
Antilopenhörner ꝛc. als Rest.	

Factoreien von der Oſt- und Weſtküſte kamen. Im Oſten monopoliſirte zu meiner Zeit ein gewiſſer Senhor R. M., der auf einer Inſel an der Kafwemündung ſein Lager aufgeſchlagen hatte, dieſen Handel allein. Der Reſt ging in holländiſche, deutſche und engliſche Hände über, welche von der Walfiſchbucht her ihre Waaren beziehen, hiebei haben ſich namentlich die Firmen Mc. Donald und die Gebrüder Lorenz Namen von Bedeutung geſchaffen.



Marutſe Stoß- und Wurfſpeere.

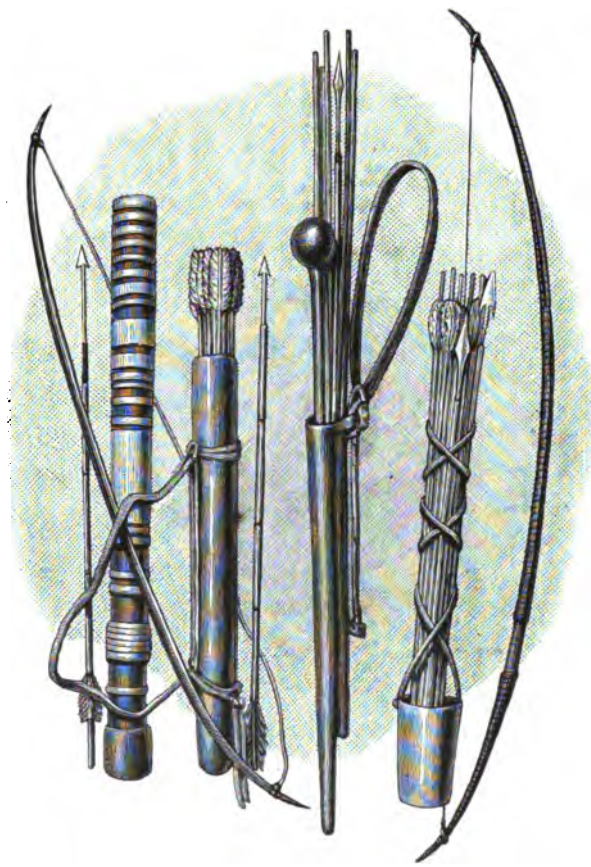
Die Urſache, daß ſeinerzeit der Außenhandel plötzlich umſchlug, beruhte einerſeits auf der perſönlichen Initiative Sepopo's, der die vom Süden kommenden engliſchen Waaren für die beſten hielt, und auf der Verlegung ſeiner Reſidenz von der Barotſe nach Scheſcheke. Mit dem Tode Sepopo's vollzog ſich der letzte Umſchwung, nach welchem ſich die größere Hälfte der Exportartikel dem Weſten und Oſten wieder zuwandte, namentlich weil Sepopo's Nachfolger ihre Reſidenzen wieder in dem weſtlichen Theile des Reiches, in der bekannten Barotſe, aufgeſchlagen hatten.

Die Exportartikel des Marutſereiches nach dem Süden umfaſſen heutzutage im fallenden Percentverhältniſſe:

	Percent im Werthe der Exportartikel
Elfenbein	70·0
Ziegen	7·0

	Percent im Werthe der Exportartikel
Schafe ꝛc.	5·0
Getreide	8·5
Tabak	0·25

1 2 3 4



1 Maschoabogen.

2 Buschmannbogen, 200 Jahre alt.

3 Ausrüstung (Speer und Kiri im Köcher) eines Basuto-Reiters.

4 Bogen der Mankoja (nördlich von den Maschukulumbe).

Bogen, Pfeile und Köcher.

	Percent im Werthe der Exportatikel
Industrieartikel	0·5
Leoparden- und Löwenfelle	4·0
Otter- und andere Felle	0·2
Antilopenhörner ꝛc. als Rest.	

Sowohl der Import, als der Exporthandel am Zambesi waren zur Zeit meines zweiten Aufenthaltes, verglichen mit früher, ruinirt. Für den Importeur war es verderblich, daß zugleich mit Luanika, als dieser von Mattau getrieben die Barotse verließ, einige Häuptlinge aus dem Reiche, diese jedoch bis nach Schoschong flohen, wo sie von Khama freundlich aufgenommen wurden. Hier nahmen sie Einsicht in den Tauschhandel und brachten in ihre Heimat die Kenntniß der Schoschonger Preise. — Nun hielten sich die Schwarzen am Zambesi auf einmal für übervortheilt und wollten für europäische Artikel nicht mehr zahlen, als die Leute in Schoschong gäben. Der Eingeborene am centralen Zambesi, der selbst, nur auf eine Vergütung von zwei Meter Kattun hin eine schwere Last 70 bis 100 Kilometer weit trägt, will oder kann es nicht begreifen, daß der schwierige Transport auf 36 Tage hin und per Achse zu Stande gebracht, eine nennenswerthe Mehrauslage verursachen muß.

Den Exporthandel schmälert vor allem die rapide Abnahme der Elephanten, bei deren Verfolgung von keiner Jagdschonung die Rede war, sondern die man mit aller Macht vollkommen auszurotten suchte. In den letzten Jahren war es Westbech allein, der Elfenbein vom centralen Zambesi exportirte. Dieses Elfenbein stammte kaum der Hälfte nach von Jägern der eingeborenen Marutse; der größere Theil vielmehr von den zu Panda-ma-Tenka und im Leschumothale lebenden Mischlingsjägern, welche die kostbaren Zähne zumeist auf ihren Nord-Zambesijagden erbeuteten. Diese Mischlinge standen in einem besonderen Verhältnisse zu Westbech: Sie jagten auf beiden Ufern in dem nördlichen, Westbech von Luanika, und in den südlichen ihm von dem Könige der westlichen Bamangwato (am N'Gami-See residirend) und vom Matabeleherrscher angewiesenen Jagdgebieten. Westbech zahlte die schwarzen Diener, derer sie beim Jagen bedurften, und gab ihnen auch die Hälfte des nöthigen Schießbedarfes, dafür theilten sie die Beute. Bis auf August und den alten van de Berg, welche gute Erfolge auf der Jagd aufzuweisen hatten und sich auch in ihren Ausgaben zu beschränken wußten, waren die übrigen Trapper bei Westbech stark verschuldet. Bei diesem Vertrage gaben die Mischlinge ihre Arbeit und Fertigkeit, Westbech die Jagdgründe, respective das Wild

und das zur Jagd nöthige Materiale. Die genannten Bedingungen, unter welchen diese Mischlinge für Westbech jagten, waren für dieselben die denkbarst günstigsten, und zeigten von Westbech's wohlwollender Gesinnung. Leider waren wir während unseres Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka Zeugen davon, wie dieses freundschaftliche Verhältniß zwischen Herr und Diener durch die Dazwischenkunft und das Zuthun einer dritten Person nahezu vollkommen gestört wurde.

Derselbe Mann, dem ich den zweiten unglücklichen Zug nach dem Klamaklenjana-Lager zu danken habe, hatte Westbech auch zu härteren Maßregeln gegenüber den Elephantenjägern überredet. Mir liegt nun ein Brief von Mr. Westbech de dato April 1888 vor, in welchem er mir anzeigt, daß er endlich diesen Charakter, der drei Jahre lang sein Vertrauen mißbrauchte, erkannt und ihm die Rückkehr nach dem Zambesi verboten habe. Wohl hatten auch die Mischlinge ihre Fehler, doch Westbech mischte sich nie in ihre Familienangelegenheiten, und so war immer das Einvernehmen zwischen beiden Parteien ein gutes gewesen.

Es wäre wohl nicht ohne Interesse für den Leser, so manchen Schleier zu lüften, der das Privatleben dieser »Furchtlosen der Wildniß« deckt, allein es ist möglich, daß ich noch einmal jene Gegenden aufsuchen werde, und so muß ich eine gewisse Rücksicht walten lassen; auch ist mir so manche gute That derselben Menschen nur zu wohl in der Erinnerung geblieben, so daß auch ein Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit seine Rechte fordert.

Die Stille, welche sonst auf der Station herrschte, sollte plötzlich in so unangenehmer Weise unterbrochen werden, daß wir die Tage zählten, bis wir Panda-ma-Tenka, die Stätte, in der uns ohnehin so viel kummervolle Stunden beschieden waren, verlassen konnten.

Wir hörten, daß Freund Westbech auf der Rückkehr begriffen, schon das Leschumothal passirt habe und am nächsten Tage eintreffen würde; doch diese Freude ward durch eine zweite Nachricht getrübt, nämlich die, daß er von Lytia, dem Königssohne, und einem großen Troße der Marutse, der lüderlichsten Gesellschaft des Marutsehofes, begleitet wäre.

Wir fürchteten diesen Besuch aus zwei Gründen: Erstens wußte ich nur zu gut, daß wir, weil im Begriffe, eine Reise in ihrem Gebiete

anzutreten, von ihnen auf alle mögliche Weise angepumpt werden würden; zweitens wußte ich, daß die Leute, an ein wüstes Treiben gewöhnt, bei Tage unsere Arbeiten, bei Nacht aber meinen schwerkranken Genossen durch ihre Orgien die nöthige Nachtruhe stören würden.

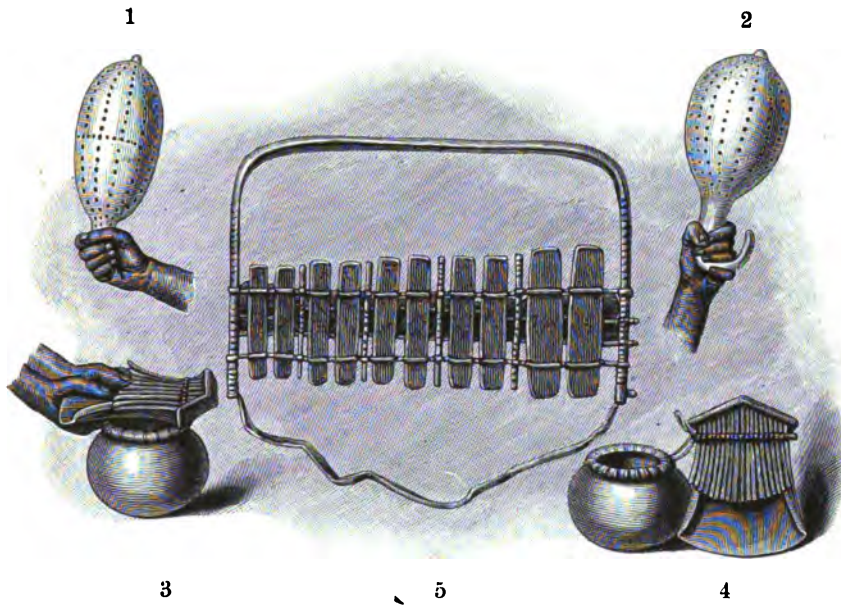
Unsere Befürchtungen fanden in der Folge auch ihre vollste Bestätigung. Mr. Westbech kam zurück, mit ihm die angesagte Begleitung, und zwei Unterhäuptlinge, welche speciell zu mir von Luanika mit seiner Botschaft gesandt worden waren. In Lytias, des Erbprinzen Gefolge, fand sich der Sohn des ersten Nachfolgers Sepopo's, des von Luanika's Anhang vertriebenen und später meuchlings ermordeten heldenmüthigen Königs N'Wana-Wena, ferner ein Hofmeister, einige Unterhäuptlinge und zwei Mädchen von 12 und 14 Jahren. Die beiden Prinzen fuhren auf Westbech's Ochsenwagen, während der Troß langsam im Gänsemarsch nachfolgte und alle möglichen Lagerutensilien, als Binsenmatten, hölzerne Kopfkissen, hölzerne Stühlchen, Holzschüsseln, irdene Kochtöpfe, riesige Löffel, Aexte, Hauen 2c., auch eine vollständige Ausrüstung in Gewehren, Speeren, Schlachtbeilen, Knotenstöcken bestehend, mitschleppte. Auch fehlten nicht Körbe, gefüllt mit Cerealien, und riesige Kürbisgefäße mit dem unvermeidlichen Butschualabier, das die Frauen Mambovas dem Königssohn gespendet hatten.

Da Westbech Lytia und seinen Troß nicht in den Rundhütten unterbringen konnte, mußte ich zwei der Kämmerchen aus dem Zellenhäuschen räumen, die einigen meiner Leute als Wohnräume und uns theilweise auch als Speicher dienten. — So wurden die ärgsten aus der Truppe unsere unmittelbaren Anwohner, und das ekelhafte Treiben begann gleich in der ersten Nacht.

Es dauerte nicht lange und die schwarzen Diener der Mischlinge und alle die Buben, welche Panda-ma-Tenka aufzuweisen hatte, nahmen an diesem Treiben regen Antheil, das dann und wann eine Intervention meinerseits nöthig machte, so unangenehm selbe mir auch wurde, da ich sicher war, daß sich später Lytia bei der Anwerbung der Zambesiträger dafür rächen würde. Die Matoka vom Victoria-Katarakte, die Maschupia von Gazungula, Mambova und Scheschеke, doch zum guten Theile auch

Mr. Weſtbech, mußten die Beköſtigung der Truppe und auch das nöthige Butſchuala beſorgen.

Kamen Makalaka von Wanke an, oder Stämme von den Nord-gegenden, die, Lytia's Beſuch nicht ahnend, Getreide und Ziegen zum Austauſch brachten, ſo mußten ſie einen guten Theil in den Händen der Marutſe belaſſen und als Geſchenke verabfolgen.



Muſikinſtrumente der Stämme am centralen Zambeſi.

1 und 2 Mit Körnern gefüllte Lärmkalebaſſen der ſüdlichen Matoka.
3 und 4 Silymba der Marutſe.
5 Kalebaßpiano der Marutſe.

Am Tage beſchäftigte man ſich in der Regel mit Beſuchen, und mit Trinkgelagen in den Zwiſchenzeiten, während denen wir auf unſer Hab und Gut wohl Acht haben mußten, nicht vielleicht, daß ſich Lytia perſönlich an etwas vergriff, wenn auch Betteln eine ſeiner Haupttugenden bildete, allein ſein Troß griff zu, wo ſich eine Gelegenheit bot! Der Beſte noch von der Truppe war der alte Hofmeiſter, ohne den es wohl zu heftigen Reibungen zwiſchen uns und jener iſolirten Schaar gekommen wäre.

Am Abend aber begann das eigentliche geräuschvolle Leben, und zwar dicht bei meiner Arbeitskammer und unserer Schlummerstätte.

Mit Biergelage einhergehende Cancantänze und weitere widerliche Orgien spielten sich auf dem freien Platze zwischen unseren Wohnungen und den Gehöften der Mischlinge ab, die uns mit ihrem Lärm die wenigen Stunden Schlaf raubten, so uns da noch von dem Malariafieber gegönnt worden waren.

Als die Sache zu weit ging, mußte sich Westbech ins Mittel legen und konnte es auch, wenigstens mit Rücksicht auf jene abscheulichen Tänze, da Luanika seinem Söhnchen eben diese Tänze verboten hatte. Der lüsterne Junge, dessen Umgebung ihn zu allem Schlechten noch reizte, ließ sich durch diese Vorstellungen nicht im geringsten in seinem Treiben incommodiren; erst als man ihm mit der Klage bei Luanika, dem Vater drohte, hörten diese eklen Tänze auf und man substituirte dafür andere, weniger ärgernißerregende, obscöne, allein mit einem umso größeren Lärmen verbunden, da um die Tanzenden Castagnettenschläger und Sänger eng postirt waren. Unsere Ruhestunden waren nicht beneidenswerth. War es ein Wunder, daß wir oft am hellichten Tage, mitten in der Arbeit einschliefen? In dem mehr Anstößigen ihrer Sitten und Gebräuche, soweit sich selbe nicht am Tage und vor unserer Wohnung abspielten, hatten wir kein Recht zu interveniren, allein da, wo mit solchen Gebräuchen Grausamkeiten verbunden waren, ermahnte ich freundlichst, bald in der, bald in jener Weise, bis endlich, wie ich es vorausgesehen, die Meinungsverschiedenheiten zu einem offenen Conflicte führten, und da es Westbech nicht auf sich nehmen wollte, ich in dieser Hinsicht dem Königssohne das Handwerk legte. Ueberaus grausam war die Manier, mit deren man die von den Besuchern überbrachten Ziegen, Schafe und Hühner tödtete. Wohl wählte man sich stets Momente, wenn man mich nicht daheim wußte, aber mit Schaudern berichteten mir die Meinen, was sie gesehen und was sie mit Recht so empört hatte.

Eines Tages kamen Makalaka von Wanke mit einer tüchtigen Heerde der kleinen Ziegen nach Panda-ma-Tenka, um sie an Westbech gegen Schießbedarf, Glasperlen, Kattun und Messingdraht auszutauschen. — Auch sie hatten nichts von der Anwesenheit ihrer Bedrücker gehört und

fielen so buchstäblich in die Falle hinein. — Jeder Verkäufer — es waren ziemlich viele — mußte mindestens eine Ziege als Geschenk darbringen und die Marutse, die zu faul waren — und mit Rücksicht auf die Matabele zu feige — um auf die Jagd zu gehen, freuten sich, so billig zu Fleischnahrung gekommen zu sein. Man wähnte mich an jenem Morgen nicht daheim und so wurden rasch hinter meinem Hause einige der kleinen Zwergziegen an ein Bäumchen gebunden, und ich höre plötzlich in meiner Arbeit ein lautes, lärmendes Gejohle aus vielen Kehlen, und dazwischen das Schmerzensgeblöke von Ziegen. Vermuthend, daß sich nun solch eine grausame Scene abspiele, stürzte ich hinaus und stand bald vor den lärmenden Haufen. Mitten darunter Lytia, der mit einem kleinen Schlachtbeile auf die Ziegen loshaut, absichtlich den Kopf vermeidend, um ihnen jenes eigenthümliche Blöken der Todesangst länger abzuzwingen. Es klang etwa wie: »Maue, Maue!« Ich sprang dazwischen, »Maschwe, Maschwe, Morena« rief ich dem Buben zu, »Ha-phaci a Marutse, phaci a Matabele, lisa, lisa«.* Mein unerwartetes Dazwischentreten, der ich doch unter ihnen als Zauberer gegolten, hatte, ohne daß ich es gehofft hätte, eine günstige Wirkung ausgeübt. Lytia warf das Schlachtbeil zur Seite und rief den Seinen zu, sofort durch Kehlenabschneiden die Ziegen zu tödten, dann aber verkroch sich der »heldenmüthige« Junge in seine Kammer. Ich ließ den alten Hofmeister rufen, der, wie immer, solchen Scenen fernblieb, und bedeutete ihm, daß ich mit meinem Wagen so wie so in zwei Wochen von Panda-ma-Tenka nach Schoschong gehen werde und daß ich bei dieser Gelegenheit über Schoschong einen Brief an den Matabele-König Lo Bengula senden werde und absenden müsse, um zu berichten, was sich Fremde auf seinem Gebiete erlaubten.

Lo-Bengula ist ebenso grausam wie die Marutse, allein wo man ihn zu Hilfe ruft, spielt er den noblen Cavalier und den edelmüthig sein wollenden Beschützer. Ich fragte, was den kaum vierzehnjährigen Knaben zu solch schrecklichen Grausamkeiten bewogen hätte und bekam eine ebenso schreckliche Antwort, eine Antwort, die keine weitere Frage erheischte; da

* Abscheulich, Abscheulich, Fürst! — Du bist nicht im Gebiete der Marutse, sondern in dem der Matabele, höre auf, lasse ab.

ich den Muth verlor, weitere zu ſtellen. Das Geſchrei: »Mau-e, Mau-e« iſt ja der Nothſchrei der Marutſekinder und -Frauen, wenn dieſe in höchſter Noth ſich befinden, es war dies der Angſtruf der Hunderten von armen Geſchöpfen, den dieſe ausſtießen, als ſie von Luanika zu Tode gequält, ſterben mußten. Lytia wollte dieſe furchtbare Melodie, an die ſich ſein, ſowie des Vaters Ohr ſo gewöhnt, die ſie ſo liebgewonnen, wieder hören. Eigenthümlicherweiſe, das Todesblöken der winzigen Zicklein, das an jenen Angſtruf ſterbender Frauen und Kinder ſo ſehr erinnert, ließ das entmenſchte Kind in ſolchen Gräuelſcenen ſchwelgen. — Das »Maschwe Maschwe, Morena« hatte doch etwas Gutes zur Folge gehabt, nie wieder ſpielte ſich eine ähnliche Grauſamkeit in Panda-ma-Tenka ab, ſo lange der Troß der Marutſe da zu Gaſte ſaß.

Dies beſtätigt meine Anſichten, deren ich noch ſpäter Ausdruck geben will, daß die ärgſten Sclavenjäger Schwarze ſelbſt ſeien, und die »armen Sclaven« daheim Sclaven halten und viel unmenſchlicher behandeln als wie die Mohamedaner. Ich berichtete in meinem früheren Werke über die beiſpielloſen Unthaten der Matabele; ärger wie das, deſſen ſich die Mohamedaner ſchuldig machen, und — es fand ſich kein Ritter ohne Furcht und Tadel ein, der als Kreuzzügler für die ärmſten der Nachbarn der Matabele eine Lanze gebrochen hätte; daß es diesmal geſchah, nachdem ſchon England ſeit dreißig Jahren an der Oſtküſte Sclavenſchiffe abfängt und Tauſende von Sclaven befreit hat, hat ſeinen Grund in zwei anderen Dingen, die in dieſem Buche unerläutert bleiben ſollen, da beide gewiſſe Saiten berühren, die ich einſtweilen ruhen laſſen muß.

Erſt nach geſchehener That erkannte ich die Kühnheit meines Schrittes, daß ich überhaupt intervenirte. Bis zur Grenze des Maſchukulumbe-Gebietes hing ja das Wohl und Wehe der Expedition zum großen Theile von den Marutſe ab, da die Matoka, durch deren Land ich zu reiſen hatte, doch den Marutſe in gewiſſer Hinſicht hin gehorchen müſſen. Doch mein guter Stern wachte auch damals über mir, als ich Alles bei Seite ſetzend, dem Drange des Herzens folgte. Statt ſich zu rächen, ſtatt, wie früher, auf meine guten mahnenden Worte hin mit Hohngelächter zu antworten, zeigten ſich Lytia und ſeine Marutſe gefügig, ja halfen mir noch ſpäter bei der

Beschaffung der Träger, als Makumba's Unterhäuptlinge Schwierigkeiten machten.

Da Mr. Westbech seine Wagen nach dem Leschumothale zu senden hatte, benützte ich diese Gelegenheit, um die Hälfte meines Gepäcks für die Nord-Zambesireise mit Oswald Söllner nach dem Leschumothale vorauszusenden. Oswald Söllner war anfangs für die Heimreise bestimmt, da sich jedoch sein Zustand sehr verbessert hatte, so fiel meine Wahl auf Haluschka, dessen mit hydropischen Erscheinungen einhergehende Nierenentartung der geringsten Hoffnung auf eine Wiedergenesung in diesen Gegenden Raum gab. Ignaz Leeb hatte endlich die Diphtheritis überstanden und mit der Vernarbung und Heilung des Processes nahmen auch seine Kräfte in höchst befriedigender Weise zu. Fekete fühlte sich auch wieder gesund, und Bukacz fühlte sich so viel besser, daß er sogar die Schmiedearbeit an dem eisernen Wagen auf sich nahm. Mit dem eintretenden Winter aber verschlimmerte sich, wie gewöhnlich, Freund Westbech's Zustand, und er wurde von so starken Fieberanfällen heimgesucht, daß er einigemal binnen wenigen Wochen in Lebensgefahr schwebte. Doch mitten in seiner Krankheit vergaß er nicht, ungeachtet der Einflüsterungen des uns Allen so feindlichen Rathgebers Mr. Wa., mir einen großen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Er machte mir den Vorschlag, mit seinen Zugthieren auch den Rest meines Gepäckes nach dem Leschumothale führen zu lassen, so daß ich meine Wagen noch vor meinem Scheiden aus Panda-ma-Tenka nach dem Süden senden konnte. Mit bestem Danke im Herzen nahm ich dies Anerbieten an, und schenkte dafür Westbech den eisernen Wagen. Blockley sollte meine Habseligkeiten in Empfang nehmen und sicher unterbringen, dann mit den Wagen nach Panda-ma-Tenka kommen. Der arme Blockley, den Westbech mit Waaren versorgte, war — wie mir Alle es zu sein schienen — ein Dorn in Mr. Wa.'s Auge. — Derselbe fürchtete, daß Blockley als Rathgeber für etwaige Zambesibesuche sich mit der Zeit ein Vermögen verdienen würde, und deshalb sollte er unschädlich gemacht werden. Dieses geschah auf die Weise, daß Blockley nolens volens, weil durch Forderungen gedrängt, sein eigenes Geschäft aufgeben mußte und eine Stelle in der Firma Westbech als Geschäftsverweser in Panda-ma-Tenka anzunehmen

sich gezwungen sah, während des Mr. Westbech's Hauptgeschäft von Panda-ma-Tenka nach dem Zambesithale, respective Gazungula (in der Nähe der Tschobemündung) verlegt wurde. — Auf diese Art waren alle Uebergänge über den Zambesi in jener Gegend, und jeder Fremde von Mr. Wa. abhängig.

So lange Mr. Westbech an Ort und Stelle war, und nicht, wie zumeist, auf seinen Elephantenjagden und Handelszügen, war der Fremde in guten Händen, und fand einen aufrichtigen Rathgeber, leider war aber Westbech selten in den Stationen, und so war man dann nur auf Mr. Wa.'s Gnade angewiesen.

Die wissenschaftlichen Arbeiten dieses dritten Aufenthaltes am Matetse-Flüßchen ergaben zumeist Resultate in den Gebieten der Ornithologie, Entomologie, Botanik und Meteorologie. Vögel auf der Wanderung wurden beobachtet und manch seltenes Exemplar erbeutet.

Auffallend waren die großen Züge der kleinen schwarzen Störche, welche nur in der nächsten Nähe der Niederlassung einfielen, als hielten sie sich wohl hier mit Rücksicht auf ihre zahllosen vierfüßigen Feinde sicherer wie in der Wildniß. Diese Eigenthümlichkeit jener Vogelart beobachtete ich auch weiter im Süden, z. B. in der westlichen Transvaal, wo sie mit Vorliebe die kahlen, abgegrasten, brach liegenden Stellen um die Gehöfte und Städte aufsuchten, um daselbst in ungestörter Ruhe Heuschrecken und im Winter namentlich Termiten aufzulesen.

Daß Vögel wiederholt im Winter, auch in dem schneelosen südafrikanischen Winter, die Stätte der Menschen aufsuchen, und die scheuesten der Scheuen dabei zutraulich und förmlich zahm werden, ist ja eine bekannte Thatsache, weniger häufig finden wir es aber, daß Vögel, die sonst in der Wildniß leben und brüten, auf ihren Wanderzügen so gerne, wie z. B. jene Störche, die schwarzen Sperber, die Lärmvögel, die Schmarotzermilane und andere en masse sich auf einige Tage und auch wochenlang in nächster Nachbarschaft der Menschen niederzulassen pflegen, d. h. aus der Wildniß in und an die Dörfer kommen.

Unter den damals gesammelten Reptilien fiel mir ein kleiner Laubfrosch durch seine prachtvolle Färbung besonders auf. Das Thier fand sich

in großer Zahl auf der Unterseite der Blätter niederer Bäume und des Gesträuches vor. Auf weißem Grunde mit gelblichem Stiche heben sich schöne zinnoberrothe Zeichnungen ab. — Ich machte wiederholt Ausflüge in der Gegend und beobachtete die große Wasserantilope (die Krenchat der Boeren, Kobus elipsiprymnus), die stets in Rudeln die dichten und hohen Graspartien der Flußthäler bewohnt. Die Thiere erschienen mir hier bedeutend weniger scheu als am Limpopo und als andere hirschgroße Antilopen. Ferner traf ich ebenfalls in Rudeln an den Waldrändern die Zuluhartebeeste, seltener die Rappen- (Harris-) Antilopen, häufiger jedoch als alle die Roenantilopen und die Kudus. Von den mittelgroßen Antilopen sah ich die Zambesi-Varietät des Pallah in den Wäldern, den Rietbock im dichten Grase der Thalwiesen, und dann den prächtigen Buschbock in dem Schilfe unmittelbar am Flußufer. Seltener als alle, sind hier am Südufer des Zambesi die Hartebeestantilope, die Elandantilope und die Gemsbock-Antilopenarten (Oryx),* welch letztere häufiger in dem sandigen Lachenplateau anzutreffen sind; die Elandantilopen aber in den Wäldern, welche von Westen her die Maqueebene begrenzen und die sogenannten gemeinen oder gelben Hartebeeste (Bubalis Kaama) in den südlichsten Waldpartien der Betschuanagebiete. Sehr selten im dichtesten Schilfgebüsch am Zambesi und am Tschobe finden sich die Wasserantilope, der Puku, Letschi und der Sitotunga.

Unter den kleinsten Antilopen sah ich echte Steinböcke des Südens, wahre Gazellen, eine mir neue, gelblichbraune Deukerart (kleiner als die graue des Südens), die interessanten Orbeki, die Schwarzschwanzgazellen und endlich echte Greysböcke der südlichen und östlichen Meeresküste, von denen ich, wie schon erwähnt, glaube, daß sie von der Mündung im Thale des Zambesi nach aufwärts gewandert seien; so häufig nämlich diese prächtigen Buschgazellen längs der Meeresküste sind, so selten sind sie in den Felsenhöhen und den Binsensümpfen im Innern des Landes. Außer den Wasserantilopen (gemeine große Art, Puku, Letschi** und Sitotunga) scheuen es die übrigen Antilopen den Tschobe oder den Zambesi zu durch-

* Siehe Seite 521.

** Letschi — Letschwe.

schwimmen, so daß sich z. B. das Kakatombe-Hartebeest, die schönste dieser sogenannten Kuhantilopen am centralen Zambesi, nur am Nordufer vorfindet; da man sie jedoch auch im Maschonalande an der Ostküste schon angetroffen hat, so muß sie in früherer Zeit den Zambesi unweit der Küste überschritten haben. Von größeren Wildarten, welche den Leser interessiren dürften, finden sich außerdem noch im südlichen Alberts-Lande* Buschvaarke (Wildschweine mit sehr großen Hauern) sehr häufig, Giraffen selten, gestreifte Gnus nicht selten, Büffel selten, Nashorne (die beiden gewöhnlicheren Arten) sehr selten, Elephanten (Zulah und die gemeine Art) selten; Nilpferde im Zambesi und Tschobe häufig, Zebras und Burschelszebras häufig, Löwen sind an bestimmten Localitäten nahezu stets zu treffen, Leoparden häufig, Geparde etwas seltener, Pantherkatzen und Caracale nicht selten, Ginsterkatzen und Wildkatzen häufig, gefleckte Hyänen und graue Schakale sehr häufig, Hyänenhunde nur auf der Wanderung.

* * *

Die allgemeine Besserung unserer Gesundheit hob die allgemeine Stimmung; die nach dem Süden Zurückkehrenden arbeiteten emsig an ihren Vorbereitungen und auch wir, die wir die Nord-Zambesireise Ende Mai anzutreten gedachten, hatten jede »gesunde« Stunde zu benützen, um für diesen wichtigen Schritt gerüstet zu sein.

Um so furchtbarer traf uns plötzlich ein Schlag, da er vollkommen unerwartet hereingebrochen war! Es war am 8. Mai, als mir Karl Bukacz früh am Morgen meldete, daß er sich so eigenthümlich schwach fühle. »Nun dann lassen Sie Ihre Arbeit gehen, den eisernen Wagen werde ich mit Haluschka und Fekete beenden, machen Sie eine leichtere Arbeit oder setzen Sie sich in der Präparateurstube nieder.« Eine Weile später suchte ich ihn dort, und da mir sein verstörtes Antlitz gleich auffiel, frage ich ihn, ob er sich nicht niederlegen wolle. »Nein, Herr Doctor, so schlecht...« Er sprach jedoch den Satz nicht aus, der mit »fühle ich mich« enden sollte, sondern es verzerrte sich plötzlich sein Gesicht, und bevor ich ihn noch auffangen konnte, stürzte er mit einem durchdringenden Schrei zu Boden. So

* Bewaldetes Hügelland am Nord- und Südufer des Zambesi, am unteren Tschobe bis zum Movemba im Osten.

wie wir ihn aufhoben, um ihn in einen uns vom Pater Booms geschenkten Lehnstuhl zu bringen, brach bei ihm ein epileptischer Anfall aus, so heftig, wie ich ihn als Arzt noch nie zuvor beobachtet hatte. Der Anfall ging nach einem viertelstündigen soporösen Stadium in einen Wuthanfall über, der stundenlang anhielt und ihn vollkommen erschöpfte.

Fekete, Tom Meintjes, Haluschka und ich, die einzigen, die es überhaupt thun konnten, hatten unsere Kräfte, wohl durch das Fieber so geschwächt, daß wir Alles aufbieten mußten, um den Rasenden, der fortwährend brüllte, nur in dem Stuhle zu erhalten. Freilich sank Haluschka nieder, fiel Tom ab und Fekete und ich waren der plötzlich erwachten Riesenkraft des Sterbenden nicht mehr gewachsen. Da begann meine Frau mit zwei Schwarzen, so wie ich es ihr bedeutete, in einer Nische, wo früher der Altar der Capelle stand, rasch ein Lager zu bereiten, auf welches wir mit Anstrengung unserer letzten Kräfte den Widerstrebenden trugen, doch er sprang auf, warf uns zurück und so blieb nichts Anderes übrig, als ihm mit Handtüchern die Hände und die Füße zu binden. Unter Anwendung von kalten Umschlägen auf den Kopf und Nacken- und Senfapplicationen auf die Füße, ließen die Erscheinungen etwas nach. Doch bald folgte diesem furchtbaren Tobsuchtsanfalle eine solche Abspannung der Kräfte des Darniederliegenden, daß der Puls auszusetzen begann und ich befürchten mußte, den Armen jeden Moment vor mir verscheiden zu sehen. Nicht lange vor diesem Anfalle hatten wir durch Mr. Tom Fry, dem Schoschonger Elfenbeinhändler, nach einem langen Intervalle wieder einmal Briefe aus der Heimat empfangen, darunter war auch ein Schreiben für Karl, das die überaus betrübende Nachricht brachte, daß dessen Vater, der als verdienstvoller Arbeiter über fünfzig Jahre in einem Geschäfte gearbeitet hatte, nun im Armenhause gestorben war.

Karls Gedanken beschäftigten sich wohl ununterbrochen mit dieser Trauerkunde, denn immer wieder, so lange er noch in jenem Anfalle zu sprechen vermochte, gellten seine Worte aus der einsamen Capelle weit hinaus ins Freie: »Vater, Vater ich komme schon; Vater, Vater, ich weiß Du bist im Himmel, ich komme auch, Vater, Vater.«

Daß uns jedes dieser Worte tief ins Herz schnitt, das mir jetzt nach Jahren beim Schreiben dieser Worte das Herz wieder erbebt, bedarf wohl keiner Versicherung.

Gegen den Abend nahmen die Krämpfe und Wuthausbrüche an Heftigkeit wieder zu, mit Noth konnte ich ihm Medicamente und eine Brühe einflößen. Wir wachten die ganze Nacht an seinem Lager, gegen Morgen besserte sich sein Zustand, daß der Kranke sogar etwas einschlief und wir schon nach Mitternacht die Handtücher lösen konnten. Doch sein Sinn blieb umnachtet, Krämpfe in Händen und Füßen und den Gesichtsmuskeln traten ein, Coma folgte dann, und spät am Nachmittag verschied Karl Bukacz ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Die plötzlich eingetretene schwere Erkrankung des Verblichenen, sein unter so schrecklichen Symptonen erfolgter Tod, hatte uns Alle so ergriffen, daß wir, die wir unter den Folgen des Fiebers ohnehin so herabgekommen waren, uns nun schwach wie Kinder fühlten. Als Hilfskraft für meine wissenschaftlichen Arbeiten rangirte Bukacz unter meinen Dienern gleich nach Leeb. Er war ein tüchtiger Abbalger von Vögeln geworden, und bald hatte er sich in die Ornis der süd-centralafrikanischen Gebiete so hineingelebt, daß ich ihn sowohl wie Leeb in Panda-ma-Tenka ohne jede Anweisung auf Vogeljagden senden konnte; er erkannte sofort alle Arten, die wir noch gar nicht oder in wenigen Exemplaren besaßen, und brachte nur Brauchbares heim; die meisten Genera, ja auch Species nannte er nur bei ihren lateinischen Bezeichnungen. Auch interessirte er sich für kleine Raubthiere und half speciell mit beim Präpariren der Säugethierschädel. Er trug auf dem Marsche die Chronometer-Cassette und hatte diese Uhren täglich zu bedienen.

Bukacz war ein Wiener, er war Ersatzreservist und 28 Jahre alt als er starb. Als Fachhandwerker war er in einigen Fächern die beste Kraft, die mir zur Verfügung stand, so als Kunstschlosser, als Schmied, als Büchsenmacher und Spängler; als Schütze mit dem Schrotgewehr hatte er eine gute Schußliste aufzuweisen, umsoweniger griff er nach dem Carabiner, mit dem er absolut kein Glück hatte.

Karl, so wurde er schlechtweg genannt, war der erste von uns, der beim Eintreffen im Zambesi-Reiche, und zwar am Ende unseres Aufenthaltes im Victoria-Kattarakte am Sumpffieber erkrankte. Da Karl Bukacz seltener ausging als die Anderen, da er in Folge von Fieberanfällen mehr daheim blieb und ihm manche wichtige Arbeiten die ganze Zeit über anvertraut waren, so hatten wir uns Alle an ihn so sehr gewöhnt, daß wir gar nicht daran glauben wollten, er wäre nicht mehr bei uns. Es geschah so oft nach Karls Beerdigung, daß sich hie und da mancher vergaß und dann und wann nach Bukacz rief und von ihm sprach, wie wenn er noch unter uns geweilt hätte. Da ich einige Tage vor seiner schweren und plötzlichen Erkrankung von Rev. Coillard aus Schescheke etwas Chinin erhalten hatte, so hatte ich auch Karl vier statt drei Dosen zu 0·2 Gramm pro Tag angedeihen lassen, und sein Zustand schien sich auch bedeutend gebessert zu haben, als jene plötzliche Verschlimmerung am 8. Mai eintrat.

Ich litt so sehr unter dem Einflusse seines Todes, daß ich kaum im Stande war, die Anordnungen für seine Bestattung zu treffen. Die hier sehr rasch eintretende Verwesung macht es nothwendig, den Leichnam so bald als möglich zu bestatten, und wurde schon der folgende Tag zum Begräbnisse bestimmt. Ich sandte zu Mr. Westbech und dieser gestattete sofort, daß Karl unter den Mapani und zwischen den Palmbüschen, dem Friedhofe zu Panda-ma-Tenka ruhen könne. Mehr denn die Hälfte aller Besucher Panda-ma-Tenkas, welche einen Sommer lang hier geblieben waren, liegt hier und auf dem Wege nach Schoschong begraben. War es doch Karl Bukacz, der bei unserem Einzuge in Panda-ma-Tenka — ohne damals zu wissen, was der Ort bedeute — beim Anblicke der Palmenbüsche ausgerufen hatte: »Hier wäre es schön und angenehm nach des Tages Mühen auszuruhen!« — — Als er jedoch, näher herangekommen, die Erd- und Steinhaufen und auch zwei Holzkreuze erblickte, da verstummte und erbleichte der arme Freund. War es eine trübe Ahnung, daß Bukacz diese stille und sonst so schöne Stätte während des dreimaligen Aufenthaltes im Matetse nicht ein einziges Mal aufgesucht?

Meine Leute waren so schwach und hinfällig, daß keiner in den harten Felsboden die Pickaxt einzutreiben vermochte — und so gruben

Weſtbech's Schwarze und zwei neue für die Nordzambeſireiſe aufgenommene Diener und Boy's Verwandte, mit Namen Mapani und Muſchemani, unter Mr. Weſtbech's Leitung dem Oeſterreicher ein fernes Grab. Neben Pater Weißkopf, einem der Jeſuitenmärtyrer der Zambeſi-Miſſion, und unter einem dichten, ſchönen Palmengebüſch, das mit ſeinem dunkelgrünen Rieſenfächern die Stelle beſchattete und ſchmückte, grub man Karls letzte

Abſchied von Karl Bukacz.

Ruheſtätte. War er doch ſchon all dem Erdenleid entrückt bei ſeinem lieben biederen Vater, nach dem ſogar bei umnachteten Sinnen ſein treu kindliches Herz gerufen, wir hatten ja nur die irdiſche Hülle zu bergen!

Doch der liebe Leſer mag mir glauben, es iſt etwas ganz Eigenes, im fernen Afrika einen weißen Gefährten den letzten Liebesdienſt zu erweiſen; das packt auch den ſtärkſten Mann, falls er überhaupt noch empfindet! Die letzten von uns, die noch etwas Kraft beſaßen, waren durch die Anſtrengungen, den mit Wahnſinn Kämpfenden zu beruhigen, ſo erſchöpft, daß nur einer, nämlich Fekete, im Stande war, Karl den letzten Liebesdienſt

zu erweisen. Fekete Janos, der aus einer ungarischen Fiebergegend stammte, war von uns der widerstandsfähigste. Er nahm es gerne auf sich, den an Fieberanfällen Verstorbenen einzusargen, in seine eigenen Decken einzuhüllen und mit Baumbast zu umspannen. Die kleine Hütte zur Rechten, welche sonst meine Sammlungen barg, nahm nun den Todten auf.

Der 11. Mai, der zweite traurige Tag der österreichisch-ungarischen Afrika-Expedition brach an. Ein zweites Mitglied war aus unserer Mitte geschieden. Haluschka, auch Harry und Tom fühlten sich etwas wohler, und ließen es sich nicht nehmen, trotzdem, daß es diesmal sogar die Schwarzen thun wollten, selbst den todten Gefährten zur letzten Ruhestätte zu tragen. Mr. Westbech, der eine tief empfundene Sympathie an den Tag legte, Mynheer Jan Weyr und die in Panda-ma-Tenka gerade anwesenden Mischlinge standen freiwillig meinen Leuten zur Seite, damit sie sofort beistehen könnten, wenn einem der vier kranken Träger vielleicht die Kraft versagen sollte. Bevor die Leidtragenden aber noch gekommen waren, bevor noch einer die Ruhe des Morgens durch seine Ankunft gestört hatte, nahm ich Abschied von ihm, der nicht nur der patriotischen Sache in der weiten Ferne, sondern auch meiner Gattin und mir so treu ergeben gewesen. Soll ich mich dessen heute schämen, zu gestehen, daß ich die Nacht durchwacht, daß mein Auge das armselige Kissen durchtränkt und als ich früh das Lager verlassen, keiner Thräne mehr mächtig war?

Auch ihm diente, wie Spiral, seinem Genossen im Leschumothale, eine Leiter als Bahre. Boy, Mapani und Muschemani hatten nun seinen Leichnam aus demselben Kämmerchen geschafft, wohin er so oft Sammlungen getragen, ohne dabei zu ahnen, daß wir eines Tages auch ihn aus demselben hinaustragen würden, doch nicht für eine Fahrt der lieben, fernen Heimat zu, sondern für seine letzte Erdenfahrt, nach einem kühlen, dunklen Grabe.

Die Schwarzen legten ihn hin auf die Erde vor die Hütte, dann entfernten sie sich raschen Schrittes. — Nun war ich wieder bei ihm, so wie ich es mit meinen Gedanken in der stillen Nacht gewesen, in der sogar aus Furcht vor dem fremden Todten, das Gellen und Lärmen der tobenden Marutseschaar verstummte.

Ich war allein mit meinen Gedanken, die mir sein ganzes Wirken auf dieser Reise nochmals vor die Seele brachten.

Wer gebietet über uns in dem Momente des größten Schmerzes, wenn uns ein theurer Genosse, erprobt in Noth und Gefahr, entrissen worden. Unser Herr bei solch' einem Schicksalsschlage ist unser eigen Leid. Es beherrscht uns, den Aermsten wie den Mächtigsten der Erde. Der Wucht eines solchen Schmerzes entgehen wir nicht. Dann versagt uns die Kraft, wir müssen uns dem Weh beugen. So beugte auch ich mein Knie an jenem Maimorgen am Matetse-Flüßchen. — Ich griff nach dem todten Freunde, meine Linke ruhte auf meinem Herzen, die Rechte auf seiner erkalteten Brust. Ich wollte ihn auch begleiten — und wenn ich auch auf dem Gange zusammensinken sollte — ich muß, ich will — doch es fehlt mir die Kraft, mich von der Erde zu erheben; ich muß davon ablassen. — Als ich endlich eines Lautes fähig war, da rief ich Fekete's Namen und der Gerufene kam und ich bat um unser Banner. Sie nahmen es von dem Speere, der es trug, und legten es in meine Hände. Dies unser kostbarstes Gut, das österreichisch-ungarische Banner, breitete ich als Bahrtuch über den Todten aus, und so trugen sie ihn hinaus zur letzten Ruhestätte. — Ich aber blieb zurück und blickte ihnen nach bis das Auge nichts mehr sah, nichts als eine dunkle Fläche, ein unendliches Chaos wie noch nie zuvor.

Traurige Tage folgten nach Karl's Tode, wir suchten Trost in der Arbeit, im Drange der übernommenen Pflichten.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten wurden zu Ende geführt. Das erste der gefüllten Tagebücher, das meteorologische, sowie Zeichnungen für eine Monographie über die Buschmänner fertig gestellt, und einige Allgemeinskizzen, soweit selbe bis zum Mai 1886 gezeichnet waren, in einer verlötheten Cassette in eine der für Europa bestimmten Kisten gepackt. Ich bedaure nur, nicht alle Tagebücher hineingelegt, und für die Nord-Zambesireise nicht neue angelegt zu haben; ein großer Verlust und ein großes Leid wäre mir damit erspart worden.

Der 24. Mai wurde als Tag für die Abreise der nach Süden, respective nach Europa Abziehenden festgestellt. Die letzte Hand wurde noch

an die nach dem Süden zu sendenden Wagen gelegt. — Die Zugthiere schienen sich tüchtig erholt zu haben, und so war für die Reise selbst das beste zu hoffen. Haluschka wurde zum Aufseher über die heimzusendenden Sammlungen bestimmt, und ich hatte auch für ihn ähnliche Unterweisungen zusammengestellt, wie für Meintje's und ihm selbe wiederholt erläutert, um ihn womöglich vollkommen einzudrillen, wie er seine Krankheit behandeln, wie er die Sammlungen beaufsichtigen, wie er mit Dem und Jenem auf der Heimreise verkehren, und welche Nachrichten er Herrn Jensen in Linokana, Herrn Poppe in Capstadt, und unseren Lieben in der Heimat überbringen sollte. — Ich sandte diesmal auf den beiden Riesenwagen 25 Kisten nach Wien, davon waren gefüllt mit:

Säugethierhäuten zum Ausstopfen	6
Vogelbälgen zum Ausstopfen	2
anatomischen Präparaten zumeist	
Schädeln der Säugethiere	5
Reptilien und Fischen in Weingeist	1
Pflanzen, Herbarium und Samen	1
Früchten und Hölzern	3
Mineralien	1

den Rest füllten zumeist Industrieartikel der Schwarzen, darunter eine Kiste Assagaie und eine zweite, Schlachtbeile der Zambesi- und Nord-Zambesi-Stämme.

Mit dieser Sendung erreichte ich die respectable Zahl von 86 heimgesandten Kisten, von denen leider einige erst nach ungemein langen Irrfahrten, aber endlich doch zu meiner Freude ihre Adresse fanden.*

* Die von Mr. Combrink und von Herrn Attwell (Gestopfte Fontein) heimgesandten Kisten waren laut den von Mr. Fry am Zambesi erhaltenen Nachrichten noch immer nicht nach Europa gelangt, sie blieben vollkommen verschollen, obzwar sie von jenen beiden Freunden nach Kimberley abgeliefert worden waren und so legte ich es Haluschka ans Herz, nach den verloren gegangenen Kisten zu fahnden; erheischte es sonst seine Gesundheit, so soll er sich lieber in Capstadt, wohin die Sendung abging, länger aufhalten bis er sie gefunden oder die Sendung aufgespürt, wohin sie eigentlich gerathen sei. Daß mir an diesen Kisten sehr viel lag, wird der Leser sofort ersehen, wenn ich sage, daß sie wohl die werthvollste ethnologisch-archäologische Sammlung, jene der Buschmanngravirungen von Gestopfte Fontein und eine zahlreiche ornithologische Collection vom Baalthale bargen.

Von unseren lebenden Thieren sandten wir nach dem Süden unsere sämmtlichen Zugthiere und den größten Wächter mit Namen Phylax, einen sehr brauchbaren, mir von dem Missionär Herrn Schulenburg geschenkten Hund. Die drei Pferde, die wir noch bis an den Zambesi gebracht und die uns auch hier große Dienste geleistet, verkaufte ich an Mr. Westbech für den Betrag von fl. 600, da sie aber bald nach dem Abschlusse des Kaufes sämmtlich an der bekannten, vom Oranjeriver bis über den Zambesi nach Norden hin vom Februar bis Juni herrschenden endemischen Pneumonie umkamen, ermäßigte ich meine Forderung um die Hälfte des Kaufbetrages. — Zur selben Zeit verendeten leider auch einige Pferde in Panda-ma-Tenka an einer den Bewohnern unbekannten Krankheit, welche ich als Folge der Piämie, durch Zeckengeschwüre bedingt, ansehen zu müssen glaube. Die armen Pferde waren nämlich mit Hunderten von Zecken bedeckt. Pferde, welche die endemische Pneumonie schon überstanden haben, sind eben hier so werthvoll, daß man ihnen eine noch bessere Pflege als selbst bei uns angedeihen lassen müßte, allein man findet das Gegentheil davon. Ich muß wiederum sagen, so lange Mr. Westbech zur Stelle war, war Alles gut, allein er war gezwungen seine meiste Zeit außerhalb Panda-ma-Tenka zu verbringen, und dann erfuhren seine armen Hunde und Pferde eine Behandlung, von der ich lieber gar nicht erzählen will. Erst als jene Pferde ihre Freßlust vollkommen verloren hatten, wurde man auf sie aufmerksam und man fand, daß sie von Hunderten haselnußgroßer Zecken bedeckt waren, oft saßen 6—8 dicht aneinander und da, wo sie abgefallen waren, hatten sich Geschwüre gebildet. Als ich endlich zur Untersuchung eines Pferdes, das dem Holländer Weyr gehörte, gerufen wurde, fand ich, daß sich unter diesen Wunden, zumeist unter der Mähne, am Halse und an der Brust, tiefe Abscesse gebildet hatten. — Sämmtliche so erkrankte Pferde verendeten, andere, welche an der endemischen Pneumonie litten, ließ man im Regen draußen im Freien liegen, und als wir aus Mitleid die Thiere bedeckten, da wurden meine Leute von den Vertretern meines Freundes noch mit den größten Grobheiten belohnt. »Man möge sich nicht um die Angelegenheiten anderer kümmern.« Von unseren Hunden blieben uns nur drei zurück. Witstock,

Leebs Hund,* sehr wachsam, gegen Fremde sehr mißtrauisch und ob seiner langen Beine für die Antilopenjagd besonders brauchbar, Sidamojo,** eine uns von Herrn Blockley geschenkte kleine Hündin, welche, weil im Gebiete der Tsetsefliege geboren und von den Matoka großgezogen, gegen das Gift dieses verderblichen Insectes gefeit sein sollte; Daisy, der schon mehrmals erwähnte kleine Lieblingshund meiner Frau, auf den wir uns während der Nacht als Wächter am besten verlassen konnten, auch sehr brauchbar auf der Jagd, obgleich kein Jagdhund. Als letzter unter den vierfüßigen Reisebegleitern wurde endlich auch Pit, der zahme Pavian, für die Nordzambesi-Reise mitgenommen.

Der kleine Madagaskarlemur »Tomi«, den wir in Capstadt erstanden, der uns während der Reise so viel Freude bereitet, der frei, ohne angebunden zu sein, uns stets begleitete, verendete zum großen Leidwesen meiner Frau, während unseres Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka. Tomi wie Pit hatten nahezu Menschenverstand und ich werde noch einmal zum Schlusse dieser Aufzeichnungen bei dem Berichte über das Wesen anderer, noch nicht ausführlich bekannter südafrikanischer Säugethiere, noch einmal auf diese mehrjährigen vierfüßigen Reisegenossen zurückkommen.

Die beiden mir vom König Khama mitgegebenen Führer January und Butisa gingen als Ochsenführer mit den Wagen nach Schoschong zurück, woselbst sie, laut dem zwischen uns und König Khama gemachten Contracte mit je einem Snyder Hinterlader und 200 Patronen bezahlt werden sollten. January hatte sich im Allgemeinen sehr tauglich erwiesen, dagegen zeigte sich Butisa als das Gegentheil von einem Musterdiener. Ein Glück war es, daß January über seinen faulen Genossen so viel Macht besaß, daß er ihn durch sein Zureden vor Schlechtigkeiten zu bewahren und in unserer Abwesenheit zur Arbeit anzuhalten vermochte. Januarys größtes Verdienst bestand in seiner Treue und Umsicht, welche er an den Tag legte, als ihm von mir nach dem Tode des Griqua Plati, die Bewachung des Klamaklenjana-Lagers übergeben wurde; allein schon zu Lebzeiten Plati's hatte ich ihm diesen zur Seite gestellt und er war es, der die von Plati zu

* Südafrikanischer Schäferhund.

**Eigene kleine Race, unscheinbar, einem kurz haarigen Spitze nicht unähnlich.

Jagdzwecken gemietheten Madenassana im Zaume zu halten verstand und durch eine außerordentliche Vorsicht und Wachsamkeit auch in der Nacht Diebstähle hintanzuhalten wußte. January wäre der richtige Mann gewesen, mich auf der Transzambesireise zu begleiten; leider ist bei allen Bamangwato das Nord-Zambesigebiet als ein unbekanntes, nur von Unholden bewohntes Märchenland so gefürchtet, daß January, so oft ich von einer eventuellen Begleitung in die nördlichen Gebiete zu sprechen begann, mich sofort verließ, um ja nichts weiter über die Nord-Zambesigebiete zu hören, denn das Sprechen über dieses verrufene Land schien ihm schon gefahrvoll.

Unter den Betschuanastämmen treffen wir diese Furcht vor einer Nord-Zambesireise als eine allgemein verbreitete Erscheinung. Die tieferen Gründe hierfür lernte ich in Schoschong am Hofe Khama's kennen. Dieser weise Negerfürst erlaubt es sehr gerne, daß seine Unterthanen nach den Diamantfeldern gehen, aber nie, daß sie eine Nord-Zambesireise, sei es als Jäger oder Träger unternehmen. Die Diamantfelder sind in zwei Wochen von Schoschong zu erreichen; daselbst finden die Arbeiter Gelegenheit, gute Gewehre und auch die viel begehrten Pferde zu erwerben. — Sollten Kriegswolken über Khama's Reich heraufziehen, so kann der König seine Unterthanen in schneller Zeit heimgerufen haben. Alles das bieten Nordtouren nicht, im Gegentheile aber große persönliche Gefahren, darum unterdrückt Khama jeden Wunsch seiner Leute, die so ganz die Eignung hätten, um auf sie gestützt, central-afrikanische Reisen auszuführen, und über den Zambesi vorzudringen. Ich, sowie alle am Zambesi reisenden Europäer können diese an sich gewiß sehr kluge Politik aus egoistischen Gründen leider nur bedauern.

Ist nämlich ein Reisender nicht so glücklich, wie Mr. Stanley unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung zu haben und Zanzibarträger für eine Reise nach dem centralen Zambesi benützen zu können, so ist er nur auf die am Flusse wohnenden Stämme angewiesen, da seine Versuche, unter den Betschuana Träger zu miethen, erfolglos bleiben. Ich miethete während des achtmonatlichen Aufenthaltes am Zambesi sehr viele Schwarze; die meisten aber ließen sich nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich sie

für eine Reise zu den Maschukulumbe nicht mitnehme, da letztere keine Menschen wären. Andere wieder gingen davon, so wie sich ihnen eine Gelegenheit bot, einem nach dem Süden gehenden Wagen nachlaufen zu können, um auf diese Art zu den Diamantengruben zu gelangen.

Allein zu gehen, fürchteten sie sich zu sehr wegen der Gefahr, von den Matabele erschlagen oder geknechtet zu werden. Während der acht Monate meines Aufenthaltes in Panda-ma-Tenka ging Pater Booms, Rev. Coillard's, Mr. Fry's und Mr. Westbech's Wagen (je einer) und dann meine beiden Wagen nach dem Süden, und stets verschwanden einige der Zambesischwarzen bald nach dem Abgange der Gefährte. Weyr und Andere machten den Versuch, die Entlaufenen wieder einzufangen, doch dies war ihnen nicht möglich, da die Flüchtlinge nicht in der Nähe der Station, sondern erst einige Tage später, oft 150 Kilometer südlich von Panda-ma-Tenka aus den Dickichten zur Rechten oder zur Linken zu dem Wagen stießen. Die meisten der so Entlaufenen waren nicht viel werth; doch einige erwiesen sich als brav und ich bedauerte dann ihr Entweichen vom Herzen. Die Tyrannei, welche in den Nord-Zambesistaaten herrscht, hätte nicht nur alle Betschuana, falls uns Khama solche gegeben hätte, zur Umkehr vor dem großen Flusse bewogen, sondern sie schreckte auch die Zambesischwarzen so sehr ab, daß sie alle gerne mit nach dem Süden, allein sehr ungern nach dem Norden gehen wollten. Unter jene wenigen Guten, die wir am Zambesi gemiethet, zählte auch ein Matoka, der sich Jimmy nennen ließ.

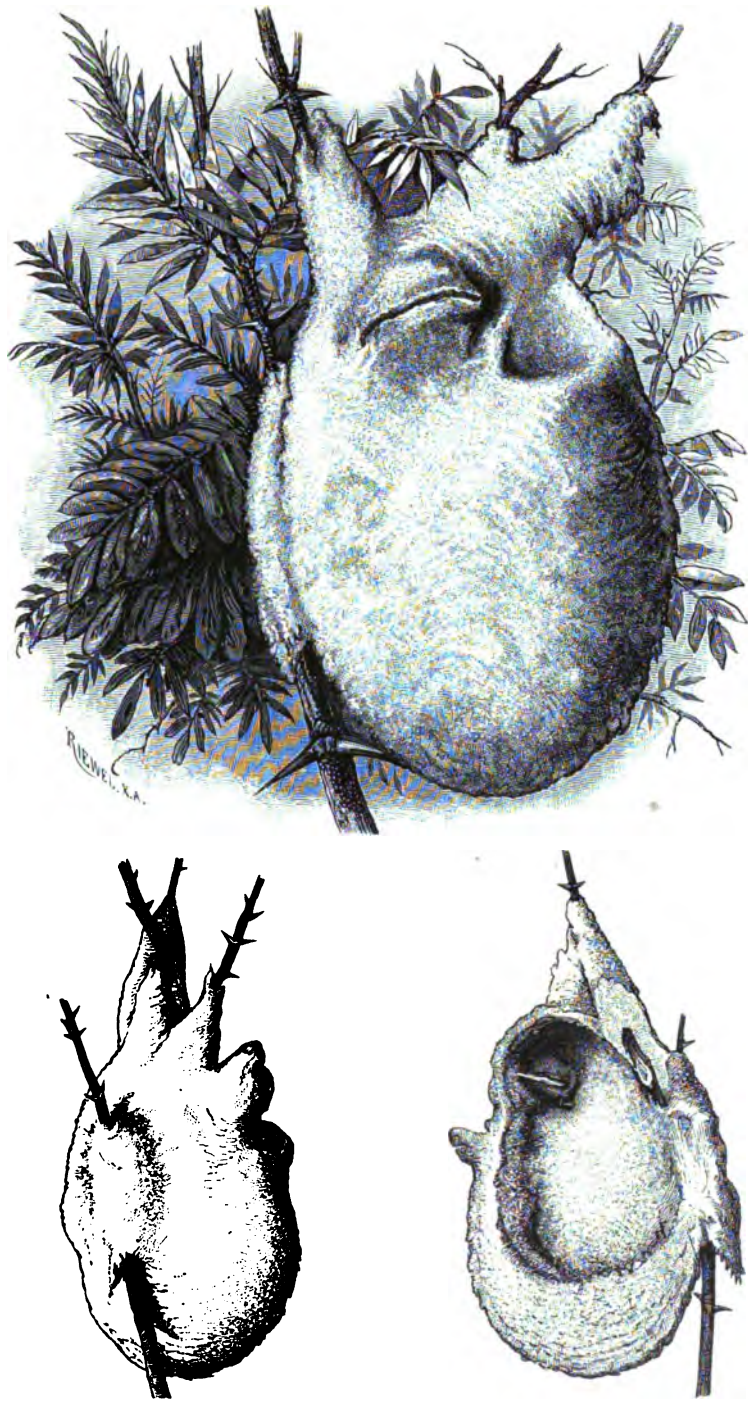
Ich hatte mich an Jimmy gewöhnt, er war es, den ich täglich früh wach rief, um die übrigen Schwarzen aufzuwecken. Als ich zwei Tage nach dem Abgange des Coillard'schen Wagens wie gewöhnlich zur Küchenhütte trat, um Jimmy zu rufen, blieb es stille im Innern; hineintretend, fand ich die Hütte leer und der erste Blick belehrte mich sofort, daß der Gesuchte sammt Hab und Gut nach dem Süden geflohen war. Meine Zeichnung (Seite 417) stellt Jimmy dar, als er bei zugereisten Makalaka — Wanke's Leuten — einen großen, schönen gebrannten Kochtopf ausfindig machte und ihn als ein für meine Sammlung wohl geeignetes Stück herbeischleppte, damit ich denselben ankaufe.

Wie schon erwähnt, gelang es mir, für die Nord-Zambesitour am Südufer des Zambesi gegen Entgelt von einem Gewehr für die etwa dreijährige Reise nur die drei Makalaka Boy, Mapani und Muschemani zu engagiren; ich wollte eigentlich, wie schon erwähnt, von Makalaka nichts wissen und nahm diese drei blos, weil sie mir Beweise gaben, besser zu sein, als die Durchschnitts-Makalaka, und besonders, weil mir Boy von Blockley und Mapani und Muschemani von Mr. Westbech, bei dem sie zwei Jahre lang gedient hatten, warm empfohlen worden waren.

Vom Statthalter Makumba kamen weitere Nachrichten bezüglich der von ihm abzugebenden Träger, Nachrichten, die nicht schlechter und entmuthigender hätten sein können, über die ich, da sie wenige Wochen später vollkommen zur furchtbaren Wahrheit wurden, im nächsten Capitel zu sprechen gedenke. Vom Zambesi kamen auch häufiger wie zuvor, von der Tschobemündung sowohl, wie aus den östlichen Matokaprovinzen Getreidehändler zu uns, welche den Bewohnern Panda-ma-Tenkas auf das bestimmteste versicherten, daß wir alle, die wir über den Zambesi gehen wollten, dem sicheren Tode geweiht seien, da sich uns die freien nördlichen Matoka sowohl wie die Maschukulumbe entgegenstellen, und uns am Einzuge in ihre Gebiete mit Gewalt verhindern würden. Diese Nachrichten schienen mir höchst gefährlich und demoralisirend für meine, nach dem Süden abgehenden Leute zu sein, denn nichts wirkt verführerischer auf jene, denen man bei einer Reise sein Hab und Gut anvertraut, als die Gewißheit, daß sie den Eigenthümer nie wieder sehen werden. Diese Berichte begannen ebenfalls die drei in den Dienst genommenen Makalaka umso mehr zu entmuthigen, als auch Freund Blockley diese Gerüchte durch seine Erzählungen über seine vor zwölf Jahren unter die südlichen und centralen Matoka unternommene mühevolle Handelsreise noch bestätigte.

Ich hielt es unter solchen Umständen für nöthig, die Abreise meiner Wagen nach dem Süden womöglich zu beschleunigen, und sie ging auch programmmäßig am 24. Mai vor sich.

Im letzten Momente aber wurde das Scheiden, namentlich denen von uns recht schwer, die nach dem Süden zogen; später erfuhr ich, es habe ihnen der Gedanke die Brust so beklommen gemacht, daß wir alle auf



Neſt der ſüdafrikaniſchen Beutelmeiſe (Agithalus capensis Gm.), aus Baumwolle gefertigt.

jener Nord-Zambesireise dem sicheren Tode geweiht wären, daß sie keinen von uns je wieder sehen sollten.

Ich konnte nicht umhin, bis zur letzten Minute ununterbrochen Rathschläge zu ertheilen, damit man ja allem Unheile aus dem Wege gehe, das namentlich in der ersten Hälfte der zu bereisenden Strecke in hundert Formen täglich dem Reisenden entgegentritt.

Die einzige Antwort auf meine Lehren, Wünsche und Befehle war die heilige Versicherung, daß gewiß alles meinem Wunsche gemäß gethan werden sollte. Hätten doch Alle, die da nach dem Süden gingen, auch ihr Versprechen gehalten!

Lange, lange blickten wir dem Wagen nach, der bei den verschiedenen Windungen des Weges noch dann und wann unserem Auge sichtbar wurde, bis er endlich drei Kilometer thalaufwärts bei der Kreuzung des Matetse-Thales unseren Blicken entschwand. Er zog der Heimat zu; wir gingen einer dunklen Zukunft entgegen. Ob wir wohl auch je nochmals vom Zambesi südwärts ziehen sollten! In solche Gedanken vertieft, standen wir lange. Ich raffte mich zuerst auf. Es war nicht Zeit, melancholisch zu träumen. Der Tag des Abschiedes von unseren Freunden in Panda-ma-Tenka war der Tag der Erfüllung meiner Wünsche, an deren Realisirung ich seit dem Jahre 1872 mit allen Kräften meiner Seele gearbeitet hatte.

Endlich sollte die Nord-Zambesireise vom Süden her angetreten werden.

Da durch Mr. Westbech's Zuthun Blockley — für mich der beste Zambesigenosse und Dolmetsch — uns nicht begleiten konnte, trachtete ich den trefflichsten Jäger, den Mischling August, für mein Unternehmen zu gewinnen. Dieser sagte anfangs zu, später jedoch wieder ab. Eigenthümliche Gründe, in erster Linie eine begründete Eifersucht, welche ihm das Verlassen Panda-ma-Tenkas so schwer machten, bewogen ihn, daß er endlich im Neste zu bleiben beschloß. Wie schon einmal angedeutet, war ihm das unangenehme Los zugefallen, eine leichtsinnige, romantisch angelegte Frau heimgeführt zu haben, die dem braven Manne schon schwere Sorgen und gar viel Herzleid bereitet hatte.

Seit dem Erscheinen dieses Werkes wurde ich schon mehrmals ersucht, Andeutungen über das Familienleben der Südafrikaner und namentlich der Mischlinge, die zwischen dem dunklen Ureinwohner und dem eingewanderten Europäer die Mitte halten, näher zu besprechen. Offen gestanden, ich bin kein Freund solcher Schilderungen, welche leicht in »Tratsch« übergehen, doch will ich wenigstens, so weit es der Zweck dieses Buches fordert, dann und wann dem an mich gestellten Wunsche entsprechen.

Der schwarze August war in jeder Hinsicht ein rechtschaffener Mann. Seine freiwilligen Dienstleistungen hoffe ich, da ich es damals aus Mangel an brauchbaren Geschenken nicht zu thun vermochte, wohl noch einmal dankbar entgelten zu können. Er war ein gewaltiger Nimrod im vollsten Sinne des Wortes, vor dessen Heldenthaten das Herz so manchen großen Jägers in Europa erzittern würde. Im Kampfe mit dem Elephanten, dem Nilpferde, mit dem Löwen und dem Büffel kannte er keine Furcht; hundert male hatte er in den verwegensten Kämpfen seinen Muth und seine Furchtlosigkeit glänzend bewährt. Glich er so dem gehörnten Siegfried, so hatte er auch diesem gleich seine verwundbare Stelle, sie war zwar nicht dem Pfeile der Marutse, aber dem Pfeile Cupidos zugänglich.

Clara, Miß Clara, das gelblichbraune Töchterchen eines Buschmannes, des Schmiedes Filan, der mit den Elfenbeinhändlern zum Zambesi gekommen und am Matetse sitzen geblieben war, hatte es August, dem »Starken« angethan. Soll ich Clärchen's Vorzüge schildern? Ich fürchte sehr, für den europäischen Leser wenig vorbringen zu können. In August des Mischlings Augen war Clara eine Schönheit, sie besaß jene Reize, welche dem Leser wohl als Eigenthümlichkeit in der Körperbildung der südafrikanischen Hottentotten-Buschmannweiber bekannt sind. Es sind jene Reize, welche, Dank einer häßlichen Mode, seit einigen Jahren die europäischen Damen leidenschaftlich nachahmen.

Clärchen's Kattunaufputz und ihre sonstigen schönen Eigenschaften hatten August's Herz im Sturm genommen und es für immerdar gefesselt. Schade nur, daß ich ein Gleiches mit Rücksicht auf ihr Herz — August gegenüber nicht behaupten kann. Den dunklen Frauen vom centralen Zambesi wohnt eine eigenthümliche Reiselust inne, die sie vom stillen Herde

ihrer Häuslichkeit in die Ferne treibt und sie keine Mühsale und Gefahren scheuen läßt. — Zum Verdrusse für die Gatten unternehmen sie derlei Forschungsreisen nie allein, sondern stets in Begleitung eines Freundes. So hatte Mr. Blockley's zweite oder dritte Frau an der Hand eines Makalakajünglings Ausflüge nach Osten bis zu Movemba unternommen, und konnte auch dann noch nicht von ihrem Forschungstriebe geheilt werden, als man das Forscherpaar mit einer schweren Holzgabel belastet von Movemba nach Panda-ma-Tenka zurückexpedirt hatte.

So hatte die ebenfalls kirchlich angetraute Ma-Tom ihren geliebten April bereits einigemale verlassen, um dem Laufe des Matetse und einiger seiner Zuflüsse nach Nordosten zu folgen und neben diesem hydrographischen Probleme noch jenes der interessanten Delta-Inseln an der Tschobemündung zu studiren; ihre letzte Studienreise machte sie mit einem Bleichgesichte, das zufällig aus dem Süden gekommen war.

Clara, die Schöne, hörte von all' diesen abenteuerlichen Fahrten, und ihre im Gemüthe ebenso romantisch zarte, wie in den Körperdimensionen gewaltig angelegte Natur sehnte sich nach ähnlichen Erlebnissen. Lange, lange hatte sie darüber in der einsamen Hütte geträumt und Pläne geschmiedet, doch es fehlte ihr vor allem der Don Octavio, der sie auf den romantischen Irrfahrten begleiten sollte. Schwarze wären da gewesen, doch am Zambesi steht der eigentliche »Schwarze« nicht in der Mode, sondern, wie überall unter den Schwarzen die Hautfarbe, gilt auch am Zambesi der hellfarbige Mann als Ideal der schönen Männlichkeit. — Fand Mrs. Clara auch keinen weißen Gefährten, wie Frau April, so doch einen hellbraunen, grundhäßlich wohl, doch der lichtere Teint war ausschlaggebend. Bill hieß er und Westbech's Wagentreiber war er, ein Mann, der schon viel im südcentralen Afrika herumgekommen, und der, wie Clara meinte, ihr einen trefflichen, eben den gesuchten Führer abgeben konnte. Ihr war es zu heiß und alles zu schwarz am centralen Zambesi; es zog sie nach dem kühleren Süden und seinen helleren Farben. Da ihr Herr Gemal eines großen Jagdzuges wegen für längere Zeit abreisen mußte, und da »zufällig« Freund Bill die Expedition nach dem Süden schon organisirt hatte, brach sie auf, um zu Fuß und womöglich in Eil-

märschen König Khama's an 450 englische Meilen entfernte Residenz an der Schoschongquelle zu erreichen. Vier Schwarze trugen das Gepäck, das zumeist in Wassergefäßen und Hirsesäckchen bestand. Armer August! Es kam der Tag deiner Heimkehr und er wurde zum traurigsten deines Lebens! Sie, die Zierde deiner Hütte, war auf Reisen gegangen, ohne nähere Auskunft über ihr Reiseziel hinterlassen zu haben!

Traurig, freudenlos floß sein Leben dahin; Elephanten und Löwen mußten es büßen, was Clara an ihm verbrochen! Da kam die Zeit der Abreise unseres Freundes, des Pater Booms, August ging als Wagentreiber mit ihm. Auch ihn zog es nach Süden und er kam zur günstigen Zeit. Clara hatte ihren argen Fehltritt bereut, willig kehrte sie heim zur verlassenen Stätte und ward von da an — so Gott will — ein fürsorgliches Weib. Meine Frau schonte Clara's Gefühle und scheute es, sie über die Erlebnisse dieser beiden großen Fußtouren zu befragen; eines Tages jedoch, als Clara selbst zu beichten begann und bei ihrem Geständnisse züchtig die tiefbeschatteten Wimpern senkend mit einem vernehmbaren Seufzer schloß, fragte meine Frau mit dem Ausdrucke aufrichtiger Theilnahme: »Und was ist Euch, Clara, nach solch schweren Mühsalen als das Unangenehmste in Eurer Erinnerung geblieben?« Die Frage war wohl gestellt in der Erwartung, ein aufrichtiges Wort der Reue über die neue gesühnte Schuld zu hören. »Als das Schmerzvollste, Missis? Die Hühneraugen, Missis, die Hühneraugen, die ich mir gegangen!« erwiderte die reumüthige Clara.

Bevor ich noch von August und Clara scheide muß ich eine Jagdepisode erwähnen, die der erstere nach seiner Rückkehr von Schoschong erlebte. August war in Geldverlegenheit, er sollte sechs seiner Diener für je zweijährige Dienste mit sechs Gewehren ablohnen, hatte diese Gewehre auch in Schoschong, als er die schöne Gattin holte, bestellt, aber kein Geld oder besser kein Elfenbein, dieselben zu bezahlen, deshalb suchte er so rasch wie möglich mit der Jagd zu erwerben, was er zum Ankaufe der bestellten Waffen nöthig hatte.*

Er nahm zwei neue Diener mit, um sie unter der Leitung der älteren geschulten Diener auf die Elephanten einzuüben, und schlug eine öst-

* An 360 fl.

liche Richtung ein. Obzwar heute Elephanten nur noch selten das Albertsland passiren, so war ihm damals doch St. Hubertus hold, und ließ ihn schon nach einem dreitägigen Marsche etwa 85 Kilometer von der Station entfernt auf frische Spuren und wenige Stunden darauf auf eine zahlreiche Truppe dieser Riesen des Waldes treffen. In der bewährten Manier verstand es der überaus erprobte Jäger, sich in die Heerde hineinzuschleichen und den Bull mit den größten Hauern zu verwunden. — Um rasch laufen und dem Thiere unvermerkt folgen zu können, belasten sich die zu Fuße jagenden Jäger nicht schwer und entledigen sich sogar der Unaussprechlichen, um durch das Anstreifen an Büsche, Geräusche hintanzuhalten. — Jedem Elephantenjäger folgen mindestens drei behende Schwarze unmittelbar nach; einer trägt den Schießbedarf, der zweite ein Reservegewehr, der dritte mit Wasser gefüllte Kürbisgefäße* und ein Beil, der Jäger selbst ist selten mit mehr denn 3—5 Schüssen versehen. — August hatte seine Unaussprechlichen dem nächsten Diener, der zufällig das Wasser trug, und einer der beiden Neulinge war, zugeworfen und rannte dem verwundeten Elephanten nach. Bald hatte er ihn eingeholt, doch dem Thiere nur einen Streifschuß am Hinterschenkel beigebracht. Da das Laden des riesigen Vorderladers mit fünflöthigen Kugeln nicht so leicht vor sich geht, gewann der Elephant abermals einen Vorsprung und August mußte sein Äußerstes thun, um das Thier noch einmal einzuholen. Ein dritter und sein letzter Schuß, mit gleich schlechtem Erfolge, wie der zweite, spornte das Thier zu noch größerer Eile an; August aber hielt inne in seinem Laufe, er mußte den Schwarzen mit dem Schießbedarfe erwarten. Doch zu seinem Schrecken war kein Schwarzer in der Nähe. Er wird bald des Wartens müde, weil er befürchtet, daß sich der Elephant zu weit von ihm entferne, und so nimmt er seine Verfolgung wieder auf, bis er nach einer Stunde vollkommen erschöpft stillehalten und selbe aufgeben mußte, ohne — trotz seiner behenden und an solche Hetzjagden gewohnten Beine — der Elephantenheerde nur nahe gekommen zu sein. Der Jäger warf sich todtmüde ins Gras und hoffte mit Sicherheit, daß die Diener seiner Spur folgen würden, er wartete bis zum nächsten Morgen, allein — vergebens.

* Kalebassen.

Ohne einen Schuß im Gewehre, müde, durstig und halb nackt blieb ihm endlich nichts anderes übrig, als in gerader Richtung durch den Wald der Heimat zuzuwandern, wo er auch am Abende in einem nicht näher zu beschreibenden Zustande und zur nicht geringen Ueberraschung der Bewohner Panda-ma-Tenkas unbehoset seinen Einzug hielt. Zwei Tage darauf kehrten seine alten Diener, die vergebens ihren Herrn gesucht hatten, und am fünften Tage erst jener Neuling mit der Hose heim. Er hatte sich vollständig verirrt, war nach Südosten gegen den Tamasankawald gegangen und hier von jagenden Madenassana aufgefunden, gestärkt und nach der Station zurückgeführt worden.

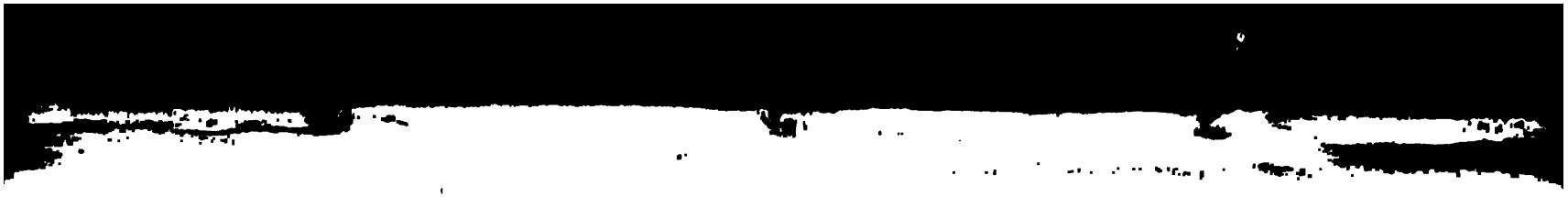
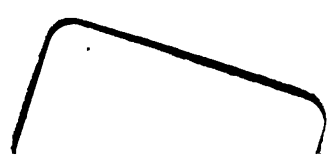
Wenige Tage vor unserer Abreise nach Norden wurden wir durch eine zweite Botschaft Rev. Coillard's überrascht. Herr Coillard schrieb uns, daß er mir zu dem von Afrika gekauften Esel einen zweiten als Reitthier für meine Frau schenke.

Ich wollte früher schon einmal acht Esel von ihm kaufen, doch das Geschäft scheiterte am hohen Preise; nun aber kam ein Esel als Geschenk an. Ich nahm es für meine Frau dankbar an und erstattete sofort Gegengeschenke im Werthe von sechzig Gulden (dem Werthe des Thieres); später kaufte ich von Coillard noch eine Eselin, die sich jedoch als krank erwies und die wir in dem ersten Maschukulumbedorfe zurücklassen mußten. Freund Westbech und Mr. Fry, welcher inzwischen von Schoschong gekommen war, schenkten mir etwas Chinin, was uns sehr gelegen kam. Jenes von Westbech kam von Mossamedes her; ein in der Barotse weilender portugiesischer Elfenbeinhändler hatte es Westbech bei dessen Besuche der königlichen Residenz verehrt. Zur selben Zeit kehrte auch der mehrmals schon erwähnte Henry Wall von einem Jagdausfluge zurück. Er hatte auf demselben fünf Elephanten geschossen und brachte mir wiederum Einiges mit für die Sammlungen, so einen durchaus eisernen Wurfspeer der Matotele, dessen sich dieser Marutsestamm bei den Elephantenjagden bediente.

Nahezu jeden fünften Tag kamen Leute von der Tschobemündung, so auch am Abgangstage meines Wagens; diese meldeten, daß Statthalter Makumba seine Stadt Mambowa verlassen hätte, um dem Könige Luanika nach seiner neuerlichen Thronbesteigung seine Ehrfurcht zu bezeugen, ihm

Geschenke zu überbringen und über die Situation in der Maschupia-Provinz zu berichten. Mir war diese Nachricht sehr unangenehm, denn Makumba war der beste der Häuptlinge von Mambowa und Scheschеke, seitdem Marancian geächtet, Scheschеke verlassen hatte. Ohne mir schaden zu wollen, hatte Makumba seine Vollmacht betreffs der mir zu beschaffenden Träger an einen charakterlosen Menschen, einen Unterhäuptling mit Namen Monilomba und an seinen eigenen, doch ebenso schlechten Bruder Kabukunjan übergeben.

Diese Beiden waren unstreitig die unverschämtesten Bettler Mambowas; gelegentlich eines Besuches, welchen sie uns vor einigen Wochen abstatteten, hatte ich sie schon gründlich abgewiesen, ich wußte, daß sie sich nun rächen würden.

Die nächste Botschaft von Mambowa und die erste dieser »Ehrenmänner« ließ schon keinen Zweifel über deren Gesinnung uns gegenüber aufkommen, sie lautete wie folgt: »Die von dir benöthigten Träger, 60 an der Zahl — ich aber hatte mindestens 96 nöthig — werden mit dir in keiner anderen Richtung als gegen Sonnenaufgang, — ich aber strebte nach Norden, — und nicht weiter als bis zu dem Matokahäuptlinge Matakala gehen, wo sie umkehren werden und du dich nach neuen Trägern umsehen mußt.« Keine ärgere Botschaft hätte gesandt werden können und nur zu bald stand ich vor dem ärgsten Hindernisse meiner neuen Reise, vor der Trägerfrage.

Bucl